Louis Wilhelm Buch Album

Unserer lieben Mamma
Zum Geburtstag
Januar 1930
Von den Kindern und von mir

Neues Wilhelm Busch Album

Chr. Thoma

Neues Wilhelm Busch Album

Sammlung lustiger Bildergeschichten
mit 1500 zum Teil farbigen Bildern
von

Wilhelm Busch

Erstes bis fünfzigstes
Tausend

Erschienen bei der
Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst
Hermann Klemm Berlin/Grunewald.

Schulpig

Der Satz und Druck dieses Werkes erfolgte in der Offizin von G. Kreysing in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Alle Rechte vorbehalten für die Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst Hermann Klemm A.-G. in Berlin-Grunewald.

Росси йская государственная
библиотека для молоде ж
№ 896638

Der lebhafte Wunsch ungezählter Wilhelm Busch-Verehrer, die verstreuten Werke des unvergleichlichen Humoristen, welche nicht im Bassermannschen Verlage erschienen sind, in einem Bande beisammen zu haben, geht mit dem Erscheinen des Neuen Wilhelm Busch-Album in Erfüllung. Durch freundschaftliche Abmachungen mit den Verlagsfirmen Braun & Schneider-München, Deutsche Verlagsanstalt-Stuttgart, Moritz Schauenburg-Lahr und Lothar Joachim-München einerseits, sowie mit den Neffen Wilhelm Buschs: Hermann, Adolf und Otto Nöldeke andererseits, ist es möglich geworden, dieses Werk den Verehrern des großen Meisters darzubieten mit einer reichen Fülle der köstlichen Früchte seines unvergänglichen Humors. Besonderer Dank gebührt den Herren Braun & Schneider in München, die durch uneigennütziges Entgegenkommen das Unternehmen förderten. Die bei Lothar Joachim-München als Monographie erschienenen interessanten Aufzeichnungen der Neffen Wilhelm Busch's über ihren Onkel werden auch in der hier gebotenen Umarbeitung vielen einen erwünschten Einblick in das Leben und die Lebenswerkstatt des allbekannten und doch so wenig gekannten Mannes verschaffen, dem sie manche fröhliche Stunde verdanken; viel zeichnerisches und literarisches Material ist neu hinzugekommen, manches davon wird zum ersten Male veröffentlicht. Das „Neue Wilhelm Busch-Album" soll ein Ergänzungs- und Gegenstück zum „Humoristischen Hausschatz" bilden. Möge es ihm beschieden sein, in gleicher Weise wie jener es ist, ein rechter Schatz des Deutschen Hauses zu werden!

Inhalts-Verzeichnis

Geleitwort V

Erstes Buch:

Der heilige Antonius von Padua 3
Hans Huckebein, der Unglücksrabe 33
Das Pusterohr 45
Das Bad am Samstag Abend 53
Die kühne Müllerstochter 61
Der Schreihals 67
Die Prise 73
Schnurrdiburr oder Die Bienen 77

Zweites Buch:

Schnaken und Schnurren 107

Naturgeschichtliches Alphabet 109
Das Rabennest 113
Diogenes oder die bösen Buben von Korinth . . 116
Der Frosch und die beiden Enten 119
Der Hahnenkampf 121
Der hinterlistige Heinrich 124
Der Bauer und das Kalb 126
Der Lohn des Fleißes 128
Die Strafe der Faulheit 131
Der hohle Zahn 133
Adelens Spaziergang 137
Der Bauer und das Schwein 140
Der Bauer und der Windmüller 144
Die feindlichen Nachbarn 149
Der Affe und der Schusterjunge 153
Der Schnuller 156
Die Fliege 159
Die Verwandlung 162
Das Napoleonspiel 165
Vetter Franz auf dem Esel 167
Die Rutschpartie 170

Busch-Bilderbogen 173

Die Maus oder die gestörte Nachtruhe 175
Zwei Diebe 177
Der gewandte, kunstreiche Barbier und sein kluger Hund 181
Der neidische Handwerksbursche 184
Das warme Bad 186
Die Entführung aus dem Serail 189
Die gestörte, aber glücklich wieder errungene Nachtruhe 192
Schmied und Teufel 195
Ein Neujahrskonzert 198
Müller und Schornsteinfeger 201
Der Katzenjammer 205
Die Brille 208
Die Folgen der Kraft 213

Kunterbunt 217

Eginhard und Emma 219
Das gestörte Rendezvous 222
Der hastige Rausch 225
Ein galantes Abenteuer 230
Der schöne Ritter 233
Ein Abenteuer in der Neujahrsnacht 236
Schreckliche Folgen eines Bleistifts 238
Trauriges Resultat einer vernachlässigten Erziehung 240
Ehre dem Photographen! Denn er kann nichts dafür! 243
Der vergebliche Versuch 246
Monsieur Jaques à Paris während der Belagerung im Jahre 1870 248
Der Partikularist 252

Der Wurstdieb 255

Drittes Buch:

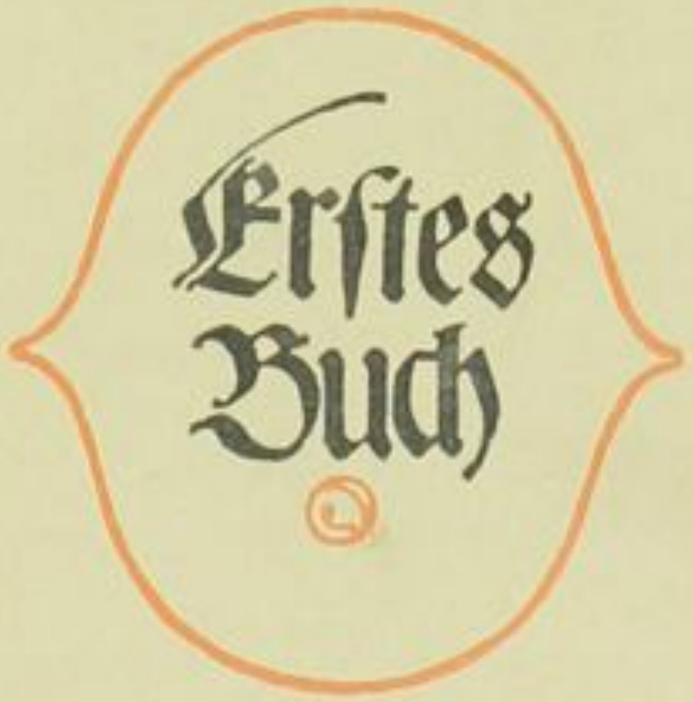
Schein und Sein 263
Eisenach 291

Viertes Buch:

Wilhelm Busch. Heiteres und Ernstes aus seiner Lebenswerkstatt. Von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke 317

Neues Wilhelm Busch

Album



Der heilige Antonius von Padua/
Hans Huckebein, der Unglücksrabe/
Das Pusterohr/Das Bad am Sams-
tag Abend/Die kühne Müllerstochter/
Der Schreihals/Die Prise/Schnurr-
diburr oder die Bienen.

Der heílíge Antoníus von Padua

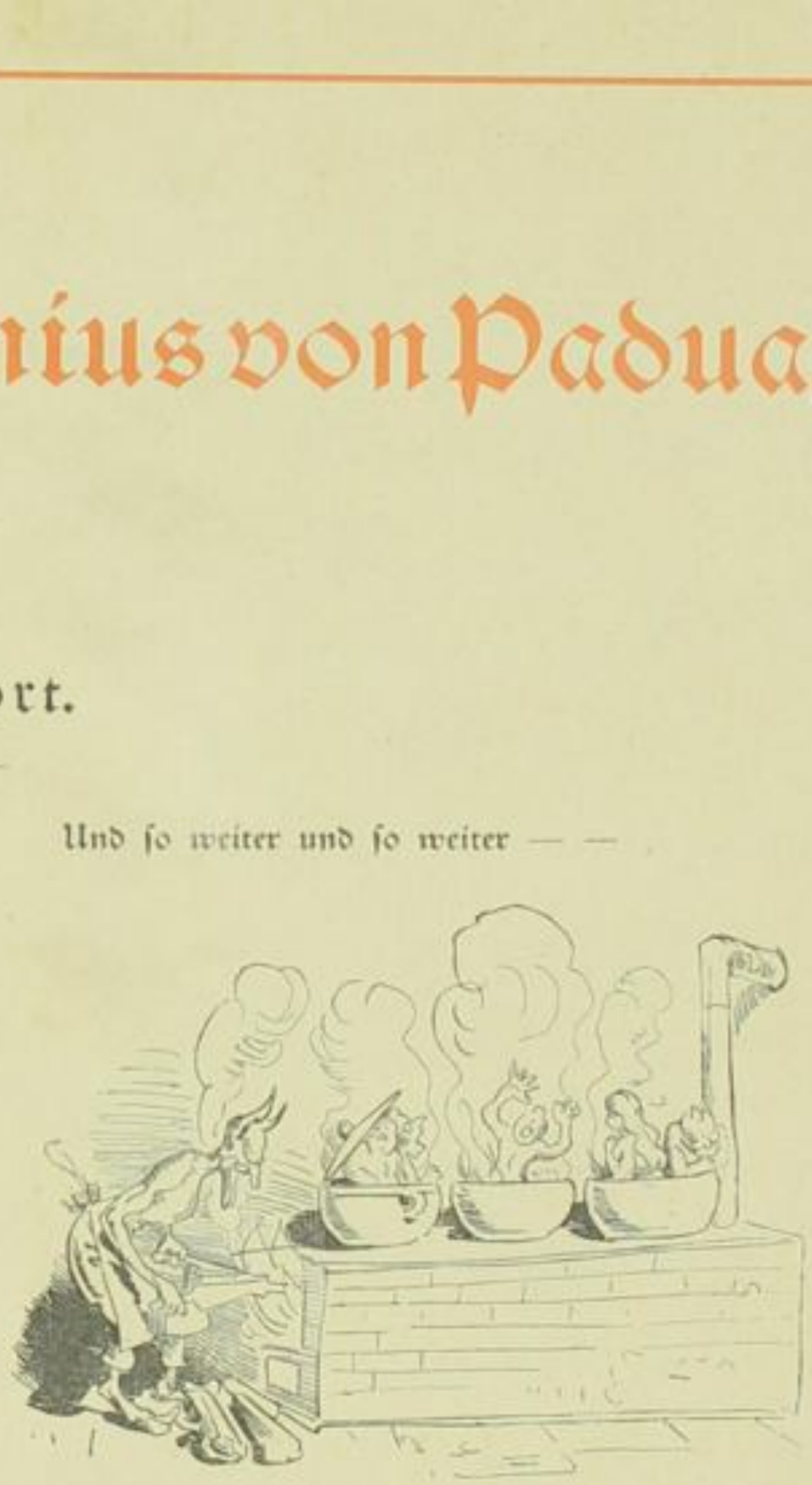
Der heilige Antonius von Padua.

Vorwort.

Ach, ja, ja! — so seufz' ich immer —;
Denn die Zeit wird schlimm und schlimmer.
Oder kann in unsern Tagen
Einer wagen, nein! zu sagen,
Der mit kindlichem Gemüt
Morgens in die Zeitung sieht?

Hier Romane, dort Gedichte,
Malzextrakt und Kursberichte,
Näh- und Mäh- und Waschmaschinen,
Klauenseuche und Trichinen — —
Dieses druckt man groß und breit —
Aber wo ist Frömmigkeit???
Hält denn nicht, o Sünd und Schand
Weltlicher Arm die geistliche Hand,
Daß man also frech und frei
Greife den Beutel der Klerisei?!
Wehe! Selbst im guten Öster-

Reiche tadelt man die Klöster — —
Und so weiter und so weiter — —



Doch das Ende ist nicht heiter!!!

* * *

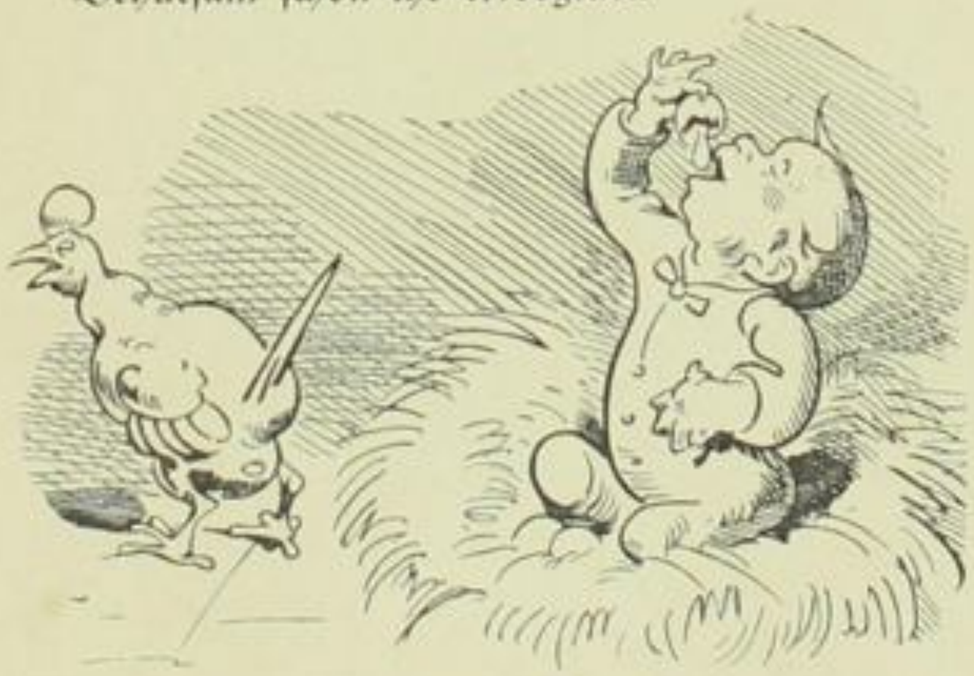
Ja, es ist abscheulich, greulich!!!
Aber siehe! wie erfreulich
Ist's dagegen, wenn wir lesen,
Wie man sonsten fromm gewesen;
Wie z. B. Sankt Anton,
Unsrer Kirche großer Sohn,
Litt und stritt und triumphierte —
Kurz! ein christlich Leben führte —
Dieses laßt uns mit Bemühen
Heute in Erwägung ziehen.

Erstens.

Frühe Talente.

Wennschon der Mensch, eh' er was wird,
Zuweilen strauchelt oder irrt,
Wennschon die Heiligen vor allen
Mitunter in Versuchung fallen —
So gilt doch dies Gesetz auf Erden:
Wer mal so ist, muß auch so werden!
Auch unser Toni zeigte früh
Zum Heil'gen mancherlei Genie. —
Man rechnet meistens zu den Lasten
Das kirchliche Gebot der Fasten;
Man fastet, weil man meint, man muß.
Für Toni aber war's Genuß!
Bouillon und Fleisch und Leberkloß,
Das war ihm alles tutmämschos.
Dagegen jene milden Sachen,
Die wir aus Mehl und Zucker machen,
Wozu man auch wohl Milch und Zimt
Und gute sanfte Butter nimmt — —
Ich will mal sagen: Mandeltorten,
Dampfnudeln, Krapfen aller Sorten,
Auch Waffel-, Honig-, Pfannenkuchen —
Dies pflegt' er häufig aufzusuchen.

Den Freitag war er gern allein,
Um sich besonders zu kastein.
Der Tag war ihm besonders heilig. —
Früh stund er auf und schlich sich eilig
Zur Scheune auf die kühle Tenne,
Denn Picola, die kluge Henne,
Legt' hier versteckt in frisches Heu
Behutsam schon ihr Morgenei.



Er trank es aus. — Hier sehen wir,
Daß selbst das unvernünft'ge Tier
Mit sonst gedankenlosen Werken
Den Frommen fördern muß und stärken. —

Ein Gärtner wohnt ganz nahebei,
Der, im Besitz der Fischerei,
Doch, immer nur auf Fleisch bedacht,
Sich aus dem Freitag wenig macht
Und als ein pflichtvergessner Greis
Den christlichen Familienkreis
An diesem Tag beharrlich flieht,
In dunkle Ketzerkneipen zieht
Und da, als wär's am Kirchweihfest,
Sich Wurst und Braten geben läßt.

O, pfui! — — Doch sieh! Der Toni kam,
Sobald der Fischer Abschied nahm.
Im traulich stillen Gartenraume
Pflückt er die Kirsche und die Pflaume,
Geht dann hinab am Murmelbach
Und sieht des Fischers Angel nach;
So daß er manchen Fisch sodann
Der guten Mutter bringen kann. —

Gesegnet sind die Frommen! Ihnen
Muß jedes Ding zum Besten dienen!

Doch nicht allein die Fastenzeit
Fand ihn stets willig und bereit.
Nein! Auch die vielen Feiertage
Trug er geduldig ohne Klage.
So wie die braven, guten Alten
Pflegt' er die Kirchweih streng zu halten.

In allen Kirchen nah und fern
Ging er zur Beichte oft und gern,
Und gab der Beichte Zettel willig
An andere Knaben — aber billig.

Wenn Messe war, stets war er da;
Wo Julchen kniete, stand er nah;
Denn dieses Mädchen, ob es gleich
Schon älter war und etwas bleich,
Zog doch durch andachtsvollen Sinn
Den frommen Knaben zu sich hin.

Ihr guten Mädchen! ach wie schön
Ist dieses Beispiel anzusehn! —

Zuweilen auch, bei kühler Zeit,
Trieb ihn der Geist zur Einsamkeit

So daß er morgens auf dem Pfühle,
Entfernt von Schul- und Weltgewühle,
Bis in den hellen Wintertag,
Ein stiller Klausner, sinnend lag. —

Kurzum! Man sah an diesem Knaben
Schon früh die Keime jener Gaben,
Die er in gnadenvoller Zeit
Gepflegt zum Ruhm der Christenheit.

Zweitens.

Liebe und Bekehrung.

Ein Irrtum, welcher sehr verbreitet
Und manchen Jüngling irreleitet,
Ist der: daß Liebe eine Sache,
Die immer viel Vergnügen mache.

Antonio meinte dieses, als
Er größer wurde, ebenfalls. —

Denn ach! noch immer liebt' er ja
Die schon erwähnte Julia,
Selbst dann noch, als die Auserwählte
Sich einem Manne anvermählte. —

An einem Abend, kalt und bitter,
Als er, wie öfters schon, die Zither
Vor ihrem Fenster klagend schlägt,
Ob er vielleicht ihr Herz bewegt,
Pst! pst! — ertönt es da hernieder —
Daß durch die halberstarrten Glieder
Ein wonnevoller Schrecken dringt —

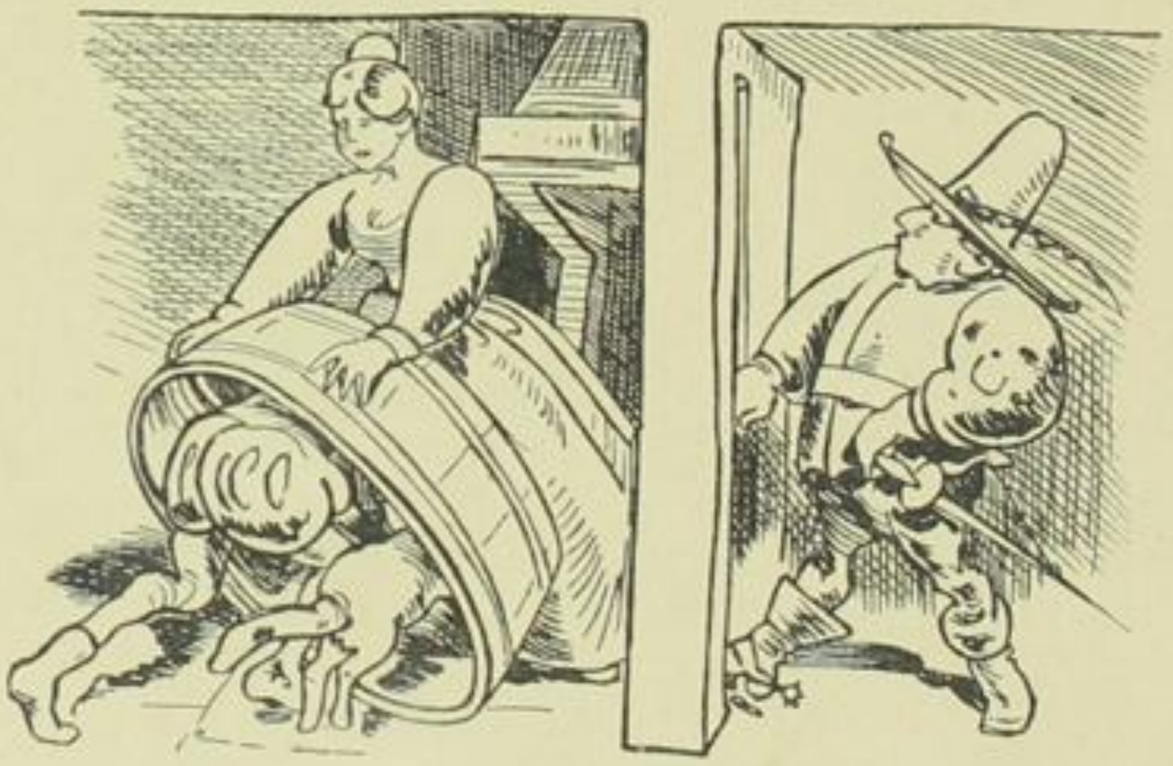
Pst! pst! Sieh da! Sie winkt, sie winkt! —

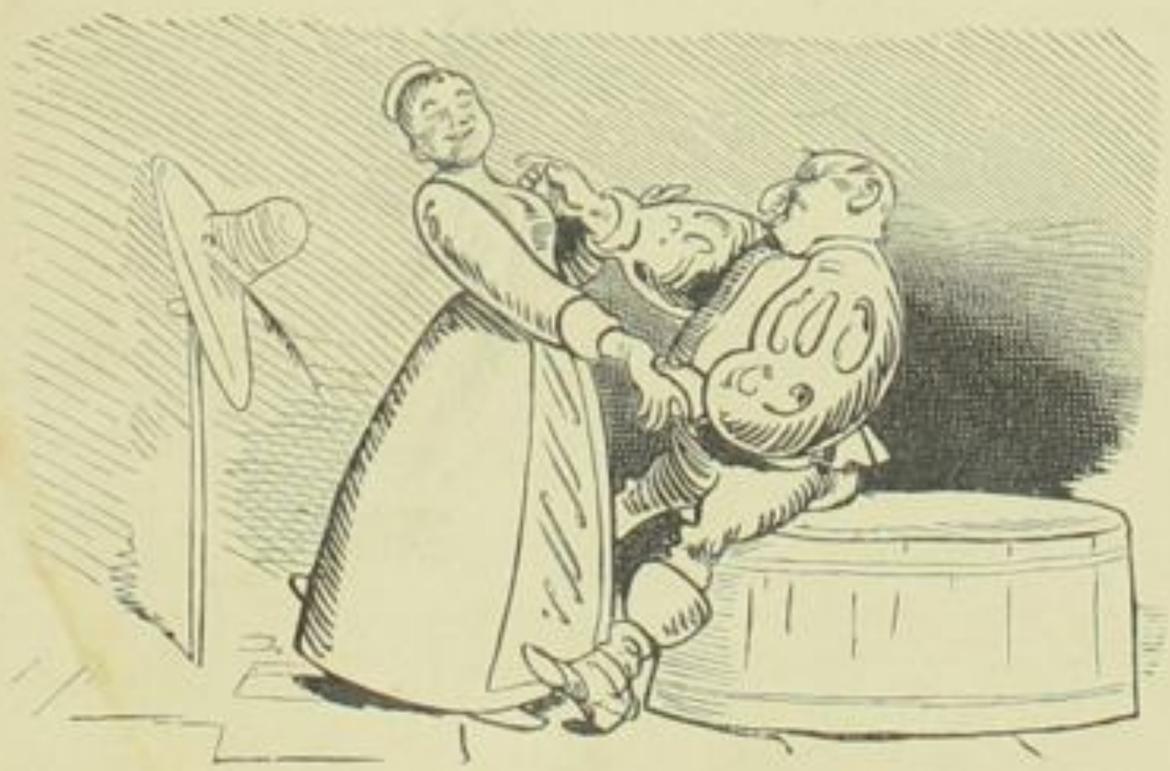
Von Hoffnungsflügeln sanft gehoben
Schwebt er treppauf und fliegt nach oben.

Wer möchte nicht, wenn er durchfroren
Die halbverglasten steifen Ohren
An einen warmen Busen drücken
Und so allmählich sich erquicken?

Antonio hoffte dieses, als
Er hergekommen, ebenfalls.
Doch ach! kaum hat er Platz genommen,
Da hört man draußen schon was kommen.
Mit Husten und mit Sporenklang
Klirrt der Gemahl den Gang entlang.

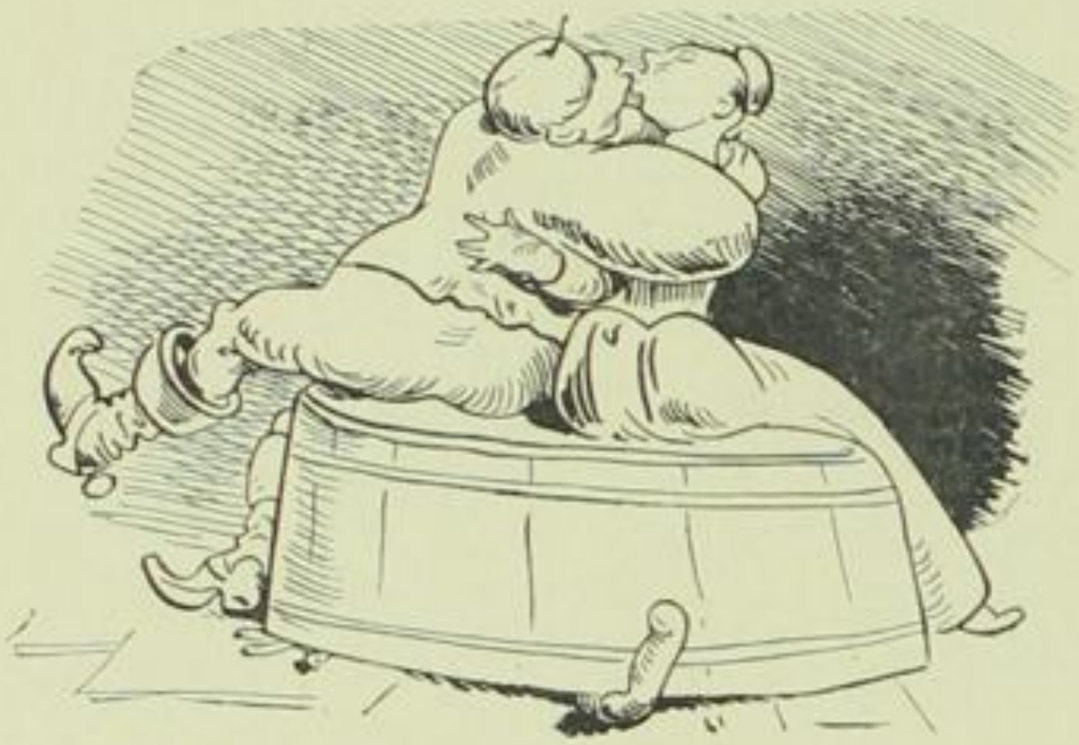
Schnell unters Faß! so ruft das Weib
Und stülpt's Antonio auf den Leib,
Und auch die Katze wird erschreckt,
Wird in der Hast mit zugedeckt.





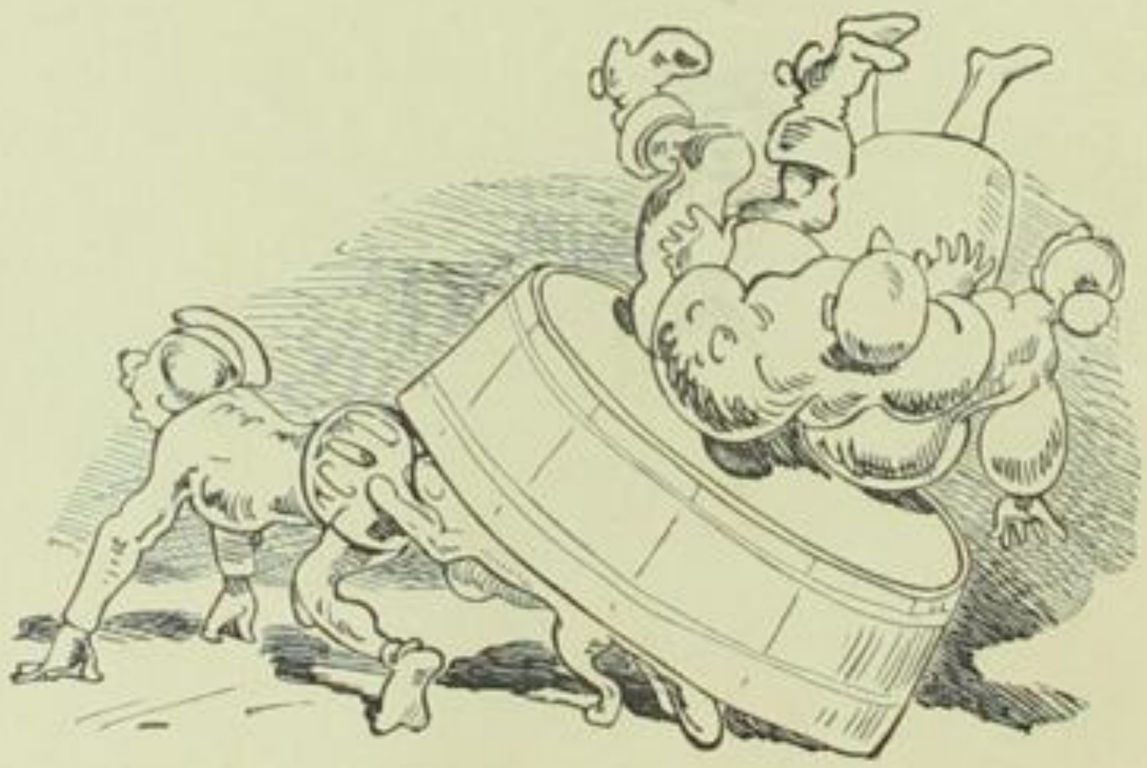
Der Hausherr fängt als Biedermann
Mit seiner Frau zu kosen an.

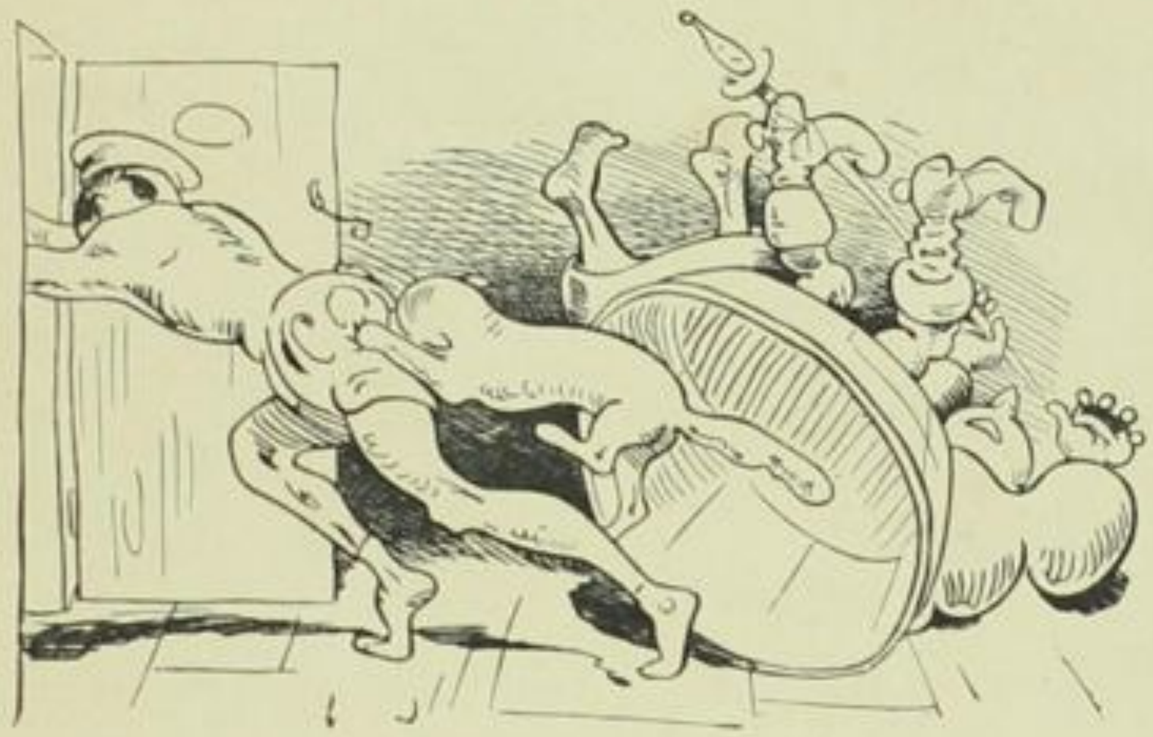
Antonio aber, sehr beengt,
Hat seine Finger eingezwängt.



Derweil verspüret hinterwärts
Am Schwanz die Katze großen Schmerz.

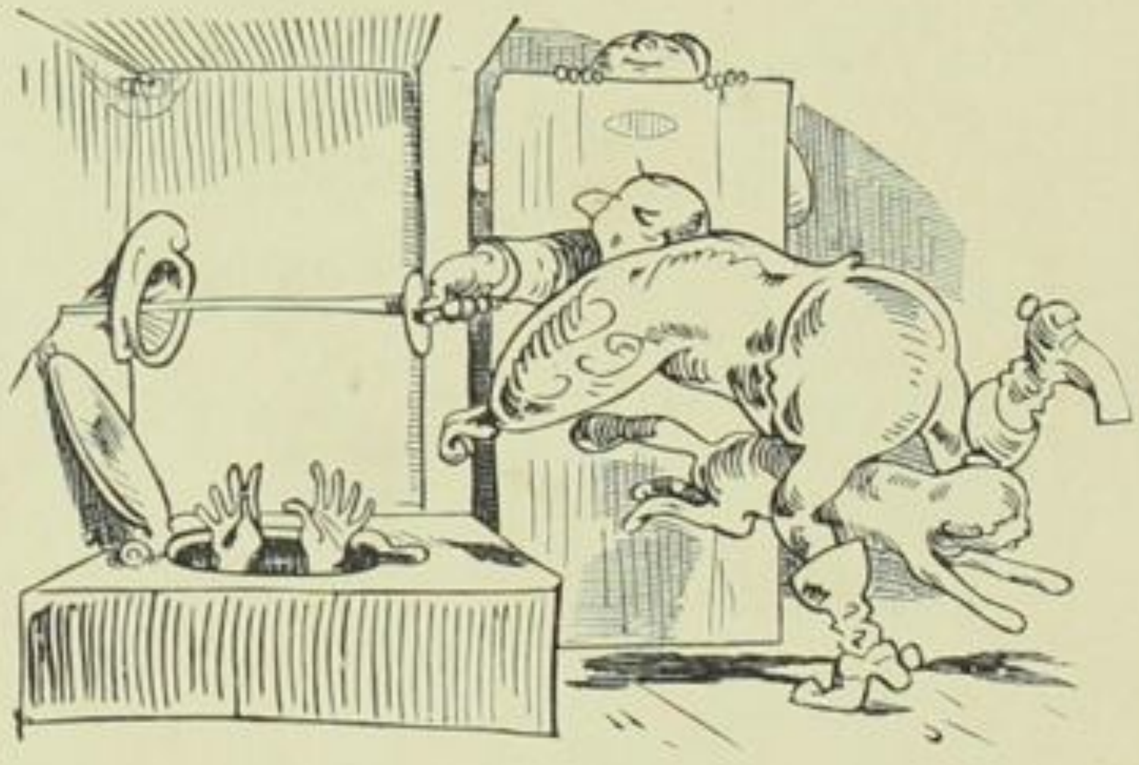
Sie meint: Antonio hat's getan!
Die Kralle kratzt, es beißt der Zahn.





Das Faß fällt um, der Lärm wird groß,
Die Katze läßt so leicht nicht los.

Mit seinem Degen stößt der Mann,
Antonio drückt sich, wie er kann,



Und kommt gekrochen und gefroren
Zu eines Klosters ernsten Toren.

O Welt, mit uns ist's nun vorbei!
Ihr Weiber, fahrt mir aus dem Sinn!
Du Königin des Himmels, sei
Auch meines Herzens Königin!
Salve Regina!

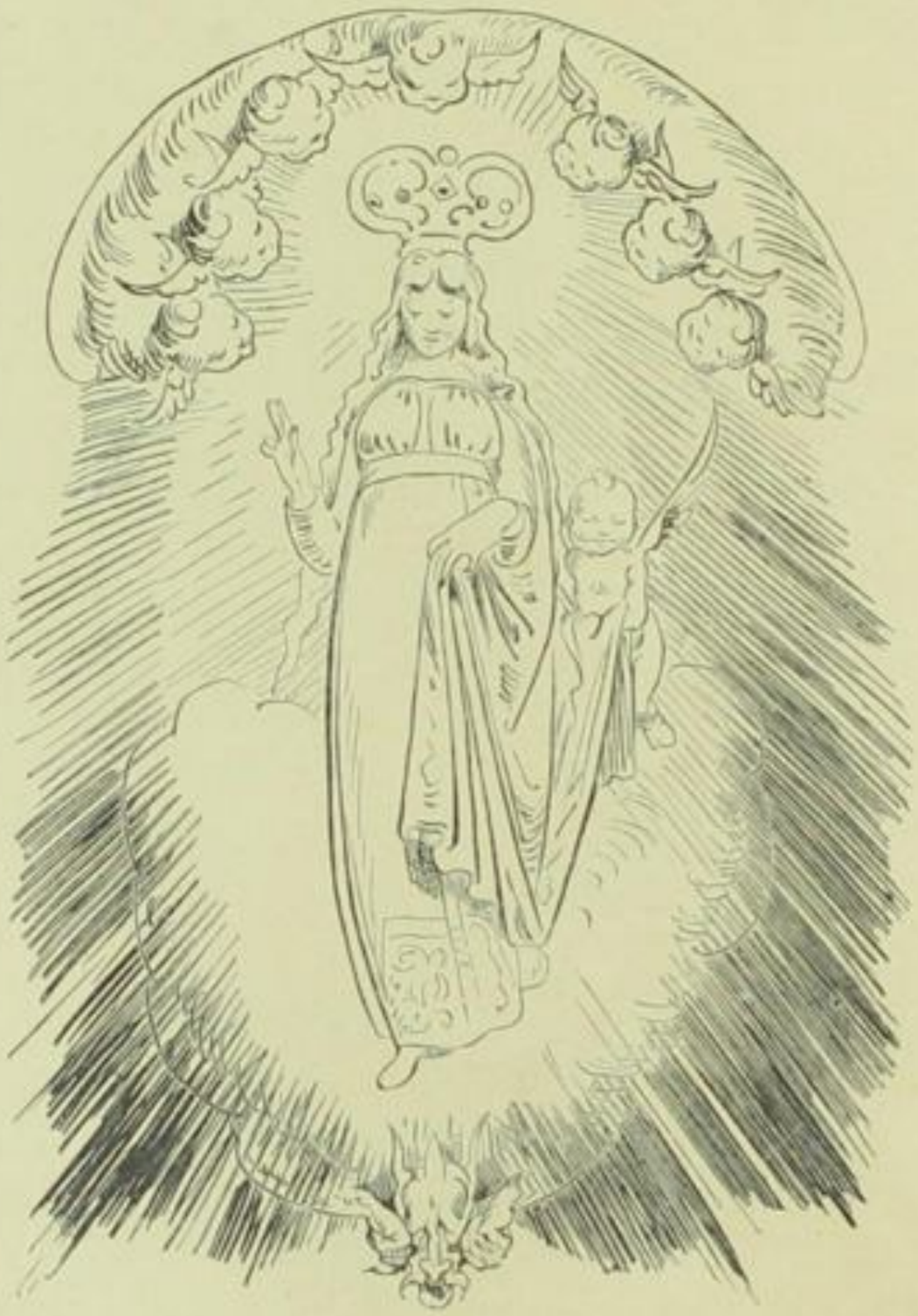
Drittens.

Unserer Frauen Bildnis.

Ein hoffnungsvoller junger Mann
Gewöhnt sich leicht das Malen an! —

Auch Bruder Antonio, welcher nun,
Von seinen Sünden auszuruhn,
Zu Padua im Kloster lebt
Und geistlicher Bildung sich bestrebt,
Hat es gar bald herausgebracht,
Wie man die schönen Bilder macht,
Und malt auf Gold schön rot und blau
Das Bildnis unsrer lieben Frau.
Umflattert von der Englein Chor
Tritt sie hervor aus des Himmels Tor.

Den blauen Mantel faßt die Linke;
Die Rechte sieht man sanft erhoben,



Halb drohend, halb zum Gnadenwinke,
So kommt die Königin von oben.

Doch ihr zu Füßen windet sich
Der Teufel schwarz und fürchterlich.
Dem Teufel war's nicht einerlei,
Daß er so gar abscheulich sei.
Er fängt alsbald das Grübeln an,
Wie er den Bruder kränken kann.

Ein Kloster lag nicht weit von hinnen,
Besetzt mit Karmeliterinnen,
Und war als Kustorin allda
Die fromme Jungfrau Laurentia.
Bescheiden, still und glaubensfroh,
Hat sie der gute Antonio,
Den alles Gute stets ergötzt,
Schon längst von Herzen hochgeschätzt.
Natürlich im allgemeinen und überhaupt,
Wie's unsere heilige Kirche erlaubt.

Einst als er so in stiller Nacht,
Von Träumen umgaukelt, halb schläft, halb wacht,
Tritt bei des Mondes Dämmerhelle
Schwester Laurentia in seine Zelle

Und beugt sich nieder und seufzt und spricht:
„Antonio, Lieber, kennst du mich nicht?
„Ich bin entflohn aus des Klosters Zwang,
„Konnt' nicht widerstehn meines Herzens Drang,
„Bin aus Liebe zu dir und großem Verlangen
„Mit dem Silbergerät davongegangen.
„Auf, auf, Antonio! tue desgleichen
„Und laß uns in fremde Lande entweichen!"

Dem Bruder tät die Sache scheinen,
Nimmt die heiligen Gefäße aus den Schreinen,
Packt's in die Kutten emsiglich

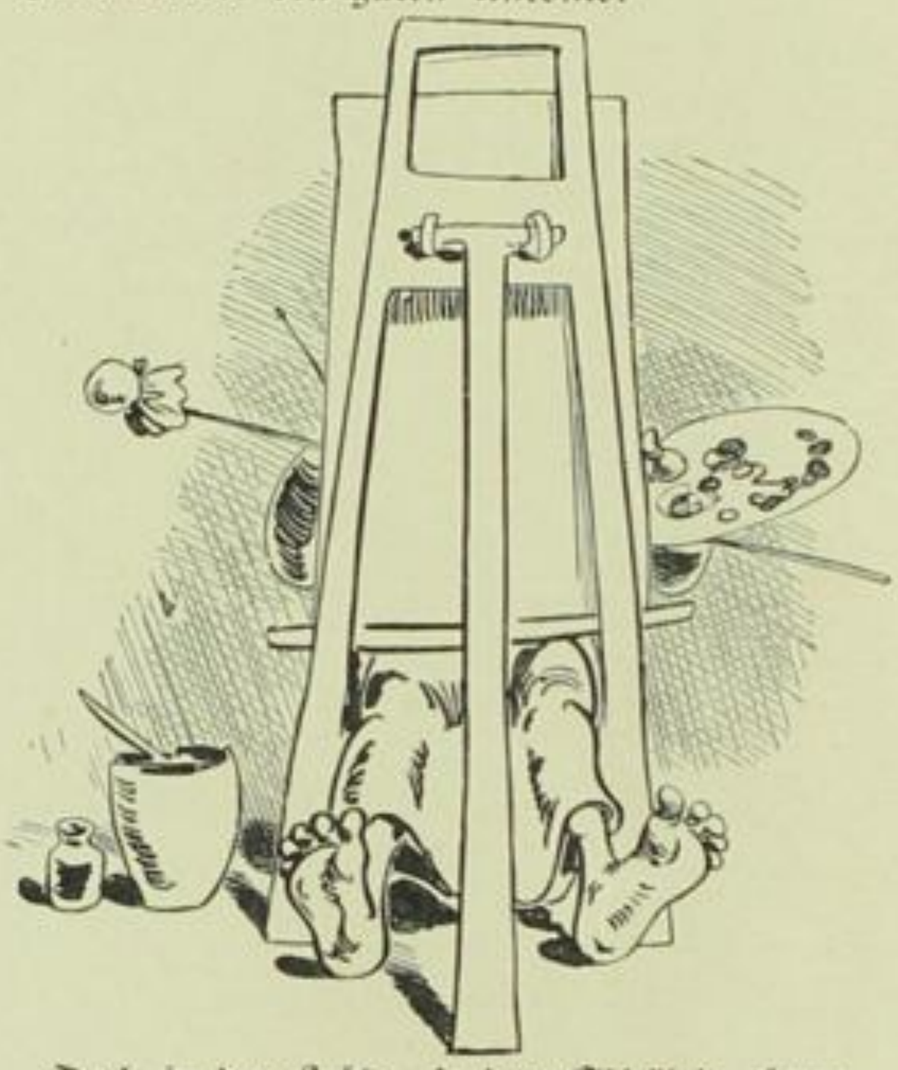
Und läßt das Kloster hinter sich.

Aber da draußen im freien Feld
Ward ihm die Lieb' und Lust vergällt.
Statt der guten Jungfrau Laurentia
War plötzlich der leidige Satan da.
„Heihei!" — lacht der Teufel, „so ist's der Brauch,
Du malteſt den Teufel, nun zahlt er auch!"

Flugs flog er auf, dem Kloster zu,
Und rüttelt die Patres aus ihrer Ruh.

Bruder Antonio wär' schier verzagt,
Ringt seine Hände, weint und klagt,

Vermeinend, daß aus dieser Beschwer
Nirgends ein Ausgang zu finden wär'!
Doch sieh! Aus dunklem Wolkenflor
Tritt unsre liebe Frau hervor.
„Sei getrost, Antonio, ich bin voller Gnaden,
„Der böse Feind soll dir nicht schaden.
„Mein Bildnis in des Klosters Hallen
„Sah ich mit gnädigem Wohlgefallen!"
Sprach's und winkte mit der Hand,
Schwebte nach oben und verschwand.
Alsbald, so kommt der ganze Haufen
Der Klosterbrüder zugelaufen
Und führen mit vielem Heh! und Hoh!
Zum Kerker den guten Antonio.



Doch in der Früh, als das Glöcklein läutet
Und jeder hinab zur Metten schreitet —
O Wunder! — da sitzt schon emsig und frei
Bruder Antonio vor seiner Staffelei!
Im Gefängnis aber, in einer Ecken
Hockt der Teufel mit Knurren und Zähneblecken,

Der Prior tunkt ein den langen Wedel
Und besprengt ihm den harten Teufelsschädel,

Und plärrend und mit Ach! und Krach!
Fährt er ab mitsamt dem Fensterfach.
Recht nützlich ist die Malerei,
Wenn etwas Heiligkeit dabei.

❖

Viertens.

Zwei Stimmen von oben.

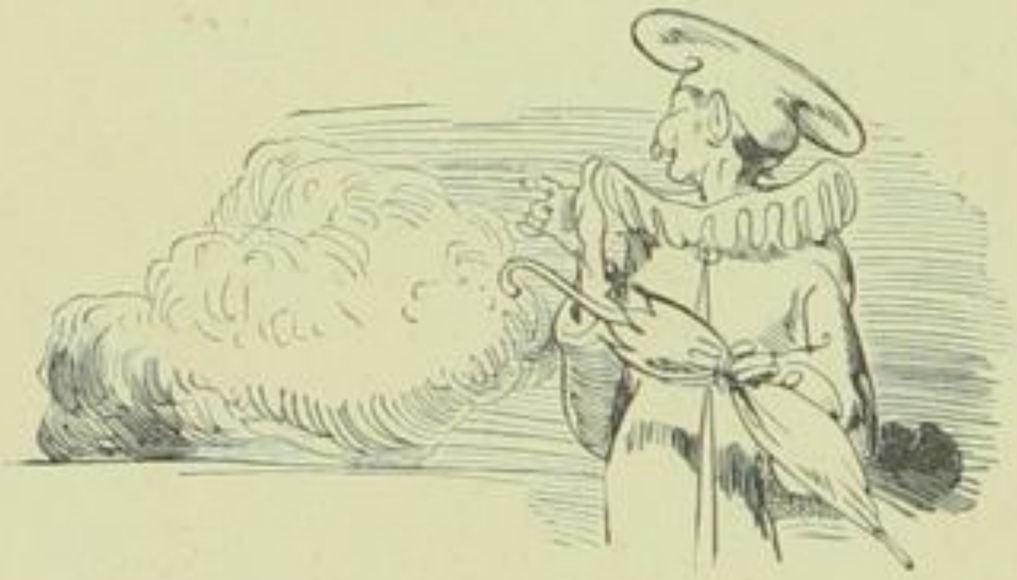
In Sachen des Klosters ausgesandt,
Kam Bruder Antonio einst über Land.

Und ihm zur Seite, mit leichtem Fuß,
Schritt Doktor Alopecius.
(Ach! das war auch so einer von denen!)
Rechts und links begrüßt er die ländlichen Schönen,
Faßt sie beim Kinn, anmutig-milde,
Schenkt ihnen gar schöne Heiligenbilde,
Und macht auch wohl so hin und wieder
Dominus vobiscum! über das Mieder.

Wie man denn meistens auf der Reis'
Die Schönheit der Natur erst recht zu würdigen weiß.

Bruder Antonio aber dagegen,
Dem nichts an irdischer Liebe gelegen,
Trug einzig allein in Herz und Sinn
Die süße Himmelskönigin.

Er wandelt abseit und schaut sich nicht um,
Er spricht das Salve und Sub tuum präsidium.
So zogen sie weiter. Der Tag verstrich.
Der Abend wird schwül. Es türmet sich
Ein grau Gewölk am Horizonte,
Worin's schon ferne zu donnern begonnte,



Doktor Alopecius, in diesen Sachen
Ein arger Spötter, spricht mit Lachen:
„Na, was hat denn wieder der alte Brummer?
„Rumort ja schrecklich in den Wolken rummer?"

Und näher wälzt sich der Wolkenballen.
Gewaltig braust der Sturm. Die Donner schallen.
Bruder Antonio schaut sich nicht um,
Er spricht das Salve und Sub tuum präsidium.

Der Doktor aber nimmt sein Paraplü,
Spannt's auf und spricht: „Jetzt kommt die Brüh!!"

Horch! — plötzlich wie des Gerichts Trompete,
Donnert von oben eine Stimme: „Töte!! Töte!!"

— „„Schon recht!!!““ — ertönt voll Grimme
Eine zweite Stimme.

Huit! — Knatteradoms — ein Donnerkeil —
Und Alopecius hat sein Teil.

Bruder Antonio schaut sich nicht um,

Er betet das Salve und Sub tuum präsidium.
So wandelt er weiter in stillem Gebete. —

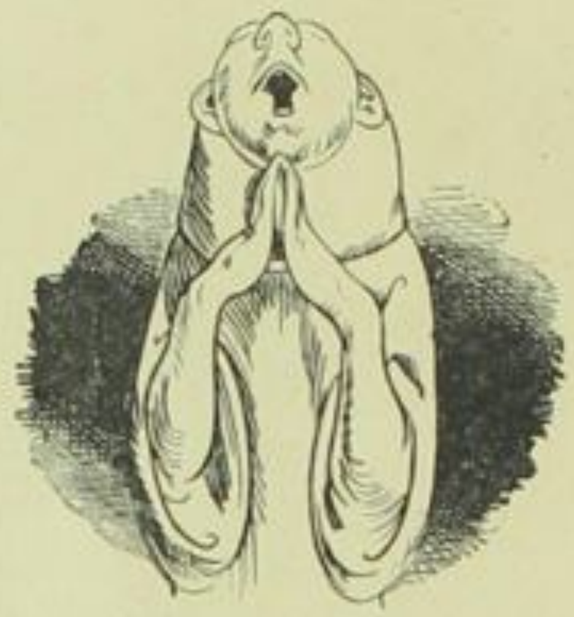
Und wieder donnert die erste Stimme: „Töte! Töte!!!“

Российская государственная
библиотека для детей
№ 896088

„„Ja, töte, töte!! Sie leid't's halt nit!!!““

So ruft voll Grimme
Die zweite Stimme.

Und grollend zog das Wetter hinunter. —
— Antonio aber, getrost und munter,
Zieht seines Weges fürderhin



(Dank dir, o Himmelskönigin!)
Bis Padua, die werte Stadt,
Ihn wieder aufgenommen hat.

Fünftens.

Kirchweih.

Gen Padua, wenn Kirchweih ist,
Wallfahrten die Bruderschaften;
Denn da erlangt der fromme Christ
Einen Ablaß von großen Kraften.

Die Bruderschaft und den Jungfernverband
Die tut es gewaltig dürsten;
Drum ist ein Wirtshaus allda zur Hand
Mit Bier und schweinernen Würsten.

Und als man nachts zu Bette ging,
Nahm man sich nicht in achte,
Das Wirtshaus, welches Feuer fing,
Brann hell, als man erwachte.

Das Kloster mit seiner Kellerei
Liegt nahe in großen Nöten;
Die Mönche erhuben ein groß Geschrei,
Antonio hub an zu beten:

„Ave Maria, mundi spes!
Erhalte uns armen Mönchen —
Du weißt es ja, wir brauchen es —
Den Wein in unsern Tönnchen!"

Und sieh! erloschen ist die Glut
Der gier'gen Feuerzungen;
Die frommen Brüder fassen Mut,
Sie waren so fröhlich und sungen:

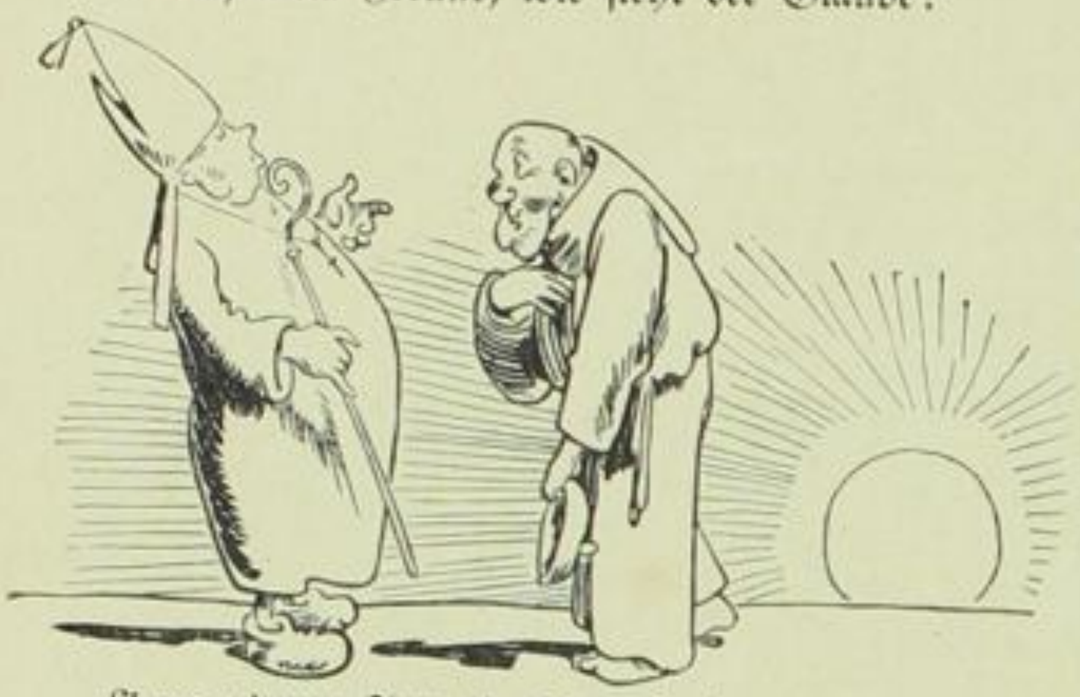
„Der Saft, der aus der Traube quoll,
Kann heut ja wohl nicht schaden!
Juchhe! wir sind ja wieder voll,
Ja wieder voller Gnaden." —

Sechstens.

Bischof Rusticus.

Zu Padua war groß Gedränge
Der andachtsvollen Christenmenge.
Man eilt zu Kanzeln und Altären,
Den frommen Antonio zu hören,
Der sich alldorten seiner Predigt
Mit wunderbarer Kraft entledigt.
Auch tät er oft, vom Geist getrieben,
Herrliche Zeichen und Wunder verüben.
Jedoch die Kinder dieser Welt,
Denen so etwas selten gefällt,
Murren und munkeln so allerlei
Von Teufelskünsten und Zauberei
Und verklagen den frommen Antonius
Beim guten Bischof Rusticus.

Der Bischof läßt den Bruder kommen:
„Ich hab' von deiner Kunst vernommen!
Allein, mein Freund, wie steht der Glaube?"



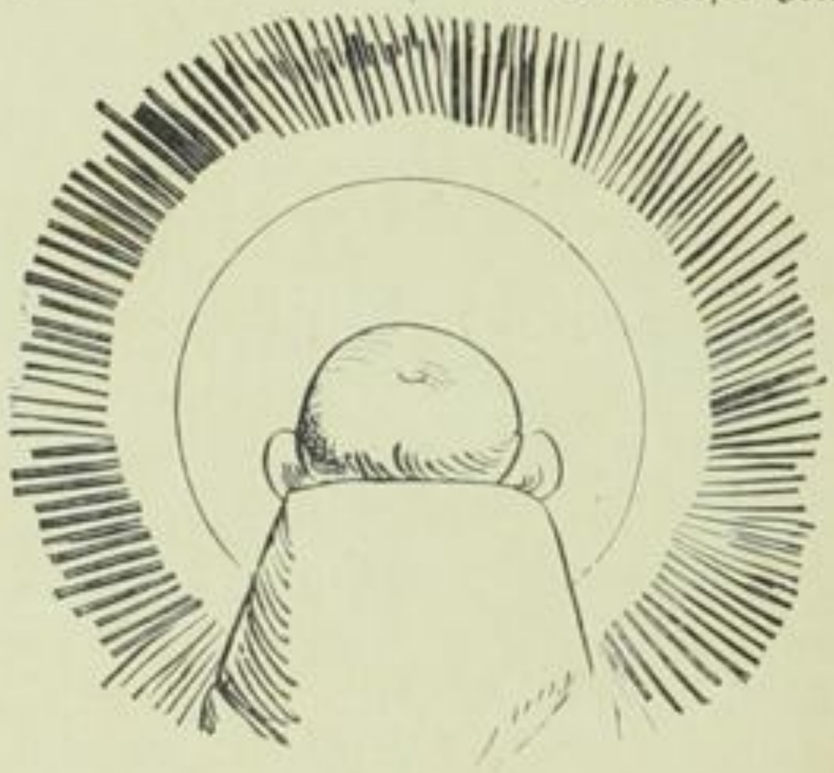
Flugs nimmt Antonio seine Haube
Und hängt sie, wie an einen Pfahl,

An einen warmen Sonnenstrahl.
Der Bischof sprach: „Bravo! — Allein!
Dies kann auch Teufelsblendwerk sein!"
Nun spielte da im Sand herum
Ein Findelknabe, taub und stumm,
Und keiner hatte je erfahren,
Wer Vater oder Mutter waren. —

Antonius sprach: „Sag an, mein Kind,
Wer deine lieben Eltern sind!!"
O Wunder! Der bis diese Stund'
Nicht sprechen konnte, sprach jetzund:

„Der Bischof Rusticus, der ist . . . . ."

„Pſ—ſ—ſ—ſ—ſ—ſt!!!"
Sprach der Bischof — „Es ist schon recht!!!
Antonius, du bist ein Gottesknecht!!!"
Seit dieser Zeit sah groß und klein



Antonius mit dem Heiligenschein.

Siebtens.

Die Beichte.

Es wohnte zu Padua ein Weib,
Bös von Seele, gut von Leib,
Genannt die schöne Monika. —
Als die den frommen Pater sah,
Verspürte sie ein groß Verlangen,
Auch ihn in ihre Netze zu fangen.
„Geht, rufet mir den heiligen Mann," —
So sprach sie — „daß ich beichten kann!"
Er kam und trat ins Schlafgemach.
Sie war so krank, sie war so schwach.

„Sei mir gegrüßt, o heil'ger Mann!
Und höre meine Beichte an!"

Antonius sprach mit ernstem Ton:
„„Fahre fort, meine Tochter, ich höre schon!""
„Am Freitag war es, vor acht Tagen —
Ach Gott! ich wag' es kaum zu sagen! —
Es war schon spät, ich lag allein —
Da trat ein Freund zu mir herein.
— Gewiß, ich konnte nichts dafür!
Er setzte sich ans Bett zu mir . . — . .
— Ach, frommer Pater Antonio!
Wie Ihr da sitzt! Gerade so!"

Antonius sprach mit ernstem Ton:
„„Fahre fort, meine Tochter, ich höre schon!!""

„So saß er da und sprach kein Wort
Und sah mich an in einem fort
Und sah so fromm und freundlich drein —
Ich konnte ihm nicht böse sein!
Die Finger waren schlank und zart.
Blau war sein Auge, blond sein Bart . . . .

— Ach, guter Vater Antonio!
Gerade wie Eurer! Gerade so!"

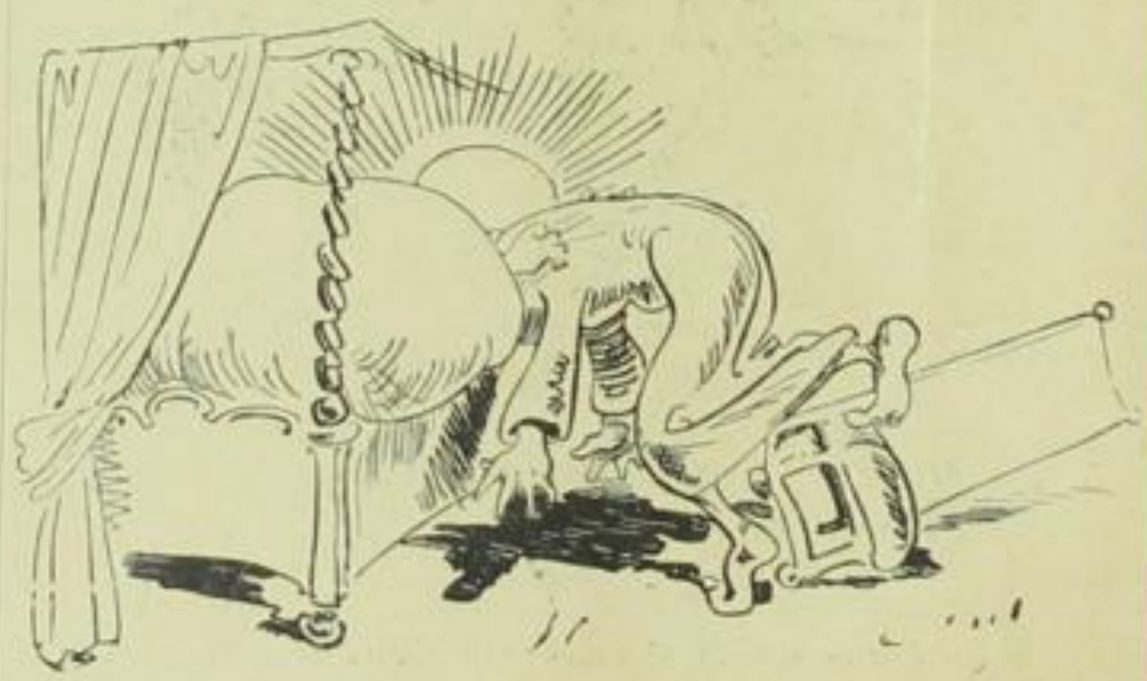
Antonius sprach mit ernstem Ton:
„„Fahre fort, meine Tochter, ich höre schon!!""
„Und leise tändelnd mit der Rechten
Berührt er meine losen Flechten,
Zieht meine Hand an seine Lippen,
Gar lieb und kosend dran zu nippen . . .
Ach, bester Vater Antonio,
So nippte er! Gerade so!!!"

Antonius sprach mit ernstem Ton:
„„Fahre fort, meine Tochter, ich höre schon!!""

„So nippte er — und nippt nicht lange —
Er preßt' den Mund an meine Wange.
„Geliebte", sprach er, „liebst du mich??"

„Ja", sprach ich, „rasend lieb' ich dich!!"

„Ja, liebster, bester Antonio!



Ich liebe dich rasend, gerade so!!!"

Da sprach Antonius mit barschem Ton:

„„Verruchtes Weib! jetzt merk' ich's schon!““

Kehrt würdevoll sich um — und klapp!! —

Die Türe zu — geht er treppab.

Da sprach die schöne Monika,
Die dieses mit Erstaunen sah:
„Ich kenne doch so manchen Frommen,
So was ist mir nicht vorgekommen!!“

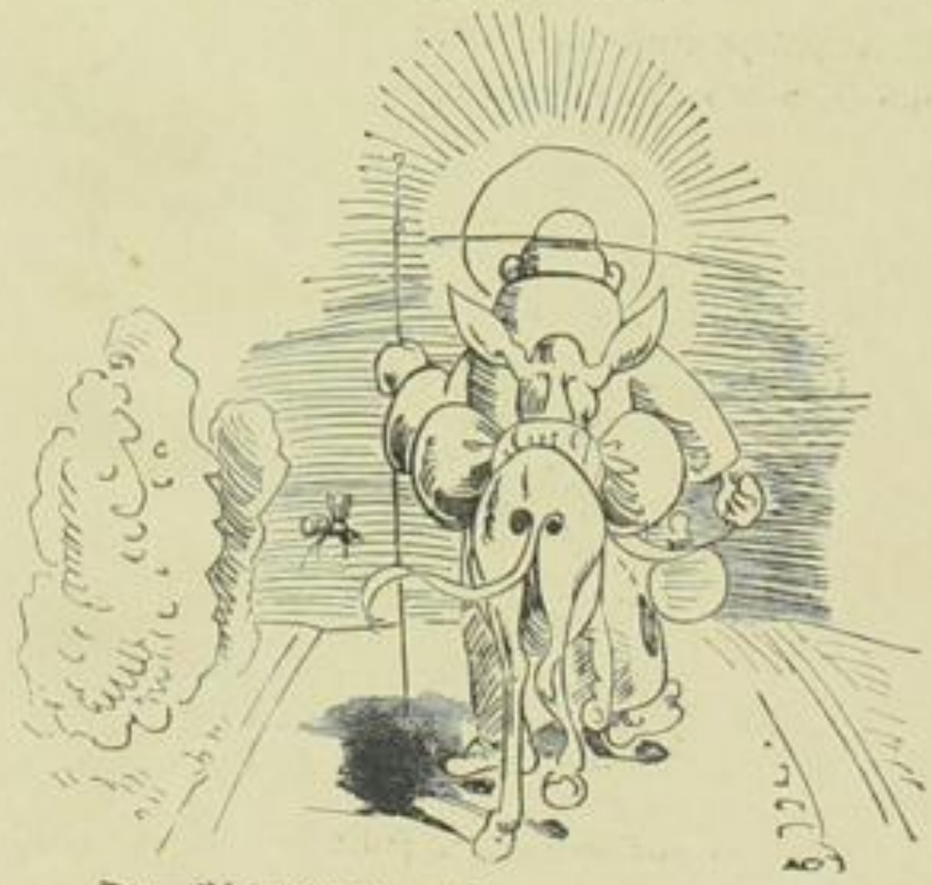
Wallfahrt.

Ein Christ verspüret großen Drang,
Das heil'ge Grab zu sehn,
Drum will Antonius schon lang
Dahin wallfahrten gehn.

Es schickt sich, daß ein frommer Mann
Die Sache überlegt;
Er schafft sich einen Esel an,
Der ihm den Ranzen trägt.

So zogen sie hinaus zum Tor
Und fürder allgemach!

Der Heilige, der ging her vor,



Der Esel hinten nach.

Da kam aus seinem Hinterhalt
Ein Bär in schnellem Lauf;

Und greift den Esel alsobald
Und zehrt ihn mählich auf.

Antonius als ein guter Christ
Schaut's an mit Seelenruh:
„He, Alter! Wenn du fertig bist, —
Wohlan! — so trage du!"

Der heilige Antonius macht
Sich bald das Ding bequem,

Er setzt sich auf und reitet sacht
Bis nach Jerusalem.

Wo Salomonis Tempel stand,
Liegt mancher dicke Stein,

Den allerdicksten, den er fand,
Packt St. Antonius ein.

Er sprach: „Den Stein, den nehm' ich mit!"
Der Bär, der macht: Brumm, brumm!

Das hilft ihm aber alles nit,
Wir kümmern uns nit drum.

Der Bär, obschon ganz krumm und matt,
Setzt sich in kurzen Trab

Bis hin nach Padua der Stadt;
Da stieg Antonius ab.

Und milde sprach der heil'ge Mann:

„Mein Freund, du kannst nun gehn!
Und wie es einem gehen kann,
Das hast du nun gesehn!"

Der Bär, als er zum Walde schlich,
Der brummte vor sich her:

„Mein Leben lang bekümmr' ich mich
Um keinen Esel mehr!"

Neunzehn.

Letzte Versuchung.

Der heilige Antonius von Padua
Saß oftmals ganz alleinig da

Und las bei seinem Heiligenschein
Meistens bis tief in die Nacht hinein. —

Einst, als er wieder so sitzt und liest —
— Auf einmal, so räuspert sich was und niest;

Und wie er sich umschaut, der fromme Mann,
Schaut ihn ein hübsches Mädchen an, — —

— Der heilige Antonius von Padua
War aber ganz ruhig, als dies geschah.
Er sprach: „Schau du nur immer zu,
Du störst mich nicht in meiner christlichen Ruh!"

Als er nun wieder so ruhig saß
Und weiter in seinem Buche las

Husch, husch! — so spürt er auf der Glatzen,
Und hinterm Ohr ein Kribbelkratzen,
Daß ihm dabei ganz sonderbar,
Bald warm, bald kalt zumute war. —

Der heilige Antonius von Padua
War aber ganz ruhig, als dies geschah.

Er sprach: „So krabble du nur zu,
Du störst mich nicht in meiner christlichen Ruh!"

„Na! — — Na!" —

„Na, na! — sag ich!!!"

„Hm! hm! — — hm!!!“

Auf einmal — er wußte selber nicht wie —
Setzt sich das Mädel ihm gar aufs Knie

Der heilige Antonius von Padua
War aber nicht ruhig, als dies geschah.

Er sprang empor, von Zorn entbrannt;
Er nahm das Kreuz in seine Hand;

Und gibt dem heiligen Antonius
Links und rechts einen herzhaften Kuß.

„Laß ab von mir, unsaubrer Geist!
Sei, wie du bist, wer du auch seist!!“

Puh!! — da sauste mit großem Rumor
Der Satanas durchs Ofenrohr.

Der heilige Antonius, ruhig und heiter,
Las aber in seinem Buche weiter! —

O heil'ger Antonius von Padua,
Du kennst uns ja!
So laß uns denn auf dieser Erden
Auch solche fromme Heil'ge werden!

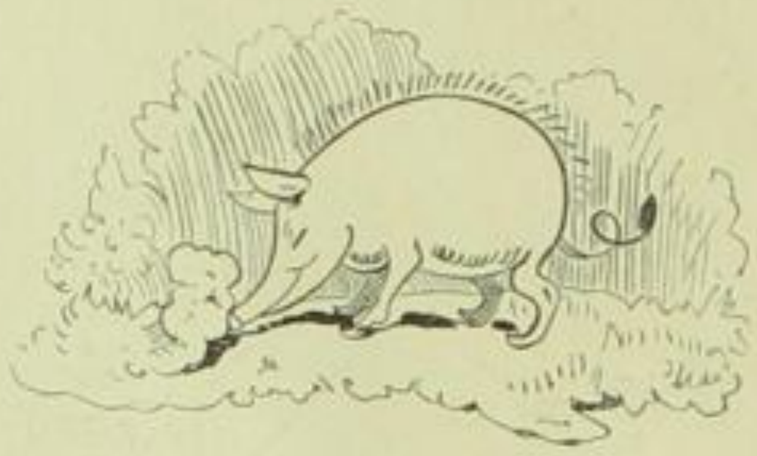
Zehntens.

Klausnerleben und Himmelfahrt.

Der heilige Antonius — so wird berichtet —

Hat endlich ganz auf die Welt verzichtet;
Ist tief, tief hinten im Wald gesessen,
Hat Tau getrunken und Moos gegessen,
Und sitzt und sitzt an diesem Ort
Und betet, bis er schier verdorrt
Und ihm zuletzt das wilde Kraut
Aus Nase und aus Ohren schaut.
Er sprach: „Von hier will ich nicht weichen,
Es käm' mir denn ein glaubhaft Zeichen!"

Und siehe da! — Aus Waldes Mitten



Ein Wildschwein kommt dahergeschritten,

Das wühlet emsig an der Stelle
Ein Brünnlein auf, gar rein und helle.

Und wühlt mit Schnauben und mit Schnüffeln
Dazu hervor ein Häuflein Trüffeln. —

Der heilige Antonius, voll Preis und Dank,
Setzte sich nieder, aß und trank
Und sprach gerührt: „Du gutes Schwein,
Du sollst nun ewig bei mir sein!"

So lebten die zwei in Einigkeit
Hienieden auf Erden noch lange Zeit,

Und starben endlich und starben zugleich,

Und fuhren zusammen vors Himmelreich. —
„Au weih geschrien! ein Schwein, ein Schwein!“
So huben die Juden an zu schrein.
Und auch die Türken kamen in Scharen
Und wollten sich gegen das Schwein verwahren. —

Doch siehe! — Aus des Himmels Tor

Tritt unsre liebe Frau hervor.

Den blauen Mantel hält die Linke,
Die Rechte sieht man sanft erhoben
Zum freundlich-ernsten Gnadenwinke;
So steht sie da, von Glanz umwoben.

„Willkommen! Gehet ein in Frieden!
Hier wird kein Freund vom Freund geschieden.
Es kommt so manches Schaf herein,
Warum nicht auch ein braves Schwein!!“

Da grunzte das Schwein, die Englein sangen;
So sind sie beide hineingegangen.

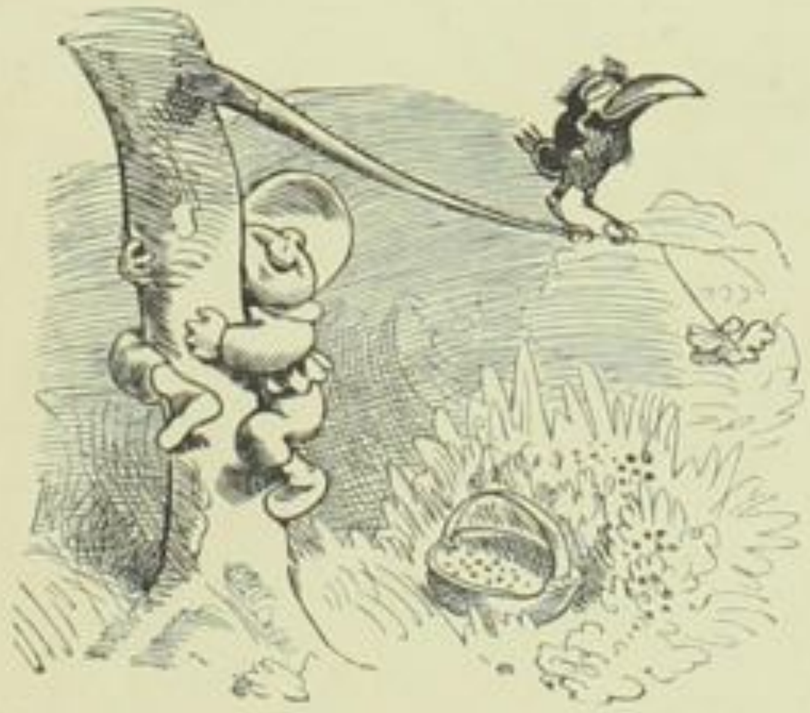
Hans Huckebein
der Unglücksrabe

Hans Huckebein

der Unglücksrabe.

Hier sieht man Fritz, den muntern Knaben,
Nebst Huckebein, dem jungen Raben.

Schon rutscht er auf dem Ast daher,
Der Vogel, der mißtraut ihm sehr.



Und dieser Fritz, wie alle Knaben,
Will einen Raben gerne haben.

Schlapp! macht der Fritz von seiner Kappe
Mit Listen eine Vogelklappe.

Beinahe hätt er ihn! Doch ach!
Der Ast zerbricht mit einem Krach.

Der schwarze Vogel ist gefangen,
Er bleibt im Unterfutter hangen.

In schwarzen Beeren sitzt der Fritze,
Der schwarze Vogel in der Mütze.

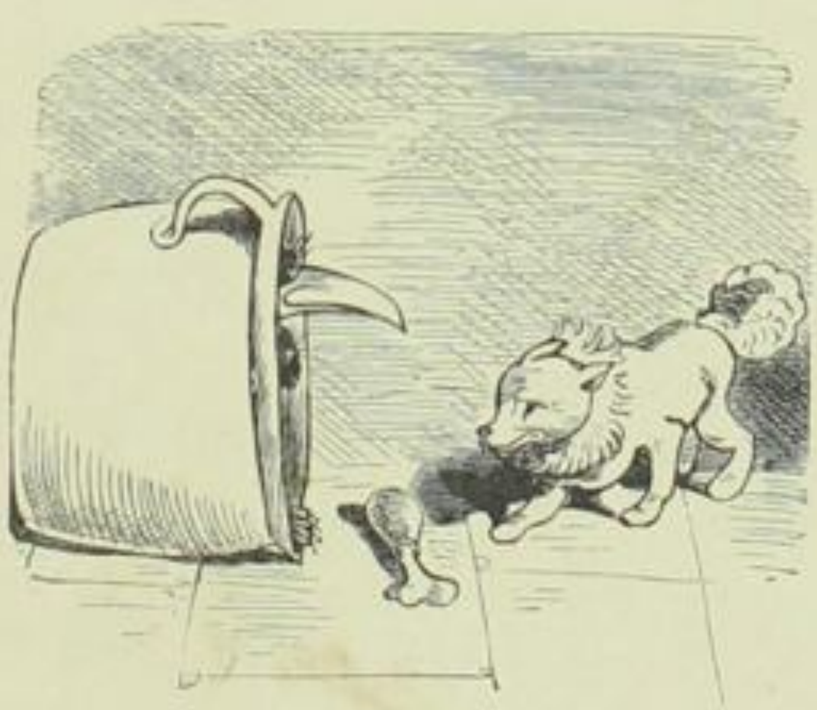
„Jetzt hab' ich dich, Hans Huckebein!
Wie wird sich Tante Lotte freun!"

Der Knabe Fritz ist schwarz betupft;
Der Rabe ist in Angst und hupft.

Die Tante kommt aus ihrer Tür;
„Ei!" spricht sie, „welch ein gutes Tier!"

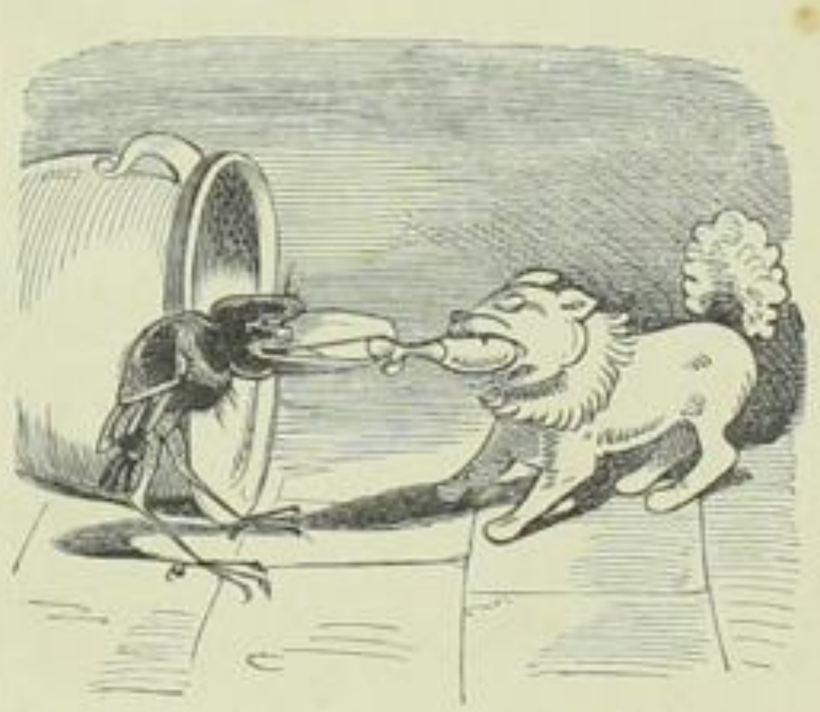
Kaum ist das Wort dem Mund entflohn,
Schnapp! hat er ihren Finger schon.

„Ach!“ ruft sie, „er ist doch nicht gut!
Weil er mir was zuleide tut!!“

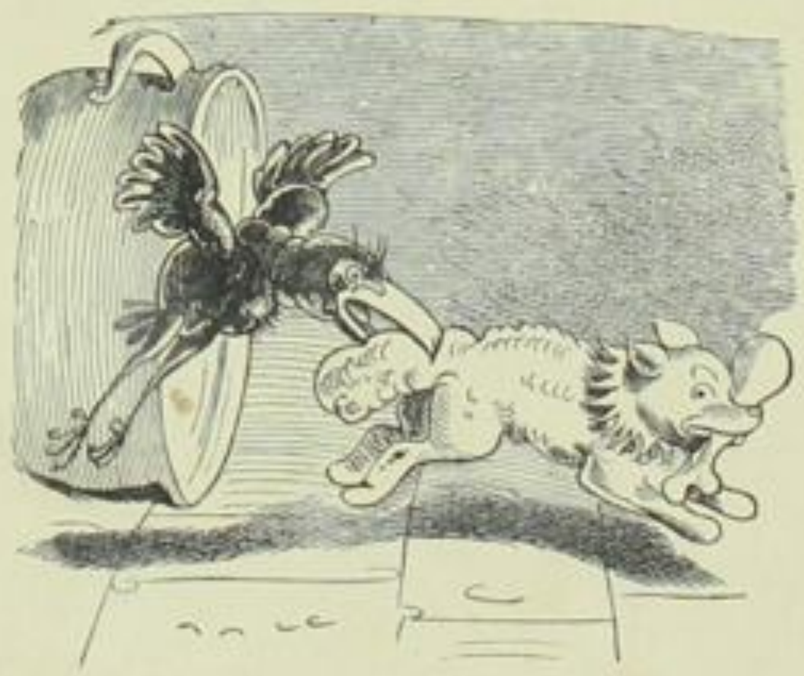


Hier lauert in des Topfes Höhle
Hans Huckebein, die schwarze Seele.

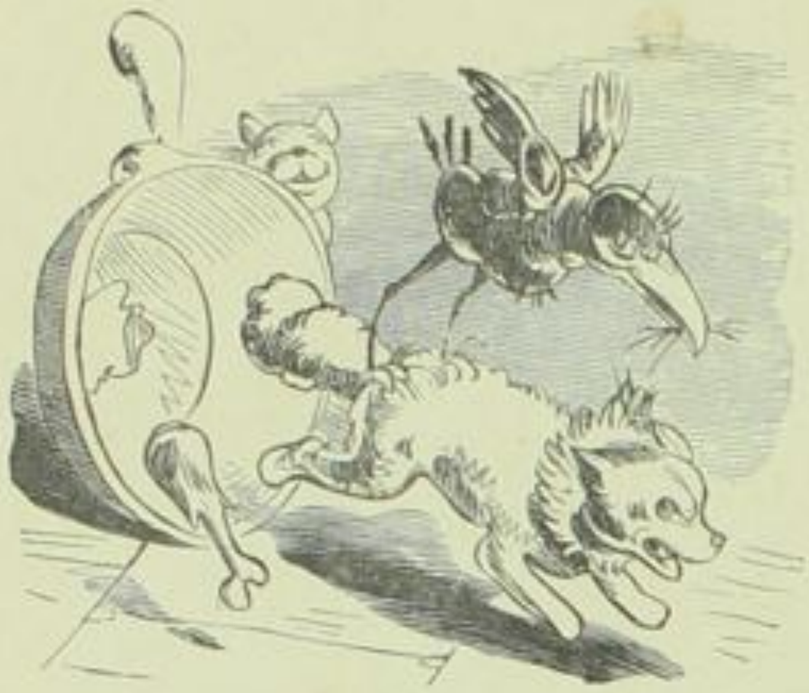
Den Knochen, den er Spitz gestohlen,
Will dieser jetzt sich wieder holen.



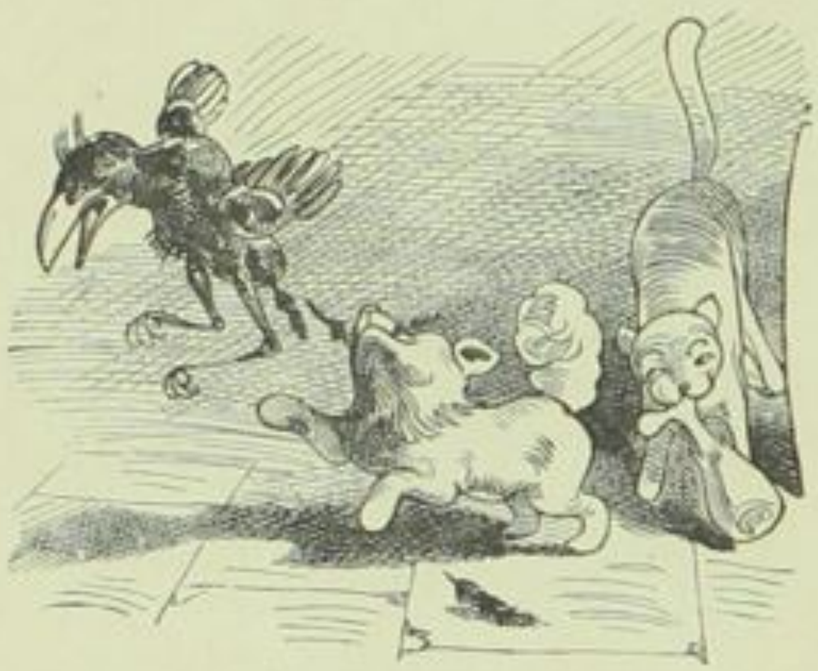
So ziehn mit Knurren und Gekrächz
Der eine links, der andre rechts.



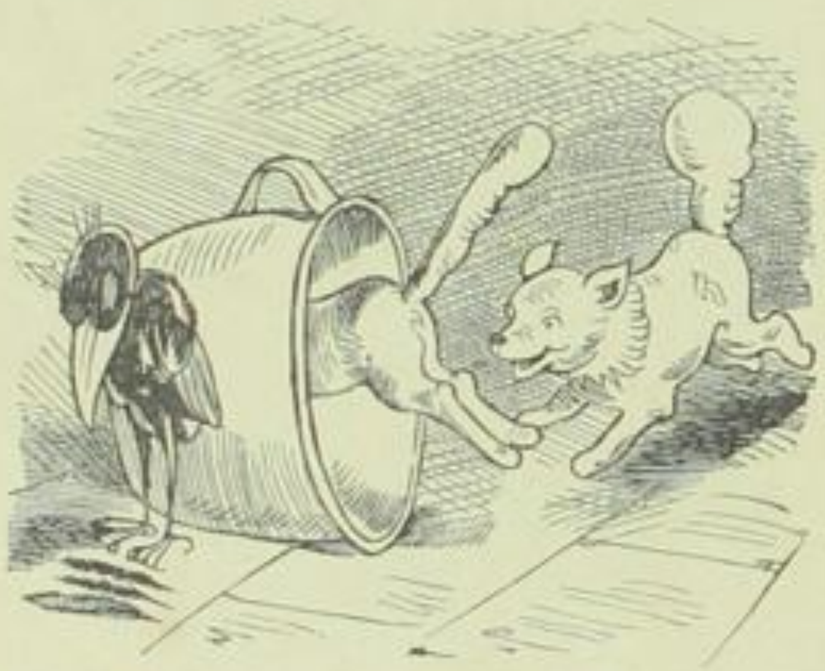
Schon denkt der Spitz, daß er gewinnt,
Da zwickt der Rabe ihn von hint'.



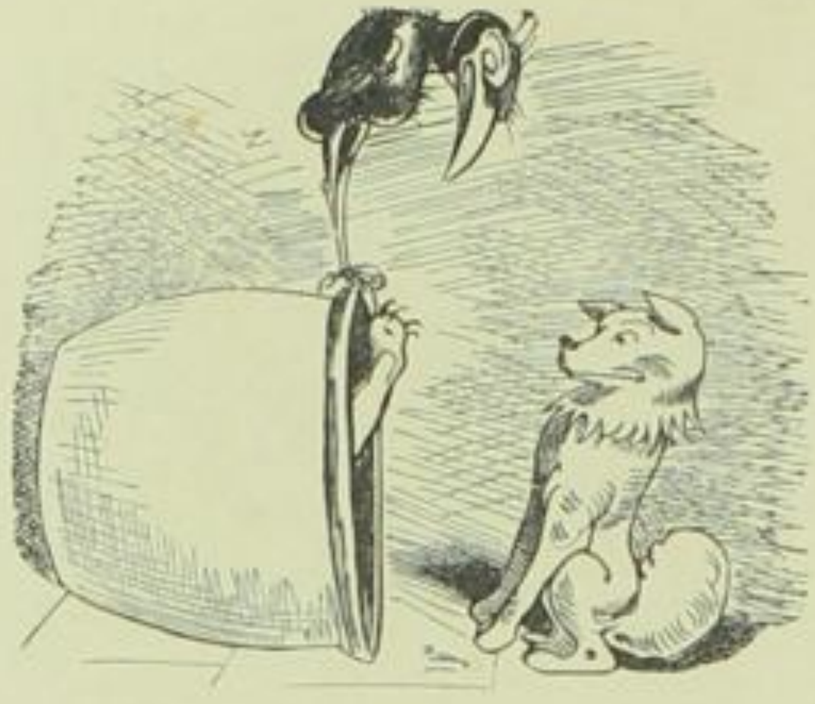
O weh! Er springt auf Spitzens Nacken,
Um ihm die Haare auszuzwacken.



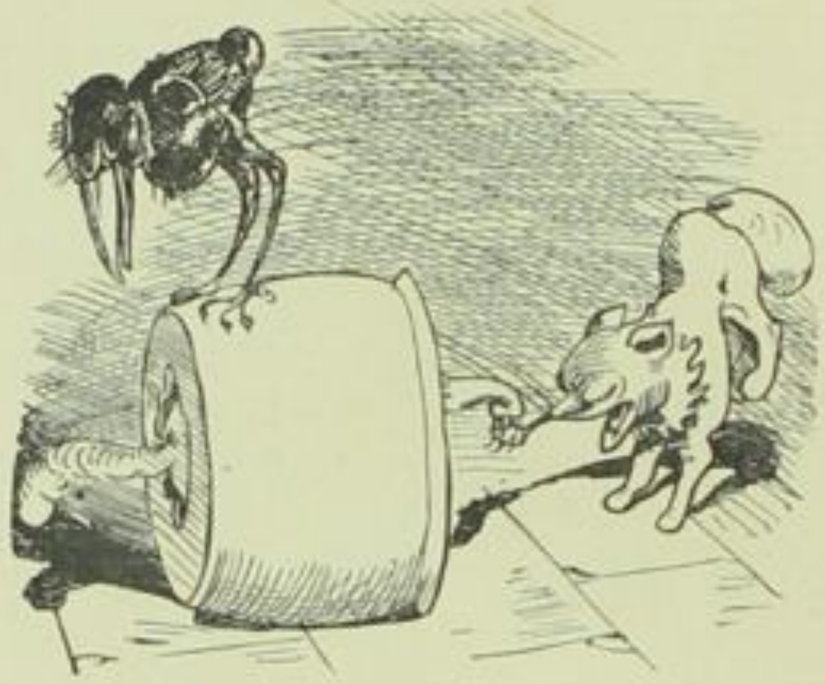
Der Spitz, der ärgert sich bereits
Und rupft den Raben seinerseits.



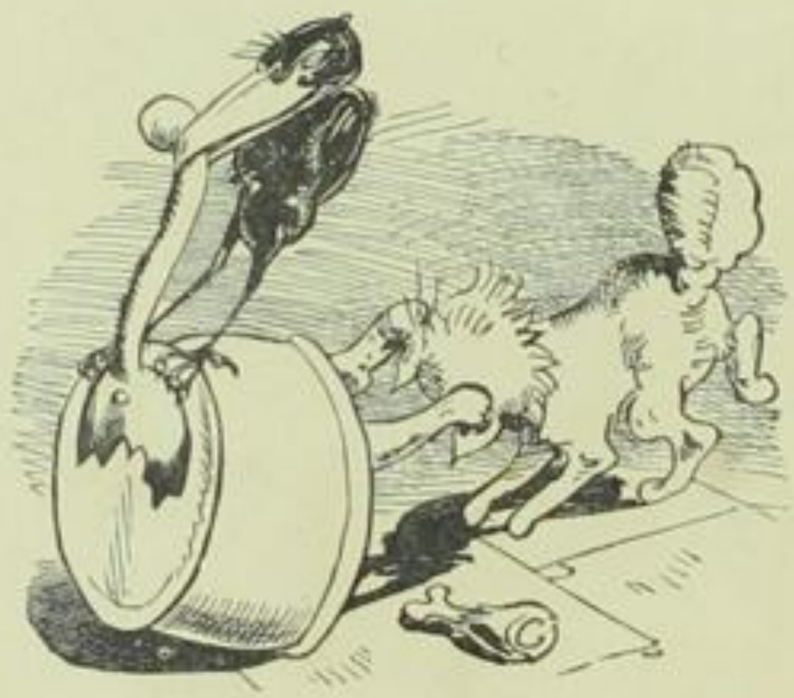
Derweil springt mit dem Schinkenbein
Der Kater in den Topf hinein.



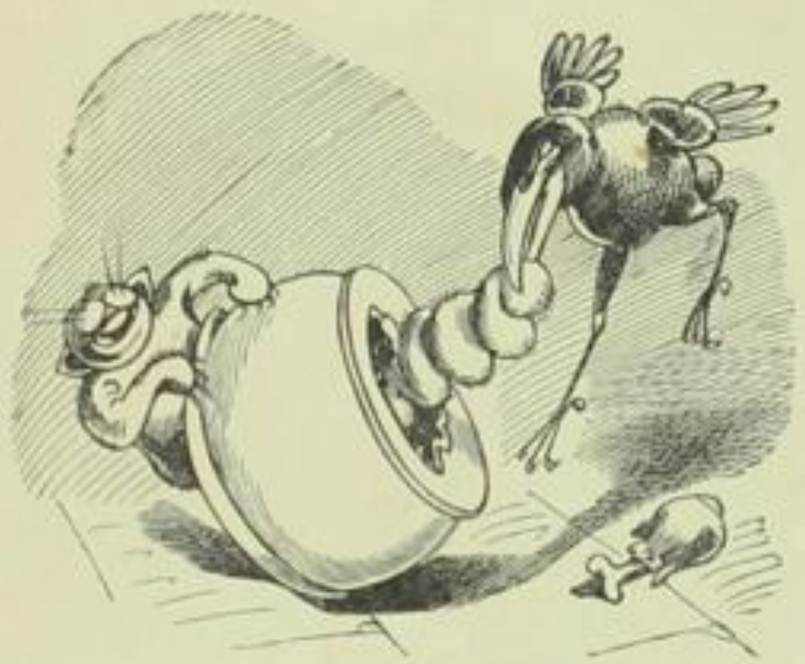
Da sitzen sie und schaun und schaun. —
Dem Kater ist nicht sehr zu traun.



Der Kater hackt den Spitz, der schreit,
Der Rabe ist voll Freudigkeit.



Schnell faßt er, weil der Topf nicht ganz,
Mit schlauer List den Katerschwanz.

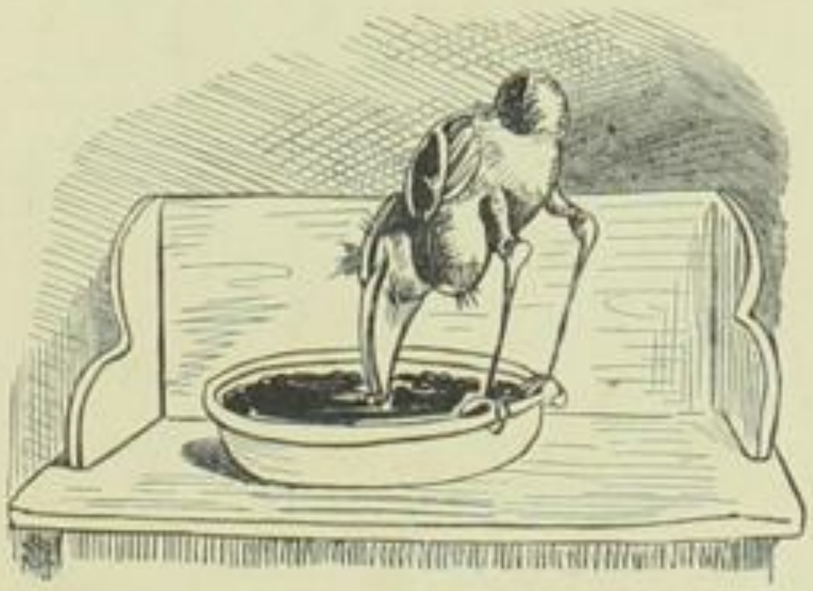


Es rollt der Topf. Es krümmt voll Quale
Des Katers Schweif sich zur Spirale.

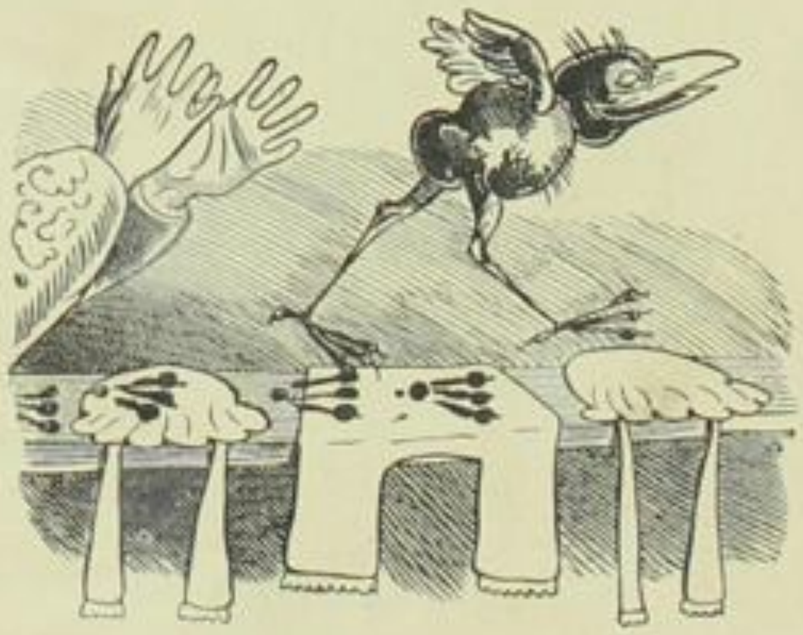
Doch Huckebein verschleudert nur
Die schöne Gabe der Natur

Und Spitz und Kater fliehn im Lauf. —
Der größte Lump bleibt obenauf!!

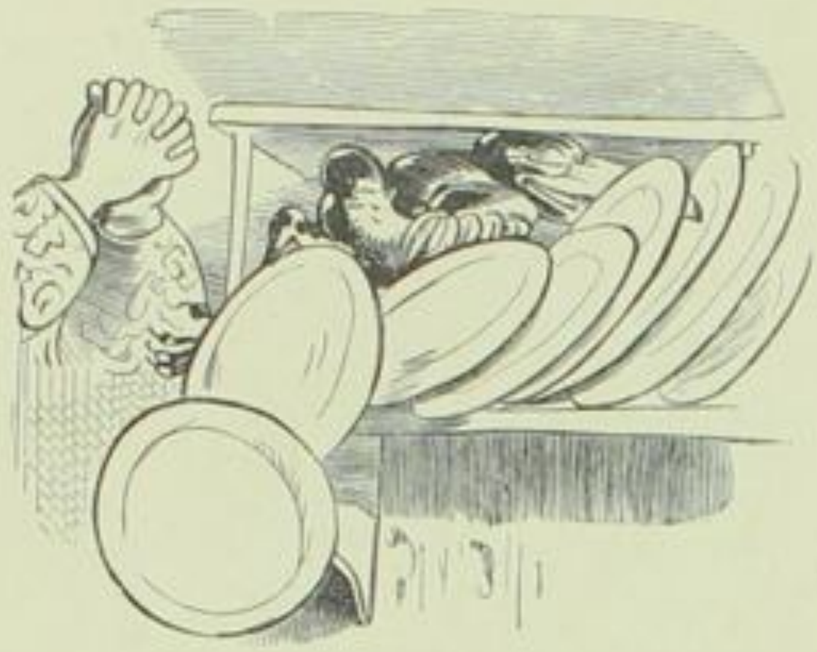
Die Tante naht voll Zorn und Schrecken;
Hans Huckebein verläßt das Becken.



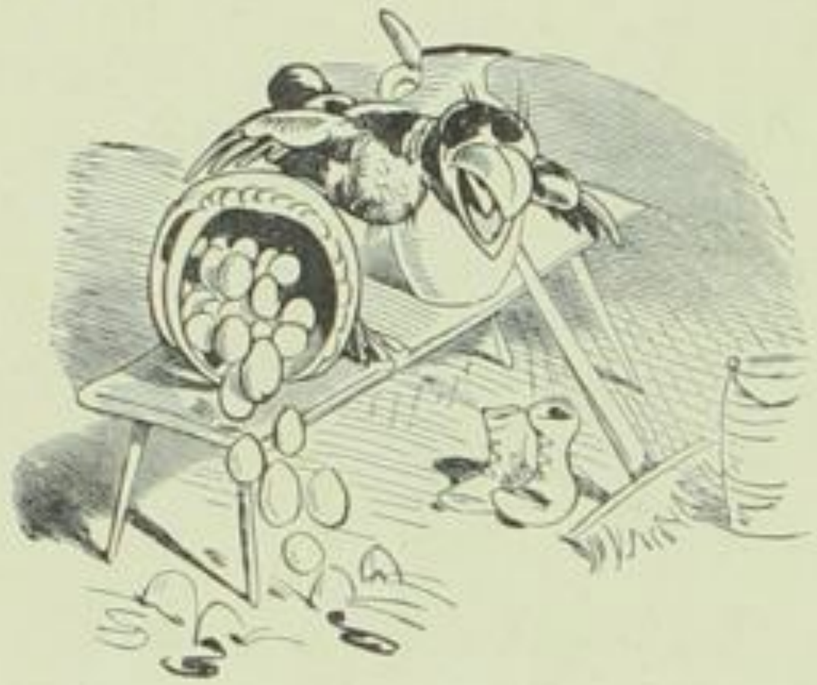
Nichts Schönres gab's für Tante Lotte
Als schwarze Heidelbeerkompotte.



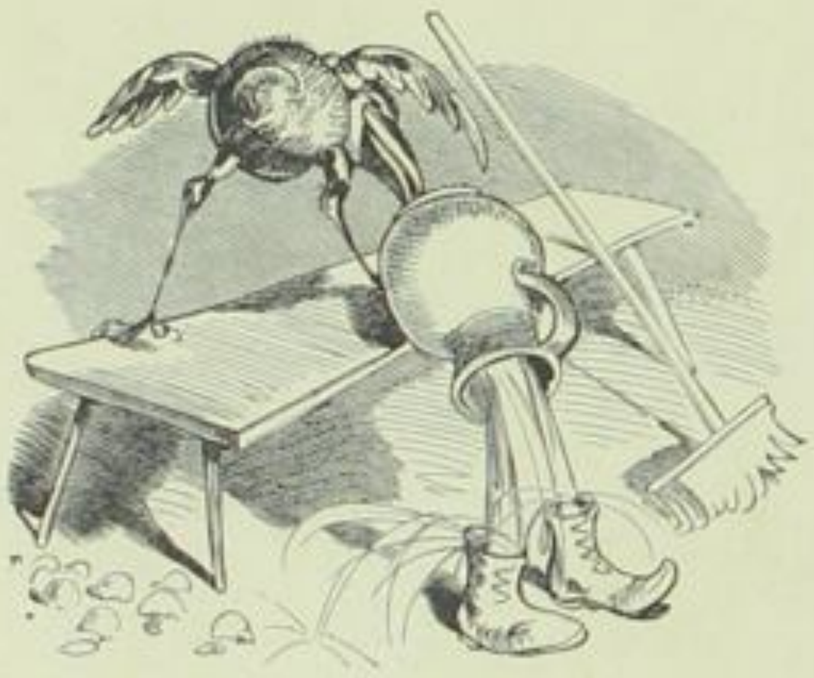
Und schnell betritt er, angstbeflügelt,
Die Wäsche, welche frisch gebügelt.



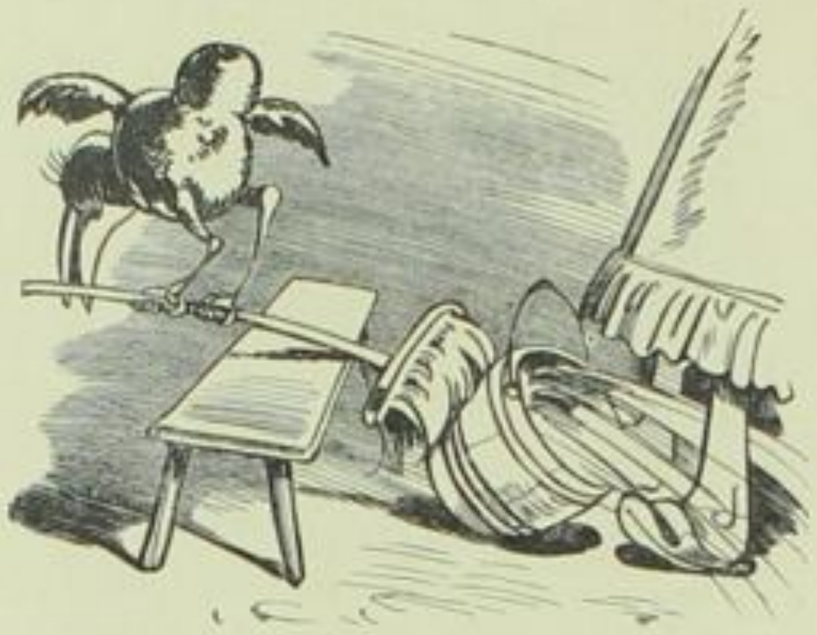
O weh! Er kommt ins Tellerbord;
Die Teller rollen rasselnd fort.



Auch fällt der Korb, worin die Eier —
O jemine! — und sind so teuer!



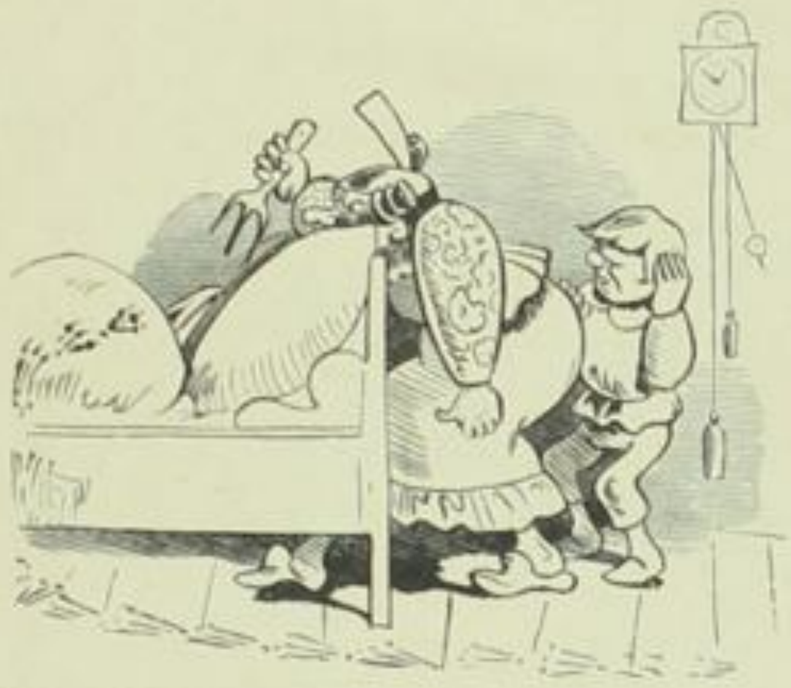
Patsch! fällt der Krug. Das gute Bier
Ergießt sich in die Stiefel hier.



Und auf der Tante linken Fuß
Stürzt sich des Eimers Wasserguß.

Sie hält die Gabel in der Hand,
Und auch der Fritz kommt angerannt.

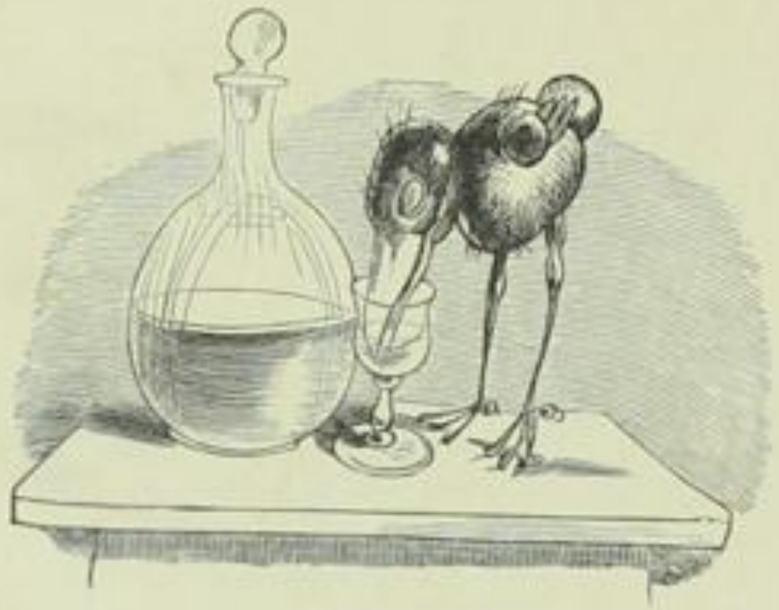
Perdums! da liegen sie. — Dem Fritze
Dringt durch das Ohr die Gabelspitze.



Dies wird des Raben Ende sein —
So denkt man wohl — doch leider nein!

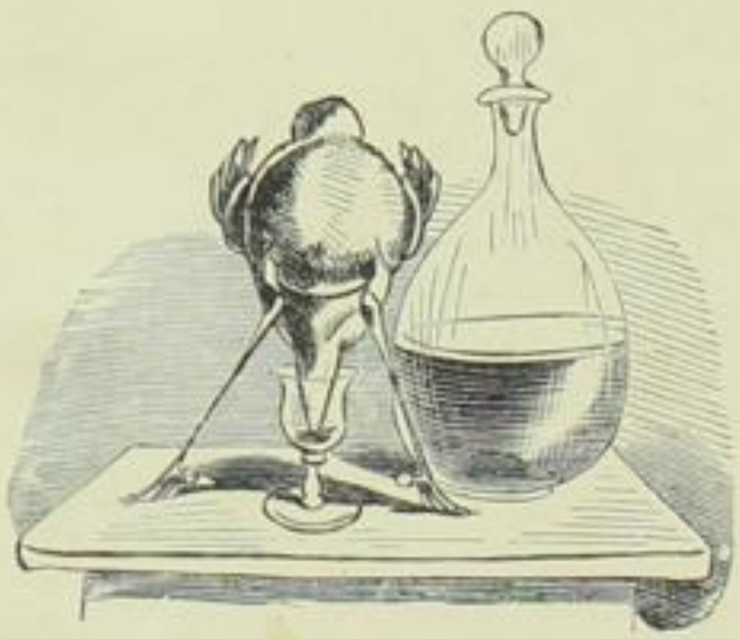
Denn — schnupp! — der Tante Nase faßt er;
Und nochmals triumphiert das Laster!

Jetzt aber naht sich das Malör,
Denn dies Getränke ist Likör.

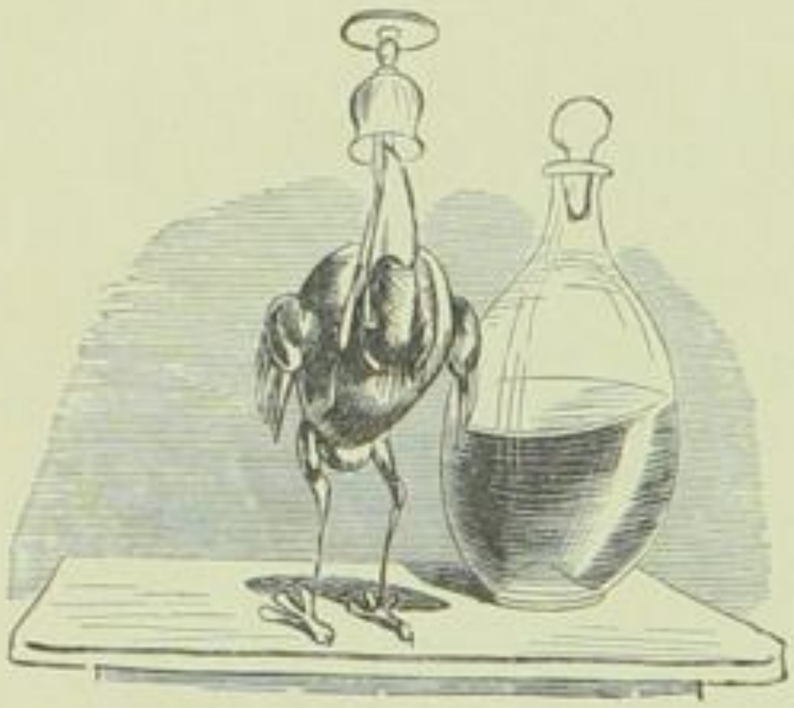


Es duftet süß. — Hans Huckebein
Taucht seinen Schnabel froh hinein.

Und läßt mit stillvergnügtem Sinnen
Den ersten Schluck hinunterrinnen.

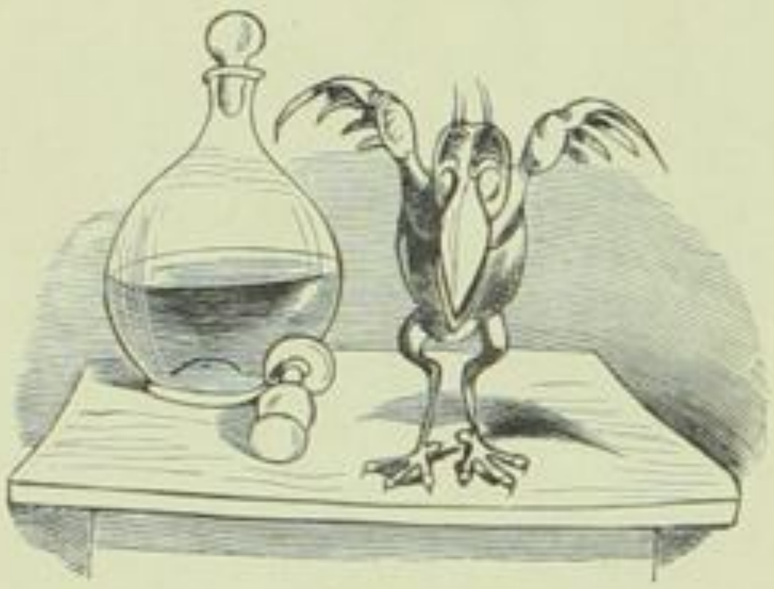


Nicht übel! und er taucht schon wieder
Den Schnabel in die Tiefe nieder.



Er hebt das Glas und schlürft den Rest,
Weil er nicht gern was übrig läßt.

Der Vogel, welcher sonsten fleucht,
Wird hier zu einem Tier, was kreucht.



Ei, ei! Ihm wird so wunderlich,
So leicht und doch absunderlich.

Und Übermut kommt zum Beschluß,
Der alles ruinieren muß.

Er krächzt mit freudigem Getön
Und muß auf einem Beine stehn.

Er zerrt voll roher Lust und Tücke
Der Tante künstliches Gestricke.

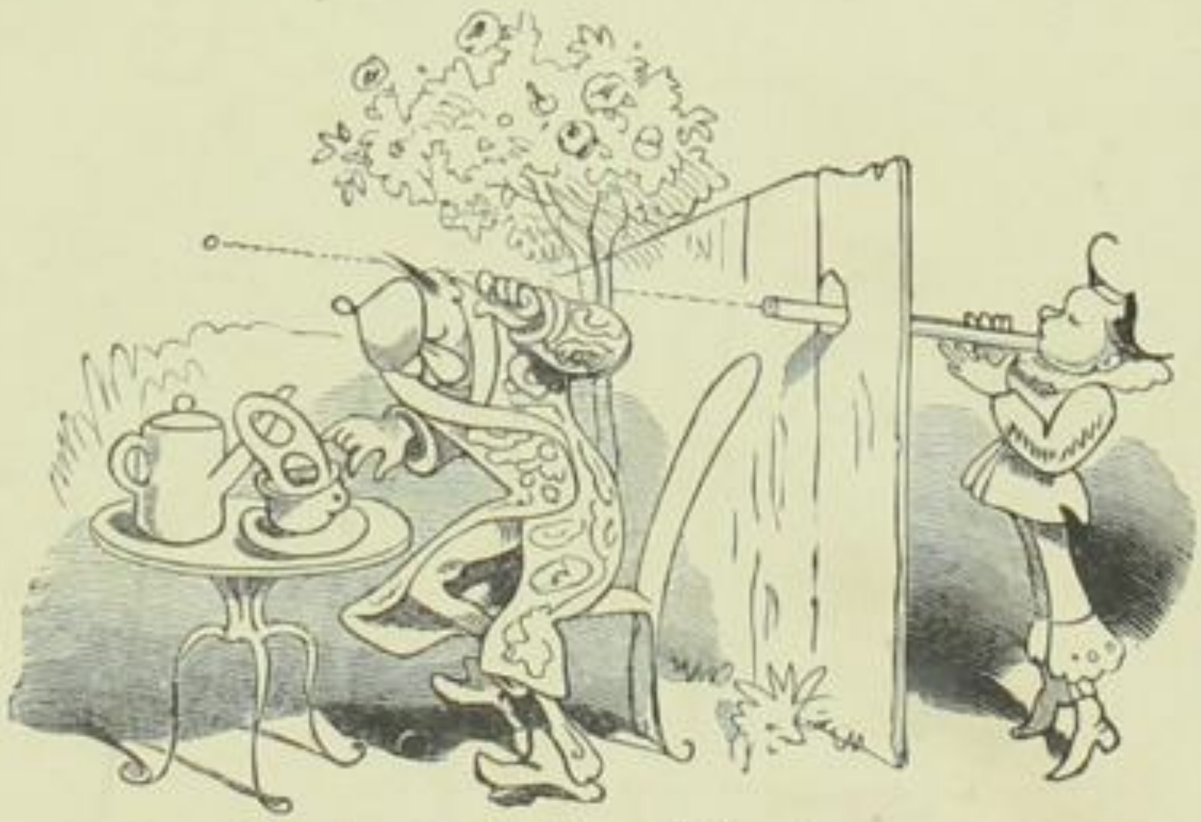
Der Tisch ist glatt — der Böse taumelt —
Das Ende naht, — sieh da! er baumelt!

„Die Bosheit war sein Hauptpläsier,
Drum", spricht die Tante, „hängt er hier!"

Das Pusterohr

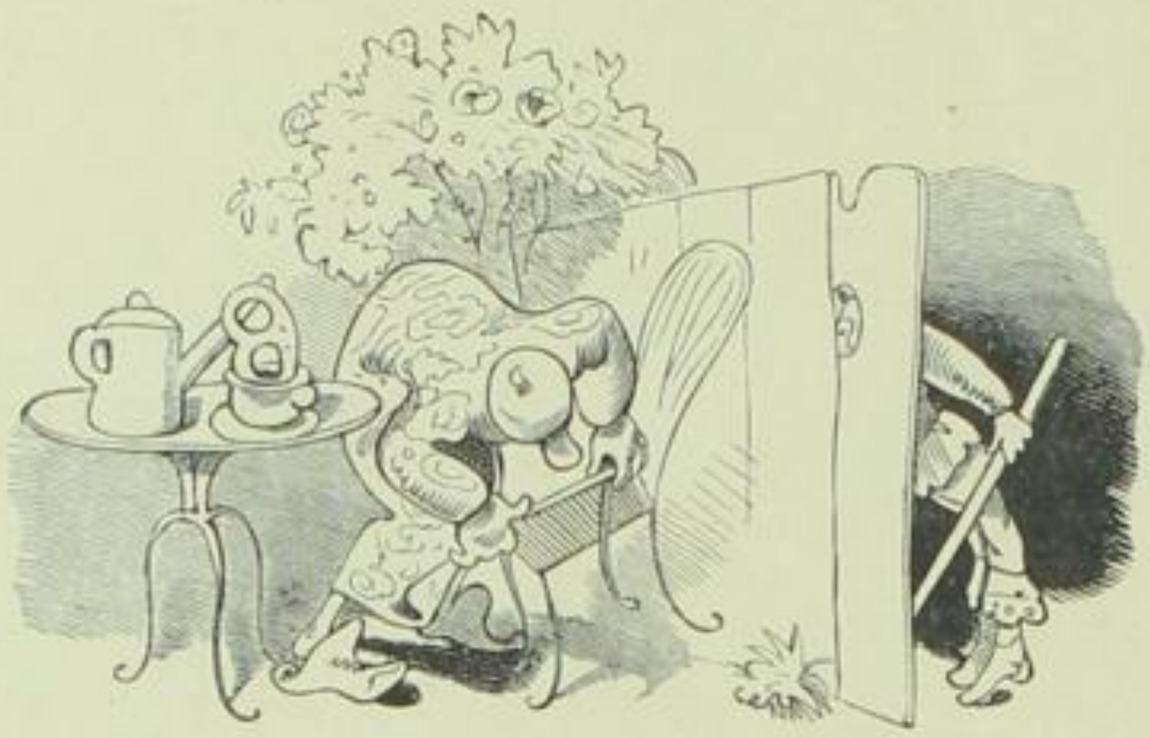
Das Pusterohr.

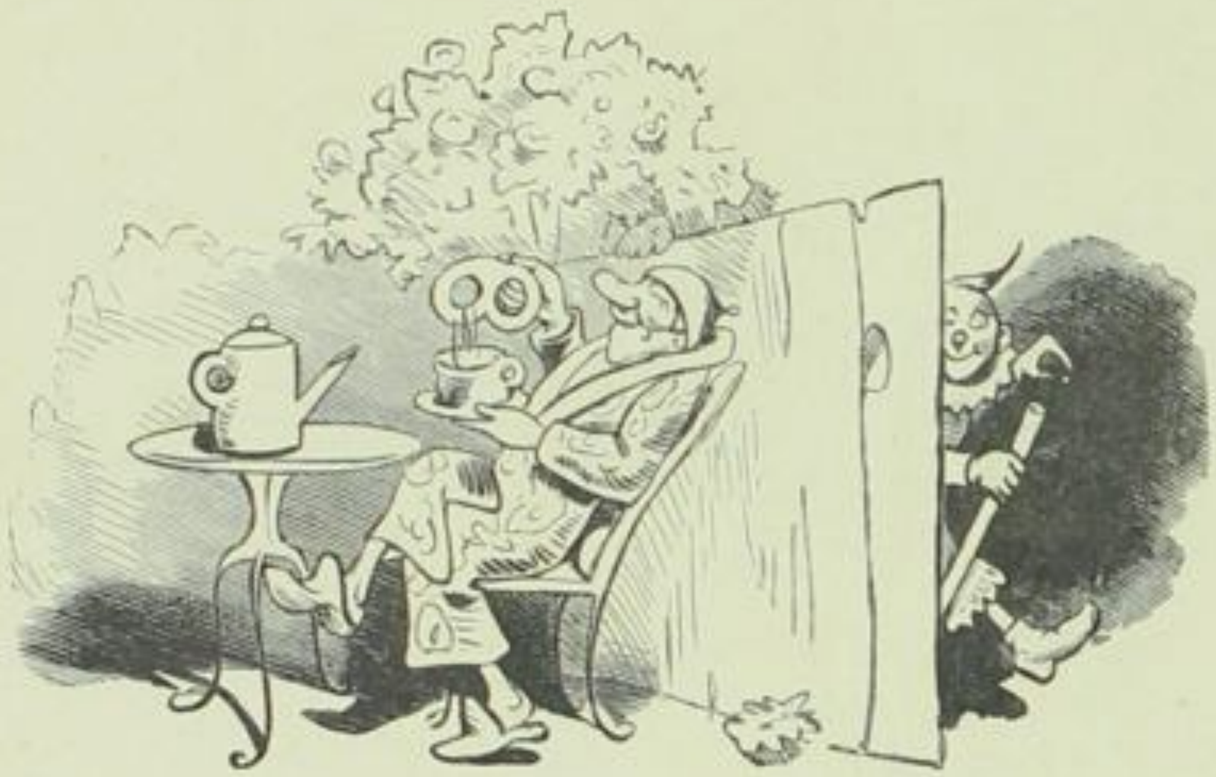
Hier sitzt Herr Bartelmann im Frein
Und taucht sich eine Brezel ein.



Der Franz mit seinem Pusterohr
Schießt Bartelmann ans linke Ohr.

Ei, Zapperment — so denkt sich der —
Das kam ja wohl von unten her!





Doch nein — denkt er — es kann nicht sein!
Und taucht die Brezel wieder ein.

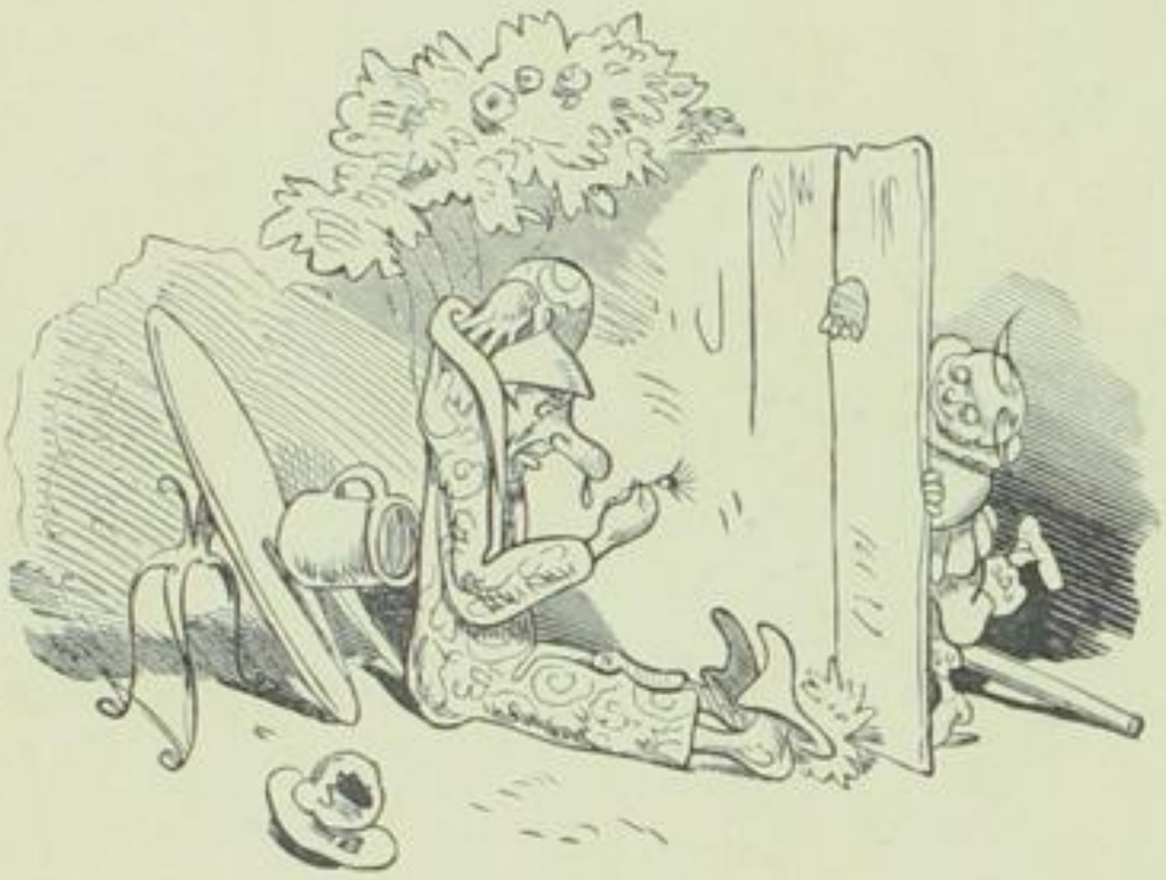
Und — witsch — getroffen ist die Brezen,
Herrn Bartelmann erfaßt Entsetzen.

Und — witsch — jetzt trifft die Kugel gar
Das Aug', das sehr empfindlich war.

So daß dem braven Bartelmann
Die Träne aus dem Auge rann.

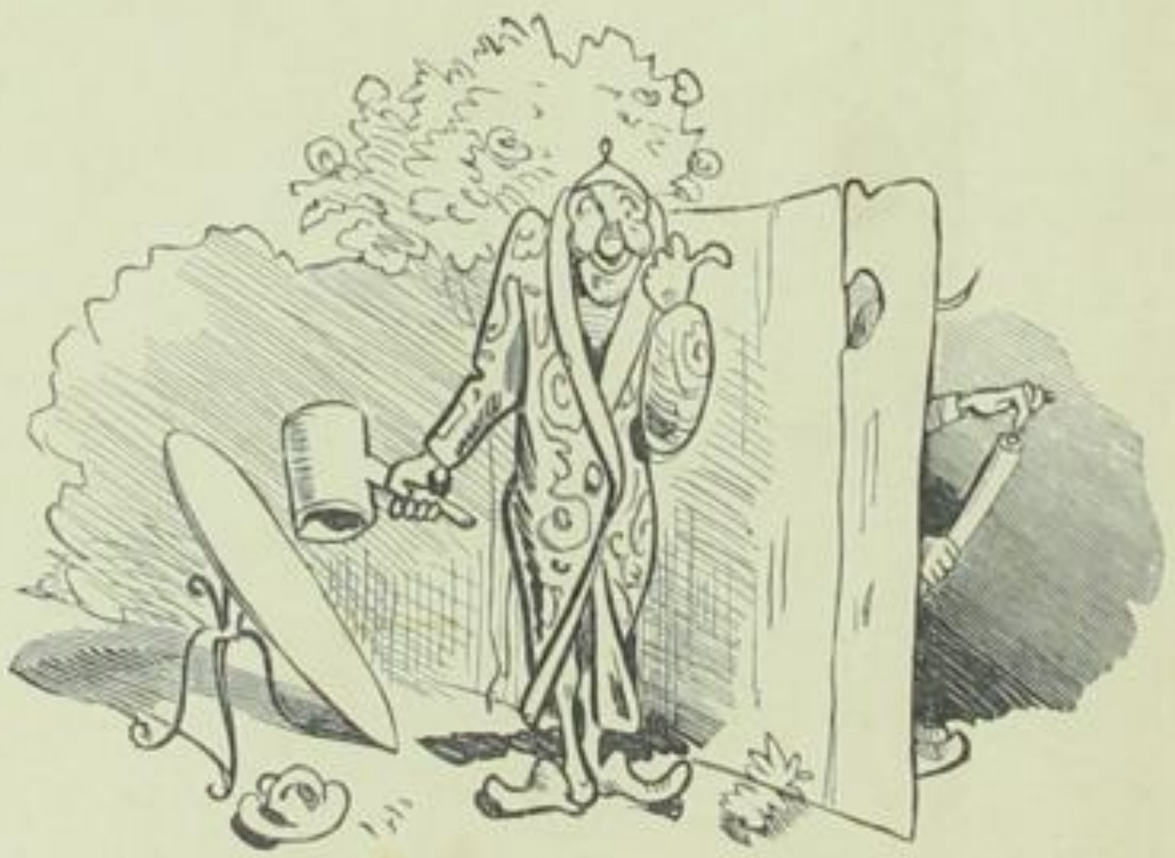
Ei, Zapperment — so denkt sich der —
Das kommt ja wohl von oben her! —

Aujau! er fällt — denn mit Geblase
Schießt Franz den Pfeil ihm in die Nase.

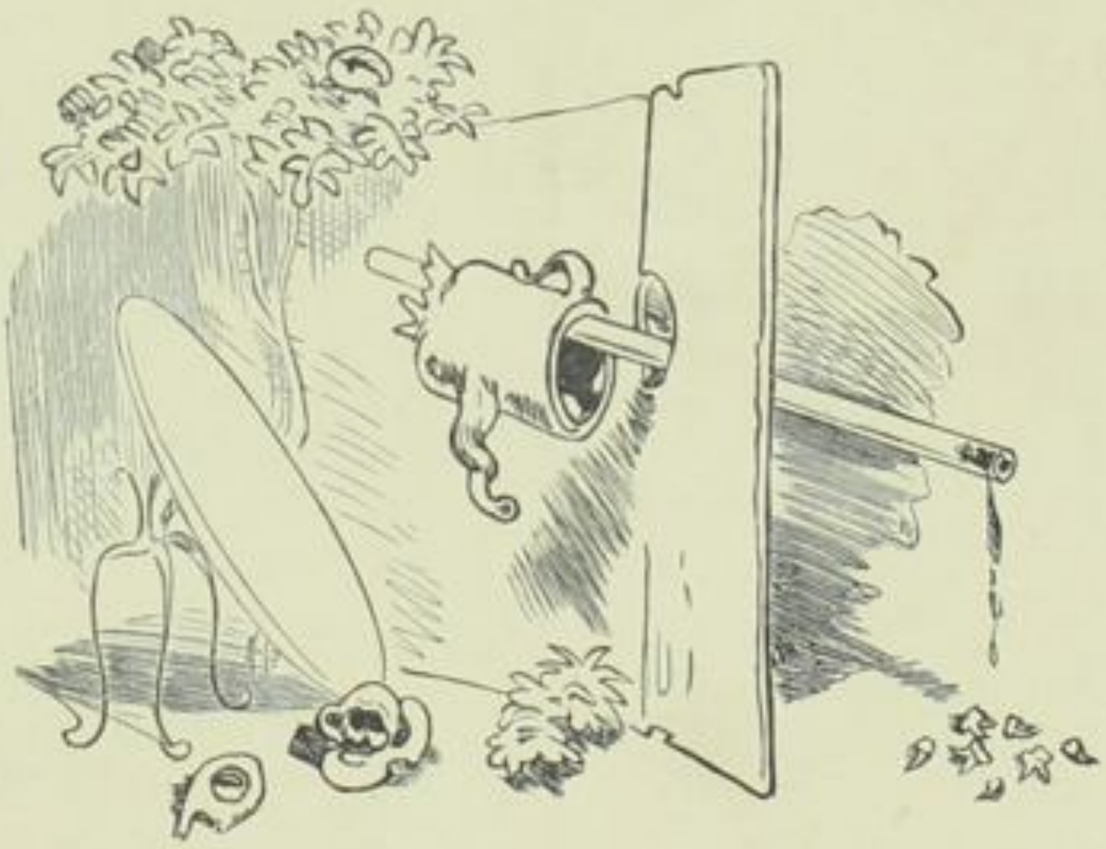


Da denkt Herr Bartelmann: Aha!
Dies spitze Ding, das kenn' ich ja!

Und freudig kommt ihm der Gedanke:
Der Franz steht hinter dieser Planke!



Und — klapp! schlägt er mit seinem Topf
Das Pusterohr tief in den Kopf!



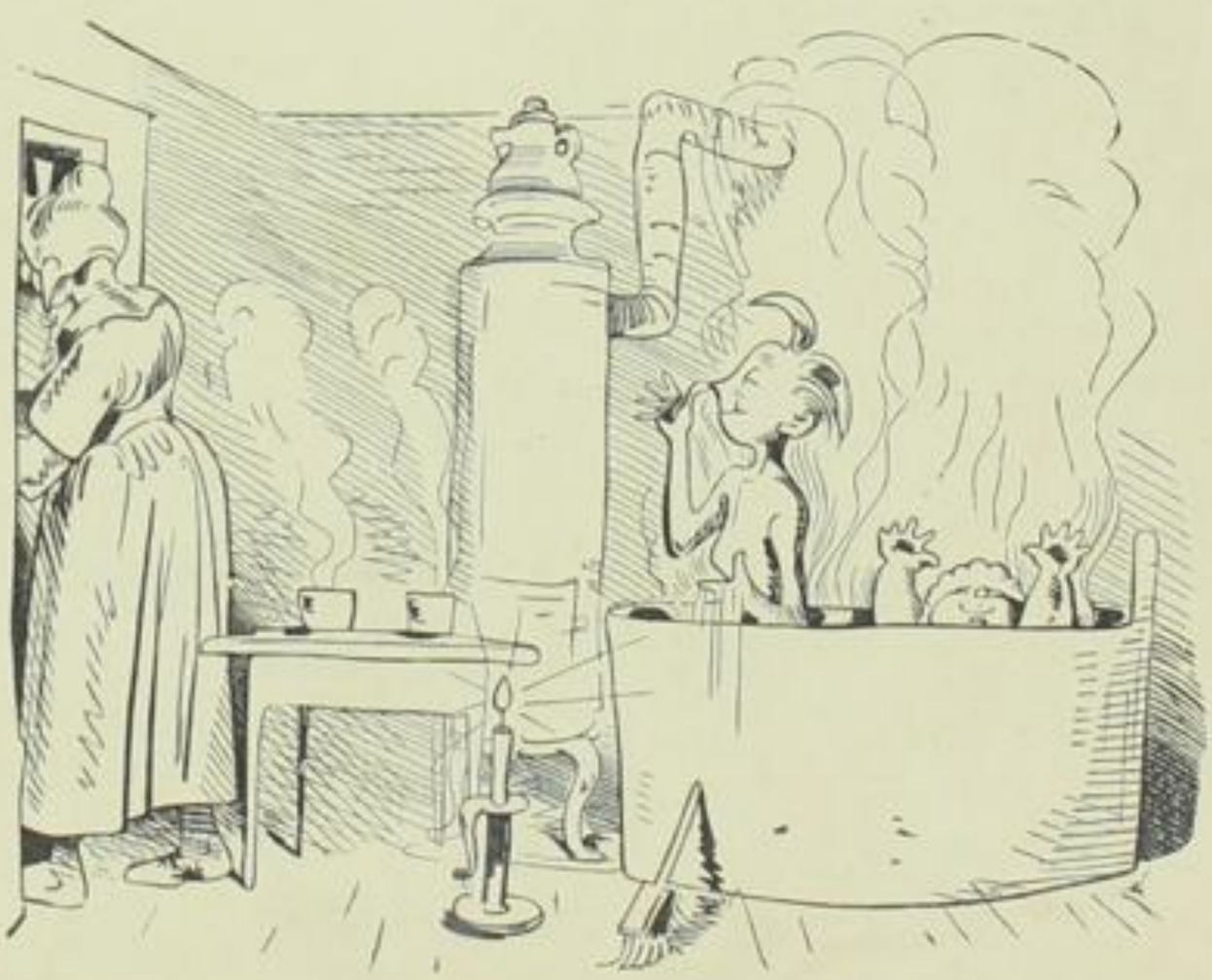
Drum schieß mit deinem Püsterichr
Auf keine alten Leute nicht!

Das Bad am Samstag Abend

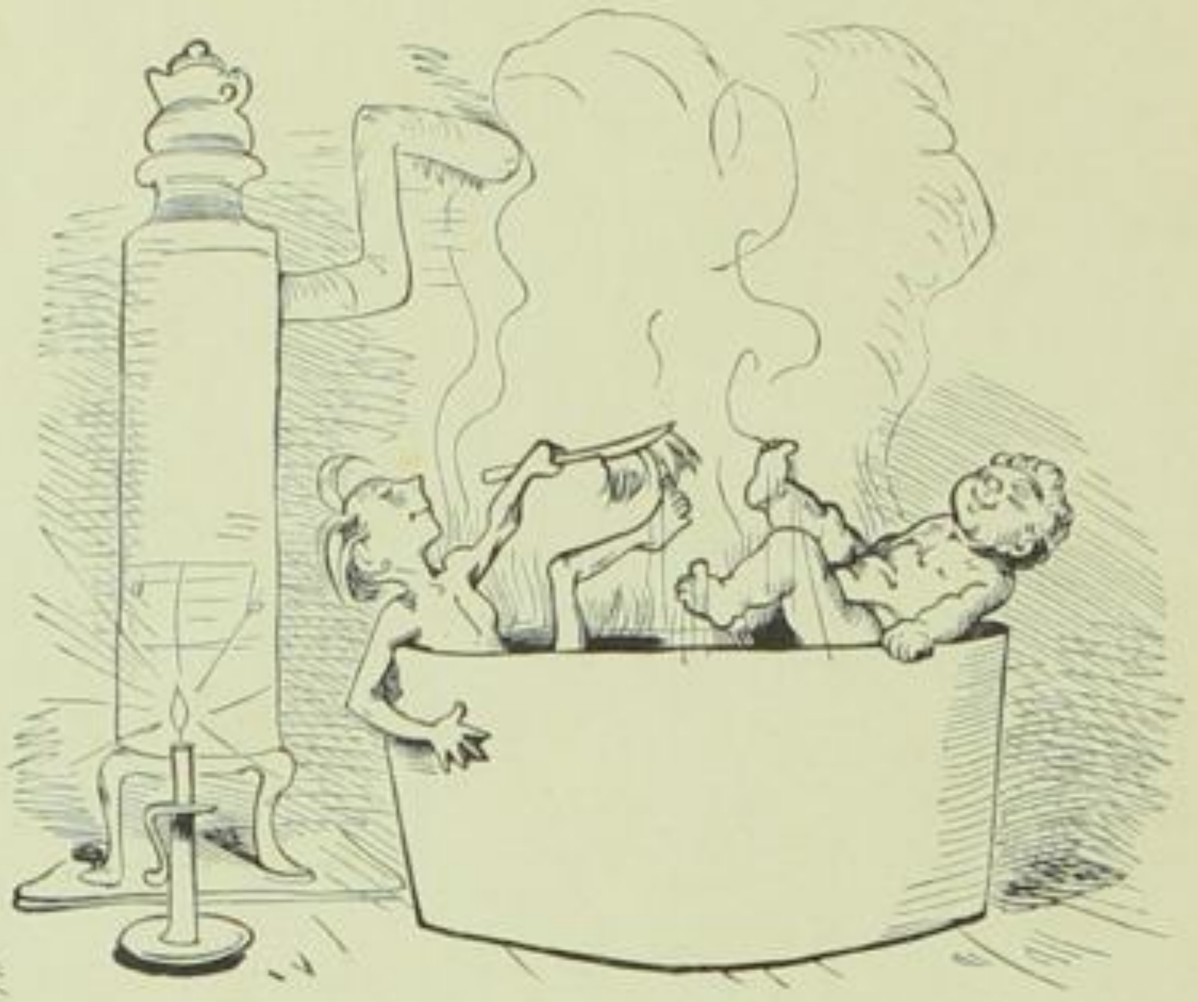
Das Bad
am Samstag Abend.

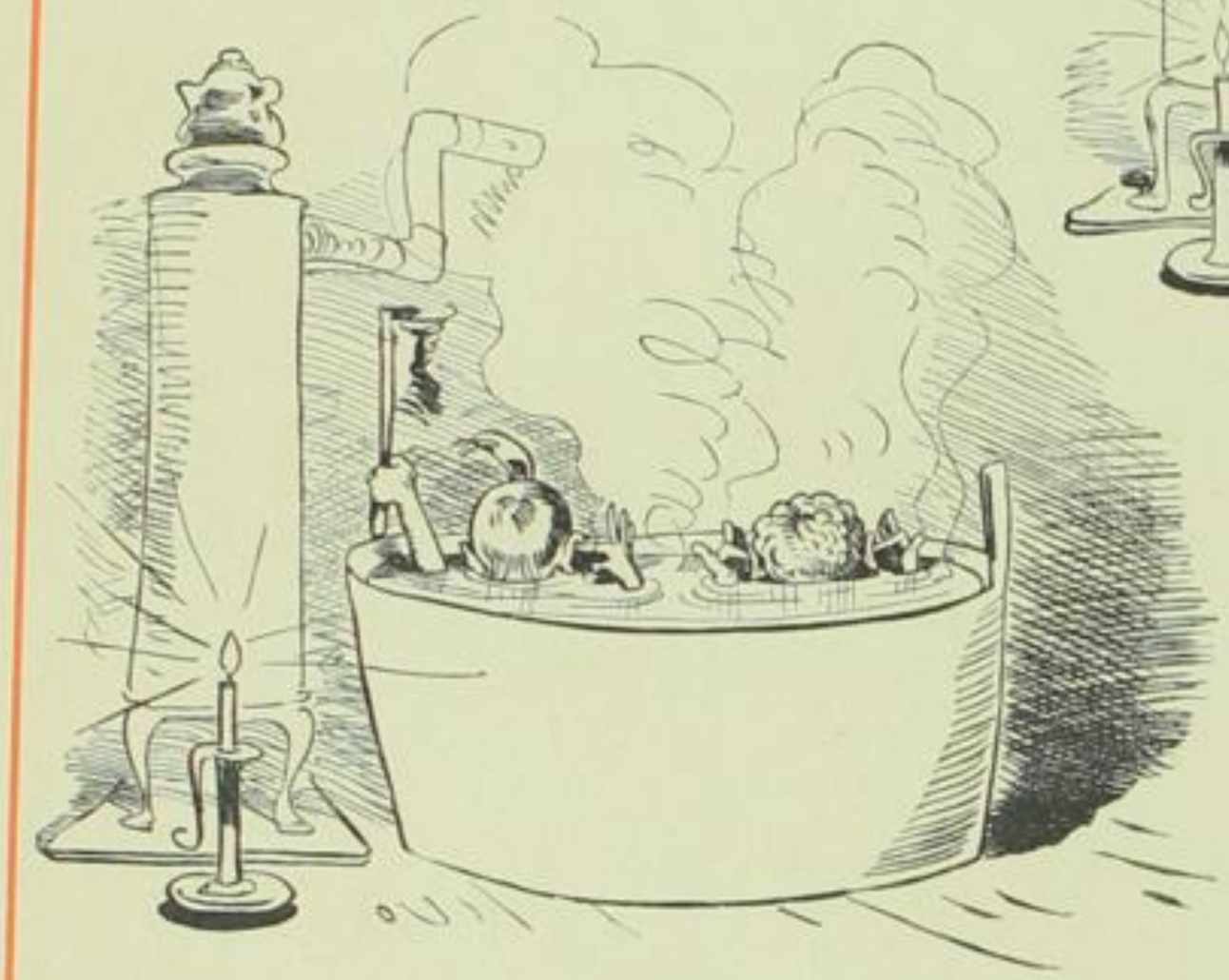
Hier sieht man Bruder Franz und Fritzen
Zu zweit in einer Wanne sitzen.

Die alte Lene geht; — und gleich
Da treibt man lauter dummes Zeug.



Denn Reinlichkeit ist für die zwei
Am Ende doch nur Spielerei. —

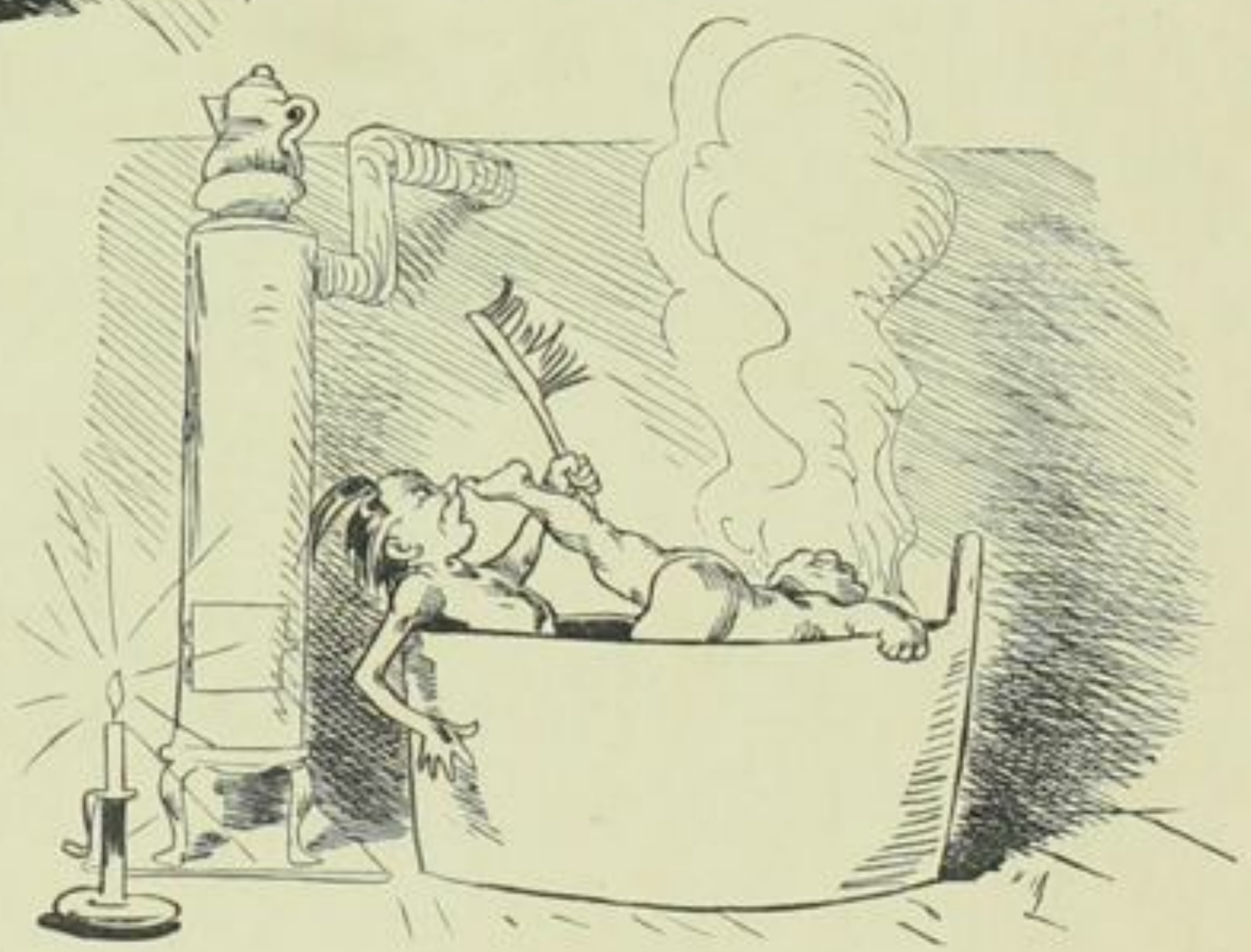




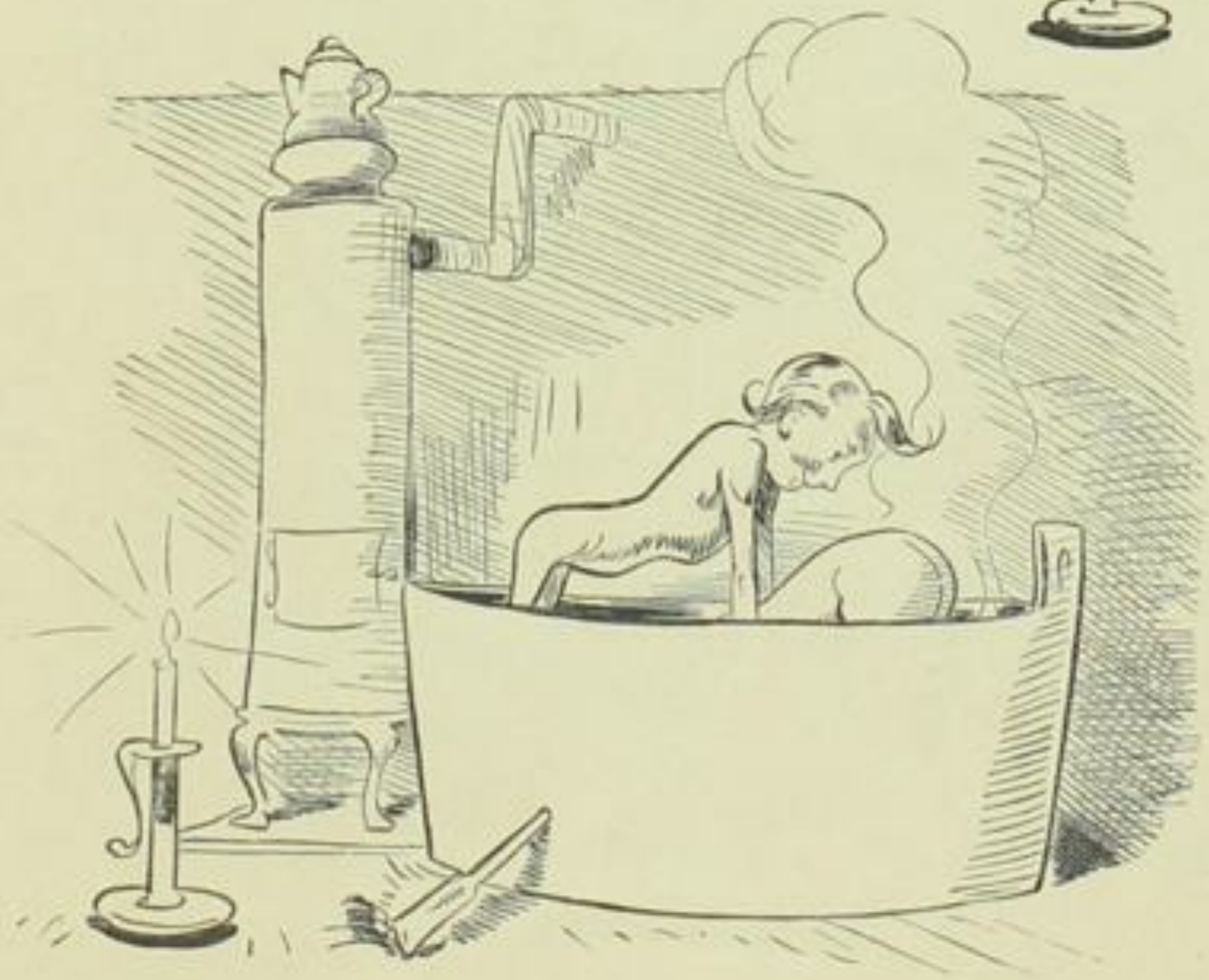
Jetzt will der Fritz beim Untertauchen
Nur seinen einen Finger brauchen.

Natürlich läuft ihm was ins Ohr,
Dem Franz kommt dieses lustig vor.

Das ärgert aber Bruder Fritzen,
Drum fängt er an den Franz zu spritzen

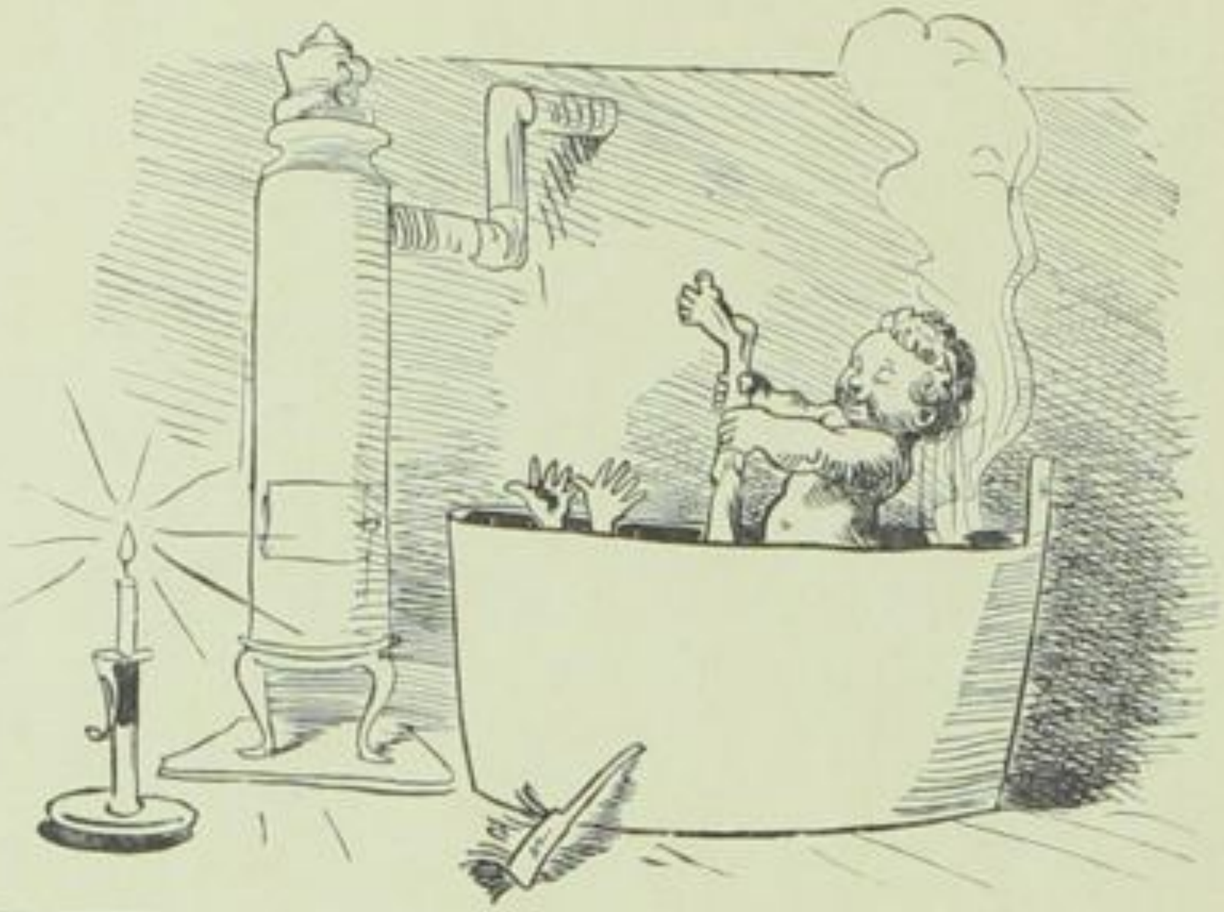


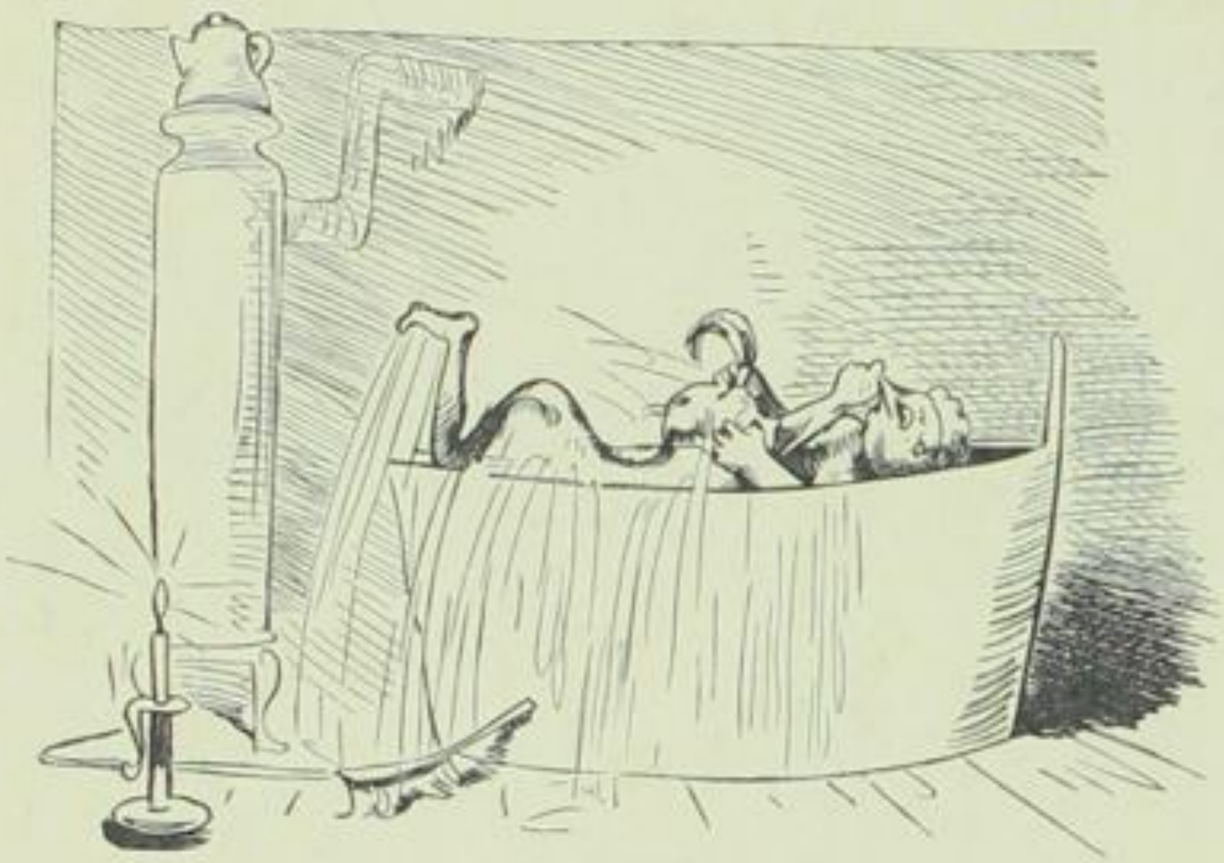
Doch der mit seiner großen Zehe
Tut Fritzen an der Nase wehe;



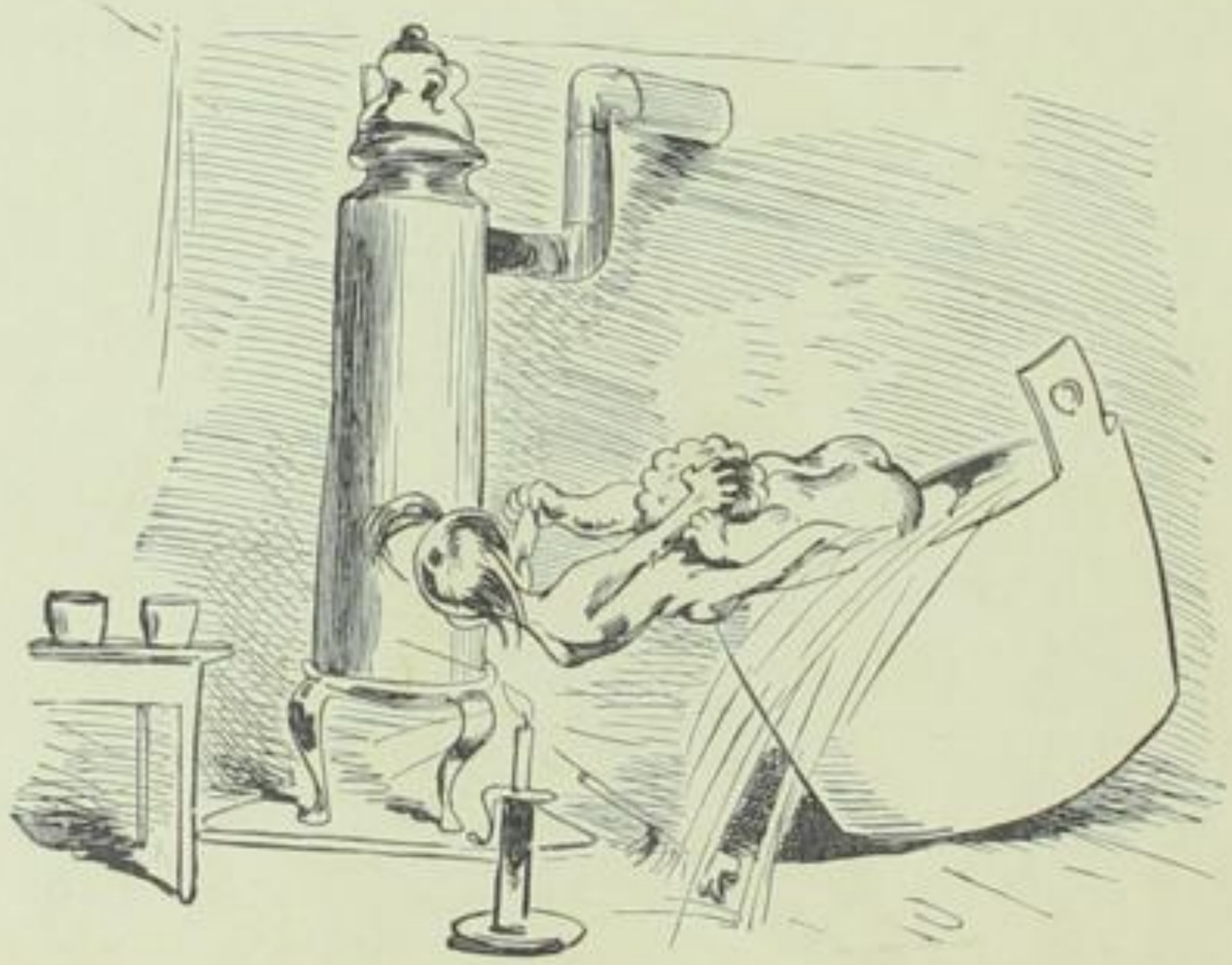
Dafür taucht Fritz den Kopf ihm nieder,
Was so im Wasser sehr zuwider.

Franz aber zieht an Fritzens Bein;
Der zappelt sehr und kann nicht schrein.



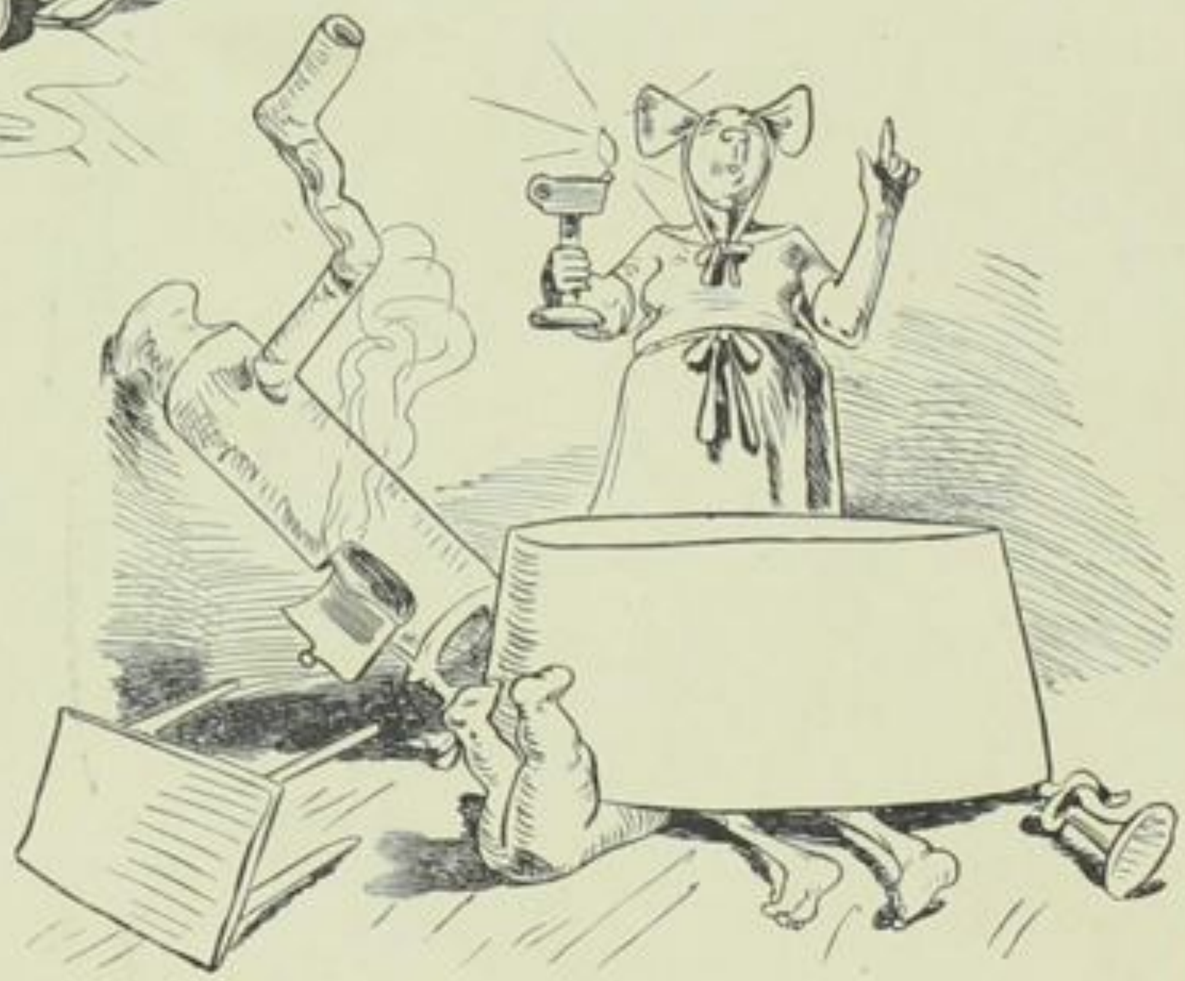


In Mund und Auge, zornentbrannt,
Greift jetzt die rachbegier'ge Hand.

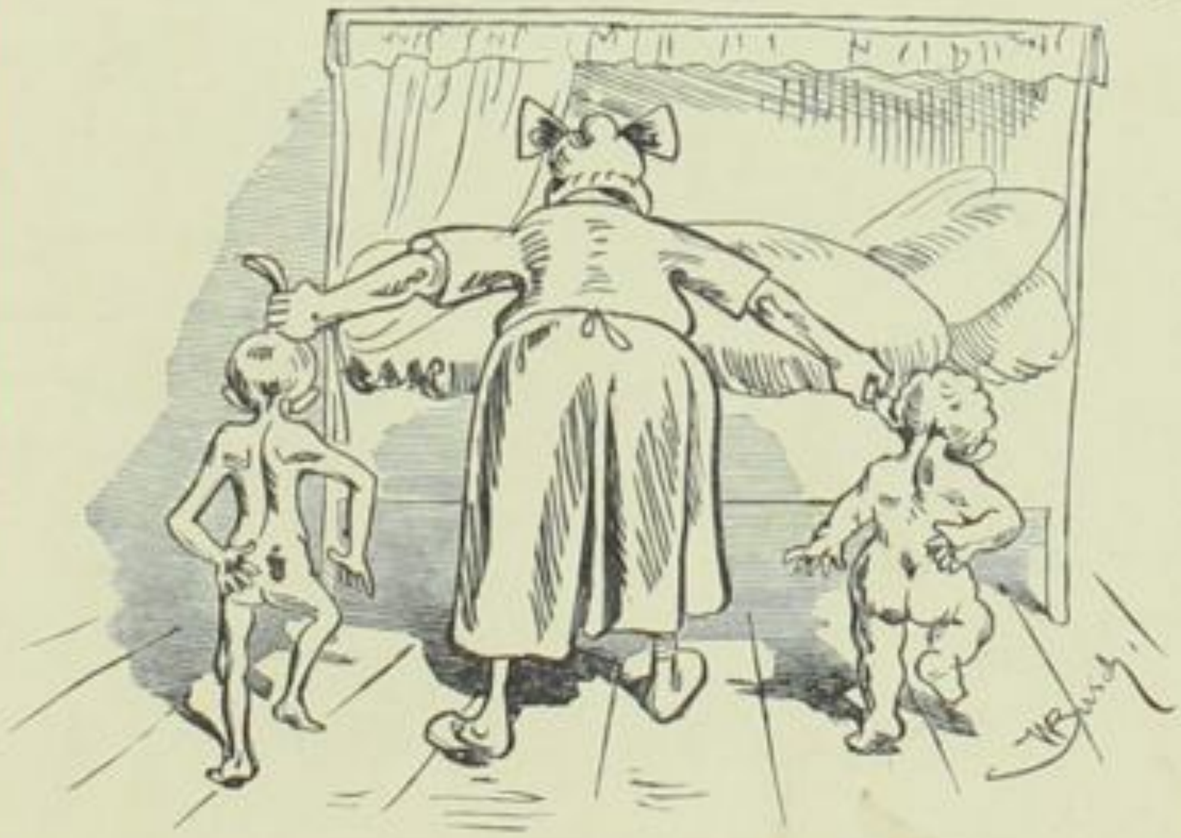


Die Wanne wird zu enge
Für dieses Kampfgedränge.

Perdatsch!! — die alte, brave Lene
Kommt leider grad zu dieser Szene.



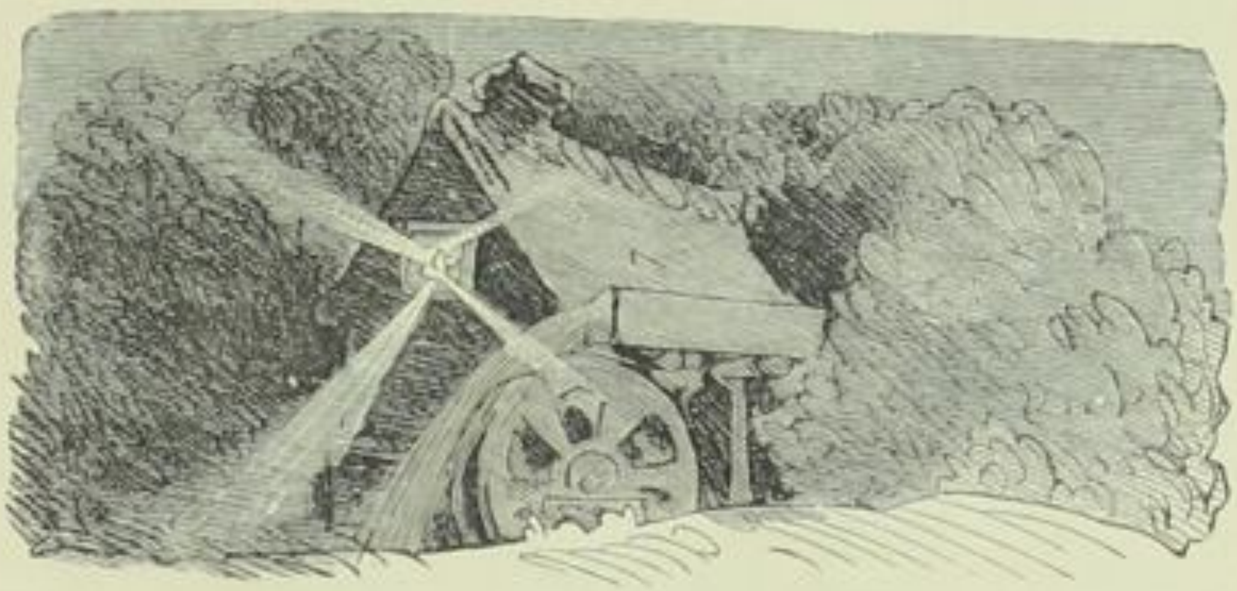
Sie spricht voll Würde und voll Schmerz:
„Die Reinlichkeit ist nicht zum Scherz!!"



Und die Moral von der Geschicht':
Bad zwei in einer Wanne nicht!

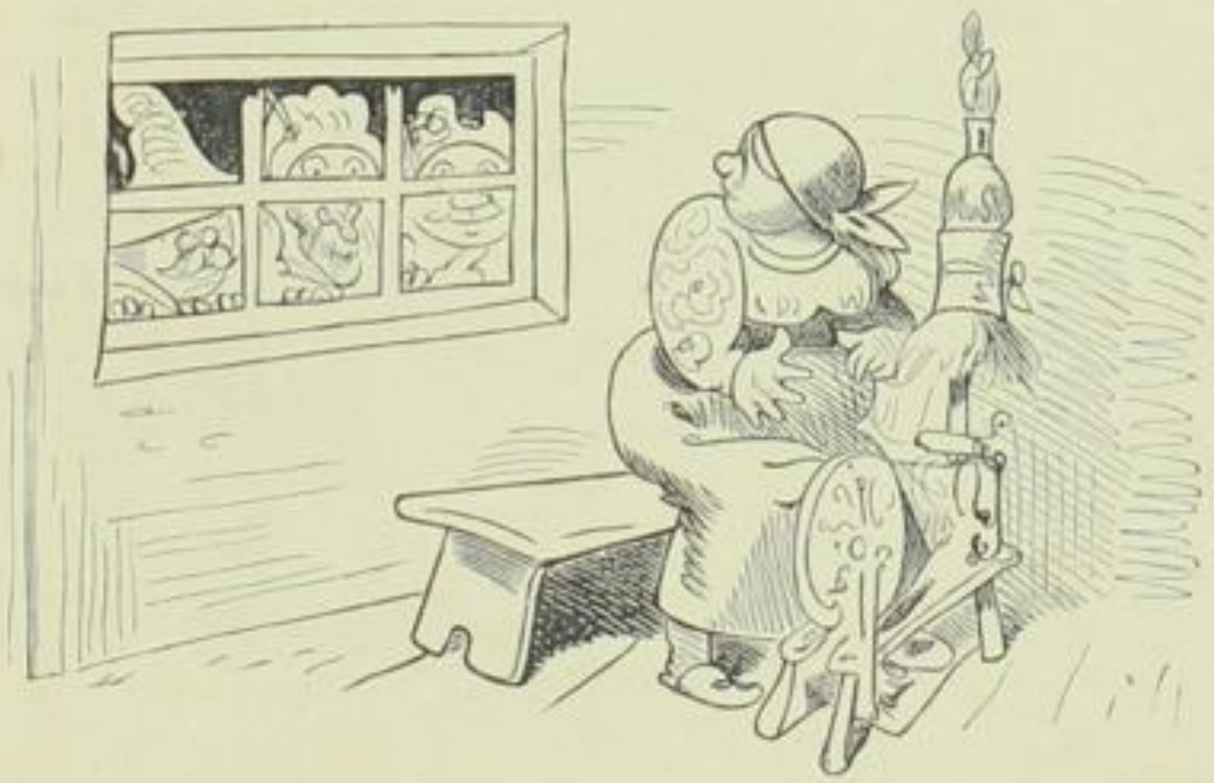
Die kühne Müllerstochter

Die kühne Müllerstochter.



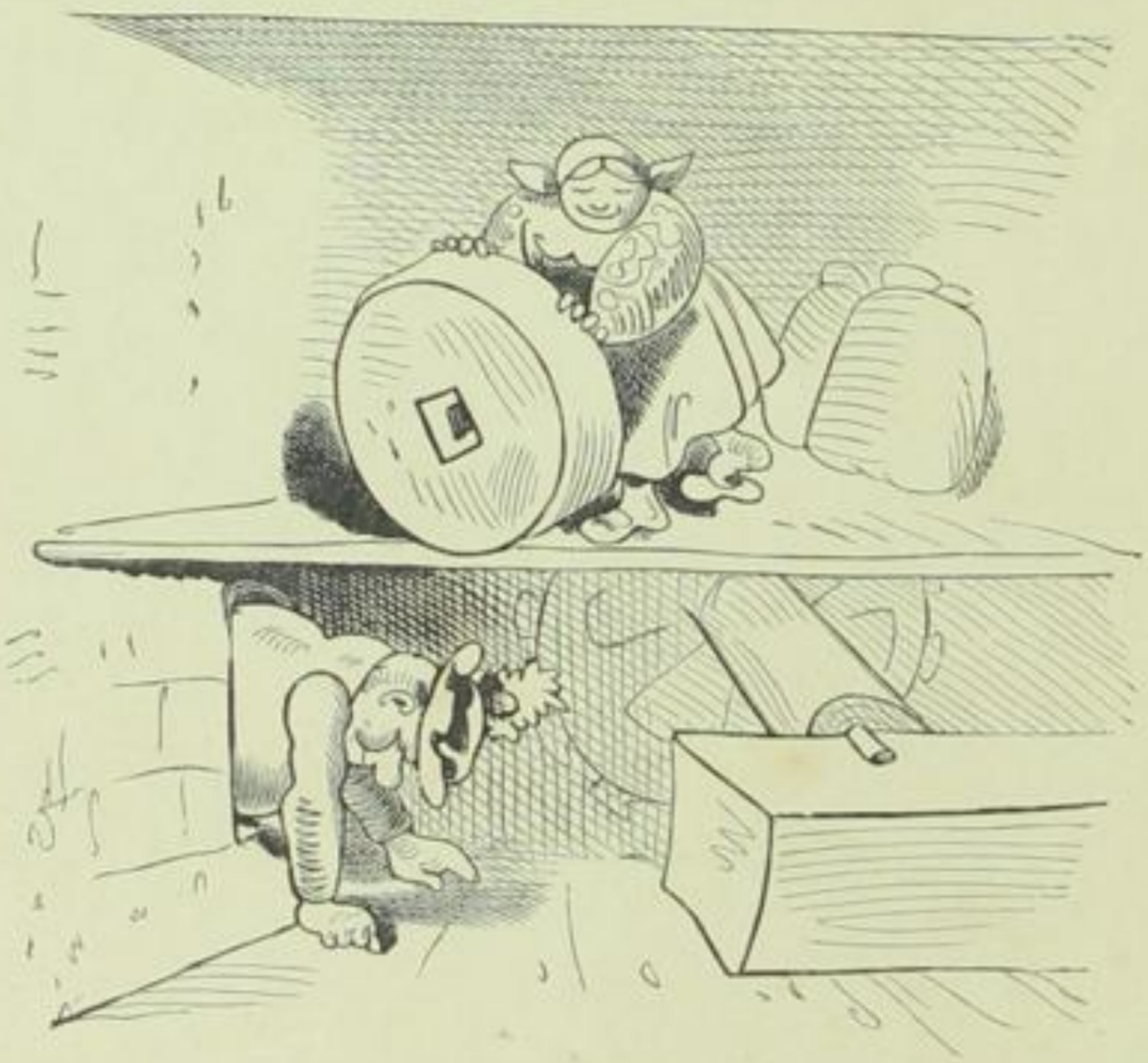
Es heult der Sturm, die Nacht ist graus,
Die Lampe schimmert im Müllerhaus.

Da schleichen drei Räuber wild und stumm
— Husch, husch! pist, pist! — ums Haus herum.

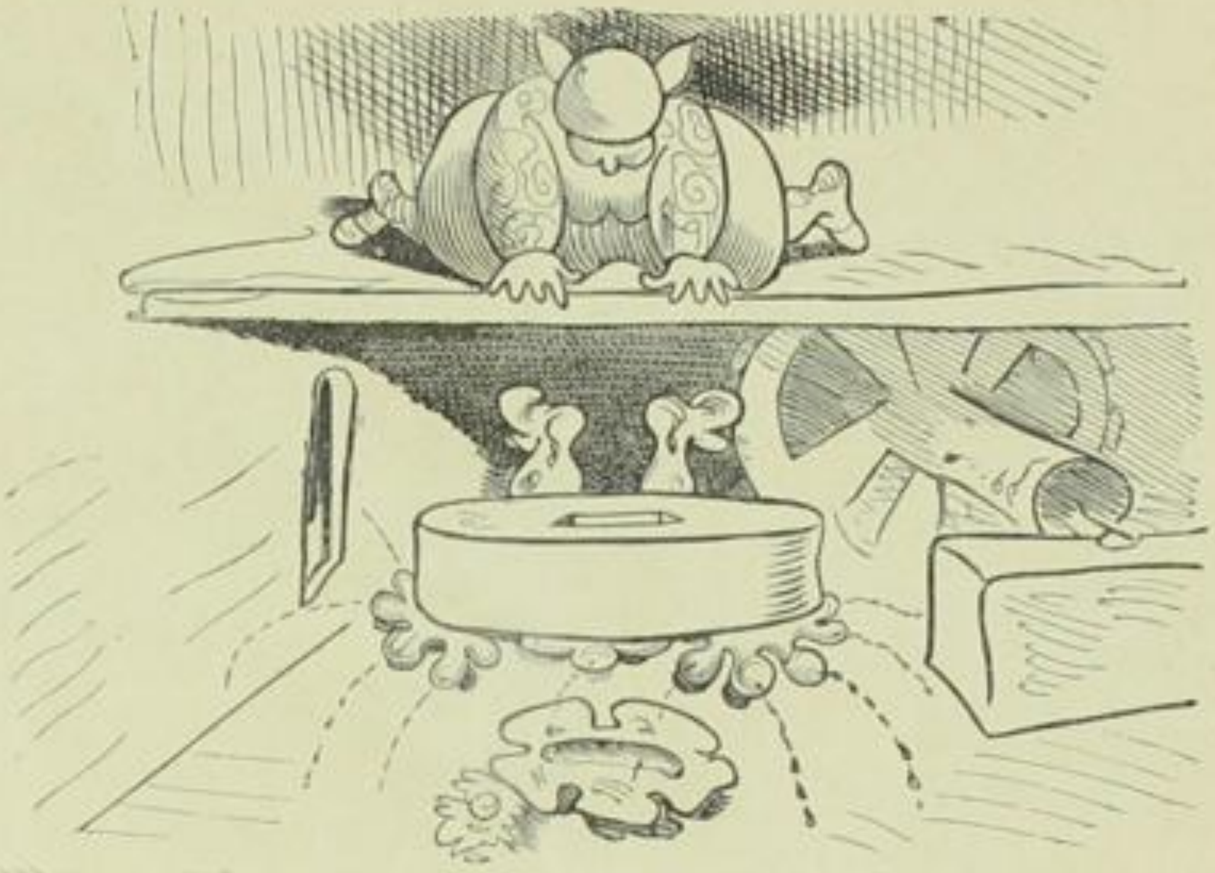


Die Müllerstochter spinnt allein,
Drei Räuber schau'n zum Fenster herein.

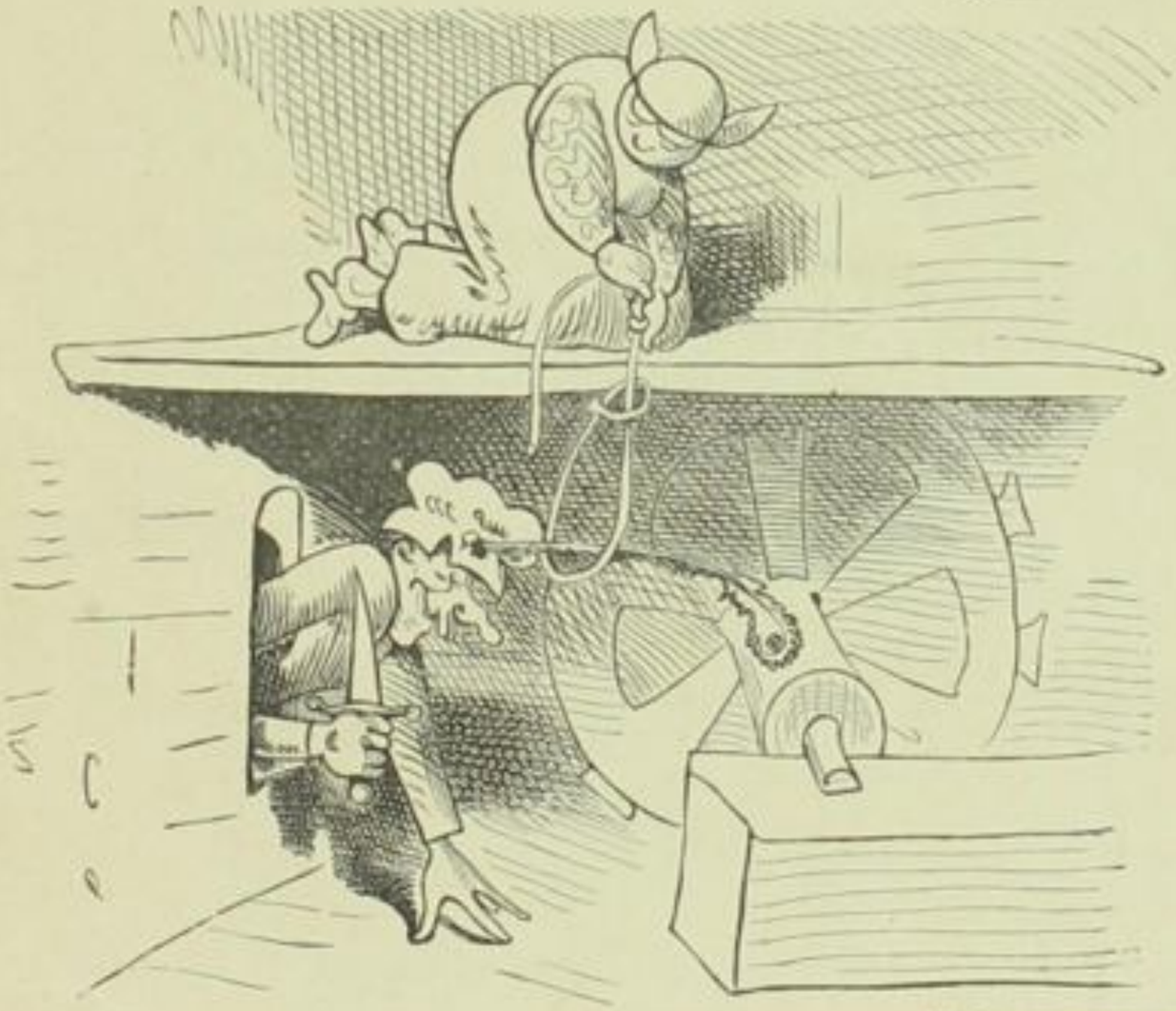
Der zweite will Blut, der dritte will Gold,
Der erste, der ist dem Mädel hold.



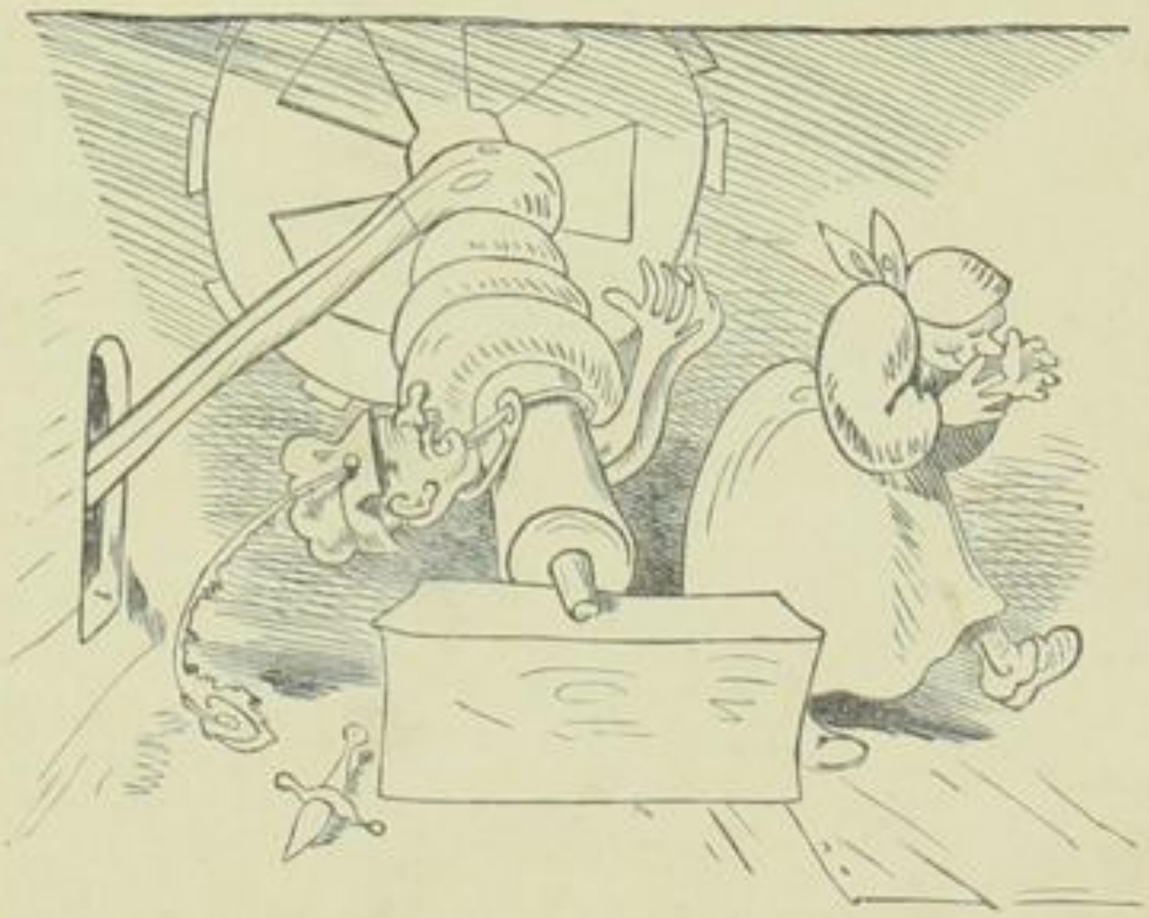
Und als der erste steigt herein
Da hebt das Mädchen den Mühlenstein.



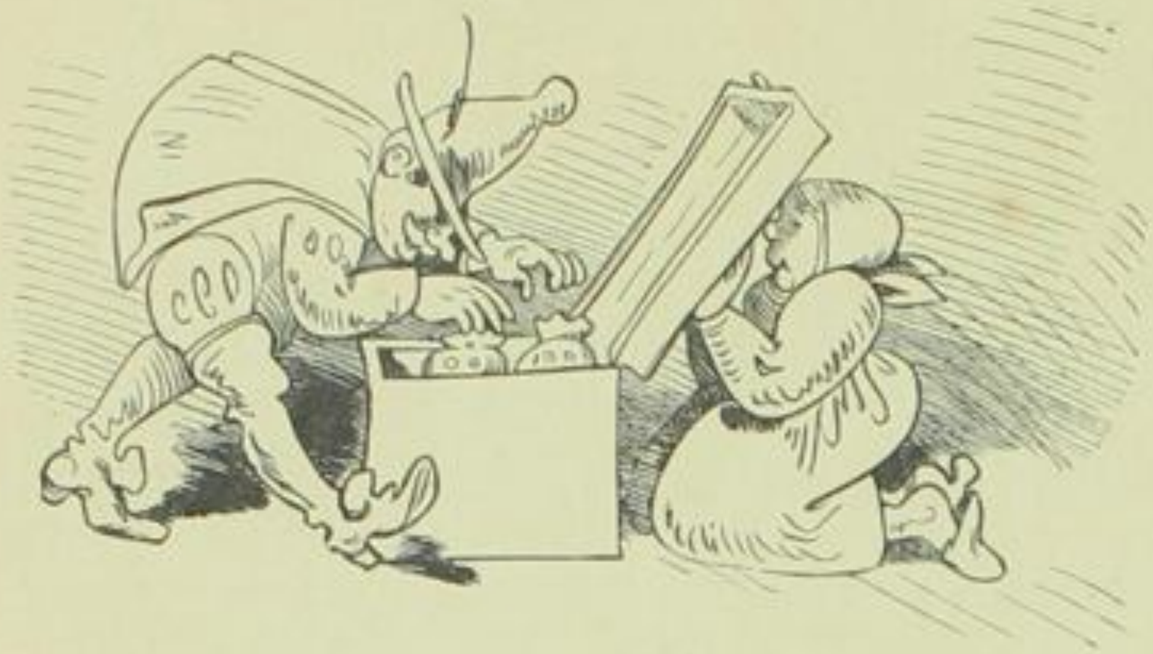
Und — patsch! — der Räuber lebt nicht mehr,
Der Mühlstein druckt ihn gar zu sehr.



Doch schon erscheint mordgierig-heiter
Und steigt durchs Loch der Räuber zweiter.

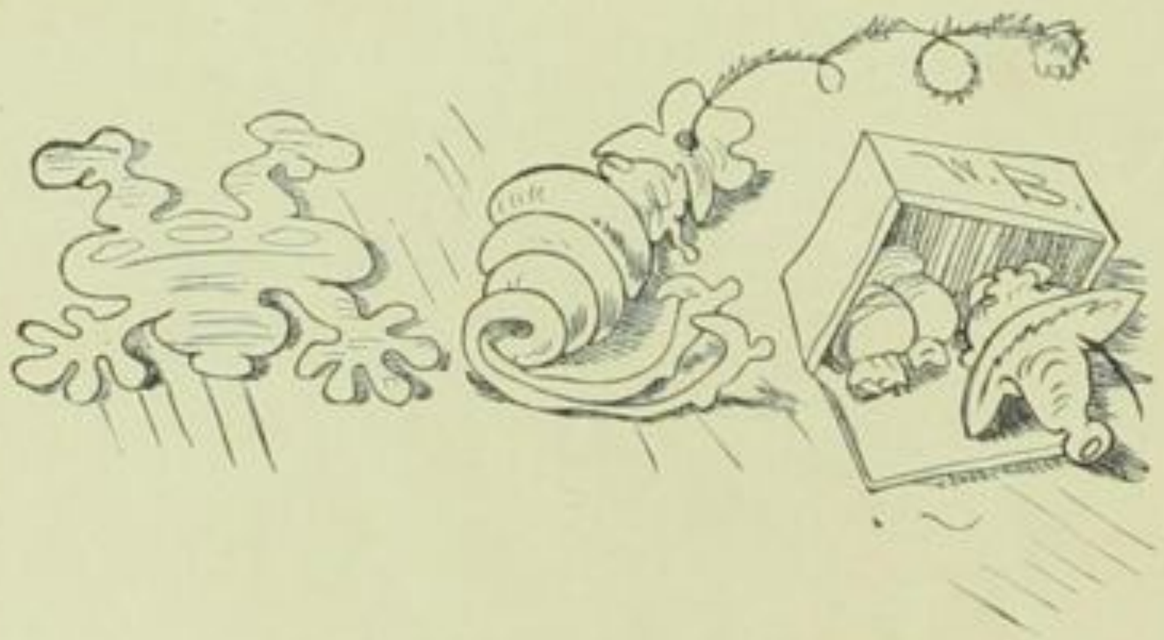


Ha! Hu! — Er ist, eh er's gewollt,
Wie Rollenknaster aufgerollt.



Jetzt aber naht mit kühnem Schritte
Voll Goldbegierigkeit der dritte.

Schnapp! — ist der Hals ihm eingeklommen;
Er stirbt, weil ihm die Luft benommen.



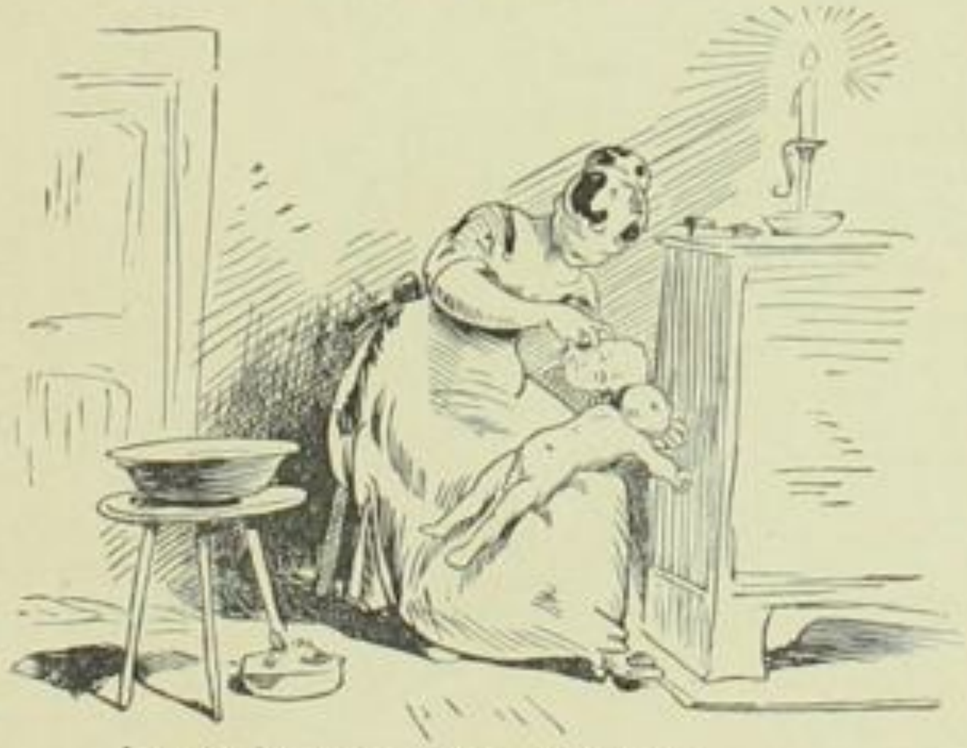
So starben die drei ganz unverhofft.
O, Jüngling! da schau her!!!
So bringt ein einzig Mädchen oft
Drei Männer ins Malheur!!!!

Der Schreihals

Der Schreihals.

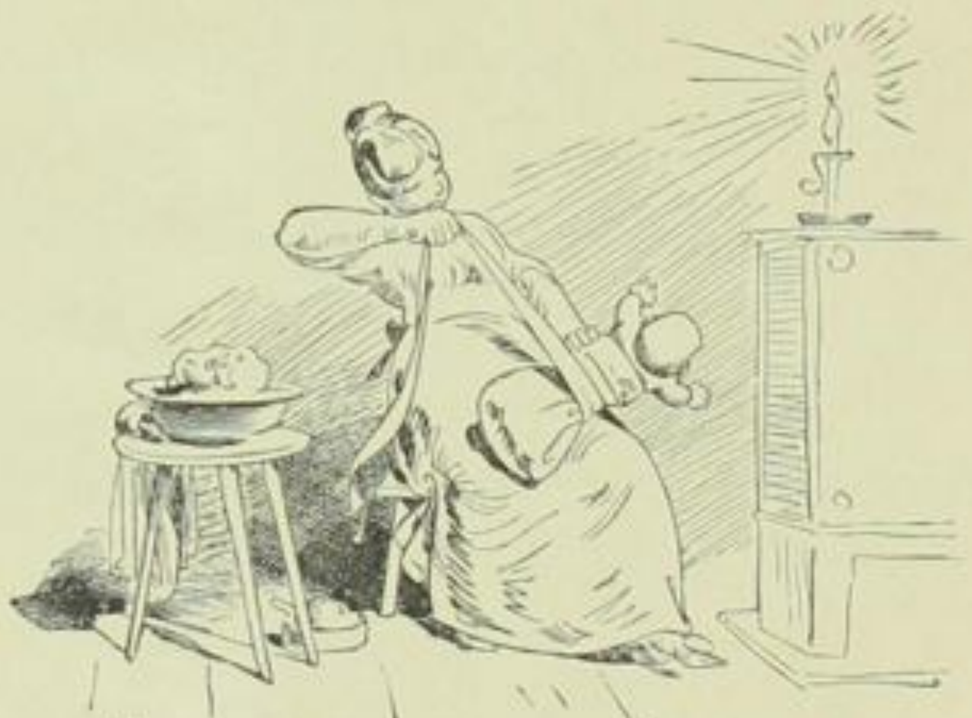
„Da, Lina, zieh ihm's Nachtzeug an,
Daß ich die Flasche wärmen kann."

Die Mutter geht, und eh' sie scheidet,
Wird Willi schon des Hemds entkleidet.



Die Wäscherei gefällt ihm nicht,
Vor allen Dingen im Gesicht.

Doch schreit er nicht und hält ganz still,
Und läßt sich pudern, wo man will.

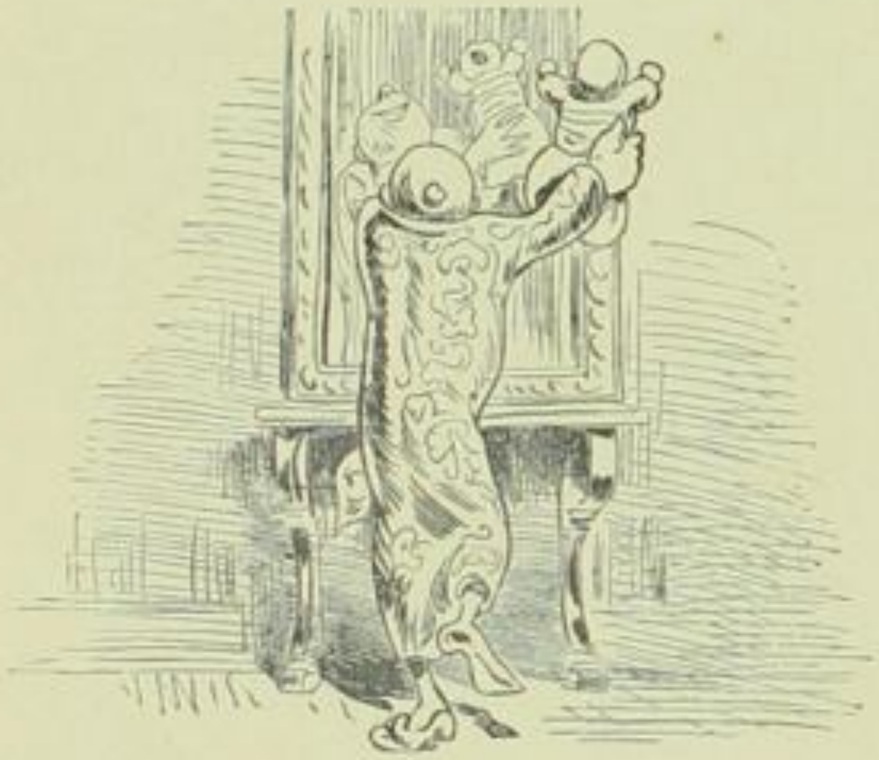


Kaum aber schnüret man ihn ein,
So fängt er auch schon an zu schrein.

Hahäh! — So tönt sein Wehgeschrei,
Und lockt den Vater selbst herbei.

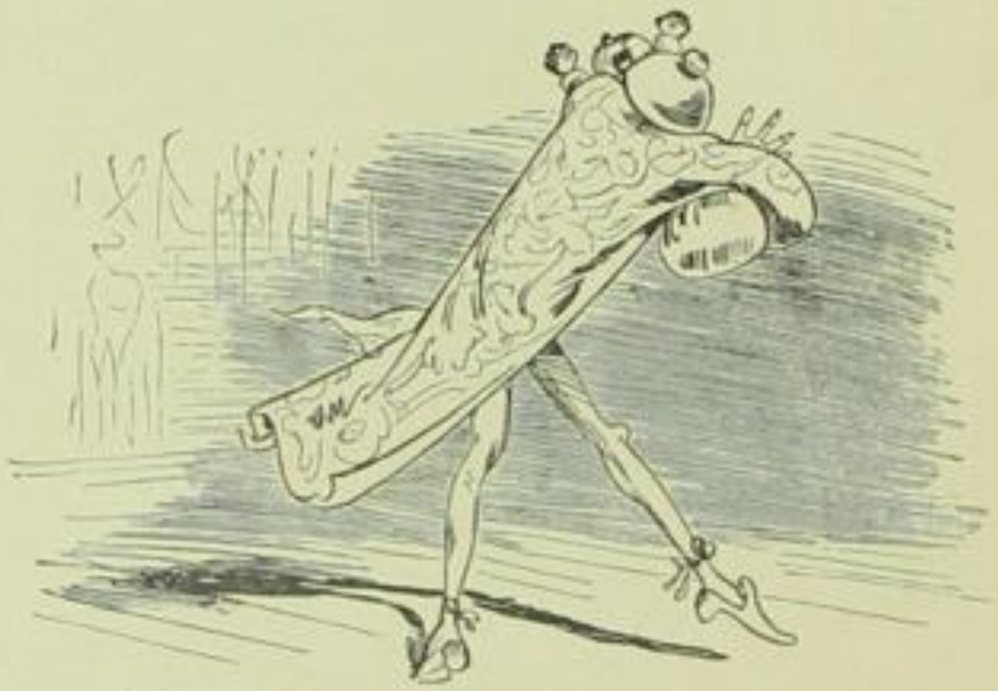
„Hier, halt ihn eben mal, Papa!
Ich geh' und rufe die Mama!"

Der Vater trommelt an den Scheiben,
Um Willis Trauer zu vertreiben.



Er läßt ihn in den Spiegel schaun. —
Der Willi schreit, bis daß er braun.

„Horch, Willi, horch, die Ticktackuhr!" —
Der Willi schreit noch ärger nur.



„Susu, mein Herz! Schlaf ein, schlaf ein!" —
Er fängt noch lauter an zu schrein.

Mit List zeigt er die Zipfelhauben —
Umsonst! — der Willi will's nicht glauben.

Jetzt macht er einen Butzemann —
O weh! — Nun geht's noch schlimmer an.

Grad kommt die Tante auf Visite
Und ruft erschreckt: „Du meine Güte!!" —

Die Mutter öffnet grad die Tür:
„Mein Herz! Was machen sie mit dir?!!"

Voll Weisheit öffnet sie den Bund. —
Da haben wir's — Das war der Grund! —

Die Mutter macht ein ernst Gesicht:
„Ja, was ist das? — Auch dieses nicht?!" —

EH.X.A

Und Willi, der vom Schmerz befreit,
Lacht laut vor lauter Heiterkeit.

Die Prise

Die Prise.

Der Herr Direktor sitzt beim Wein
Und schaut gar sehr verdrießlich drein.

Das Auge schweift ins Grenzenlose;
Die Hand greift nach der Tabaksdose.

Das wohlgeübte Fingerpaar
Erfaßt so viel, als möglich war.

Und sparsam, selbst im Überfluß,
Vertieft er sich in den Genuß.

Zwar fühlt er sich zunächst geniert,
Weil er nur halbe Wirkung spürt.

Doch soll ein mildes Nasenreiben
Die Sache fördern und betreiben.

Auch wird das Sacktuch, blaugeblümt,
Als Nasenfeile sehr gerühmt.

Und hilft auch alles dieses nicht,
So hilft ein Blick ins Sonnenlicht.

Die Spannung steigt, der Drang wird groß —
Nur still! gebt acht! — gleicht drückt er los!

Haptschih! — Wer schnupft und dieses hört,
Der findet es beneidenswert.

Denn was die Seele dumpf umhüllt,
Wird plötzlich heiter, klar und mild.

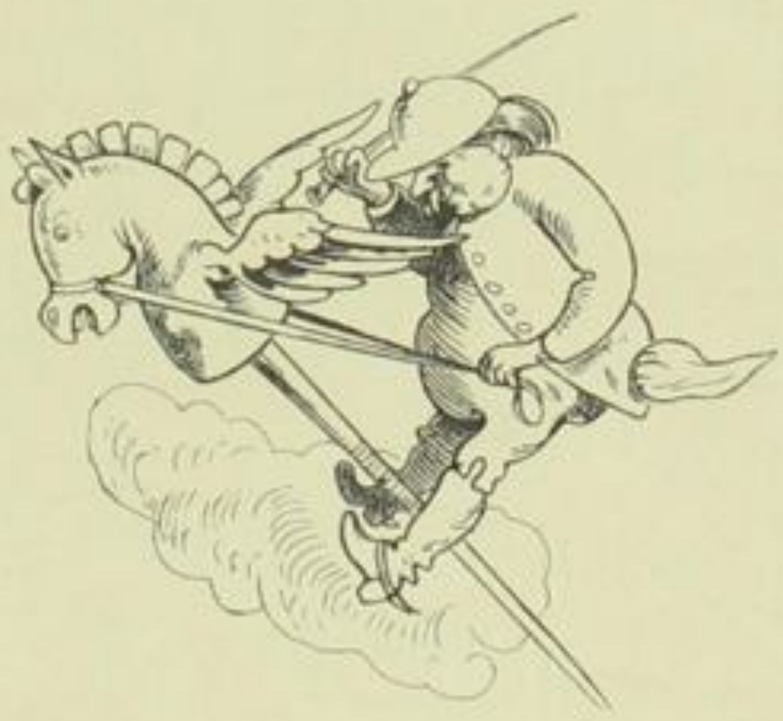
Ja! — Sehr erheitert uns die Prise,
Vorausgesetzt, daß man auch niese!

Schnurrdíburr oder Die Bienen

Schnurrdiburr

oder

Die Bienen.

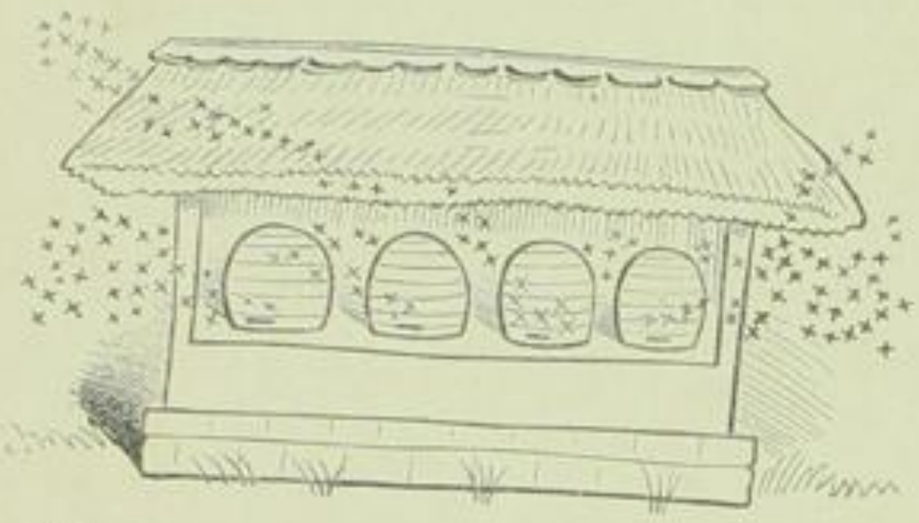


O, Muſe, reiche mir den Stift, den Faber
In Nürnberg fabrizieren muß!
Noch einmal ſattle mir den harten Traber,
Den alten Stecken-Pegaſus!

Nu jüh! — So reiten wir zu Imker Drallen
Und zu Chriſtinen, welche ſchön,
Und zu Herrn Knörrje, dem ſie ſehr gefallen,
Und deſſen Neffen, dem Eugen!

Erstes Kapitel.

Sei mir gegrüßt, du lieber Mai,
Mit Laub und Blüten mancherlei!
Seid mir gegrüßt, ihr lieben Bienen,
Vom Morgensonnenstrahl beschienen!
Wie fliegt ihr munter ein und aus
In Imker Dralle's Bienenhaus



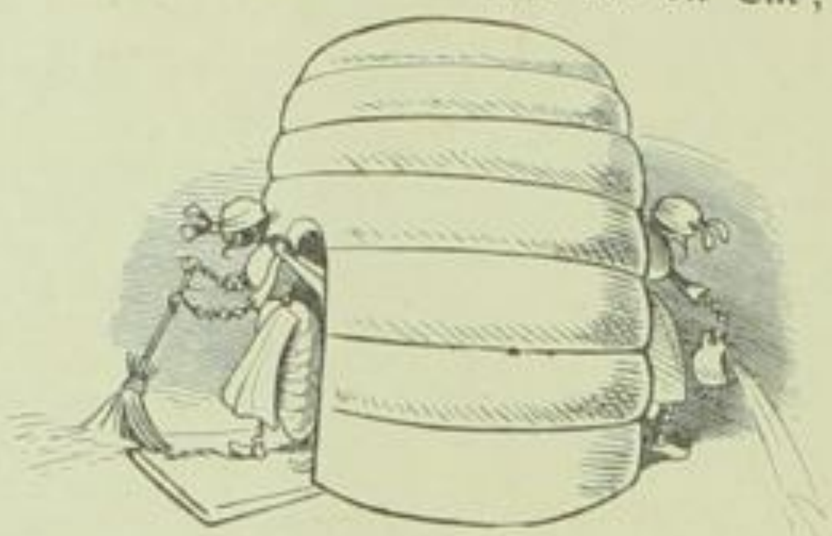
Und seid zu dieser Morgenzeit
So früh schon voller Tätigkeit.

Für Diebe ist hier nichts zu machen,
Denn vor dem Tore steh'n die Wachen.

Und all' die wackern Handwerksleute
Die hauen, messen stillvergnügt,

Bis daß die Seite sich zur Seite
Schön sechsgeeckt zusammenfügt.

Schau! Bienenlieschen in der Frühe
Bringt Staub und Kehricht vor die Tür;



Ja! Reinlichkeit macht viele Mühe,
Doch später macht sie auch Plaisier.

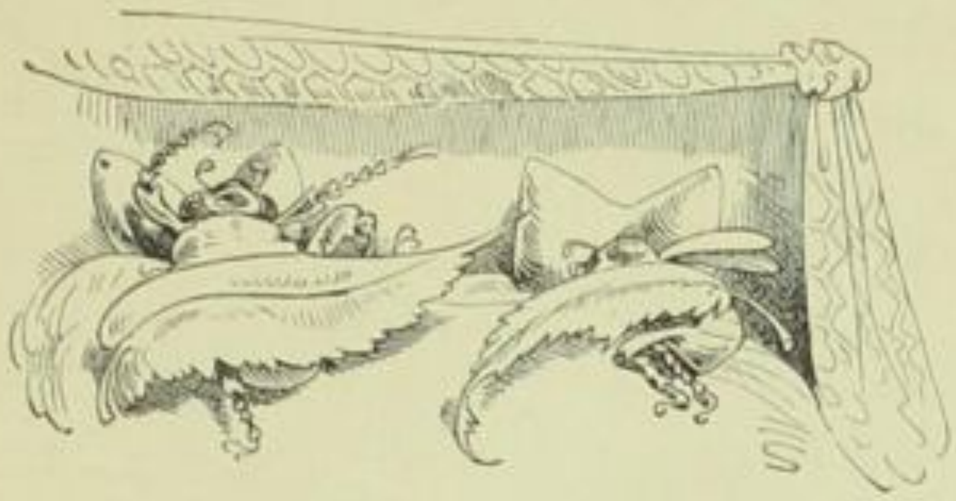
Wie zärtlich sorgt die Tante Linchen
Für's liebe kleine Wickelkind.

„Hol' Wasser!" ruft sie, „liebes Minchen,
Und koch' den Brei, und mach' geschwind!"

Auch sieht die Zofen man, die guten,
Schon emsig hin- und wiedergeh'n;

Denn Ihre Majestät geruhten
Höchstselbst soeben aufzusteh'n,

Und nur die alten Brummeldrohnen,
Gefräßig, dick und faul und dumm,

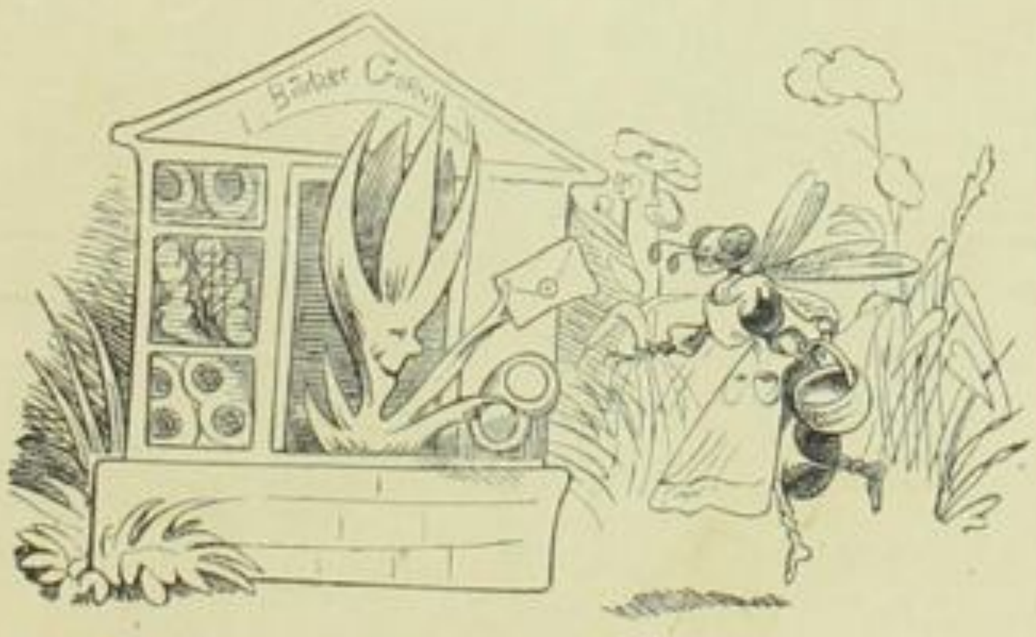


Die ganz umsonst im Hause wohnen,
Faulenzen noch im Bett herum.

„Hum!" brummelt so ein alter Brummer,
„Was, Donner! ist es schon so spät!?

He, Trine! lauf' einmal herummer,
Und bring' uns Honigbrot und Met! —"
„Geduld!" ruft sie, „ihr alten Schlecker!"
Und fliegt zu Crocus, dem Bienenbäcker. —

„Hier diese Kringel, frisch und süße,"
So lispelt Crocus, nimm sie hin;

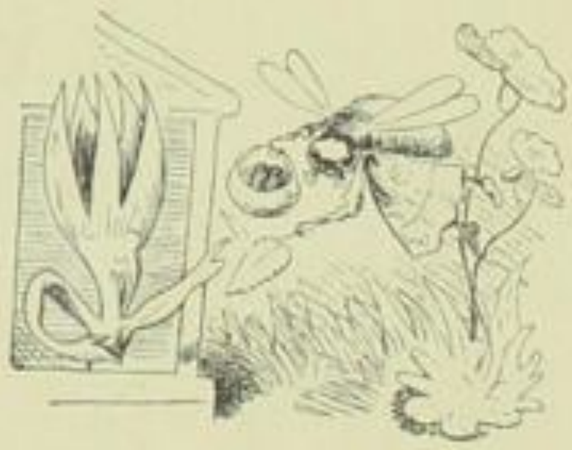


Doch höre, sei so gut und grüße
Aurikelchen, die Kellnerin!"

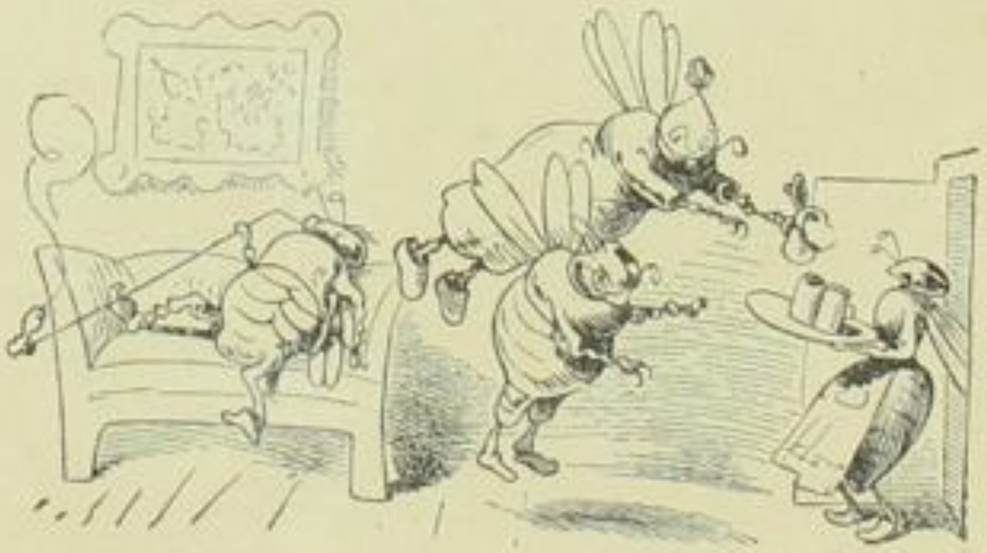
Hier steht Aurikel in der Schenke
Und zapft den Gästen das Getränke.

Als sie den Brief gelesen hat,
Da schrieb sie auf ein Rosenblatt:

Schnell fliegt das Bienchen von Aurikel
Zu Crocus mit dem Herzartikel. —



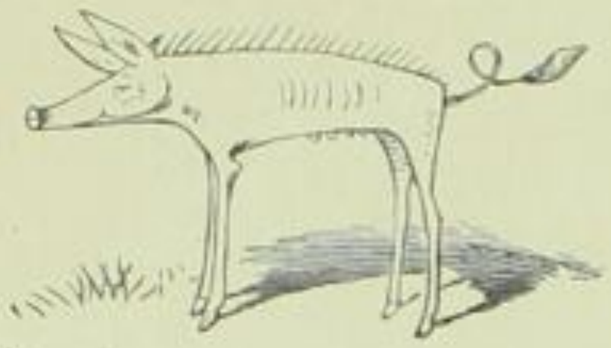
Jetzt heim! — denn schon mit Zorngebrumme
Rumort und knurrt die Drohnenbrut;



„Du dumme Trine! her die Mumme! —
Wenn man nicht alles selber tut!"

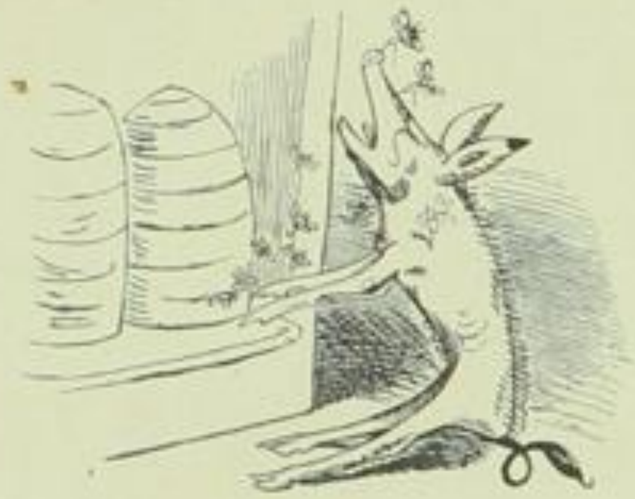
Zweites Kapitel.

Hans Dralle hat ein Schwein gar nett,



Nur ist's nicht fett.

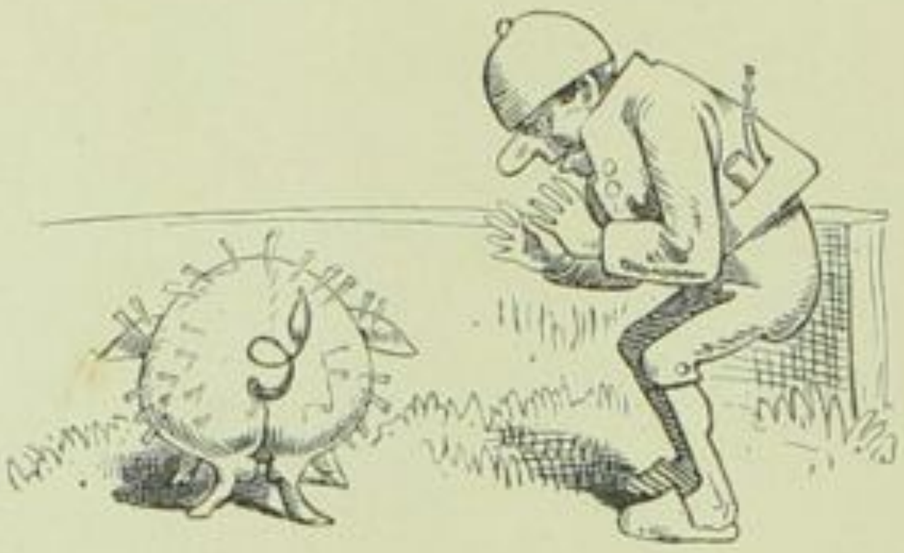
Es schnuppert keck in allen Ecken
Und schabt sich an den Bienenstöcken.



Die Bienen kommen schnell herfür
Und saufen auf das Borstentier.

U,iF! U,iF! — so hat's geschrie'n. —
Hans Dralle denkt: „Wat hat dat Swien?!"

Wie staunt Hans Dralle, als er's da



Schön abgerundet stehen sah! —

Der Schweinekäufer geht vorüber:
Was wollt Ihr für das Schwein, mein Lieber?

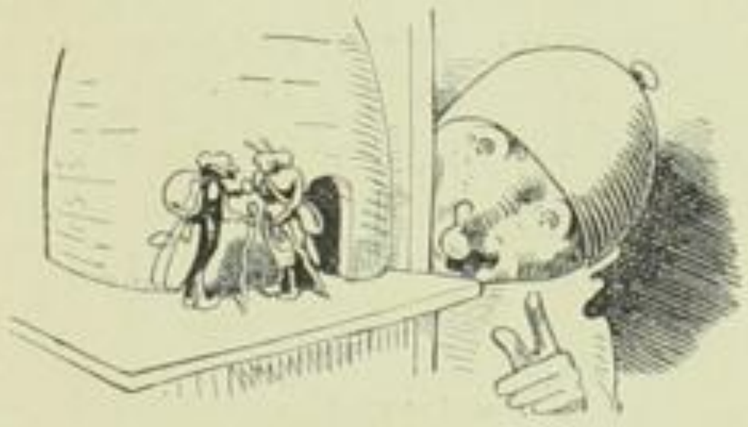
„So'n twintig Daller, heb ick dacht!"
Hier sind sie, fertig, abgemacht!

Hans Dralle denkt sich still und froh:
„Wat schert et meck! Hei woll dat jo!"

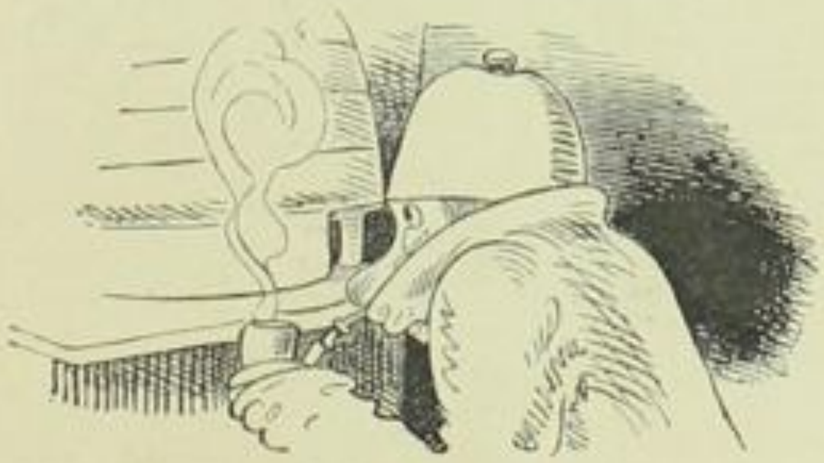
Er stellt sich flugs vor seine Bienen
Und pfeift ein altes Lied von ihnen:

Fliege, liebe Biene, fliege
Über Berg und Tal
Auf die Blumen hin und wiege
Dich im Sonnenstrahl.

Kehre wieder, kehre wieder,
Wenn die Kelche zu;
Leg' die süße Bürde nieder
Und geh' auch zur Ruh'!



Ei, ei! Was soll denn dieses geben?!
Zwei Bienen schon mit Wanderstäben?!



Hans Dralle schaut ins Immenloch:
Wat Deuker! Hüte swarmt se noch!

Die Luft ist klar, die Luft ist warm;
Hans Dralle wartet auf den Schwarm.

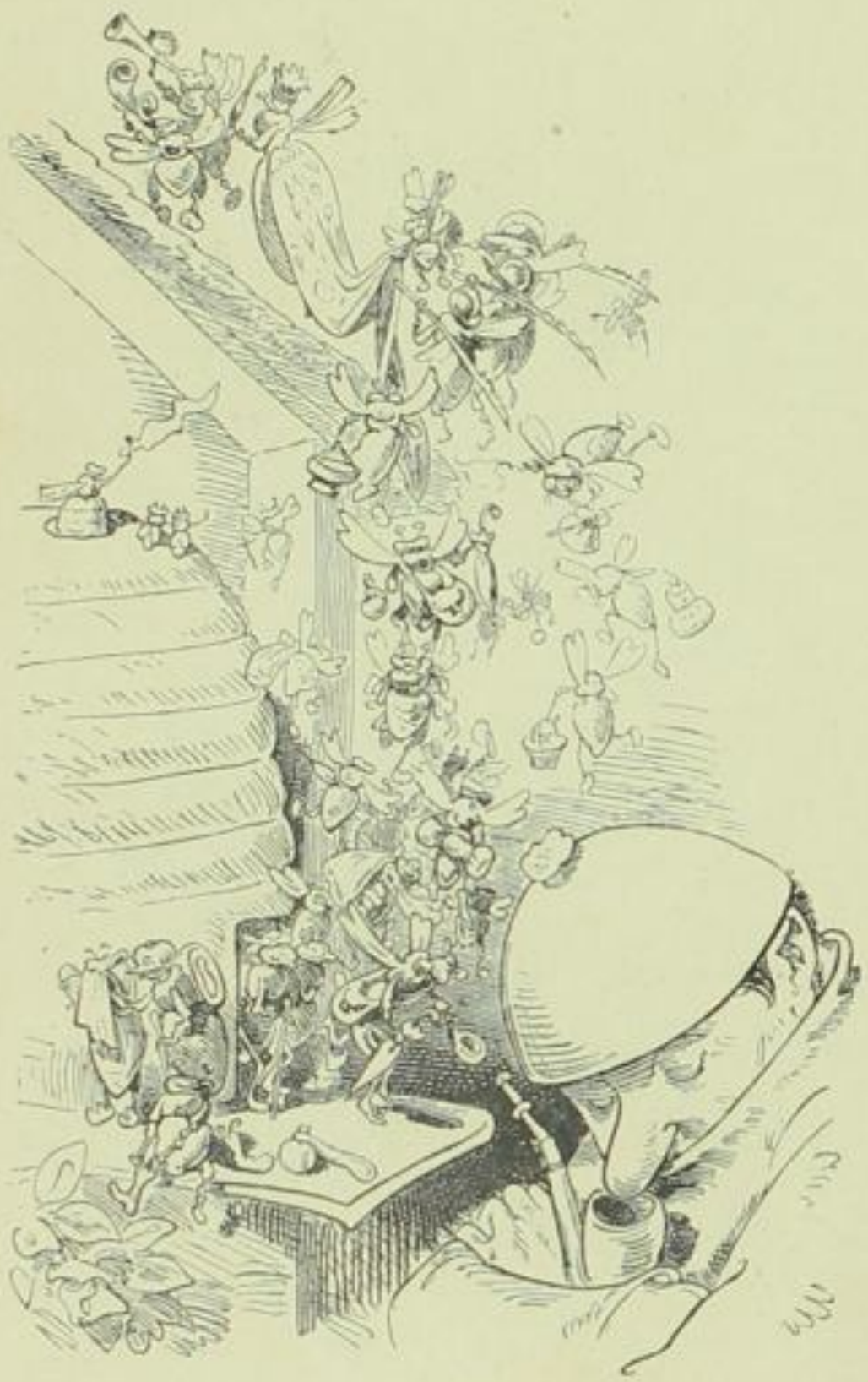
Ihm wird so dumm und immer dummer;
Hans Dralle sinkt in sanften Schlummer.

Tüt, tüt! Sim, sim! so tönt es leise

Im Bienenstocke her und hin;
Es sammelt sich das Volk im Kreise,
Denn also spricht die Königin:

„Auf, Kinder! schnürt die Bündel zu!
Er schnarcht, der alte Staatsfilou! —
Nennt sich gar noch Bienenvater!
Ein schöner Vater! Sagt, was tat er?
Und wozu taugt er?
Aus seinem Stinkebaken raucht er! —
Ist ein Gequalm und ein Geblase,
Ewig hat man den Dampf in der Nase! —

— Da hält man sich nun im Sommer knapp,
Schleppt und quält und rackert sich ab;
Denkt sich was zurückzulegen,
In alten Tagen den Leib zu pflegen . . .
Ja wohl!
Kaum sind Kisten und Kasten voll,
Trägt uns der Schelm den Schwefel ins Haus
Und räuchert und bläst uns das Leben aus.
— Kurzum! er ist ein Schwerenöter! —
Ein Honigdieb und Bienentöter! —
D'rum auf und folgt der Königin!!"



Schnurrdiburr! da geht er hin!

Drittes Kapitel.

Zuweilen brauchet die Familie
Als Suppenkraut die Petersilie. —
Und da nun g'rad Christine Dralle
Heut' morgen auch in diesem Falle,
So sieht man sie mit Wohlgefallen

In ihres Vaters Garten wallen. —
— Herrn Knörrjes Garten liegt daneben;
Und ach! sie denkt an Knörrje eben.
Zu Anfang schätzt sie ihn als Lehrer,
Dann aber immer mehr und mehrer;
Und also schlich die süße Pein
Sich peu à peu ins Herz hinein —
Die Liebe — meistens schmerzlich heiter —
Vergißt gar leicht die Suppenkräuter;
Sie liebt vielmehr die Blumenkelche,

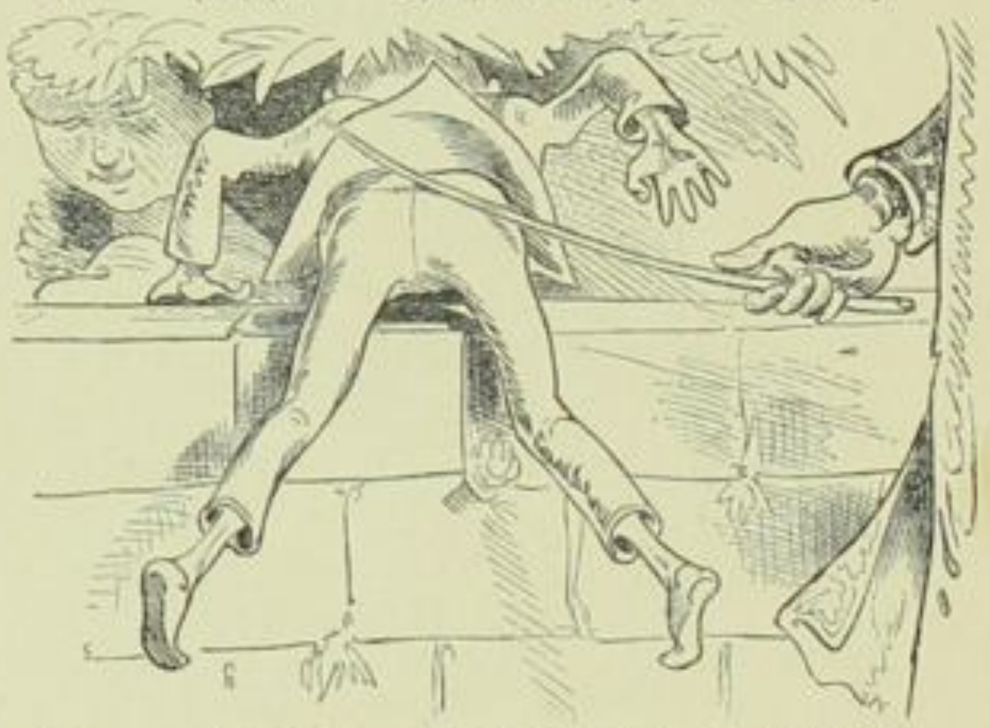
Und auch Christine pflückt sich welche.

Aurikel — Crocus — diese Guten
Sind so vereint, eh' sie's vermuten.

Christine aber läßt sich nieder
Unterm Flieder. —
Herrn Knörrjes Neffe, der Eugen,
Hat dies mit Freuden angeseh'n;
Denn dieser Knab' von vierzehn Jahren,
So jung er ist und unerfahren,
Fühlt doch, obschon noch unbewußt,
Ein süßes Ahnen in der Brust, —

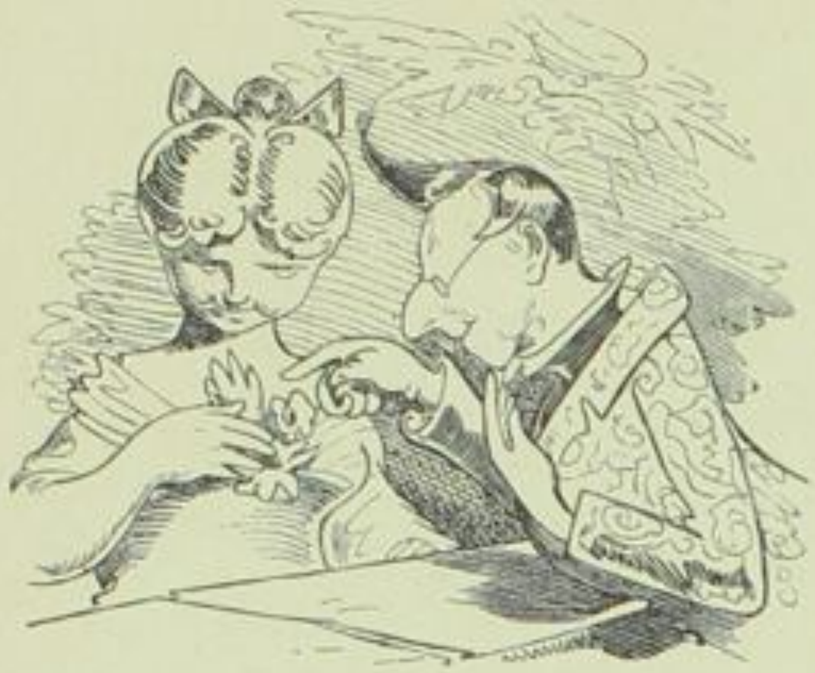
Behutsam schleichend, auf der Lauer,
Drückt er sich an die Gartenmauer;

Dann plötzlich macht er einen Satz,
Und — pitsch! — Christine kriegt 'n Schmatz.



Und — schwapp! — da tönt's im tiefen Baß:
„Ha, Ungetüm, was ist denn das?!!"
— Herr Knörrje schlägt mit seinem Stabe,
Und tief gekränkt entflieht der Knabe.

Herr Knörrje aber faßt ans Kinn
Christinen seiner Nachbarin.
Er hebt es leise in die Höh' —
Ach ja! und sie errötete! —

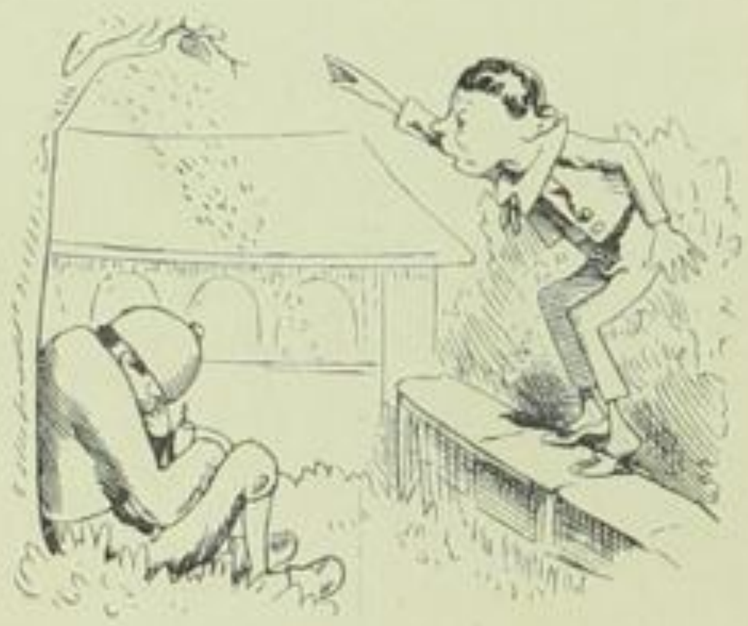


„Hier diese Blumen, darf ich's wagen?"
Christine wagt nicht nein zu sagen.

Und jetzt, da gibt er gar zum Schluß
Dem guten Mädchen einen Kuß.

Jetzt faßt er sanft ihr um das Mieder,
Ach ja! und sie errötet wieder.

„Ade! und also so um zehn
Beim Bienenhaus! auf Wiederseh'n!"
Eugen, der horcht, bemerkt mit Schmerzen
Das Einverständnis dieser Herzen. —



Nun steht er da und schreit und lärmt:
„He! Nachbar, he! der Imme schwärmt!"

Viertes Kapitel.

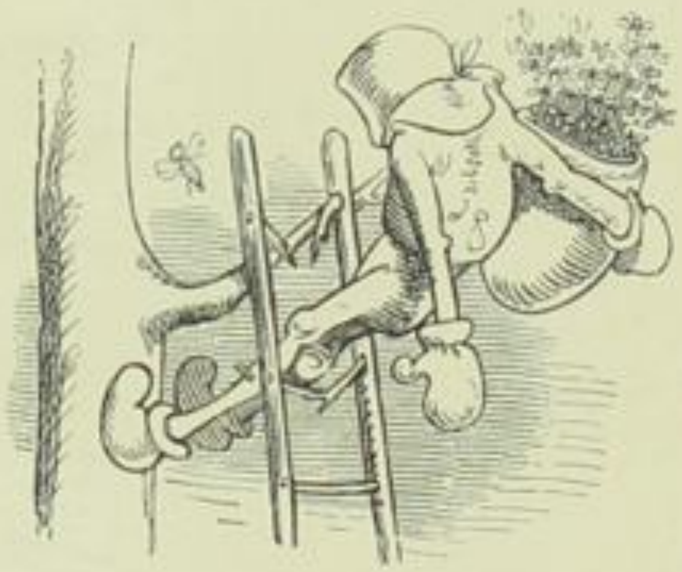
Hans Dralle der noch immer schlief,
Als ihn Eugen so heftig rief,
Erwacht aus seinem sanften Traum —

Da hängt der Schwarm im Apfelbaum! —

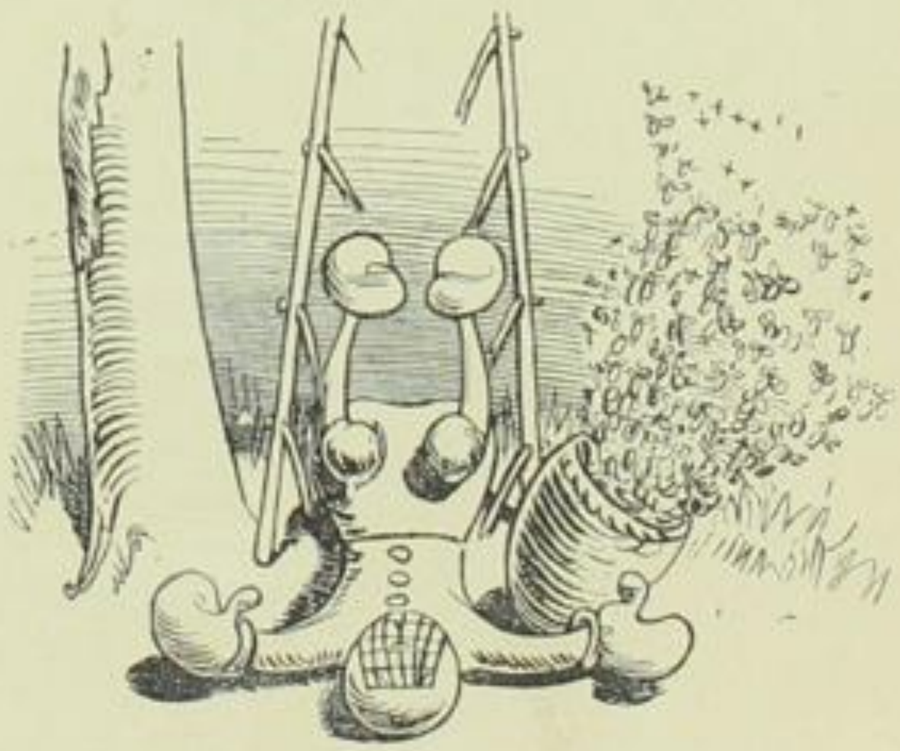
Schnell Kappe her und Korb und Leiter,
Sonst fliegt er noch am Ende weiter!

Gar wohl vermummt, doch ohne Bangen
Hat er den Schwarm bereits gefangen;

Hoch oben steht er kühn und g'rade,
Da sticht's ihn in die linke Wade.



Au jau! — die erste Sprosse bricht,
Denn viel zu groß ist das Gewicht;



Und — Fracks! — ist er herabgeschossen
Durch alle sieben Leitersprossen.

Die Bienen aber mit Gebraus
Sausen ums Haus.

Zwei Knaben sitzen an der Pfütze
Und spritzen mit der Wasserspritze. —

Die Bienen kümmern sich nicht d'rum,
Sie sausen weiter mit Gebrumm.

Den Besen schwingt die alte Grete,
Der Kirmesanton bläst Trompete.

Ernst, Fritz und Wilhelm pfeifen, schrei'n;
Der Schwarm läßt sich darauf nicht ein.

Jetzt ist er oben am Kamin,
Der Schornsteinfeger sieht ihn zieh'n.

Jetzt geht er übers Kirchendach;
Krach! — schießt der Förster hinten nach.

Jetzt hinkt Hans Dralle auch daher;
Und jetzo sieht man gar nichts mehr. —

„Mi ärgert man — denkt er — datt dat
Mi Nawer Knörrje seihen hat."

Fünftes Kapitel.

So machet dem Apisticus
Die Schwärmerei gar viel Verdruß;
Und ganz besonders hat sie Drallen
Seit der Geschichte sehr mißfallen. —
Doch solcherlei Verdrüsse pflegen
Die Denkungskräfte anzuregen. —

„Platz mot'r sin!" — So denkt er weise,
Und macht zwo große Strohgehäuse. —

— „Recht guten Morgen auch, mein Lieber!"
Ruft Knörrje da zu ihm herüber.
„So fleißig?! Nun, wie geht es Ihnen?
„Und dann, wie geht's den lieben Bienen?"
„„Ja ja, de Minsche mot sick plagen!""

„Mein Freund, das müssen Sie nicht sagen!
„Die Immen sind ja ein Vergnügen,
„Wie sie so umeinander fliegen;
„Und standen auch in großem Ruhme
„Bereits im grauen Heidentume.

„— So zum Exempel hielt Virgil,
„Der ein Poet, von ihnen viel;
„Denn als die römischen Legionen,
„Die ja bekanntlich nichts verschonen,
„Am Ende auch bei ihm erschienen,
„Wer half ihm da, wie seine Bienen?"

Friedlich lächelt Virgil, umsäuselt von sumsenden Bienen;
Aber die runzlichte Schar bärtiger Krieger entfleucht!

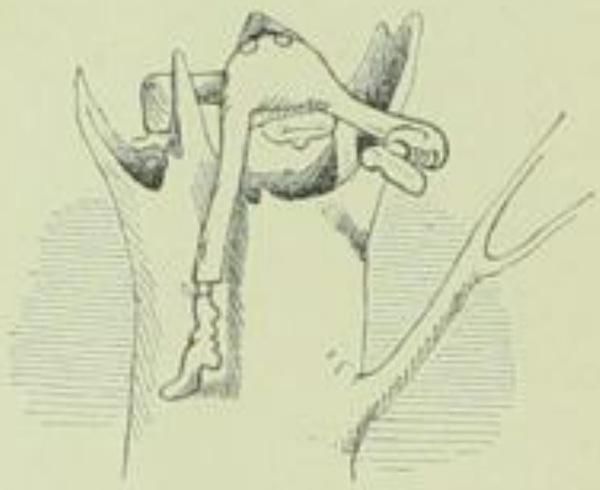
„„Wenn man de Schwarmeri nich wör!““
Sagt Dralle — „„Datt is dat Malör!““
„Mein lieber Freund, das ist zum Lachen;
Ableger, Nachbar, müßt Ihr machen;

So habt Ihr, ehe man's gedacht,
Aus einem Stocke zwei gemacht;
Ableger, Freund, das heißt Methode!!"
„„Adje! Dat is de nie Mode!!““

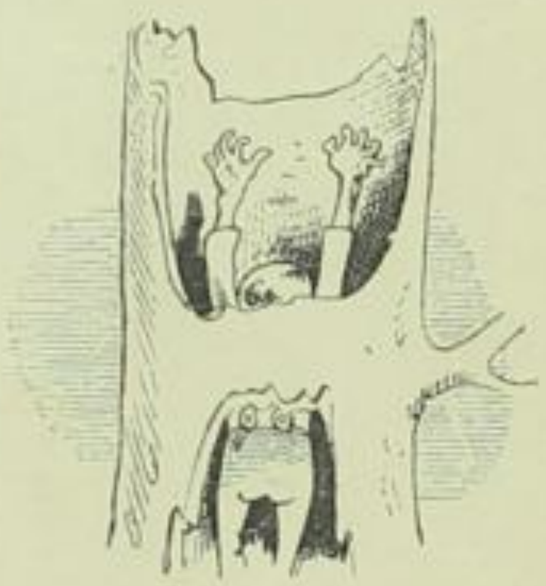
Sechstes Kapitel.

Eugen, der nach dem Mittagessen
Im schattenkühlen Wald gesessen,

Sieht hier mit herzlichem Vergnügen
Aus einem Baume Bienen fliegen. —
Aha, das müssen wir versuchen,
Da drinnen gibt es Honigkuchen! —

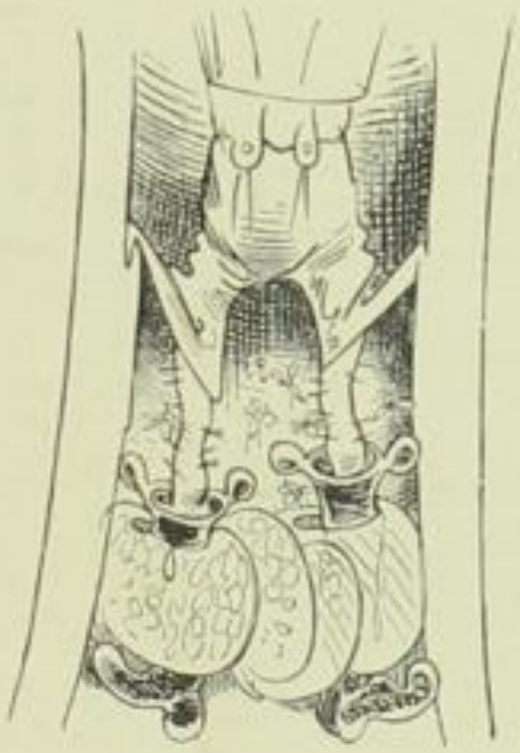


Schnell steigt der Eugen auf den Baum
Von oben in den hohlen Raum.



Nur Vorsicht, immer leise! — Schrapp! —
Da rutscht er auf den Grund hinab.

Da sitzt er nun im Baume fest,
Die Beine steh'n im Immen-Nest.



Und leider haben auch nach oben
Die Hosenschläuche sich verschoben,
So daß auf seine bloßen Waden
Die Bienen ihren Zorn entladen. —

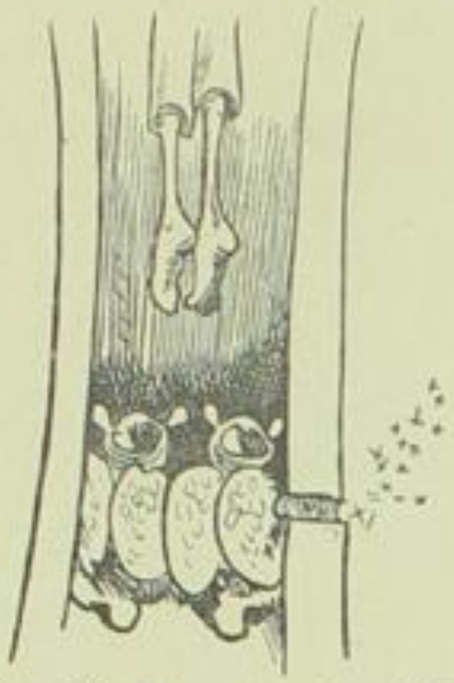
Ein alter, rupp'ger Tanzebär,
Der durchgebrannt, kommt auch daher.

„Da muß ich wohl von oben kommen!"
Denkt er — und ist hinauf geklommen.

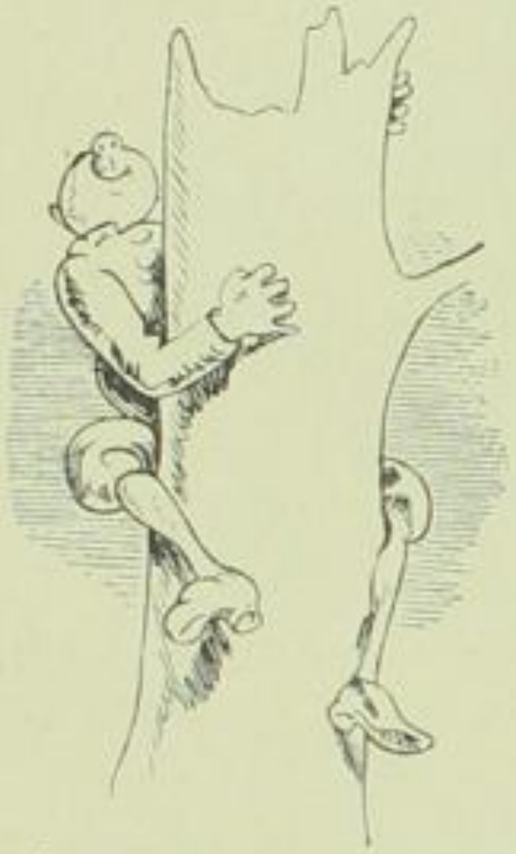
Ach! — wie erschrak der Jüngling da,
Als er das Tier von hinten sah.

Uhuu! — mit schrecklichem Geheul
Faßt er des Bären Hinterteil.

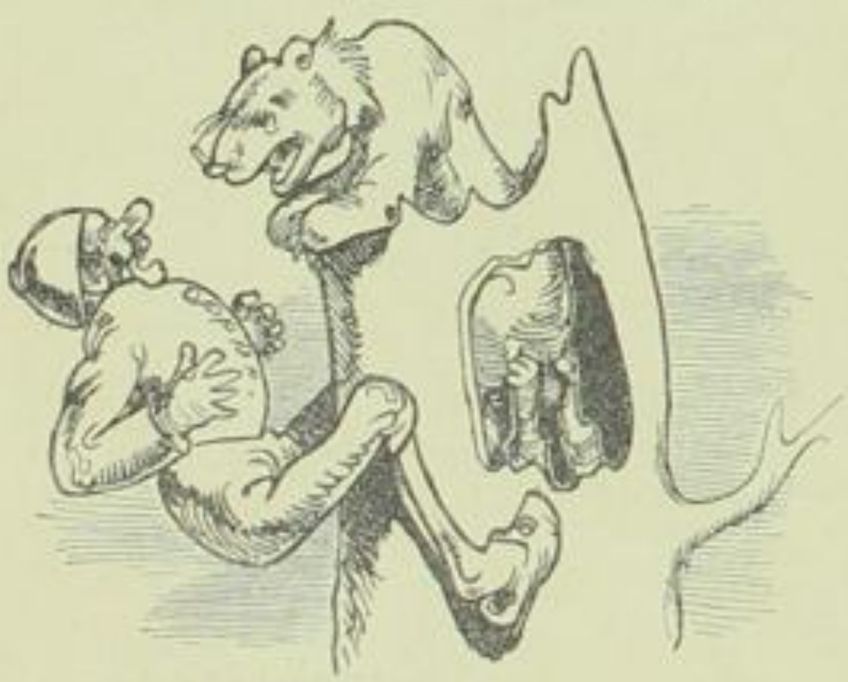
Dem Bären fährt es durch die Glieder,
Der Schreck treibt ihn nach oben wieder.



Er reißt den Knaben aus den Ritzen,
Doch beide Stiefel bleiben sitzen.



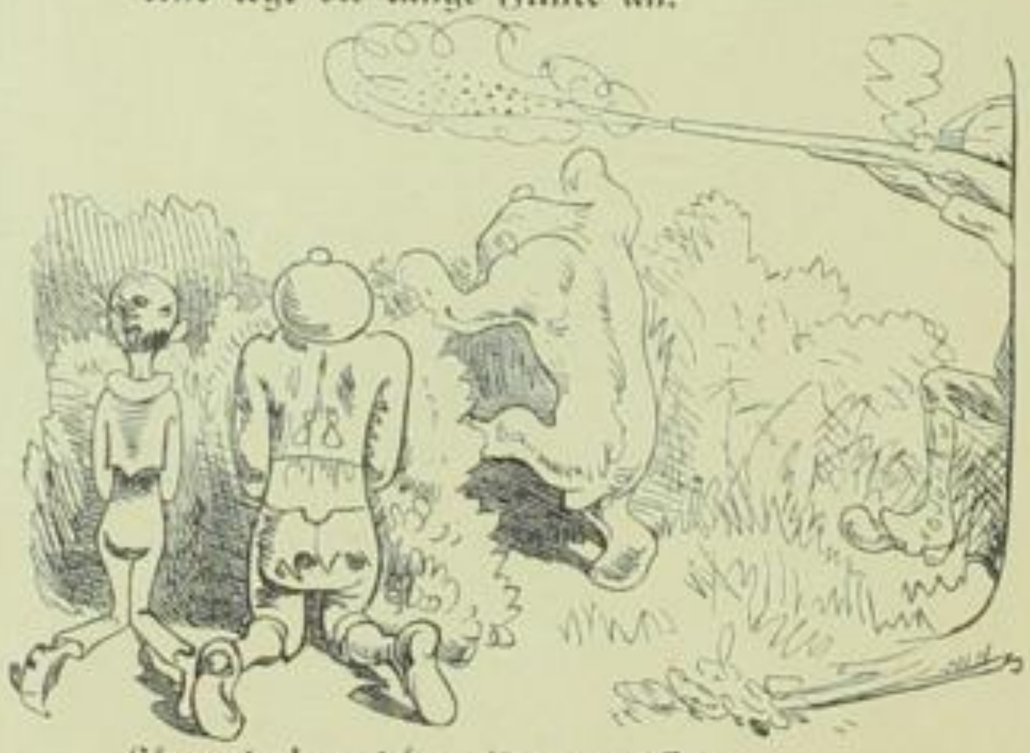
Grad' ist Hans Dralle hergekommen
Und auch auf diesen Baum geklommen.



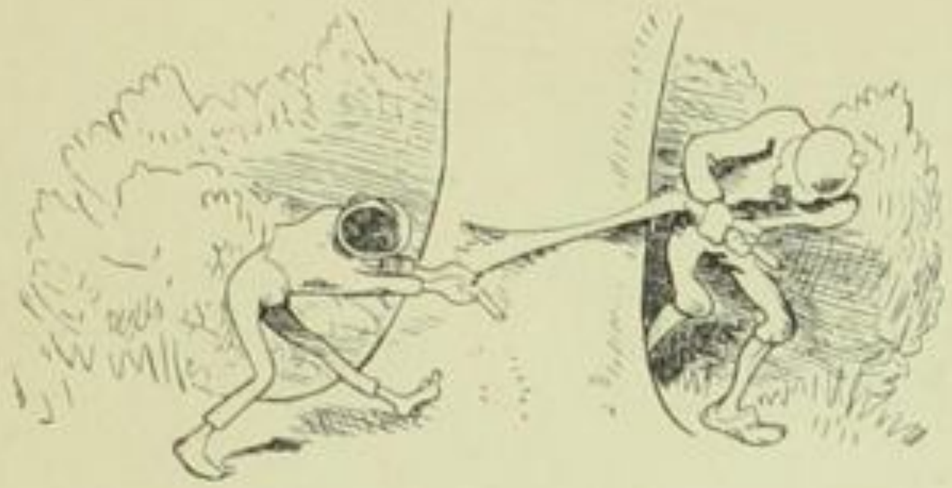
Sabuh! — was war das für ein Graus —
Grad' krabbelt da der Bär heraus.

Und alle drei kopfüber purzeln
Hernieder auf des Baumes Wurzeln,

Und grad' kommt der Förster Stakelmann
Und legt die lange Flinte an.

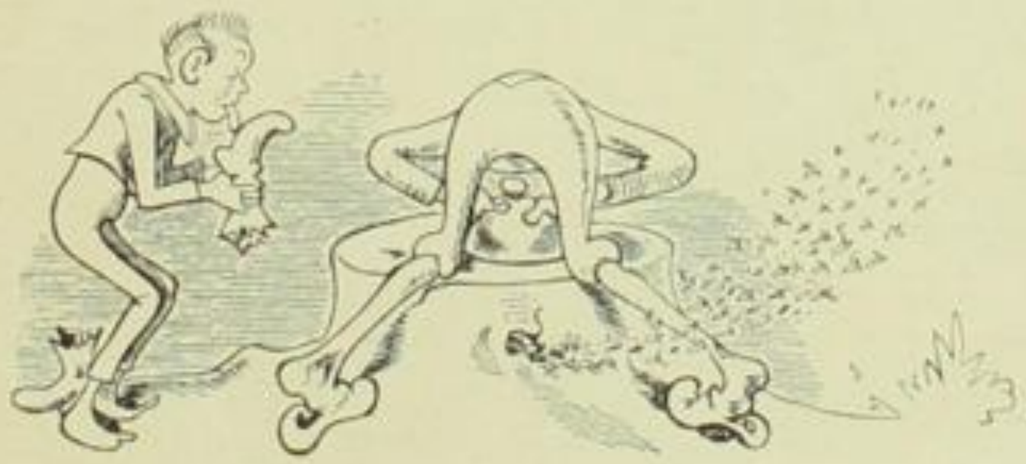


Fürwahr! er hätte ihn getroffen,
Wär' nur der Bär nicht fort geloffen.



Jetzt eins zwei drei, geht man dabei
Und sägt den Honigbaum entzwei.

Und denkt nicht dran, daß man durchbohre
Des Jünglings beide Stiefelrohre.

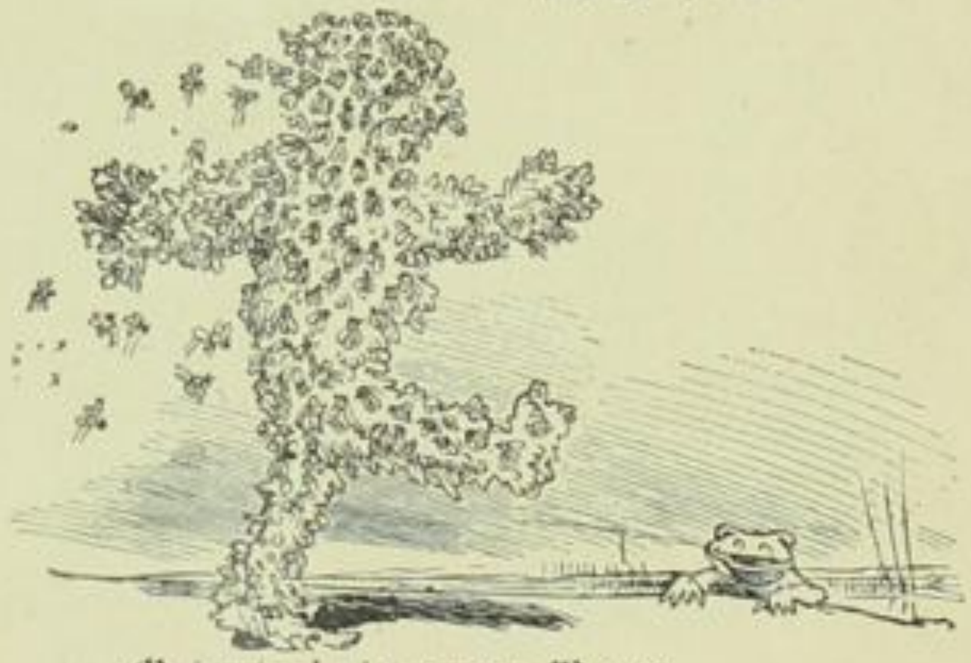


Hans Dralle aber trägt Verlangen,
Das Bienenvolk sich einzufangen.
„Nu sühst du woll! Nu heb ick deck!"
Schnurr! geht der Schwarm von unten weg.

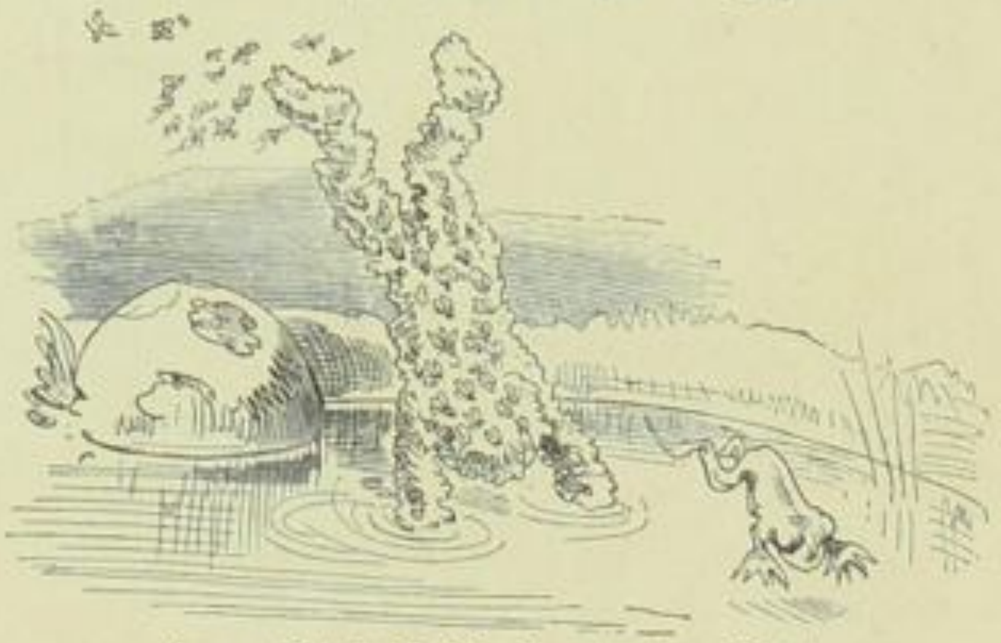
Siebentes Kapitel.

Der Knabe Eugen, der indessen
Aufs Honigessen ganz versessen,

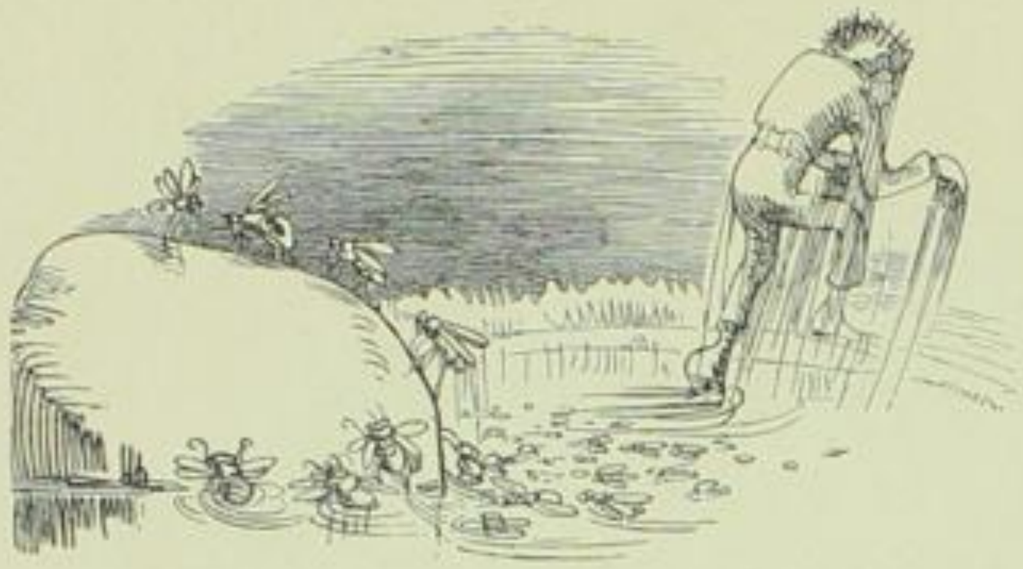
Gedenkt denselben ganz verstohlen
Aus Dralles Körben sich zu holen.



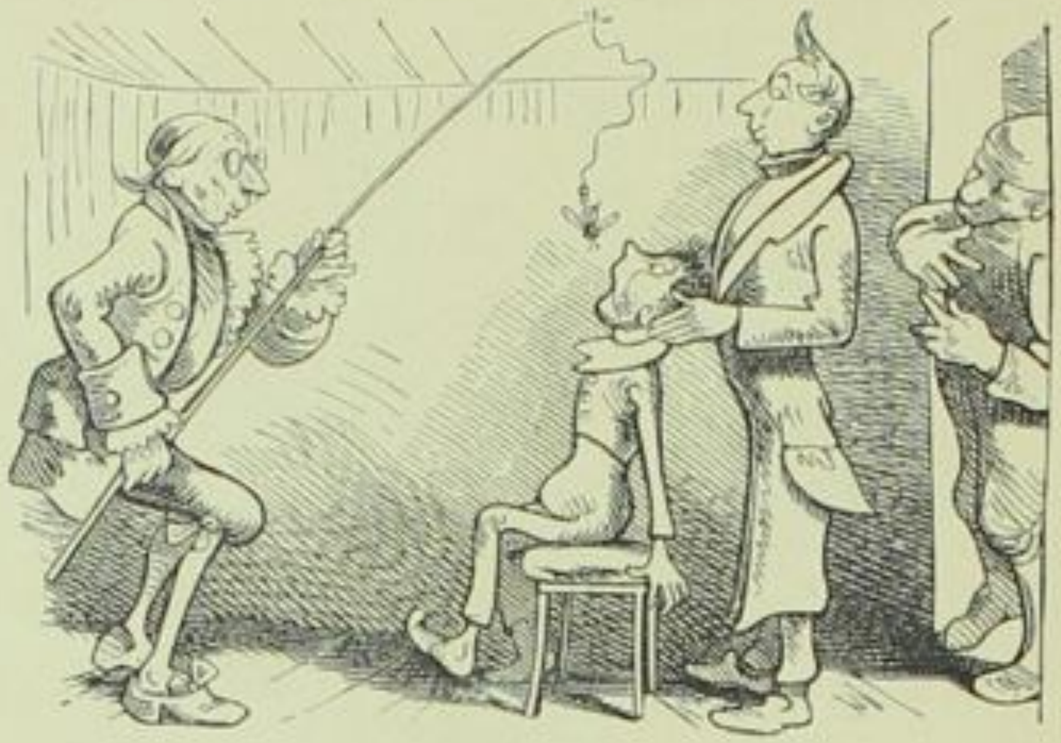
O jemine! ein ganzes Korps
Von Bienen rückt auf einmal vor,
Und pudelrauh ist der Eugen
Vom Kopf herab bis zu den Zeh'n.



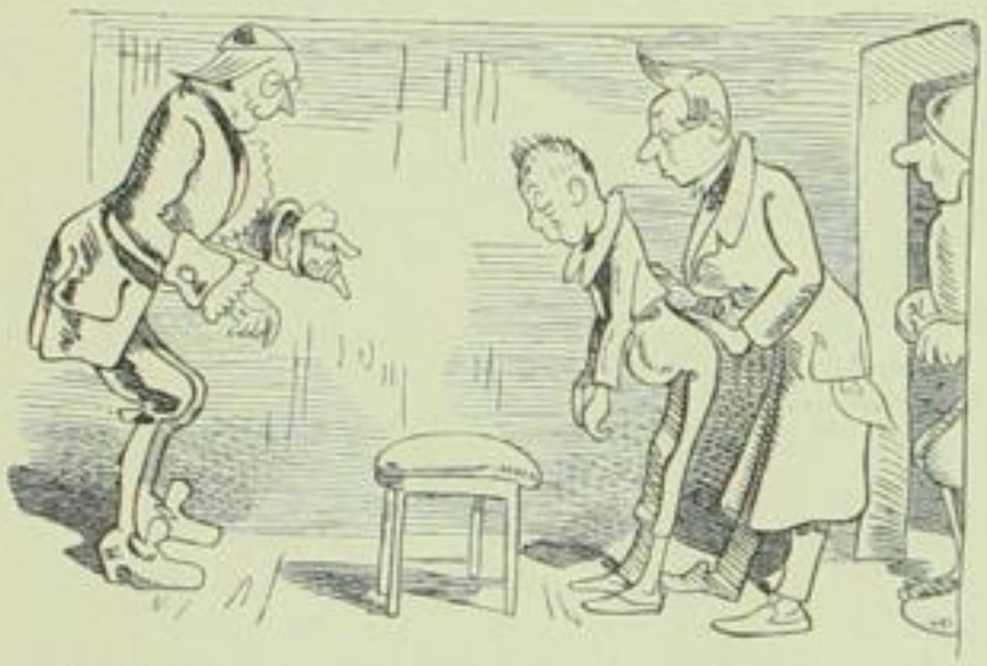
Zum Glück ist Wasser in der Näh' —
Perdums! kopfüber in den See!



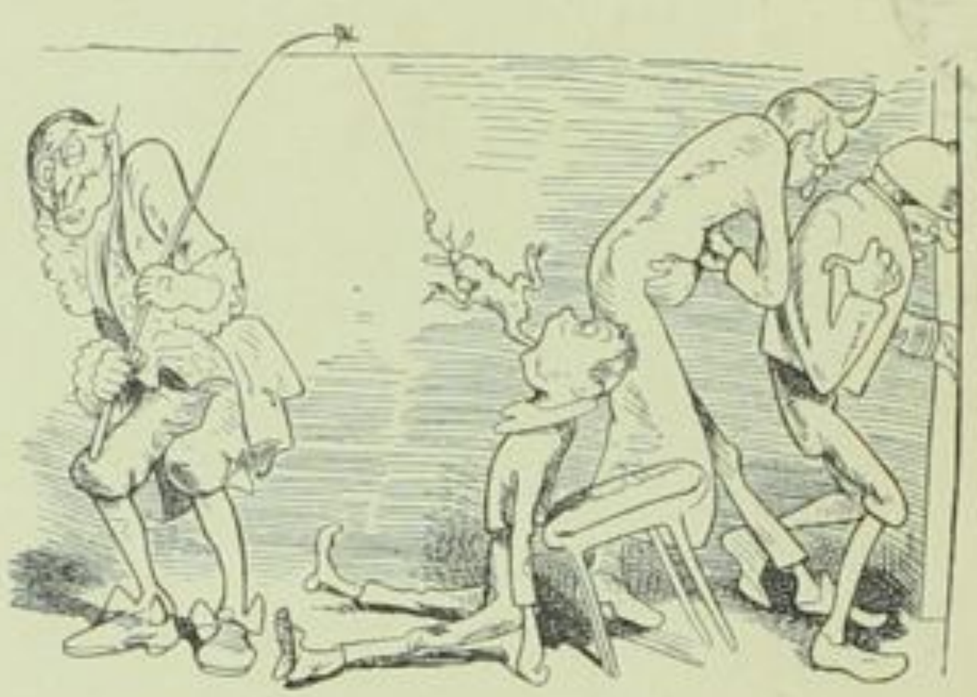
Sieh' da! er taucht schon wieder auf
Und eilt nach Haus in schnellem Lauf.



Als welches wir sogleich mit Listen
Gewissermaßen fangen müßten!"



Dem guten Knaben ist recht übel;
D'rum schnell mit ihm zu Doktor Siebel.



„Schau, schau! da ist der Bösewicht!"

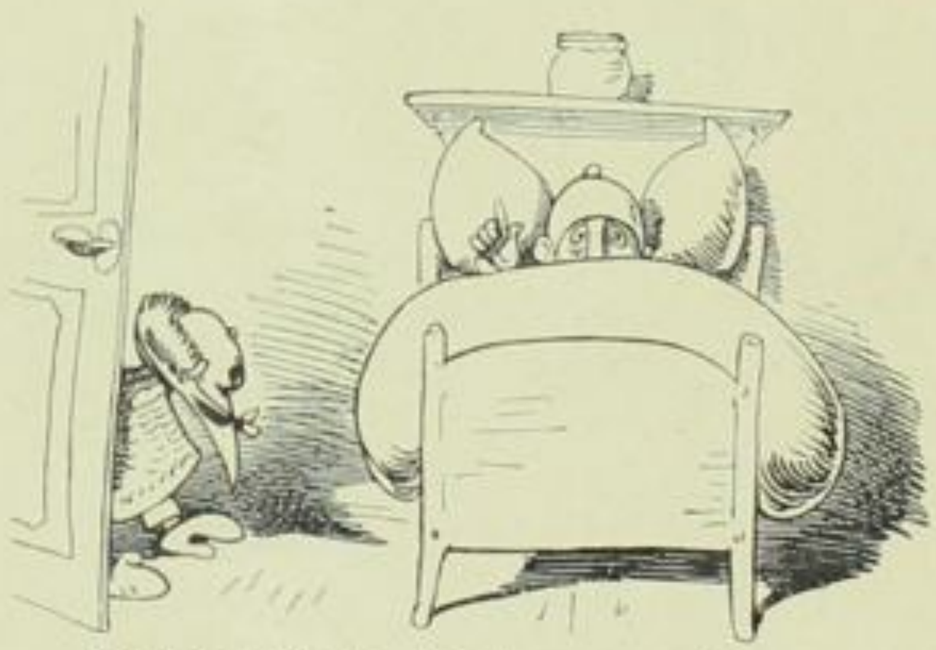
Der Doktor Siebel horcht am Magen:
„Da murkst ja einer, möcht' ich sagen!
Und judicier ich, daß der Knabe
Ein Ungediert im Leibe habe;

„Allez! — der schönste bist du nicht!"

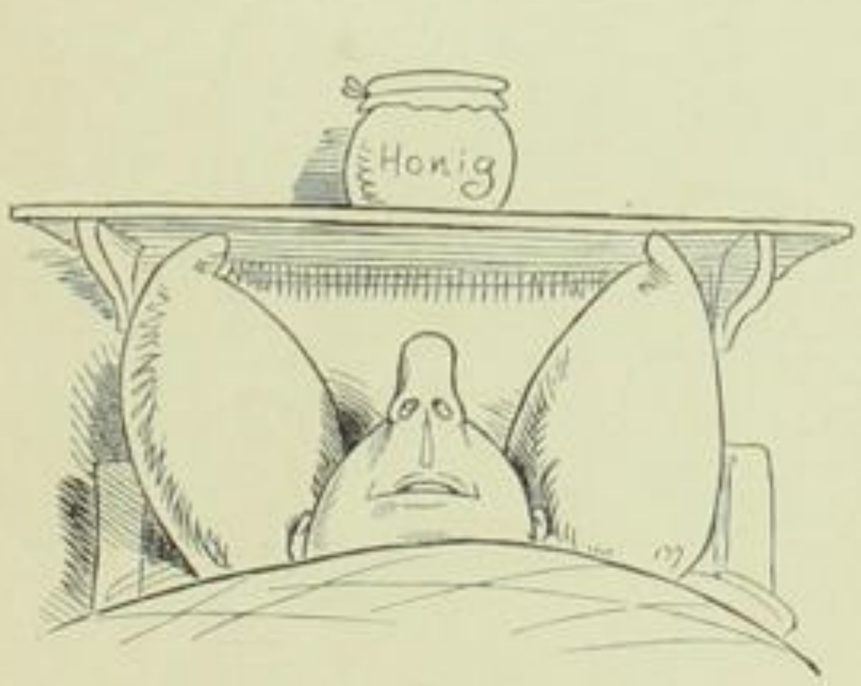
Schnell huckt der Frosch zum nahen Teich
Und nimmt ein kühles Bad sogleich.
Er rüttelt sich, er schüttelt sich:
„Quarks dreckeckeck! da danke ich!“ —

Achtes Kapitel.

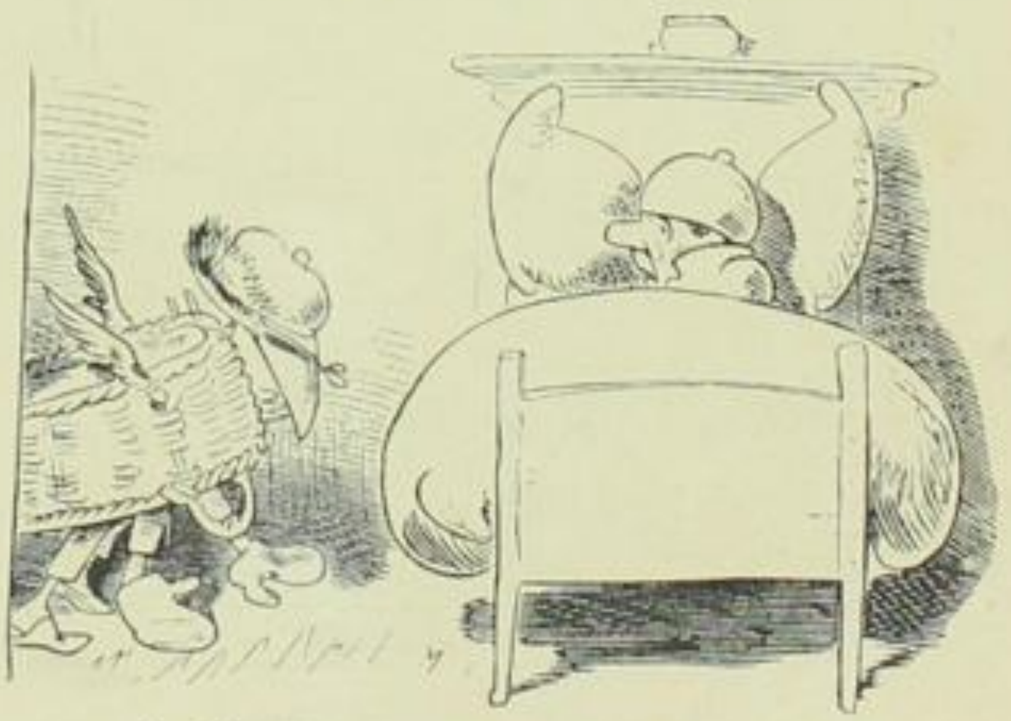
Man sollte denken, daß nach allen
Verdrüssen, welche vorgefallen,
Am Ende dieser gute Knabe
Vor Süssigkeiten Abscheu habe! —
Ach nein! — Schon spekuliert der Tropf
Auf Vater Dralles Honigtopf,
Der, wie er weiß, auf einem Brett
Dicht über dessen Bette steht. —



Da ist's ihm so, als ob was rauscht. —
Hans Dralle spitzt das Ohr und lauscht.

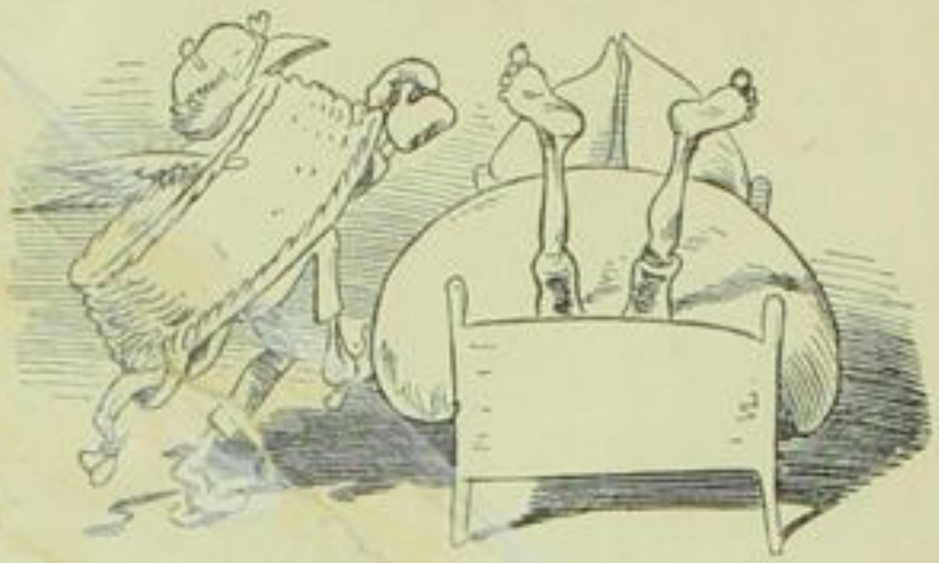


Als heut' nun Dralle lag und schlief,
So gegen zehn recht fest und tief,

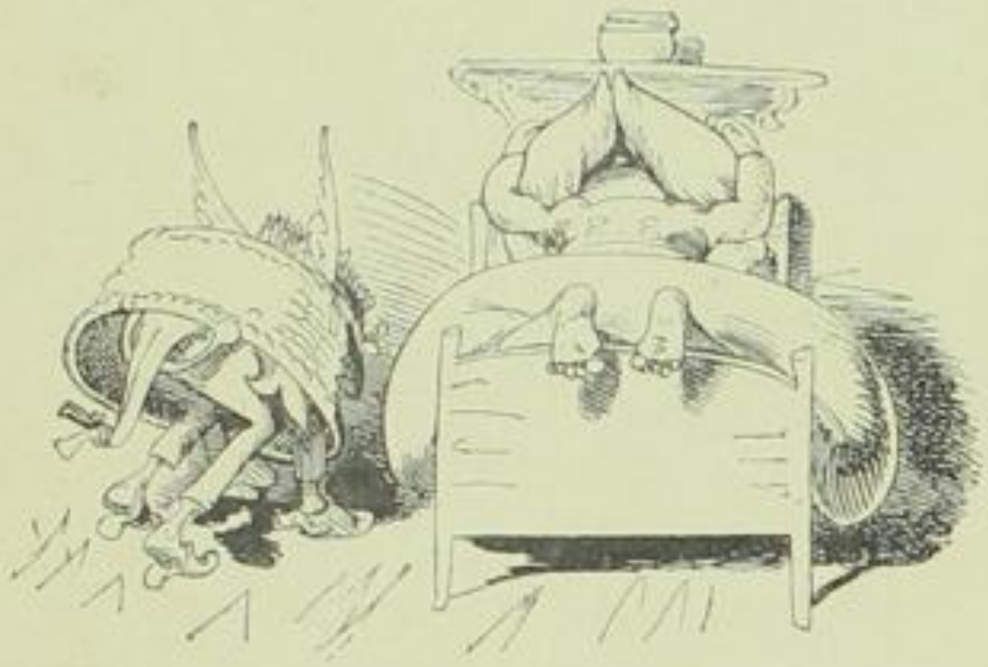


Ha! schleicht nicht dort aus jener Tür'
Ein greulich Phänomen herfür??!!

In seinen Augen kann man's lesen:
Dies ist, fürwahr! kein menschlich Wesen!!

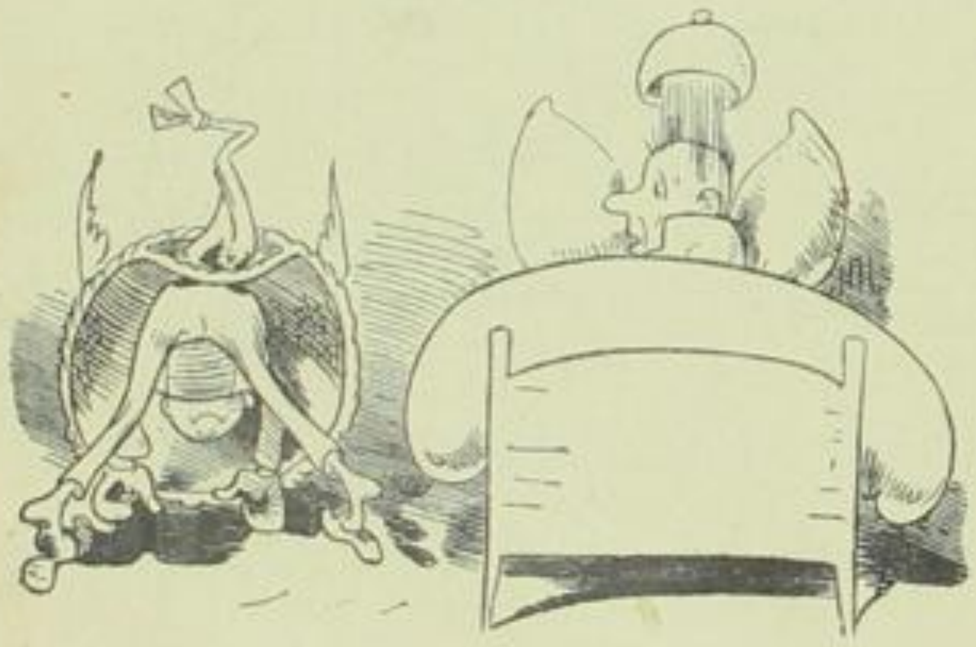


Schon kommt's mit fürchterlichen Sprüngen
Den Bienenkorb zu verschlingen.



Ein Quadruped ist hier zu schauen,
Ein Flügeltier mit Schweif und Klauen.

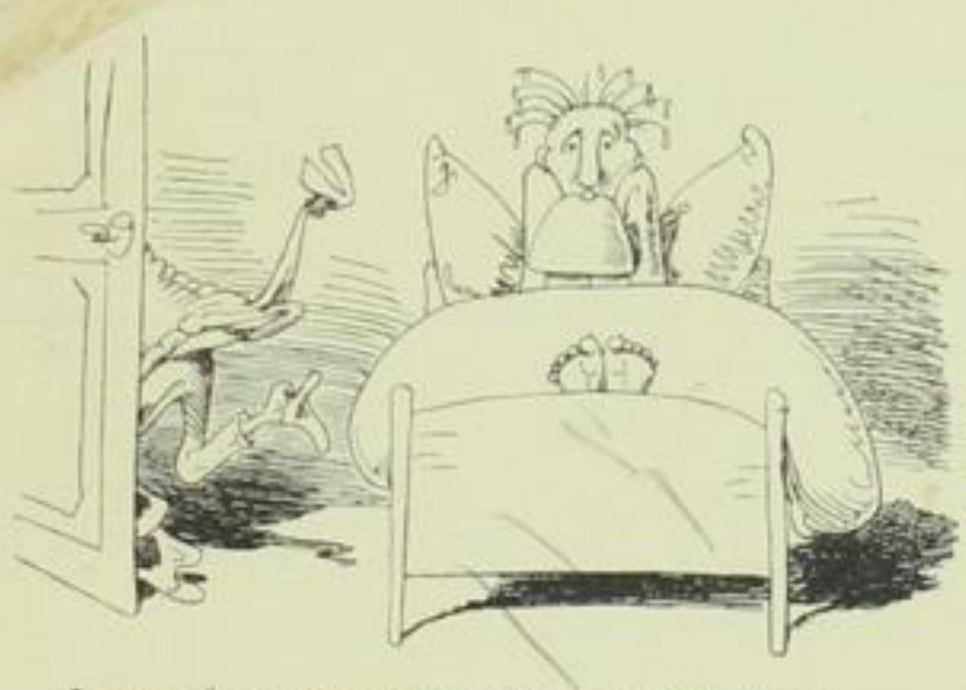
Und dumpf ertönt's wie Geisterstimmen:
„Hans Dralle, kiek na dinen Immen!"



Hans Dralle steht das Haar nach oben,
Die Zipfelhaube wird gehoben.

Es hebt sich auf die Hintertatzen,
Man hört es an den Wänden kratzen.

Gottlob! jetzt kehrt es wieder um!
Hans Draile ist vor Schrecken stumm.



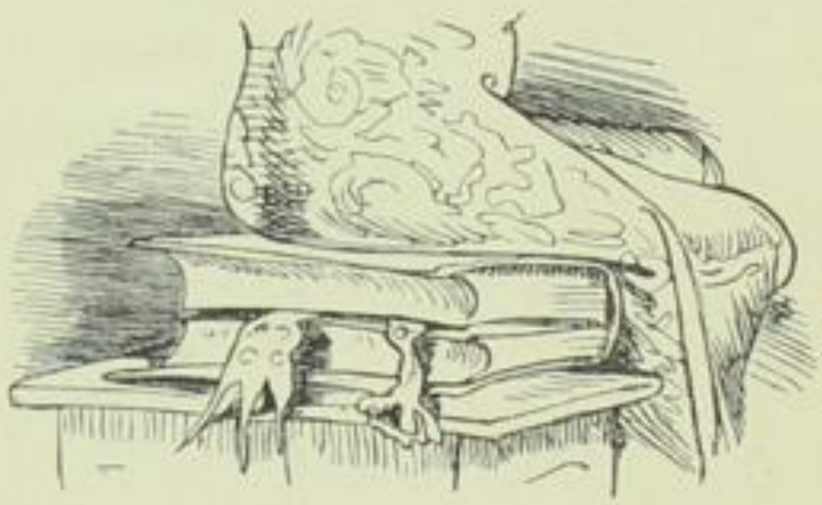
Ihm hängt der Schweiß an jedem Haar,
Bis das Phantom verschwunden war.

Bald drauf sitzt der Eugen zu Haus
Und schleckt den Topf voll Honig aus.

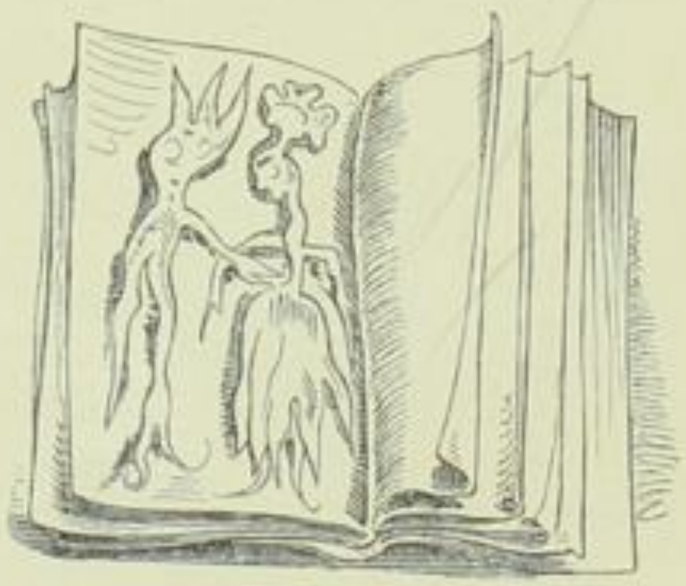
Neuntes Kapitel.

Die Blumen, die Christine pflückte,
Womit sie Knörrje hochbeglückte,

Sie hängen auf dem Fensterbord
Und sind verdorrt.



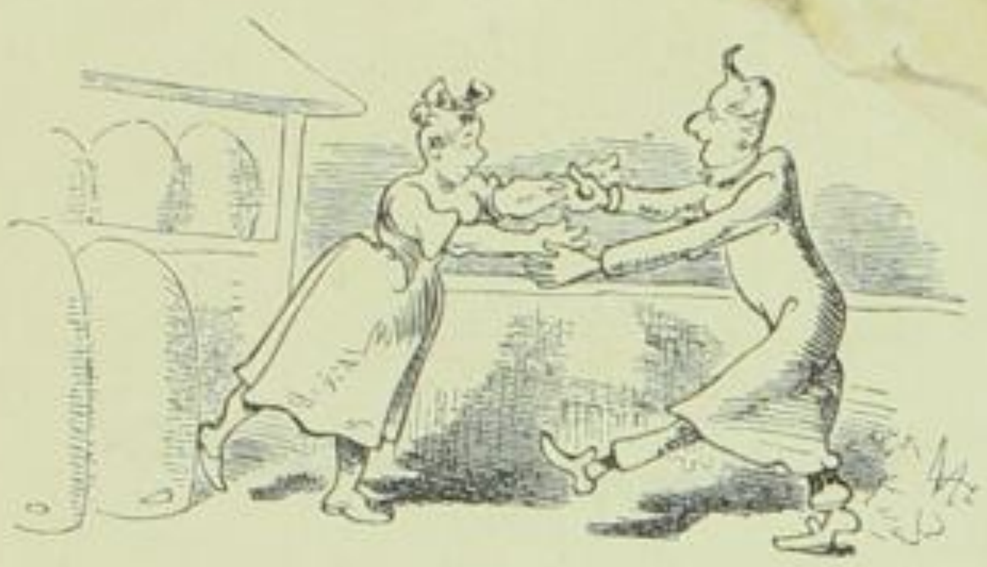
Herr Knörrje nimmt und legt sie nieder
Und preßt sie in sein Buch der Lieder,



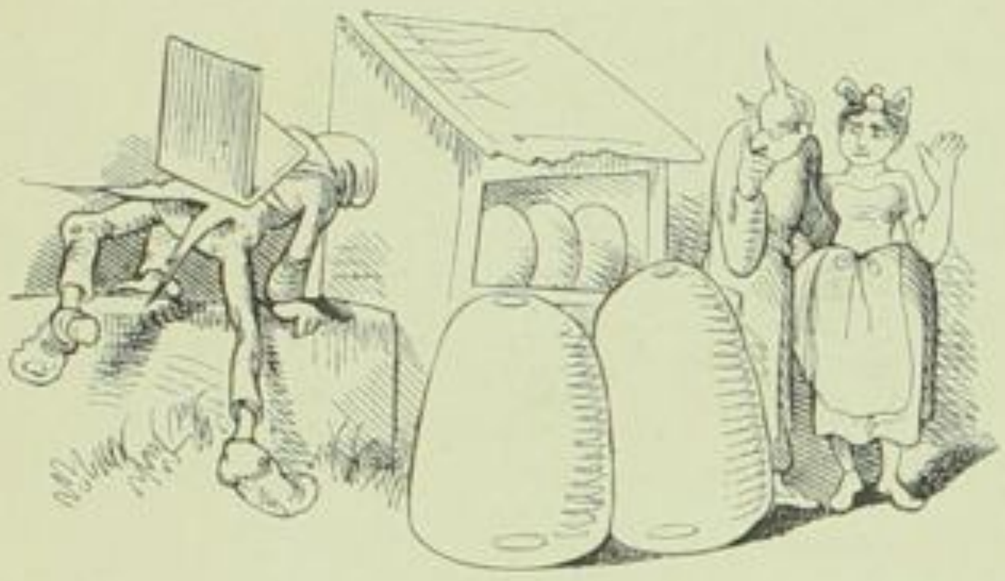
Wo diese treuen Seelen nun
Auf ewig beieinander ruh'n.

Vom Kirchenturme tönt es zehn,
Für Knörrje ist es Zeit zum Geh'n.

Er eilt aus seiner stillen Klause
Zum Rendezvous beim Bienenhause.

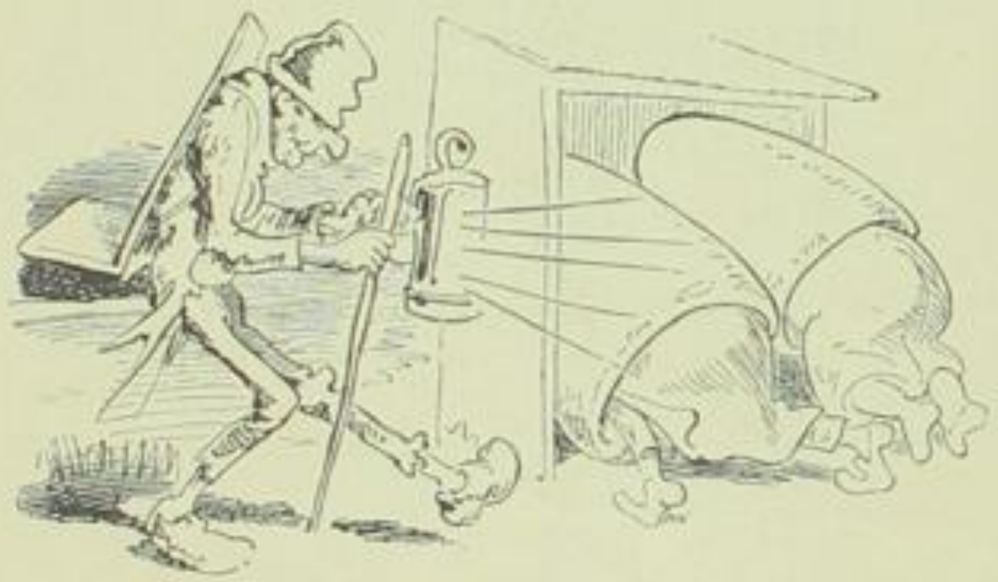


Wo schon Christine harrend weilt
Und ihrem Freund entgegeneilt. —



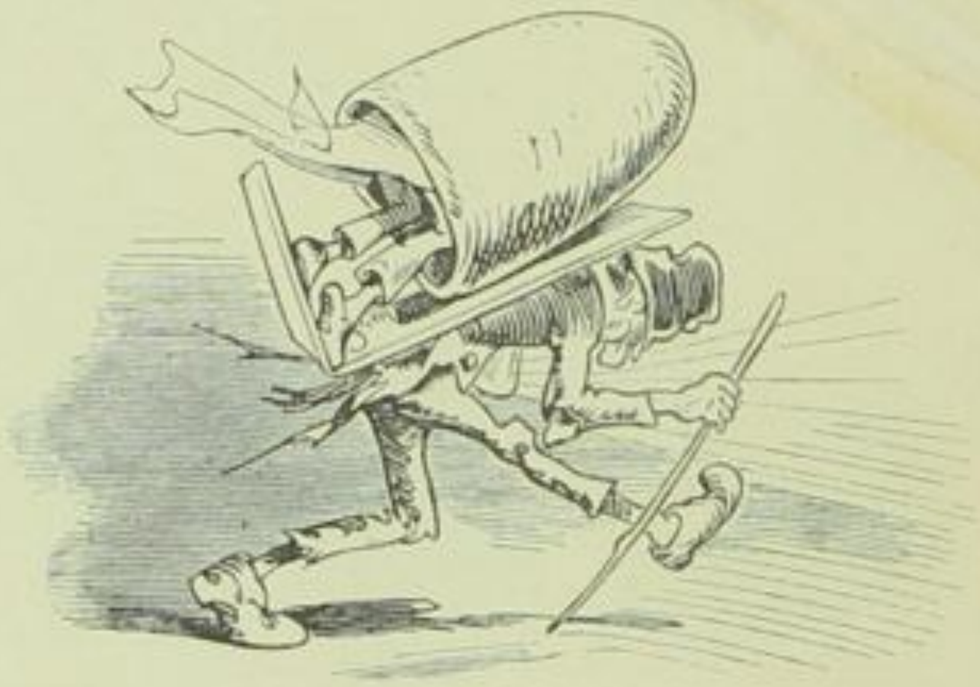
Doch horch! was hör' ich dort sich regen?! —
Es ist ein Dieb auf bösen Wegen. —

Der Bienenraub ist sein Gewerbe;



Nur schnell hier in die großen Körbe!!

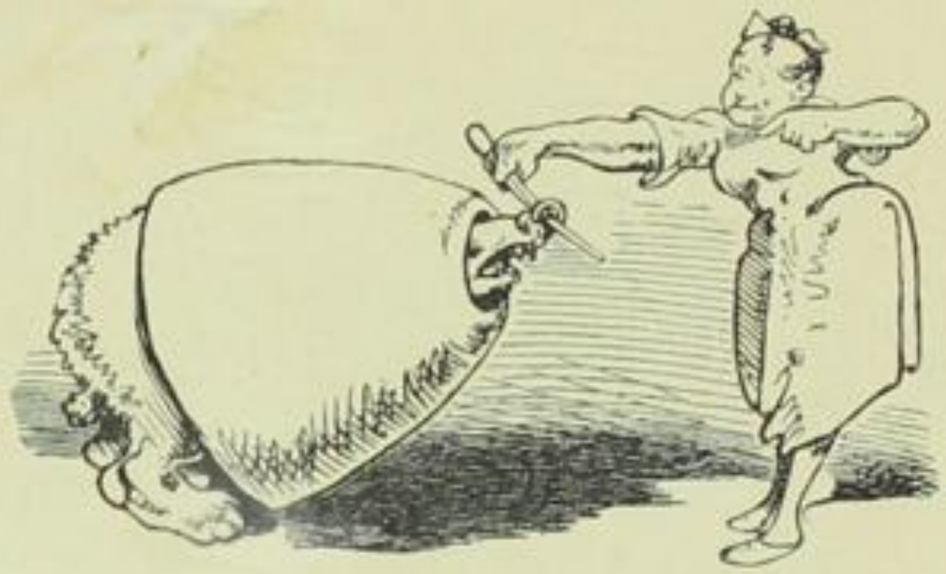
„Ja," spricht der Dieb, „da ist's am besten,
Ich nehme gleich den allergrößten!"



Er packt sich richtig Knörrjen auf
Und eilt davon im Dauerlauf.

„Hoho!" — schreit Knörrje — „wart', du Tropf!"
Und stülpt den Korb ihm über'n Kopf.

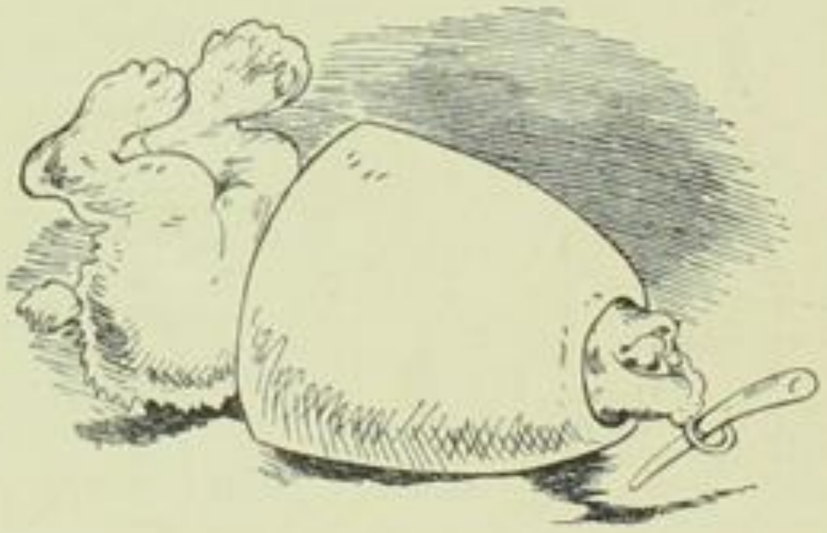
Vergebens sucht er sich zu sträuben,
Er muß im Korbe sitzen bleiben. —



Hier diesen Pflock, nur flink, nur flink!
Quer durch des Bären Nasenring!

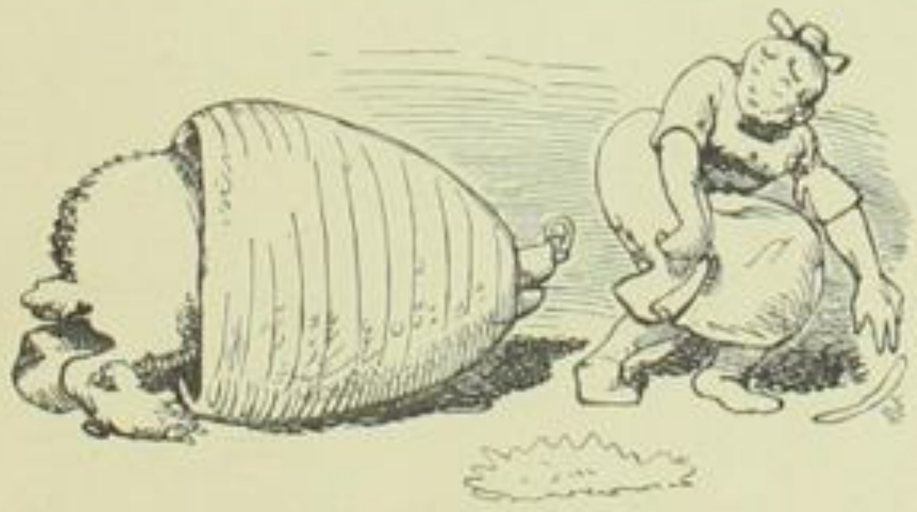
Doch ach! was muß Christine schau'n?!

Der Zottelbär steigt übern Zaun,



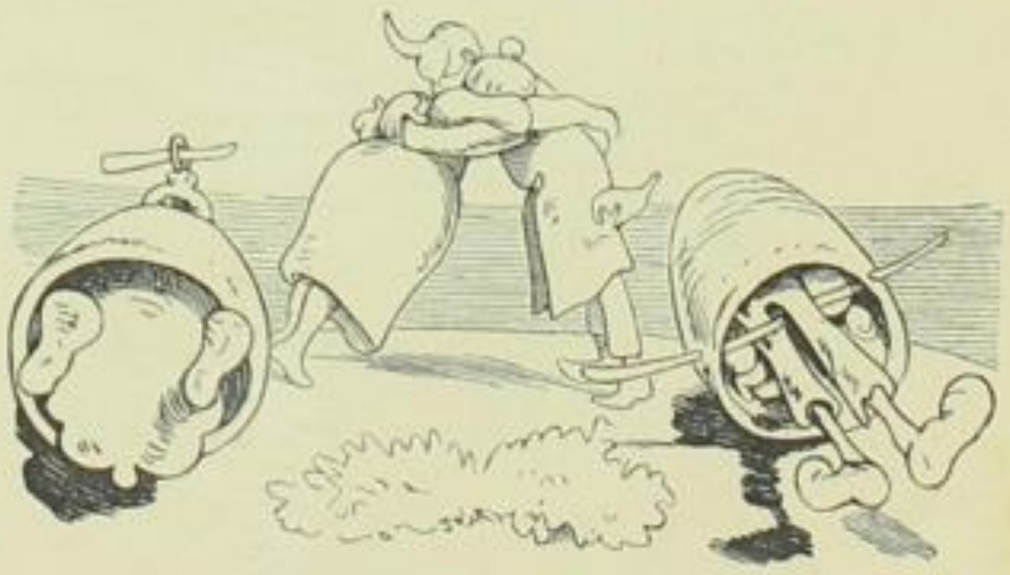
Ja, brülle nur!
Die Nase geht nicht mehr retour! —

Riecht in den Korb, und mit Geblase

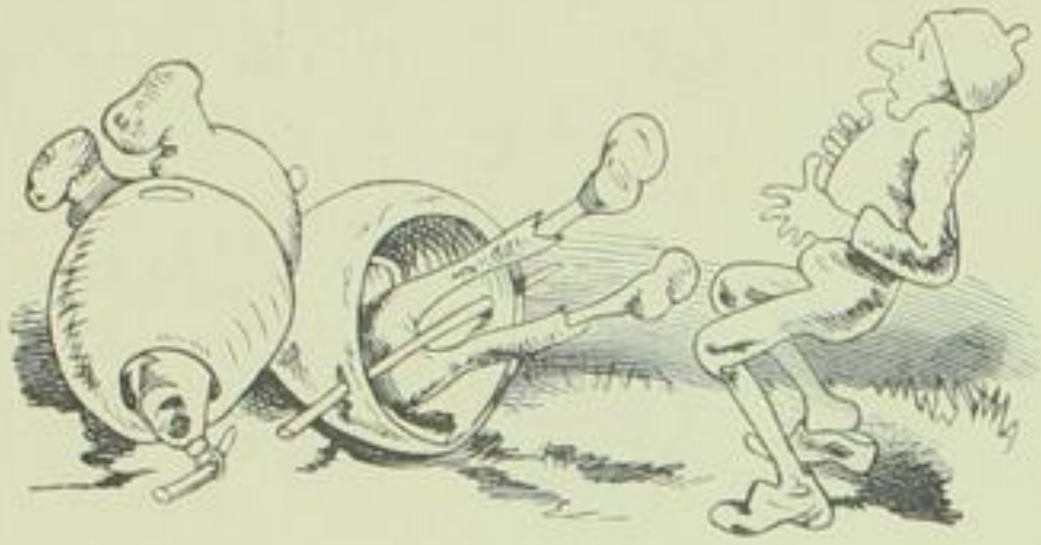


Steckt er durchs Spundloch seine Nase.

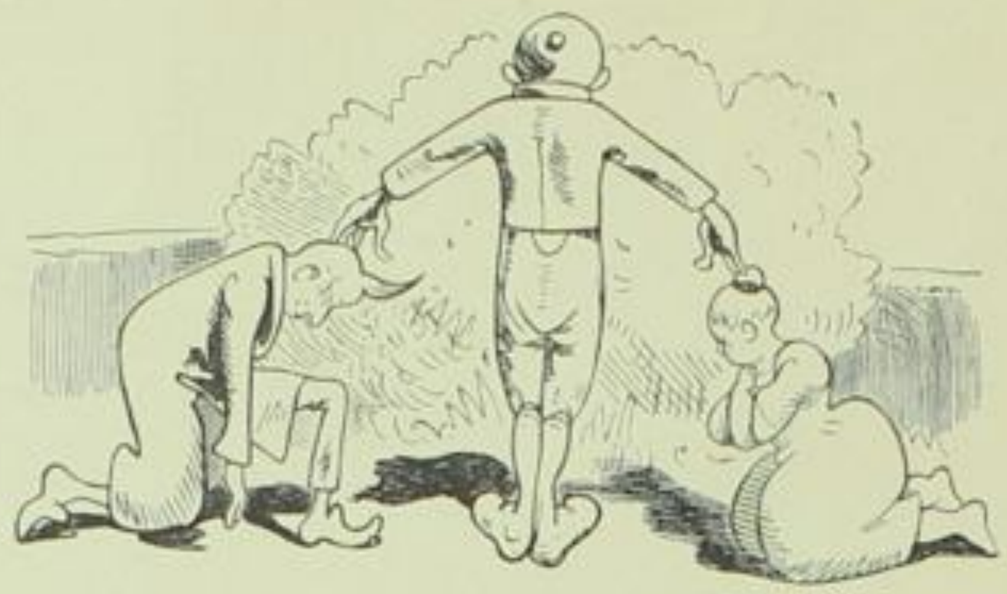
So wär' nun alles wohl gelungen;



Die Liebenden steh'n fest umschlungen.



Da naht Hans Dralle. — Die Geschichte
Sieht er mit staunendem Gesichte.

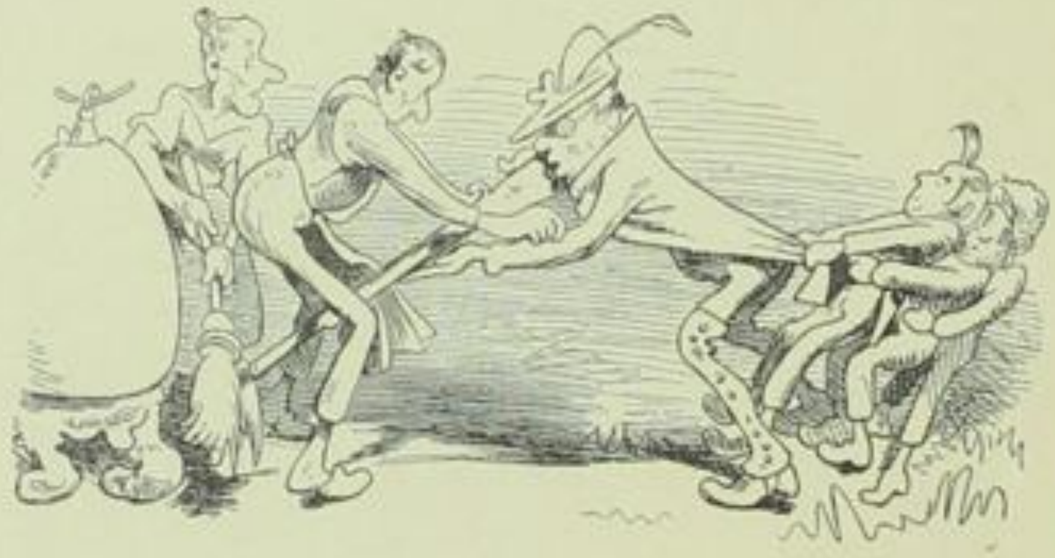


„No ja!" — spricht Dralle — „Minetwegen!"
Und gibt dem Paare seinen Segen. —

Er steht und staunt und wundert sich:
„Ne Kinders, dût verstah eck nich!"

Schon steh'n umher voll Schreckensfreude
Des Dorfes wack're Biederleute.

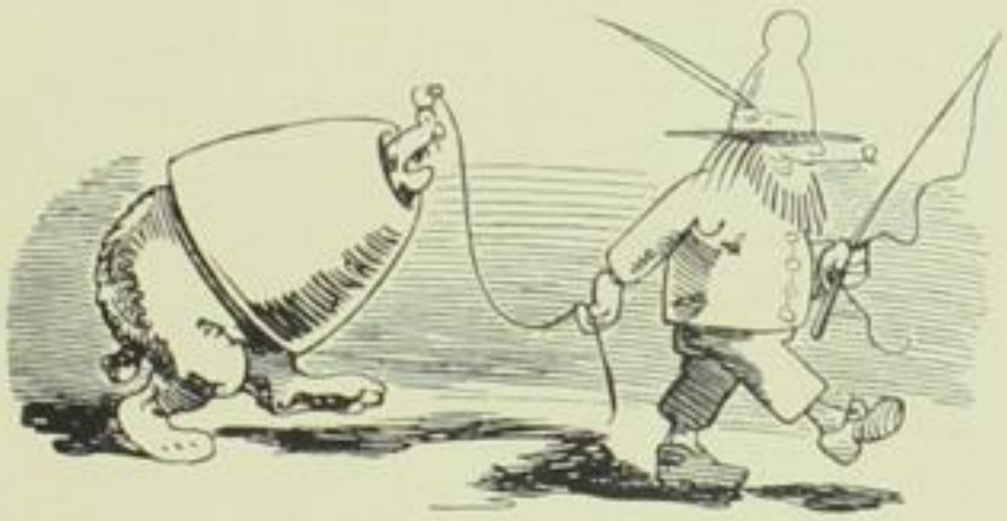
Doch Knörrje, der das Wort genommen,
Erzählt, wie alles so gekommen.



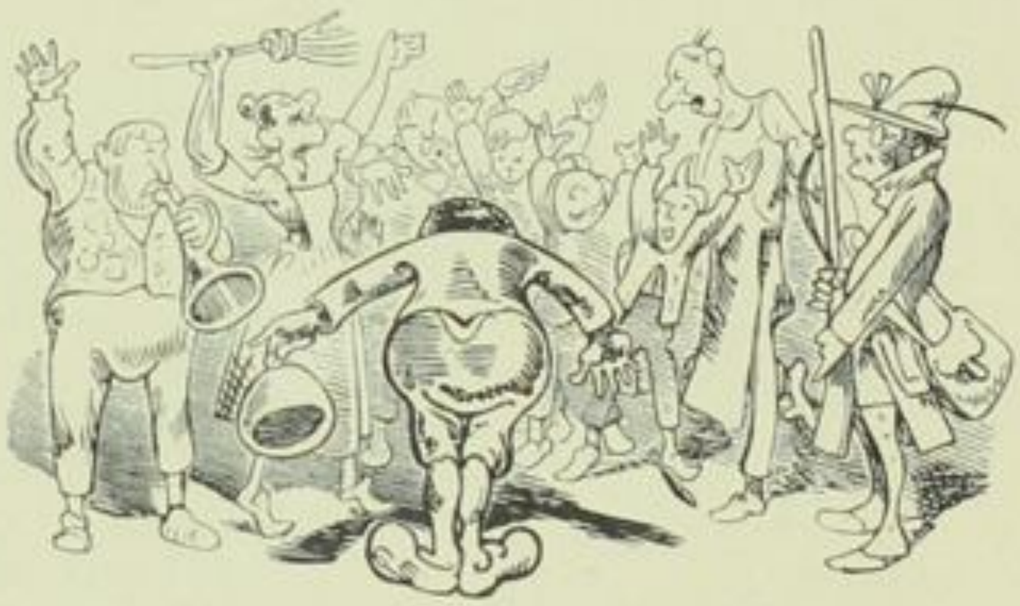
Der Förster will den Bären schießen,
Wenn sie ihn nur zufrieden ließen.

Die Wache naht. — Sie trägt sofort
Den Dieb an einen stillen Ort.

Der Anton stößt in die Trompete
Und „Vivat!“ schreit die alte Grete;



Und auch der Bärenführer kommt
Und nimmt den Bären, welcher brummt.

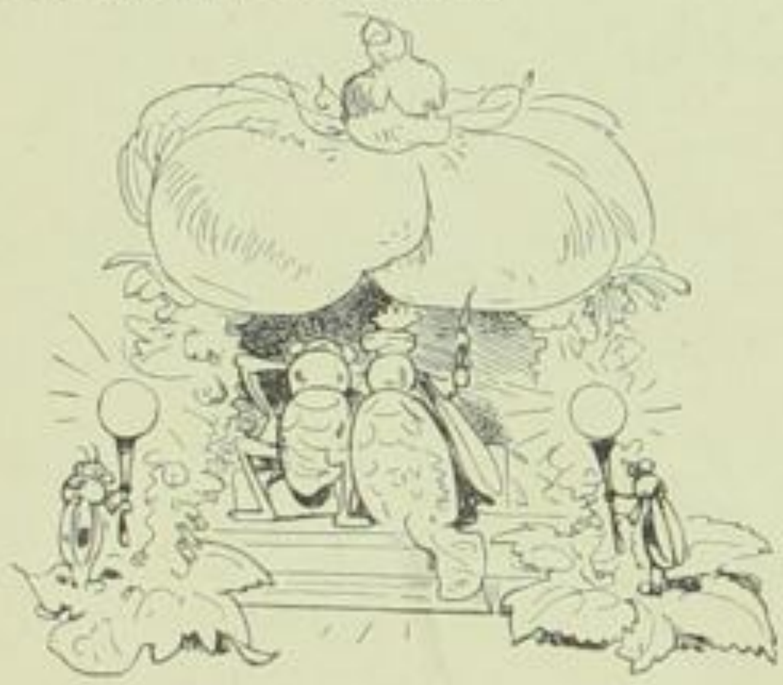


Und „Vivat!“ schreien sie nun alle,
„Vivat, es lebe unser Dralle!!“ —

Zehntes Kapitel.

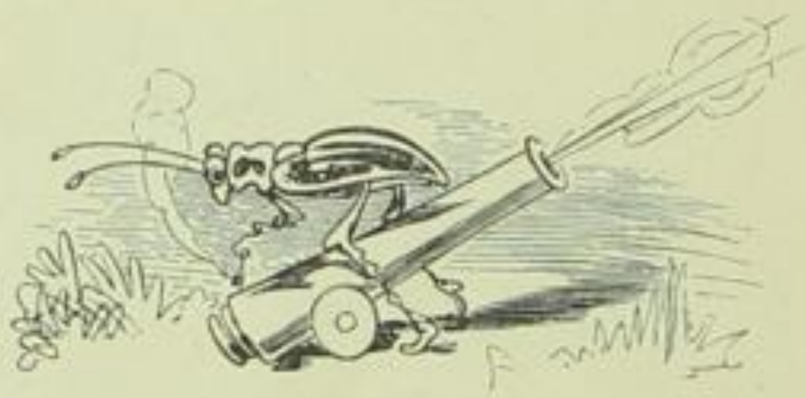
Die Nacht ist warm, die Menschen träumen,
Und leise flüstert's in den Bäumen,
Und leise schleicht der Mondenschein

In Dralle's Garten sich herein. —
Von seinem Dämmerlicht beschienen,
In Gras und Blüten, summen Bienen.
Die feiern heut' bei des Mai's Beginn
Das Hochzeitsfest der Königin.



Schon sitzen im hohen Rosensaal
Die Königin und der Prinz Gemahl.

Sie winkt — da schießet mit Getos



Der Bombardör den Böller los.

Zing, zing! traromm! — und auf der Stelle
Ertönen die Klänge der Hofkapelle.

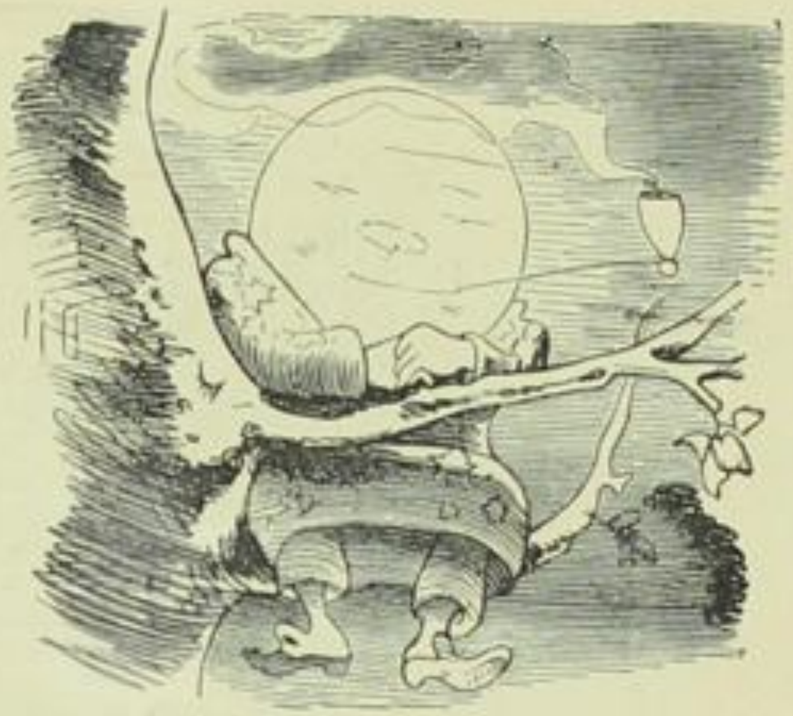
Die Fliege blus Trompette,
Der Mück Klarinette,
Die Hummel die Trummel,
Der Heuschreck die Geigen;
Das gab fürwahr einen lustigen Reigen —

Schau! Holzbock, der Lange,
Ist eifrig im Gange
Mit Bienenlieschen
Auf zierlichen Füßchen —

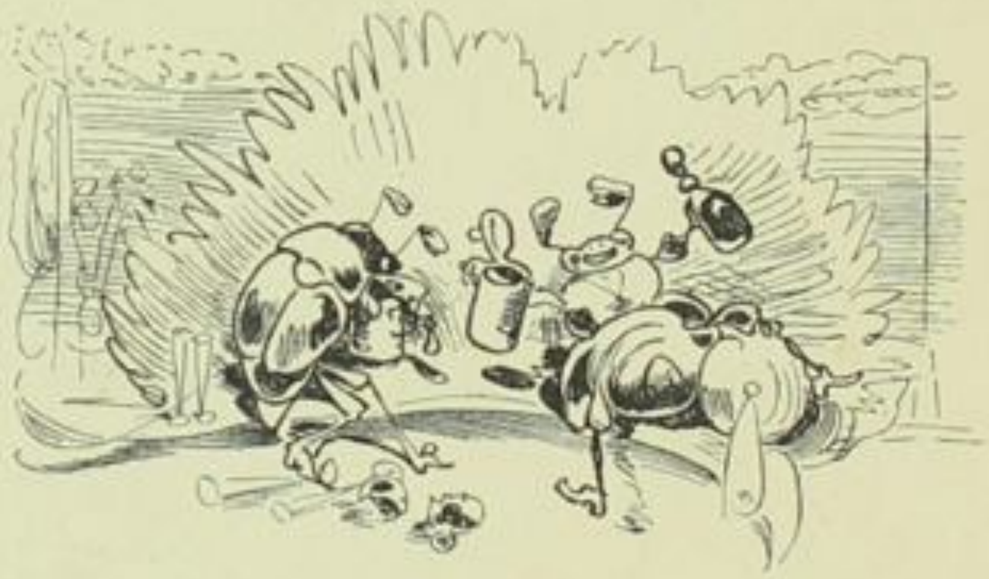
Und da der Kleine
Mit Minchen, dem Bienchen,
Rührt auch die Beine. —

Und seht mir nur das nette Trinchen!

Da macht ja wohl Herr Schröter
Den angenehmen Schwerenöter!



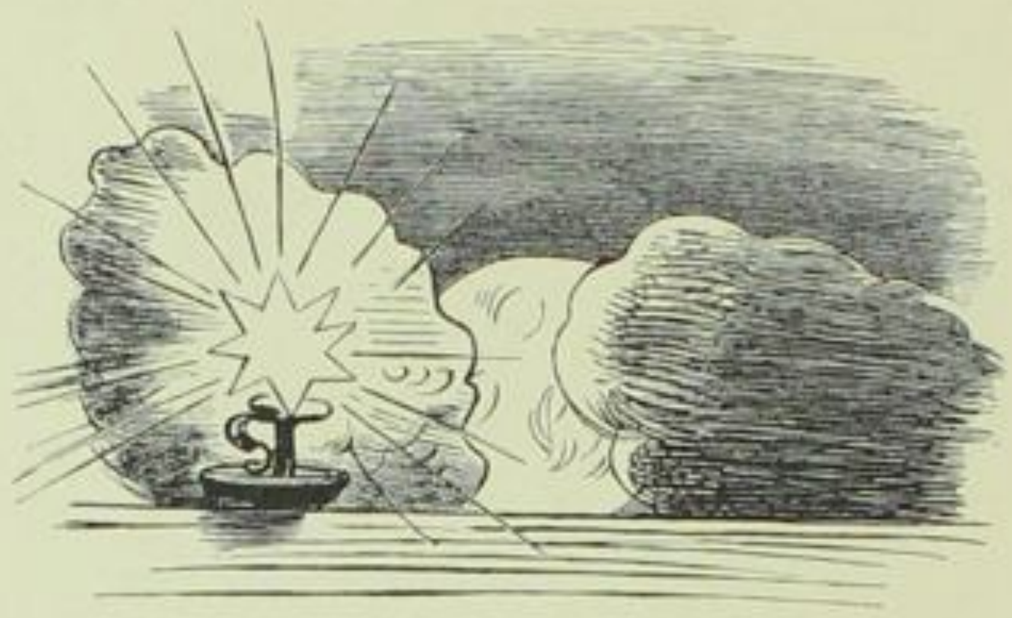
Im Apfelbaum sitzt auch der Mond
Und hat dem Feste beigewohnt. —



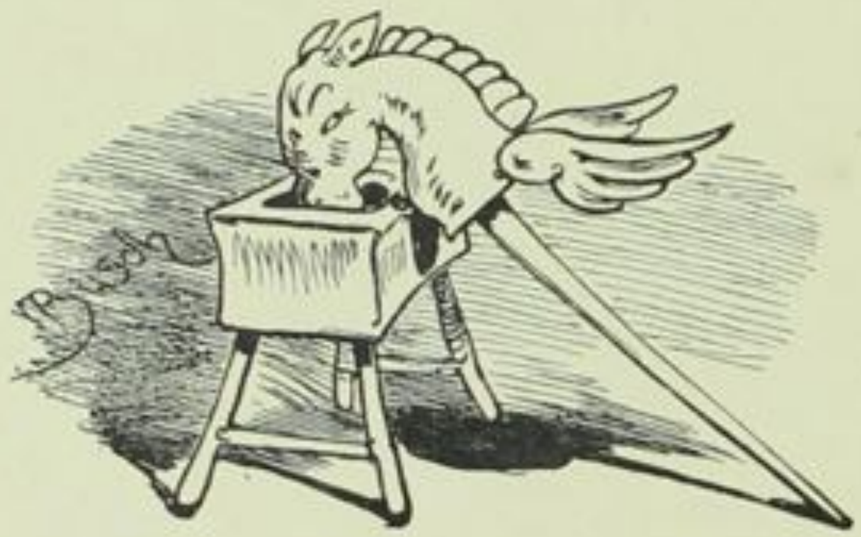
Nun waren da auch zwei Maienkäfer,
Recht nette Bübchen,
Doch blöde Schäfer;
Die rauchen und trinken im Nebenstübchen,
Bis daß sie im nassen Grase liegen

Und können nicht mehr nach Hause fliegen.
— Der Wächter Schuhu findet sie.
Er spricht: „Aha, das sind ja die!! —
Schon wieder mal!!“ —

Und bringt sie in sein Wachtlokal.



Der Mond, der auch nicht recht mehr munter,
Hüllt sich in Wolken und geht unter.



Neues Wilhelm Busch Album

Zweites Buch

Schnaken und Schnurren/Busch-
Bilderbogen/Kunterbunt/
Der Wurstdieb.

Schnaken und Schnurren

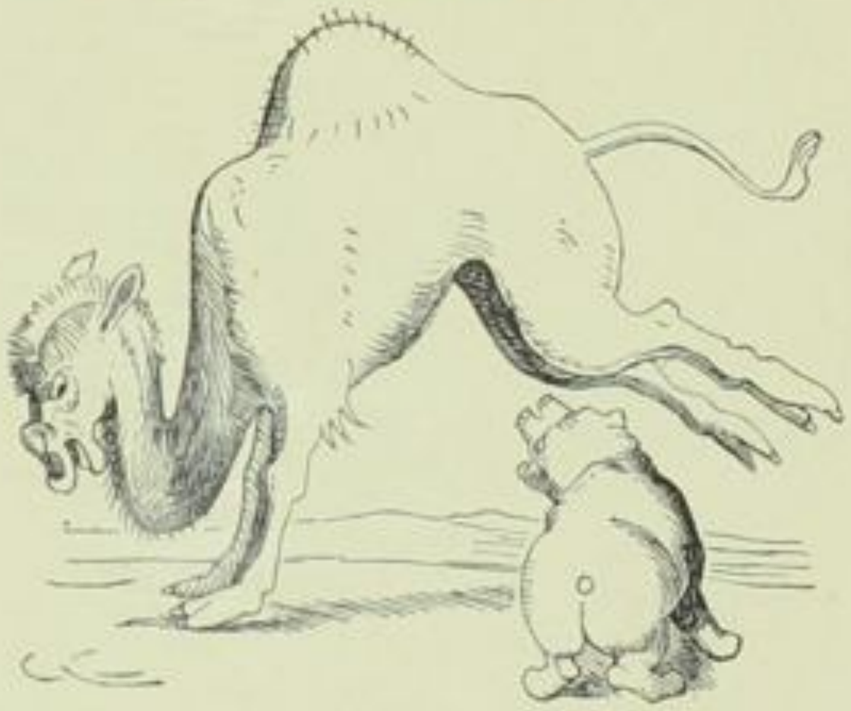
Naturgeschichtliches Alphabet

für größere Kinder oder solche, die es werden wollen.

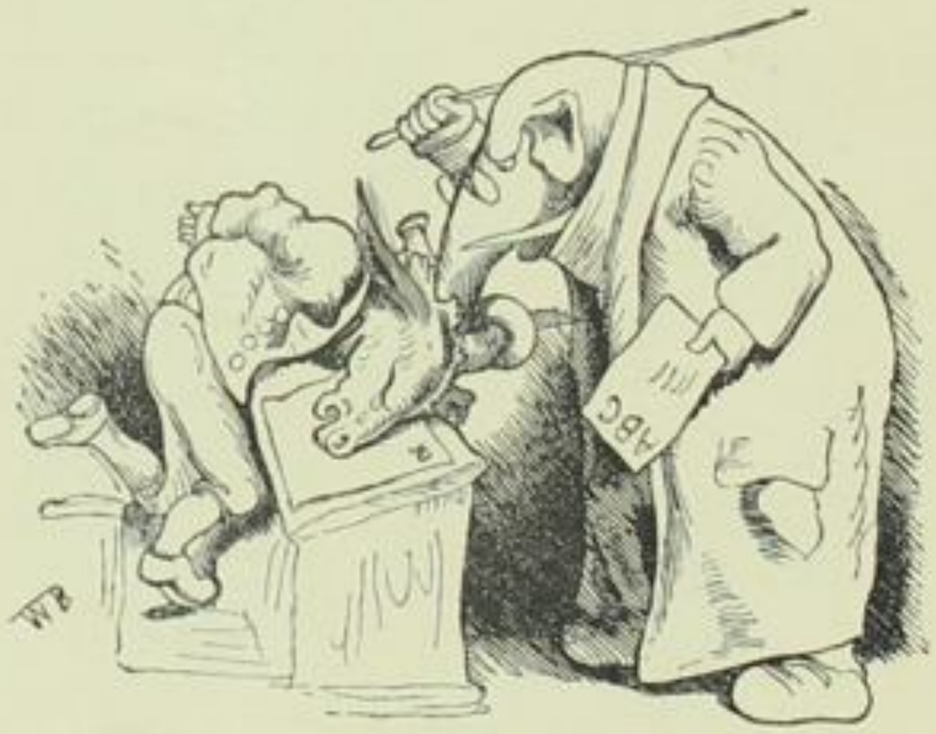
Im **A**meishaufen wimmelt es,
Der **A**ff frißt nie Verschimmeltes.

Die **B**iene ist ein fleißig' Tier,
Dem **B**ären kommt dies g'spaßig für.

Die **C**eder ist ein hoher Baum,
Oft schmeckt man die **C**itrone kaum.



Das wilde **D**romedar man koppelt,
Der **D**ogge wächst die Nase doppelt.



Der **E**sel ist ein dummes Tier,
Der **E**lefant kann nichts dafür.

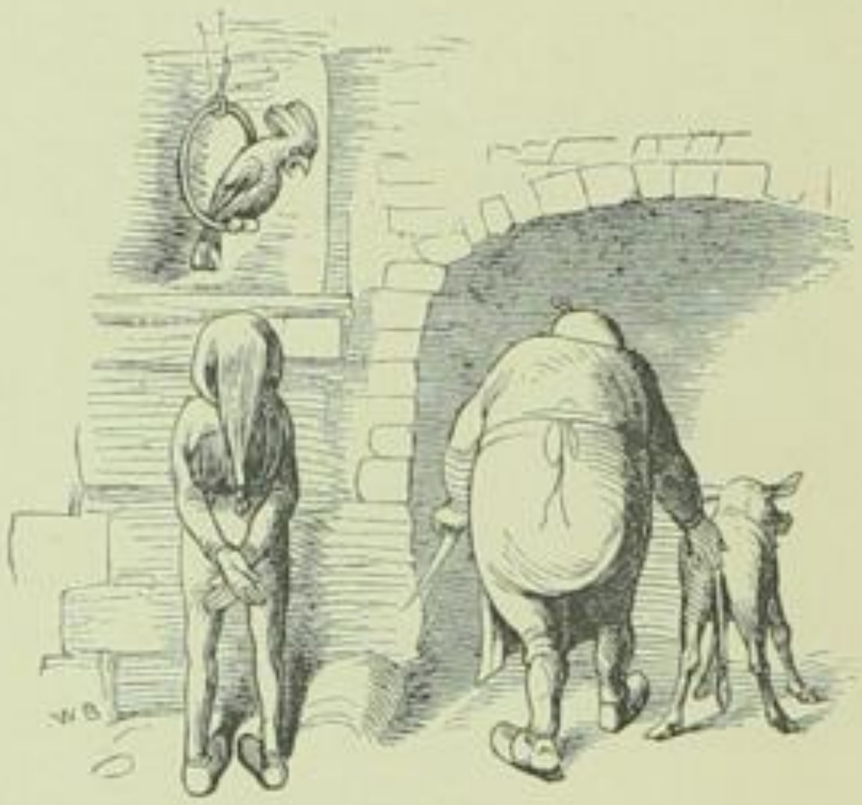
Im Süden fern die **F**eige reift,
Der **F**alk am **F**inken sich vergreift.

Die Gemſ' im Freien übernachtet,
Martini man die Gänſe ſchlachtet.

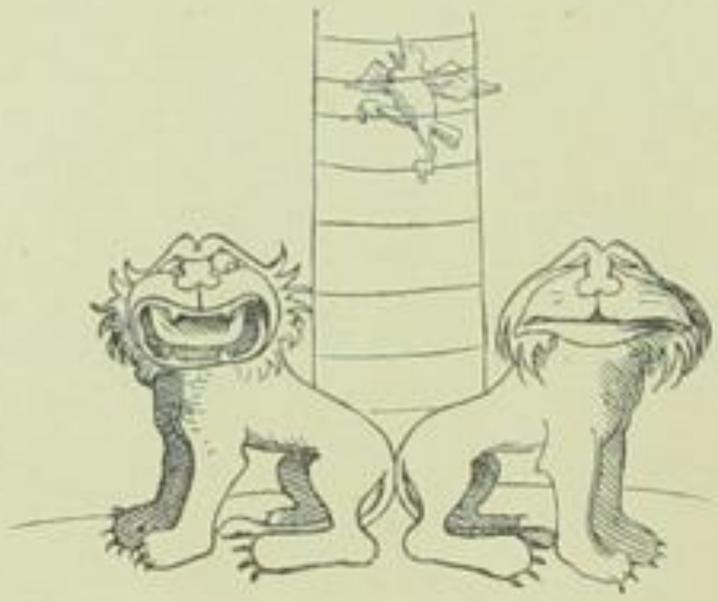
Der Hopfen wächſt an langer Stange,
Der Hofhund macht dem Wand'rer bange.

Trau' ja dem Igel nicht, er ſticht,
Der Iltis iſt auf Mord erpicht.

Johanniswürmchen freut uns ſehr,
Der Jaguar weit weniger.



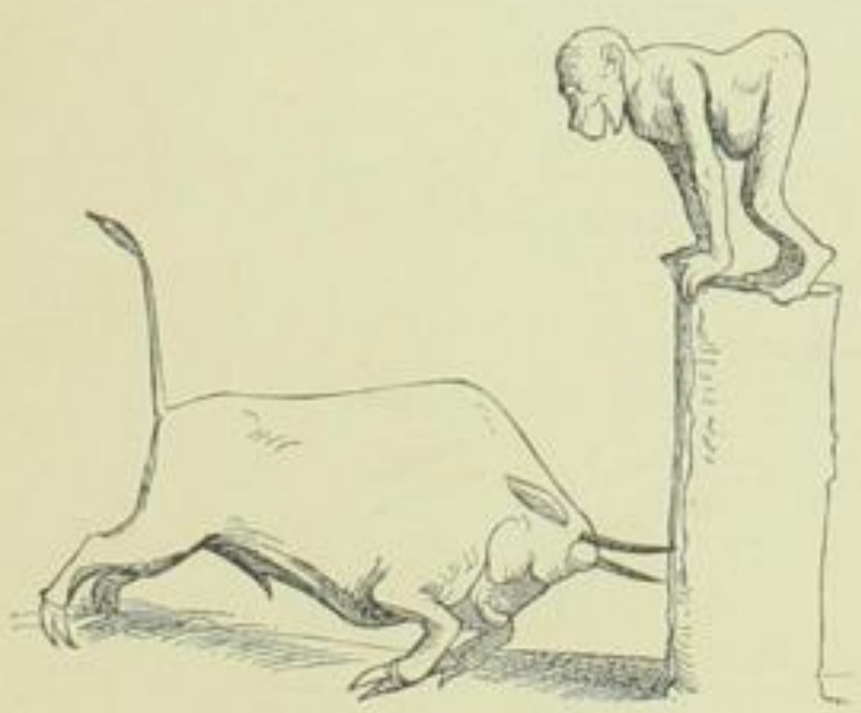
Den Kakadu man gern betrachtet,
Das Kalb man ohne weiters ſchlachtet.



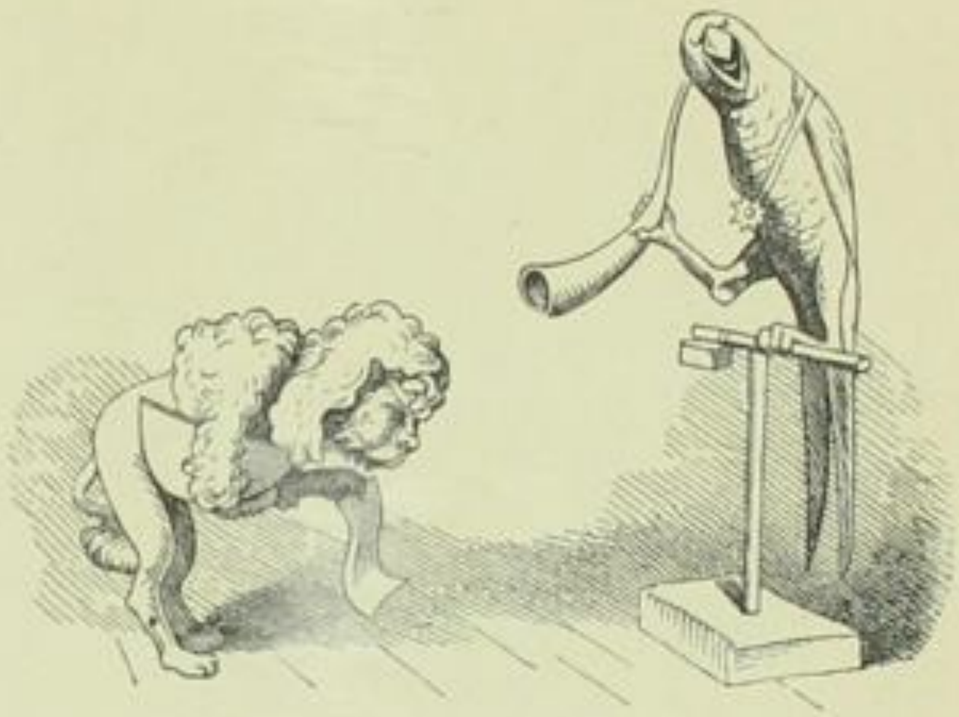
Die Lerche in die Lüfte ſteigt,
Der Löwe brüllt, wenn er nicht ſchweigt.

Die **M**aus tut niemand was zu Leide,
Der **M**ops ist alter Damen Freude.

Die **N**achtigall singt wunderschön,
Das **N**ilpferd bleibt zuweilen steh'n.

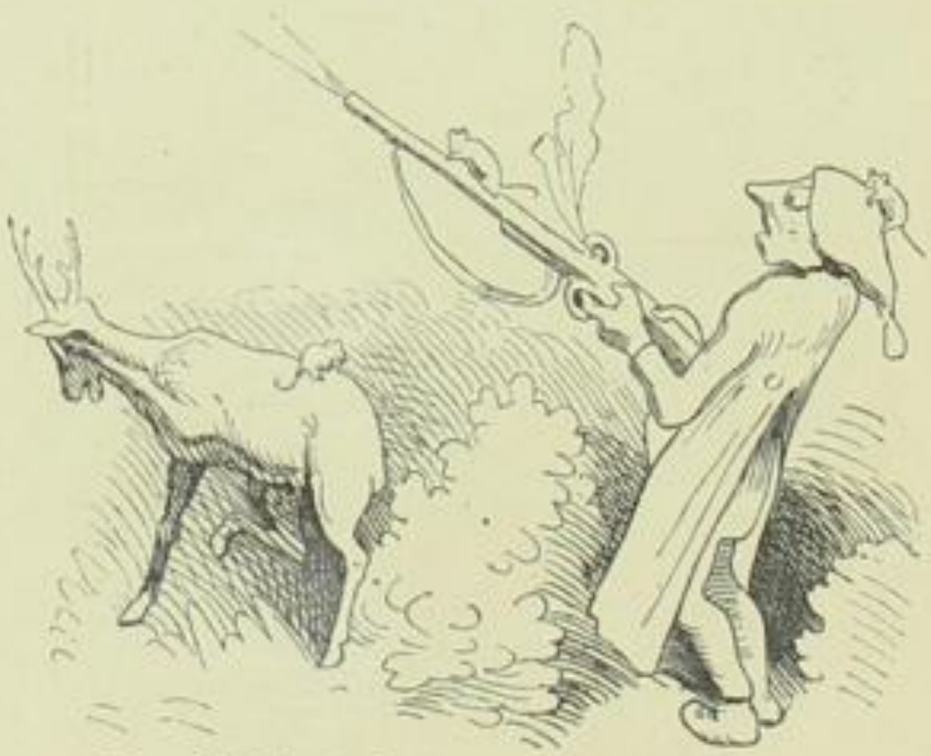


Der **O**rang-Utan ist possierlich,
Der **O**chs benimmt sich unmanierlich.



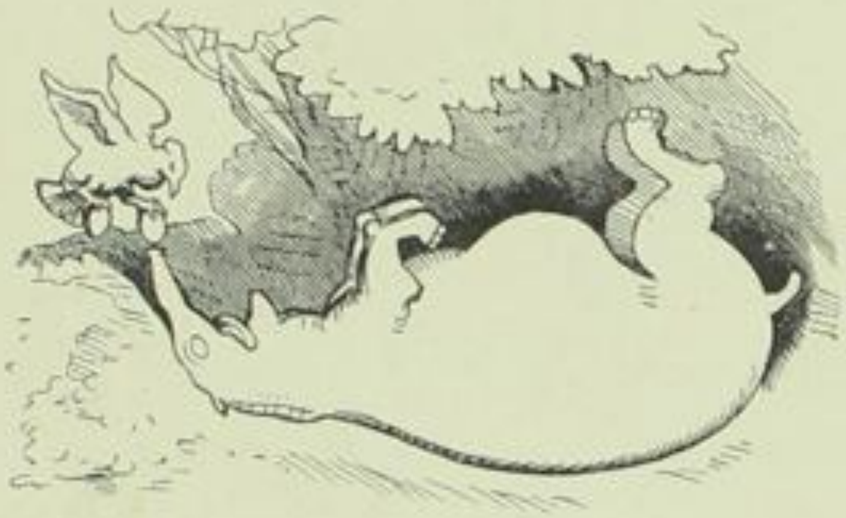
Der **P**apagei hat keine Ohren,
Der **P**udel ist meist halb geschoren.

Das **Q**uarz sitzt tief im Berges-Schacht,
Die **Q**uitte stiehlt man bei der Nacht.



Der **R**ehbock scheut den Büchsenknall,
Die **R**att' gedeihet überall.

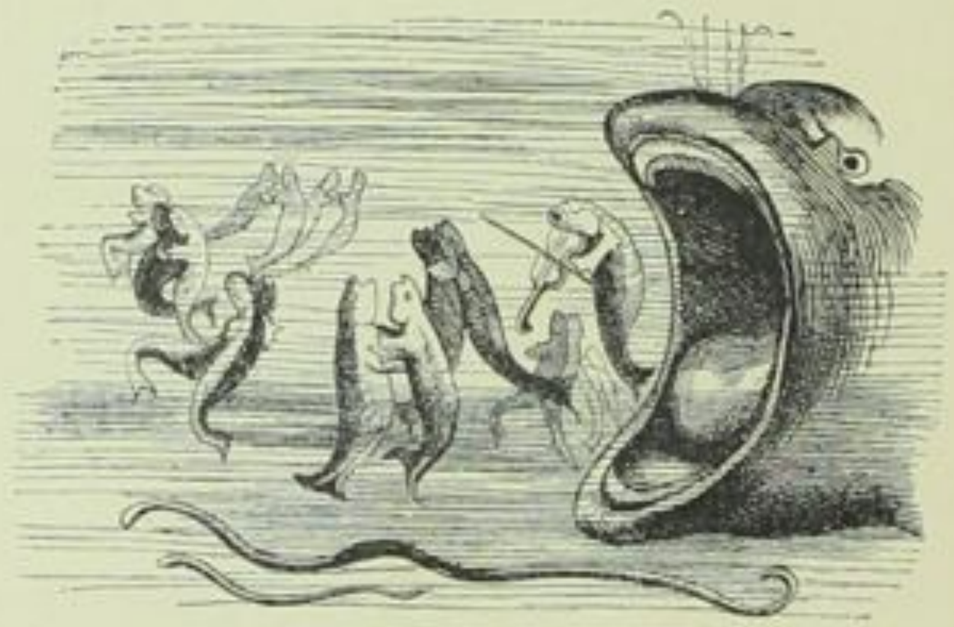
Der Steinbock lange Hörner hat,
Auch gibt es Schweine in der Stadt.



Die Turteltaube Eier legt,
Der Tapir nachts zu schlafen pflegt.

Die Unke schreit im Sumpfe kläglich,
Der Uhu schläft zwölf Stunden täglich.

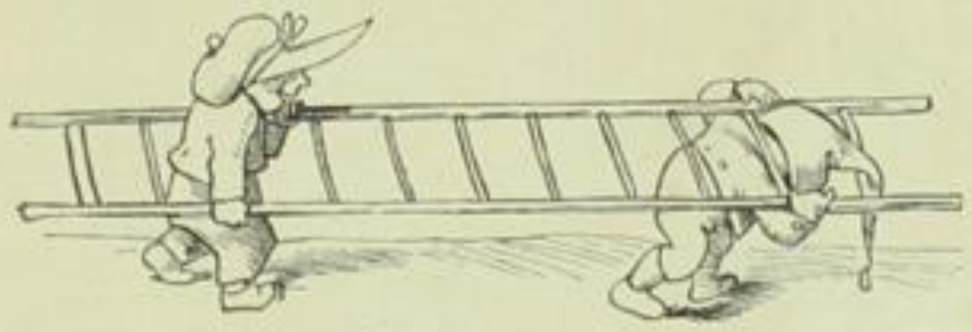
Das Vieh sich auf der Weide tummelt,
Der Vampyr nachts die Luft durchbummelt.



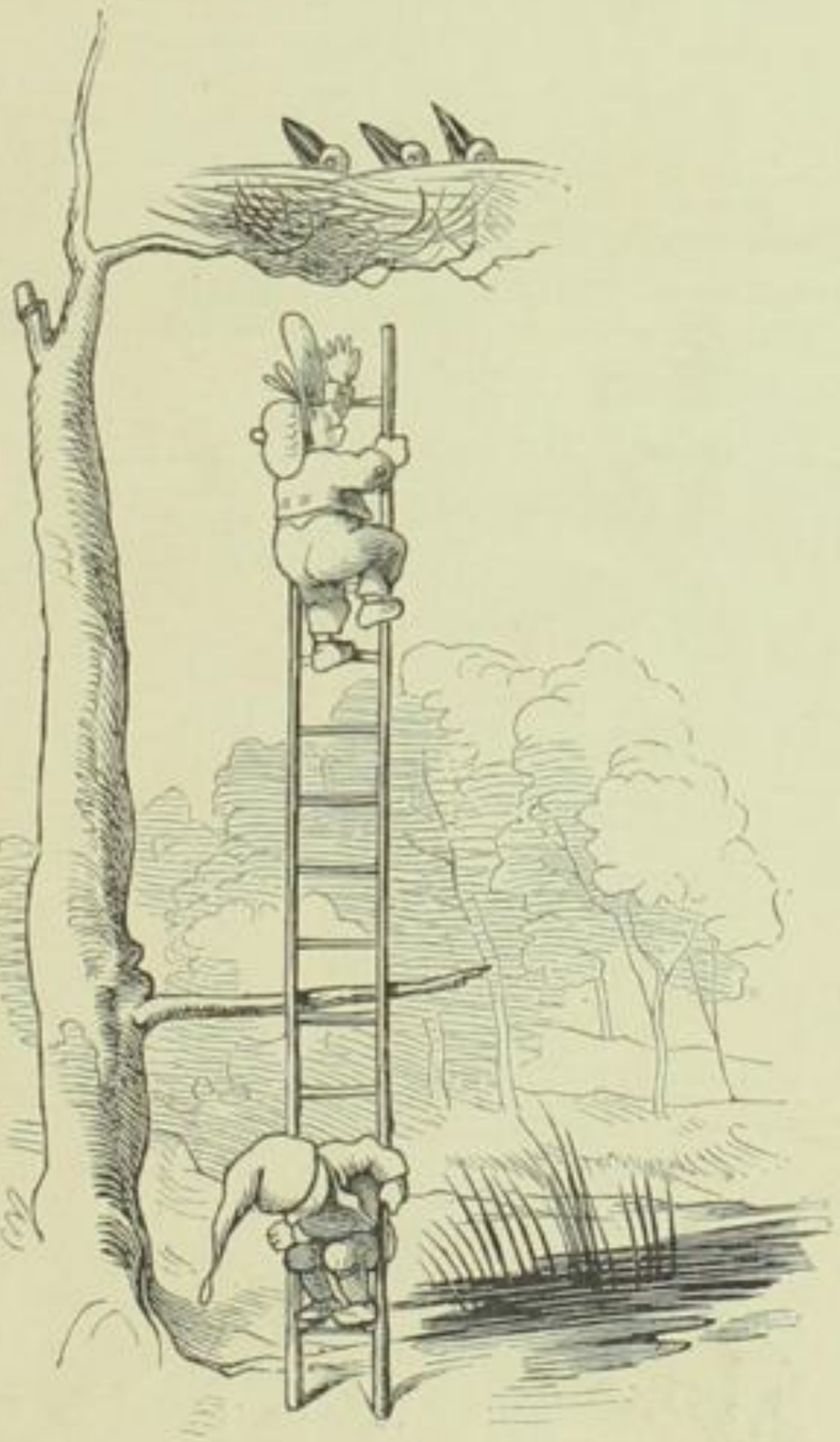
Der Walfisch stört des Härings Frieden,
Des Wurmes Länge ist verschieden.

Die Zwiebel ist der Juden Speise,
Das Zebra trifft man stellenweise.

Das Rabennest.



Zwei Knaben, jung und heiter,
Die tragen eine Leiter.



Im Nest die jungen Raben,
Die werden wir gleich haben.

Da fällt die Leiter um im Nu,
Die Raben sehen munter zu.

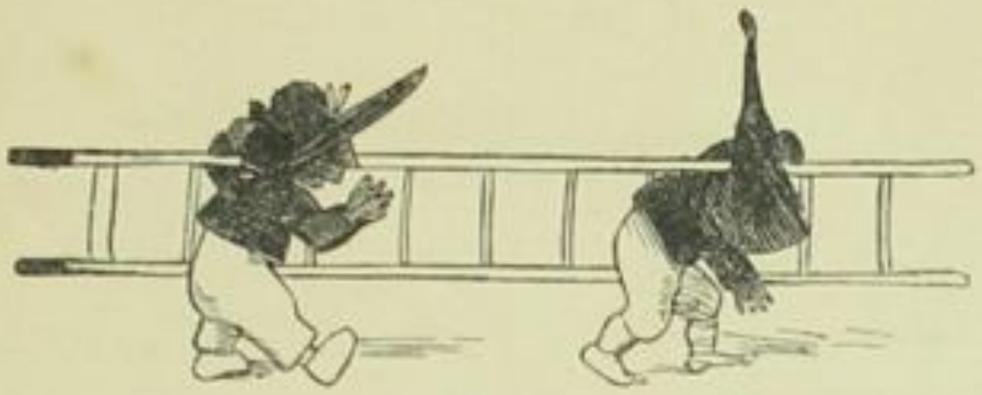
Sie schreien im Vereine,
Man sieht nur noch die Beine!

Den Knaben apportiert der Hund,
Der Jäger hat die Pfeif' im Mund

Nun hole auch den andern her!
Der Schlingel aber will nicht mehr.

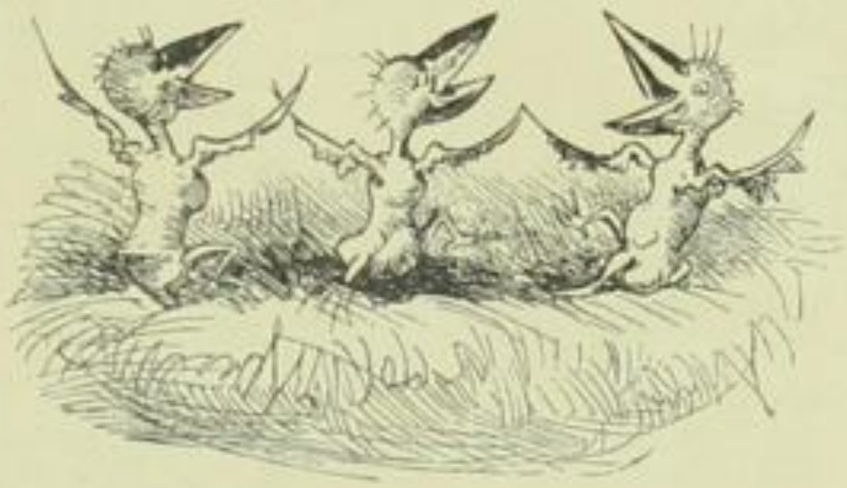
Der Jäger kommt an diesen Ort
Und spricht zu seinem Hund: Apport!

Der Jäger muß sich selbst bemüh'n,
Den Knaben aus dem Sumpf zu zieh'n.



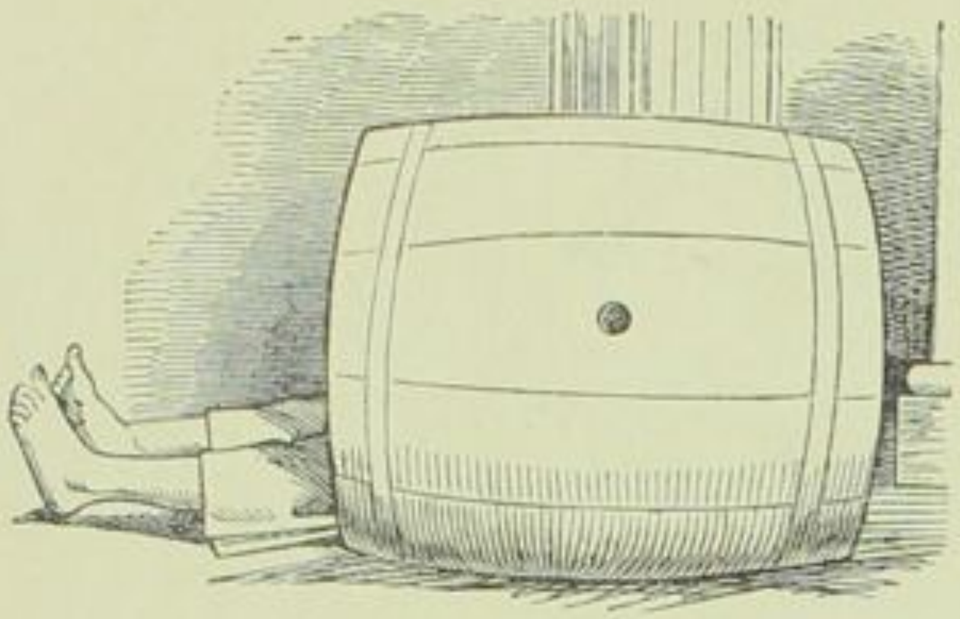
Zur Hälfte sind die Knaben
So schwarz als wie die Raben.

Der Hund und auch der Jägersmann,
Die haben schwarze Stiefel an.

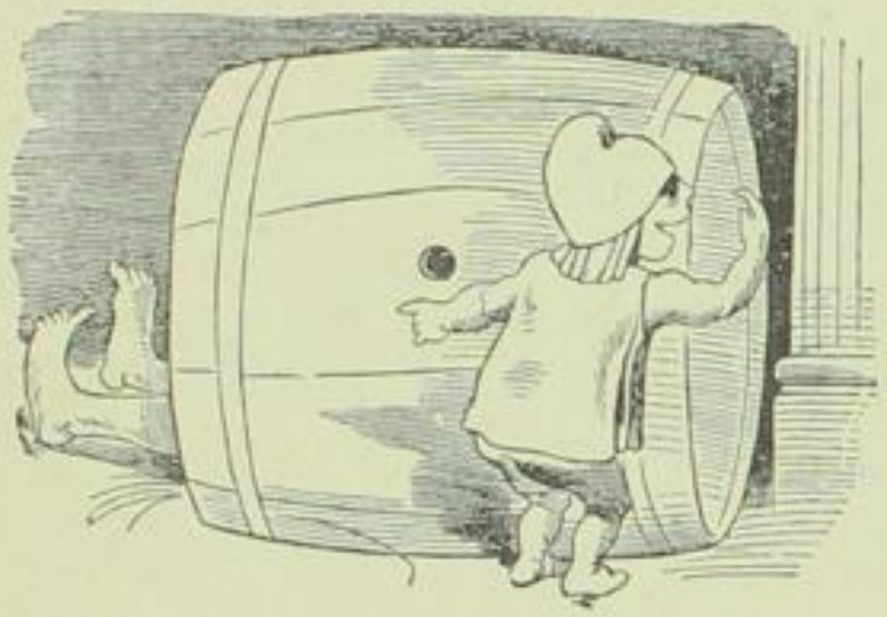


Die Raben in dem Rabennest
Sind aber kreuzfidel gewest.

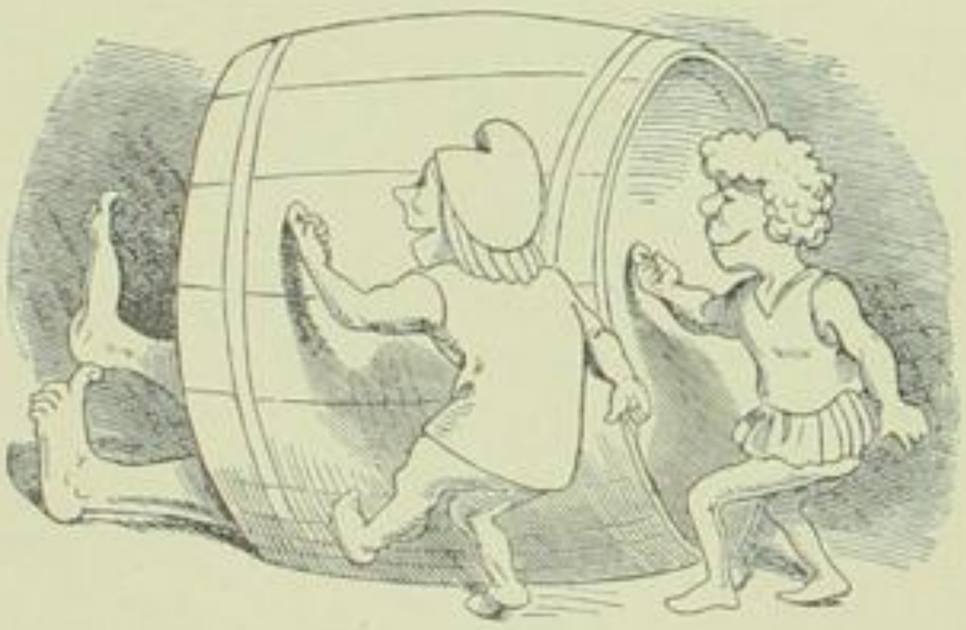
Diogenes und die bösen Buben von Korinth.



Nachdenklich liegt in seiner Tonne
Diogenes hier an der Sonne.

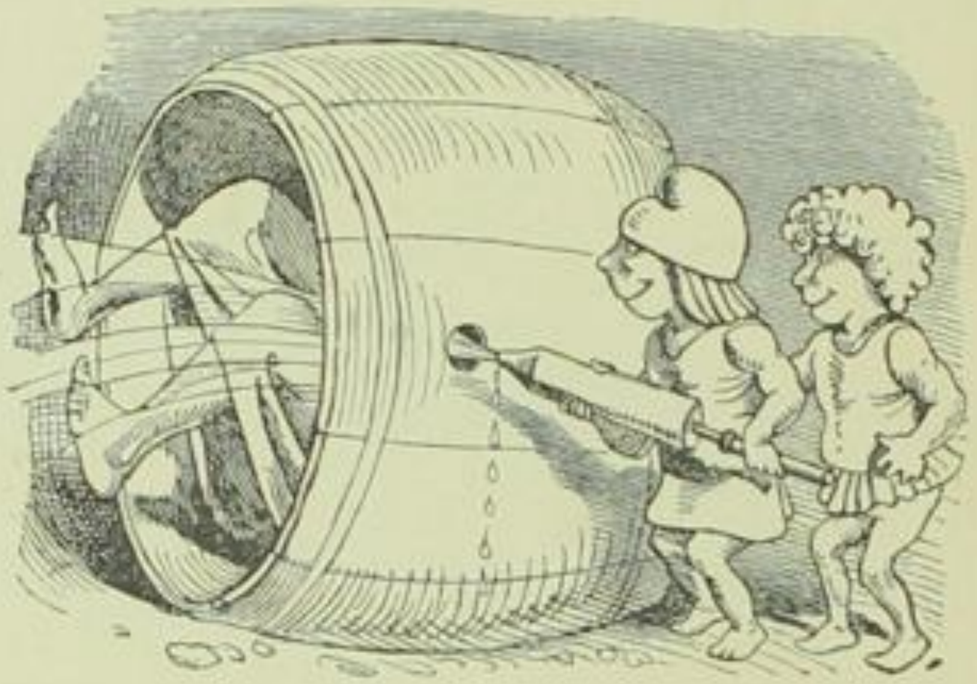


Ein Bube, der ihn liegen sah,
Ruft seinen Freund; gleich ist er da.



Nun fangen die zwei Tropfen
Am Fasse an zu klopfen.

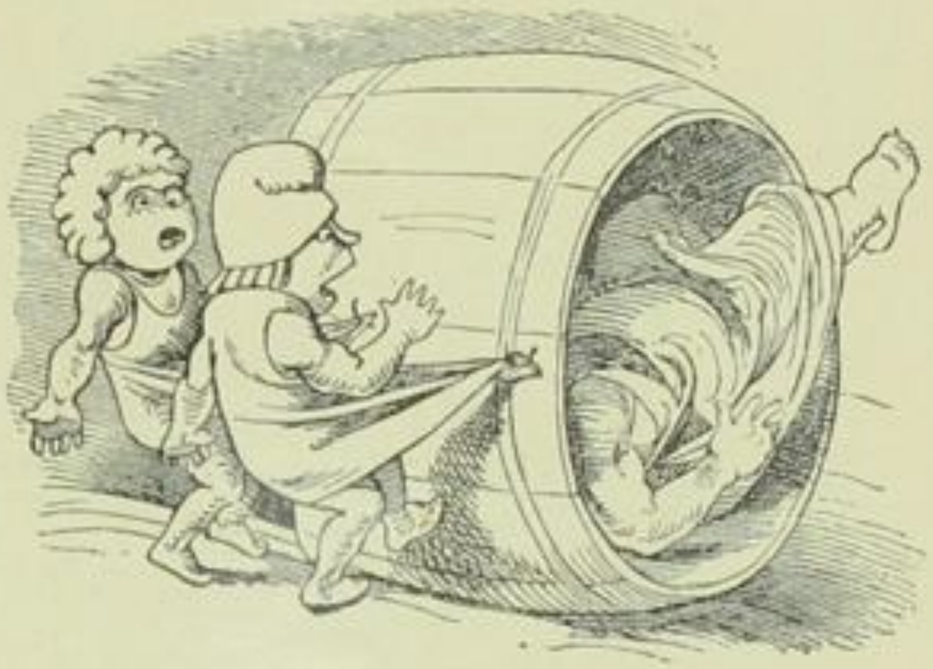
Diogenes schaut aus dem Faß
Und spricht: „Ei, ei! Was soll denn das!?"



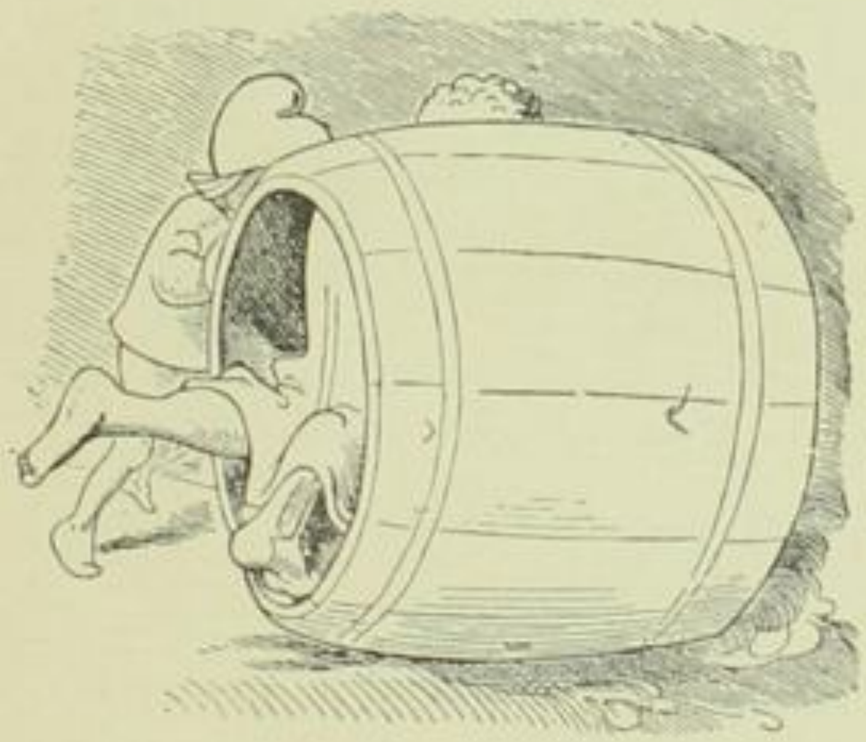
Der Bube mit der Mütze
Holt seine Wasserspritze.

Er spritzt durchs Spundloch in das Faß,
Diogenes wird pudelnaß.

Kaum legt Diogenes sich nieder,
So kommen die bösen Buben wieder.

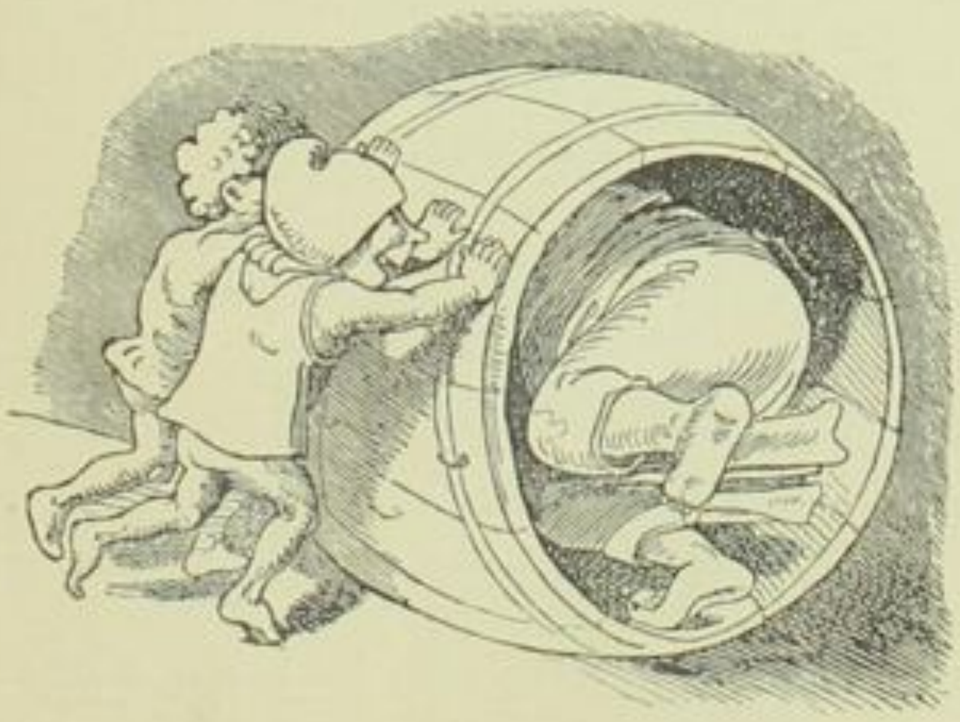


Zwei Nägel, die am Fasse stecken,
Fassen die Buben bei den Röcken.

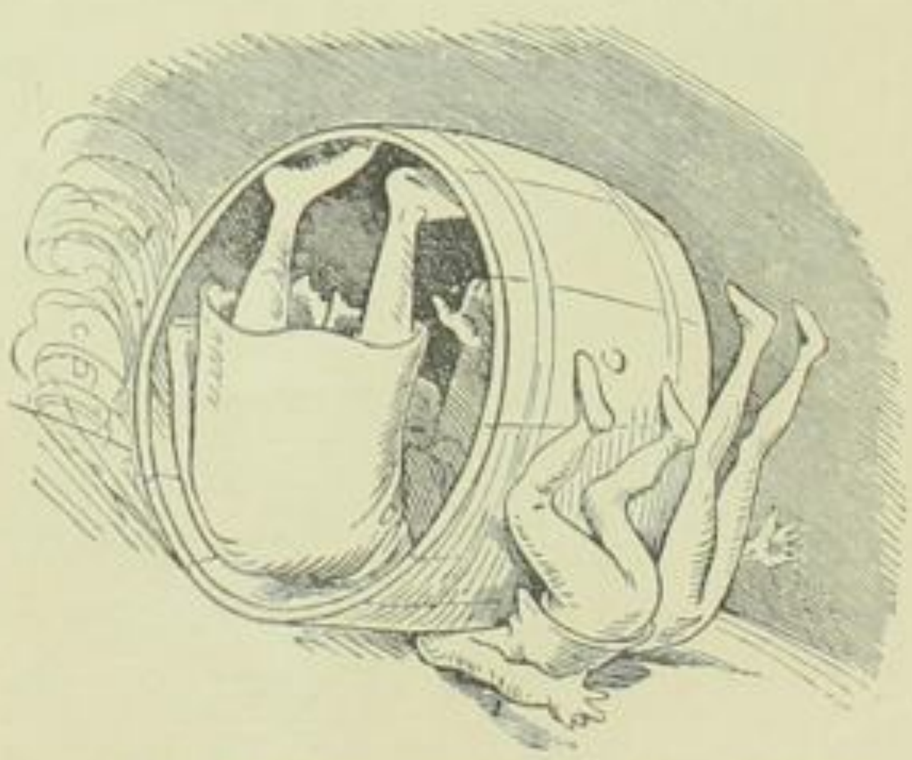


Sie geh'n ans Faß und schieben es;
„Halt, halt!" schreit da Diogenes.

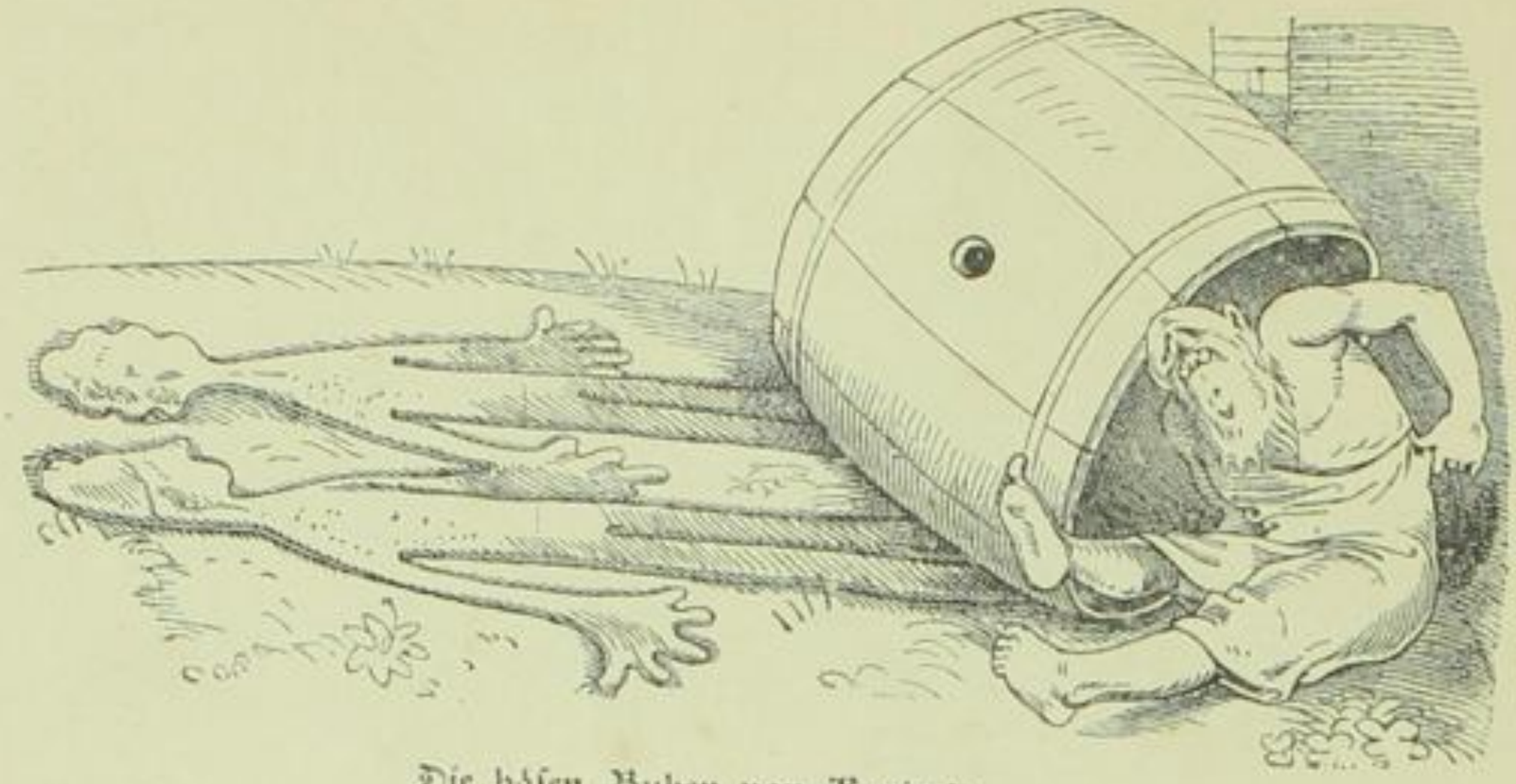
Die bösen Buben weinen
Und zappeln mit den Beinen.



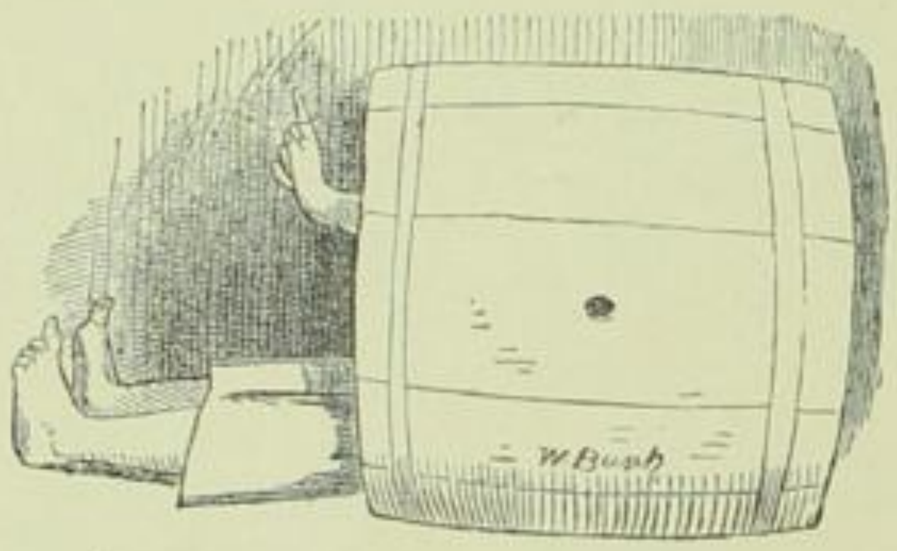
Ganz schwindlich wird der Brave. —
Paßt auf! Jetzt kommt die Strafe.



Da hilft kein Weinen und kein Schrei'n,
Sie müssen unters Faß hinein.

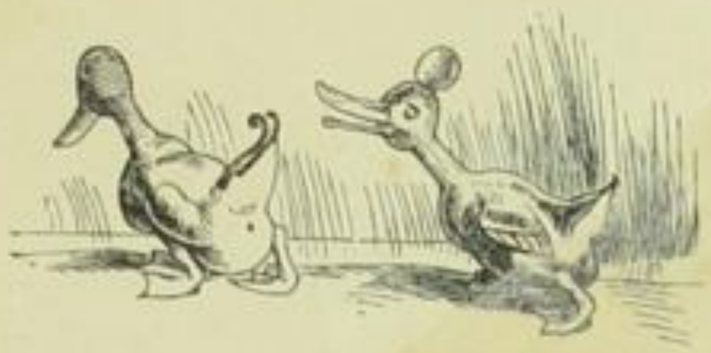


Die bösen Buben von Korinth
Sind platt gewalzt, wie Kuchen sind.



Diogenes der Weise aber kroch ins Faß
Und sprach: „Ja, ja, das kommt von das!!“

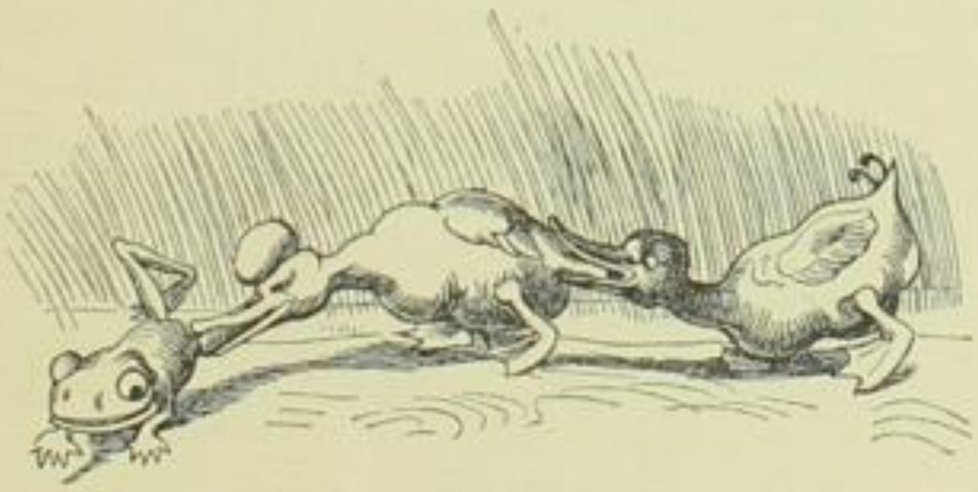
Der Frosch und die beiden Enten.



Sieh' da, zwei Enten jung und schön,
Die wollen an den Teich hin geh'n.

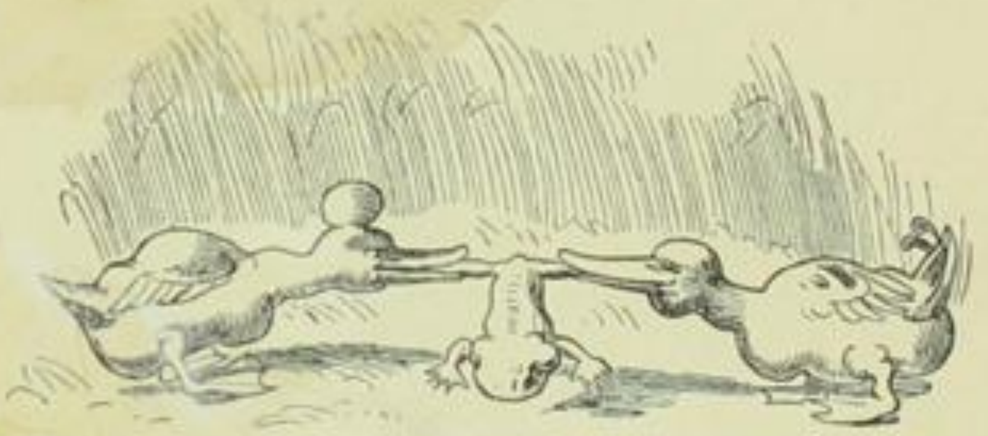
Zum Teiche geh'n sie munter
Und tauchen die Köpfe unter.

Die eine in der Goschen
Trägt einen grünen Froschen.

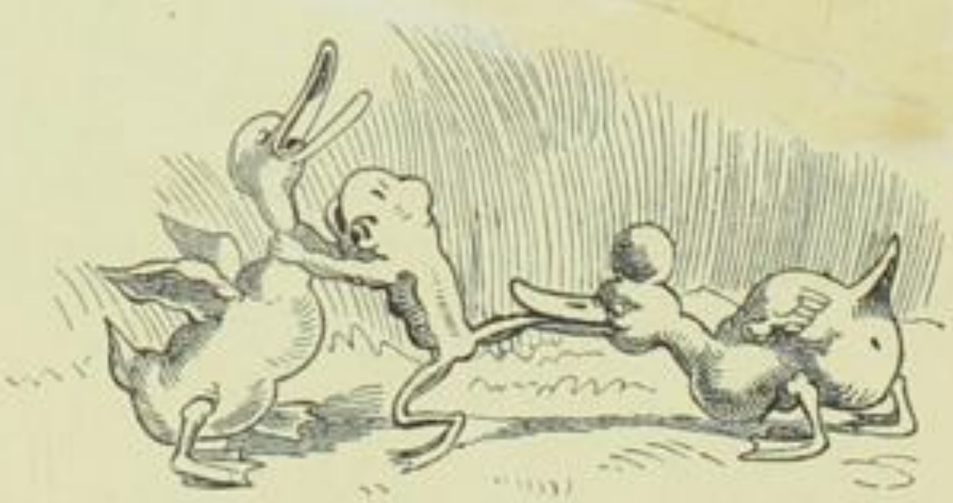


Sie denkt allein ihn zu verschlingen,
Das soll ihr aber nicht gelingen.

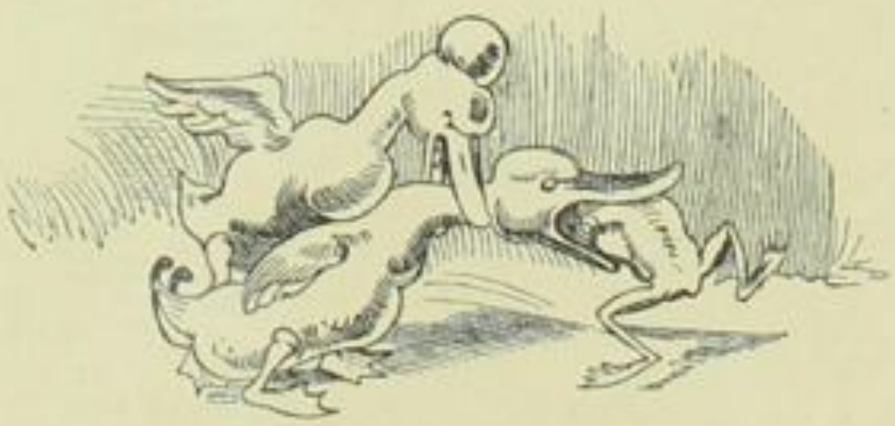
Die Ente und der Enterich,
Die zieh'n den Frosch ganz fürchterlich.



Sie zieh'n ihn in die Quere,
Das tut ihm weh gar sehre.



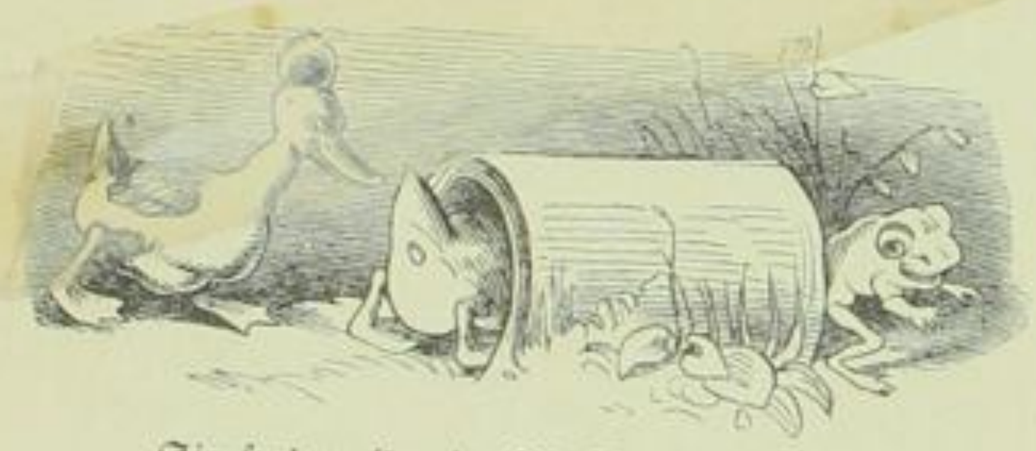
Der Frosch kämpft tapfer wie ein Mann,
Ob das ihm wohl was helfen kann?



Schon hat die eine ihn beim Kopf,
Die andre hält ihr zu den Kropf.

Die beiden Enten raufen,
Da hat der Frosch gut laufen.

Die Enten haben sich besonnen,
Und suchen den Frosch im Brunnen.

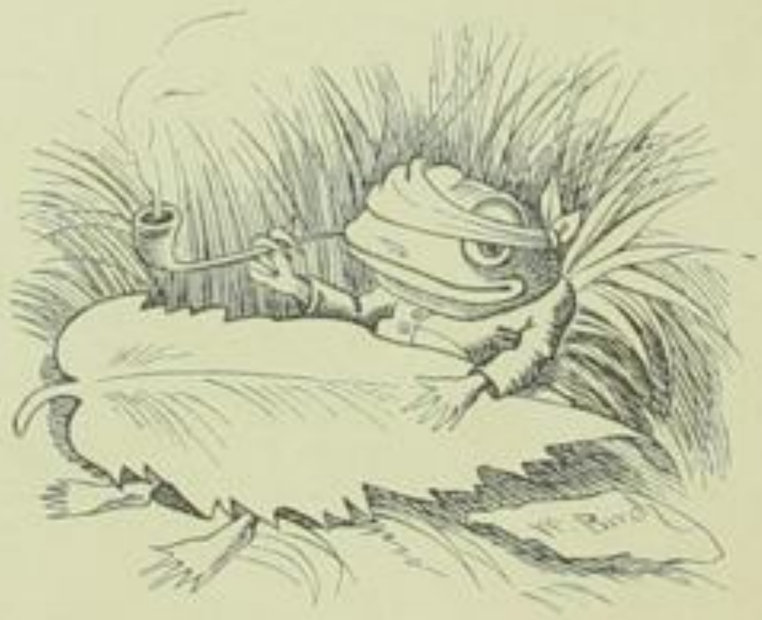


Sie suchen ihn im Wasserrohr,
Der Frosch springt aber schnell hervor.

Die Enten mit Geschnatter
Stecken die Köpfe durchs Gatter

Der Frosch ist fort — die Enten
Wenn die nur auch fort könnten!

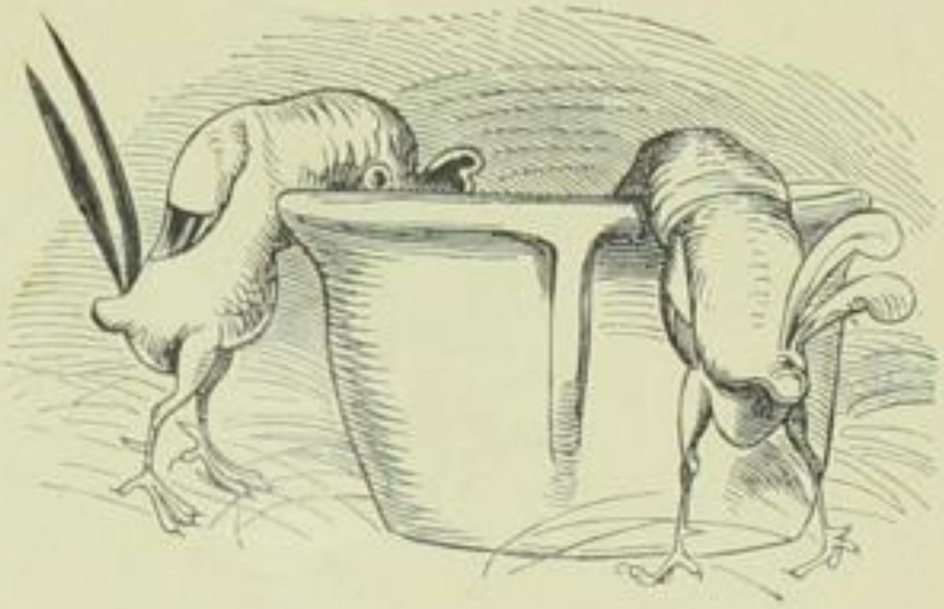
Da kommt der Koch herbei sogleich
Und lacht: „Sehe, jetzt hab ich euch!"



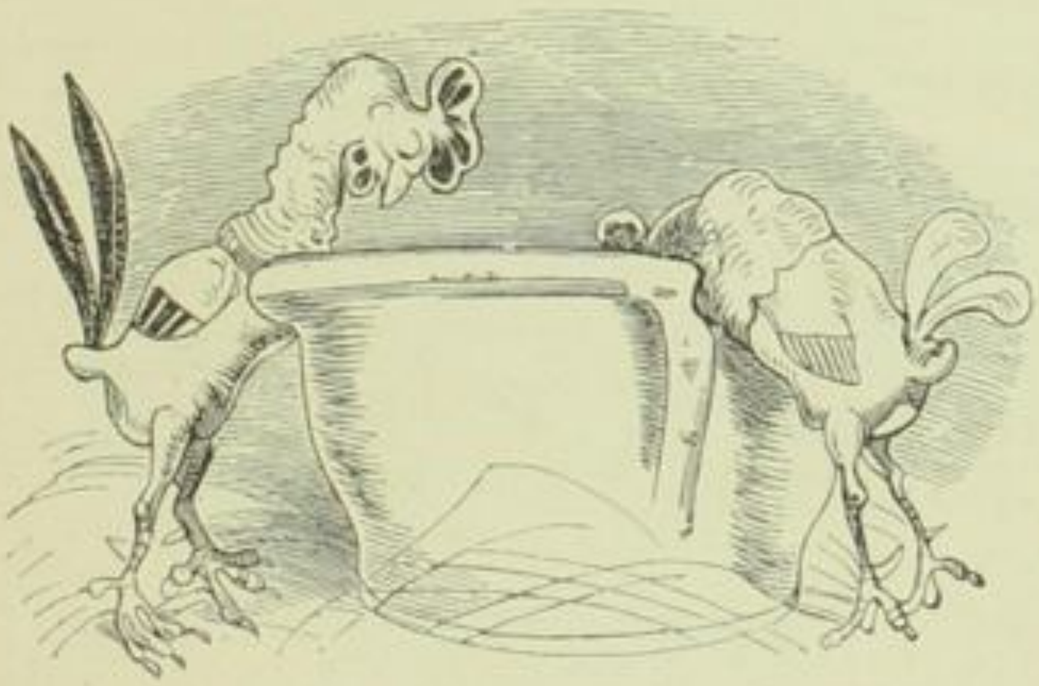
Drei Wochen war der Frosch so krank!
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!

Der Hahnenkampf.

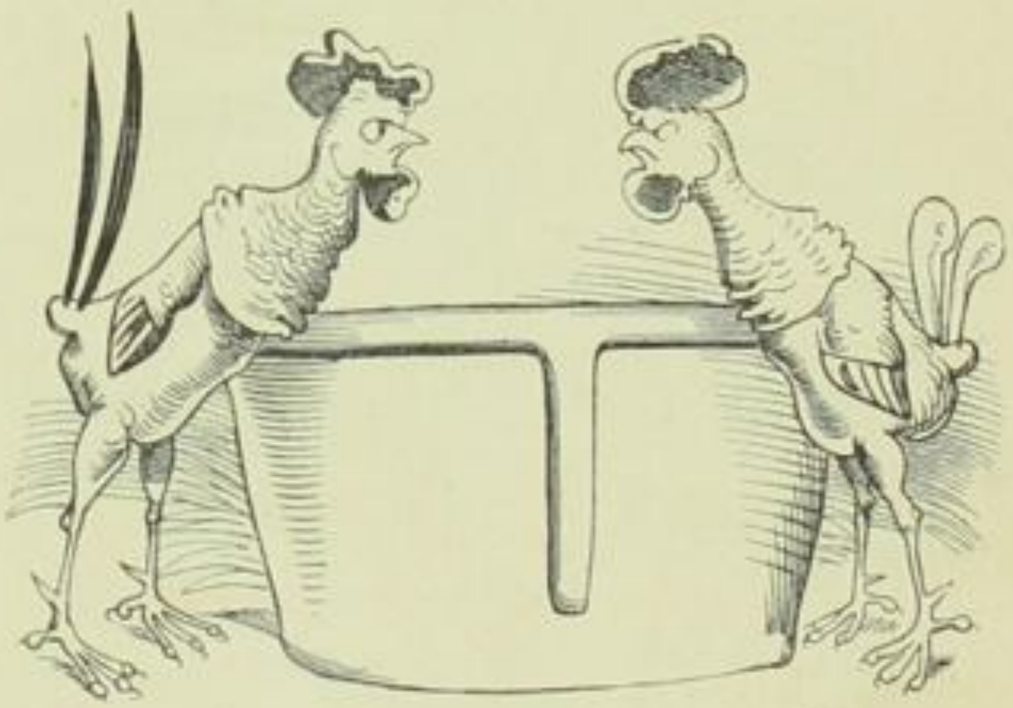
Der Gickerich, ein Gockel fein,
Guckt in den Topf voll Brüh hinein.



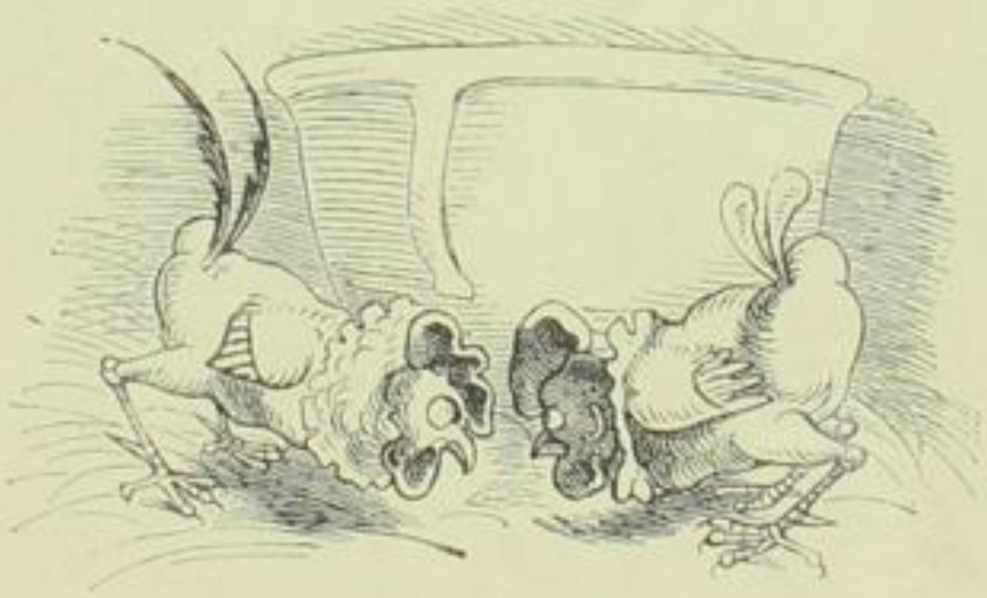
Und jeder langt mit Mühe
Im Topfe nach der Brühe.



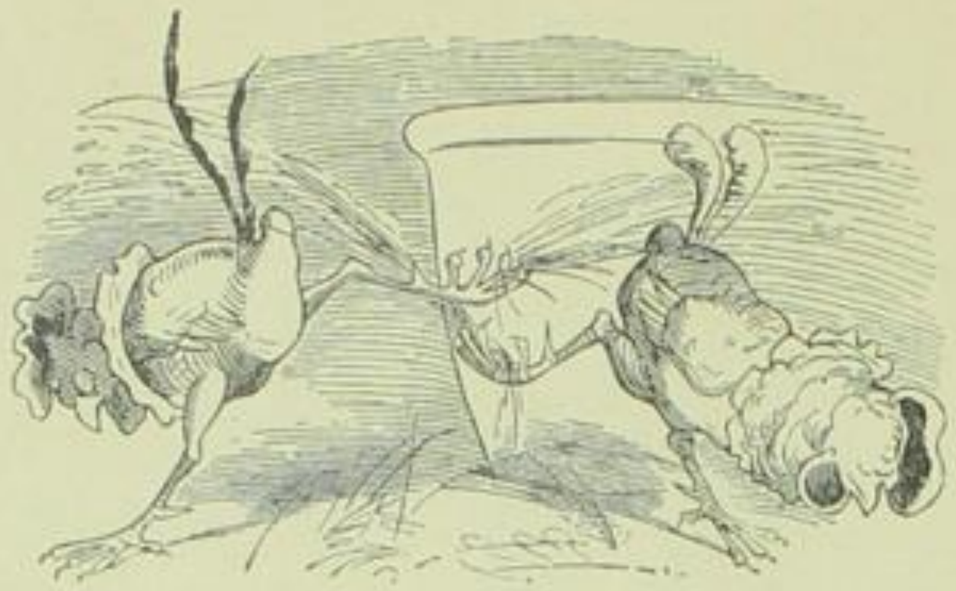
Ein zweiter, Gackerich genannt,
Kommt auch sogleich herzugerannt.



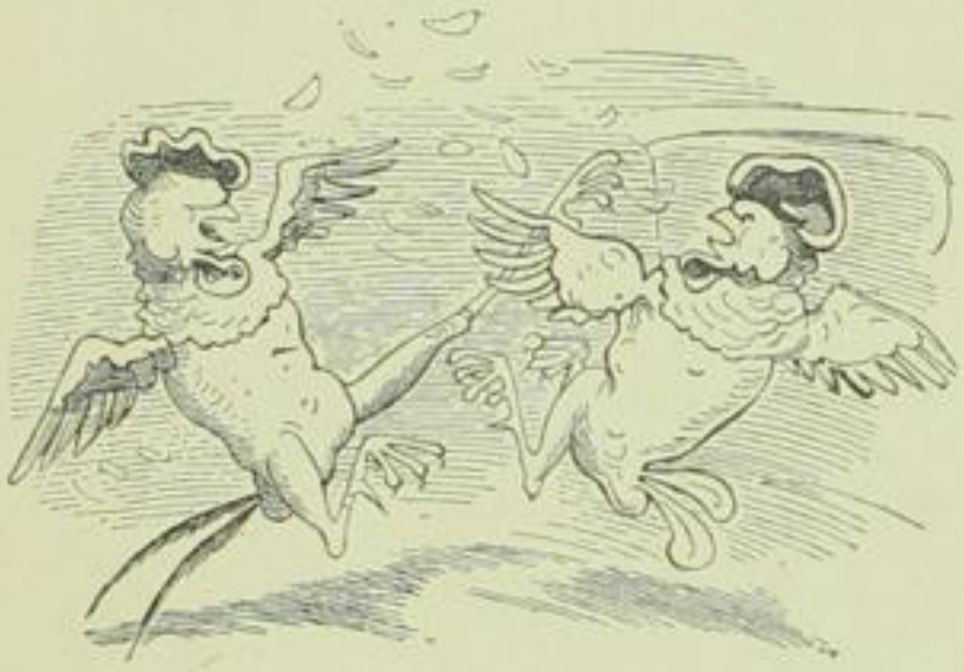
Der Gicker- und der Gackerich
Betrachten und fixieren sich.



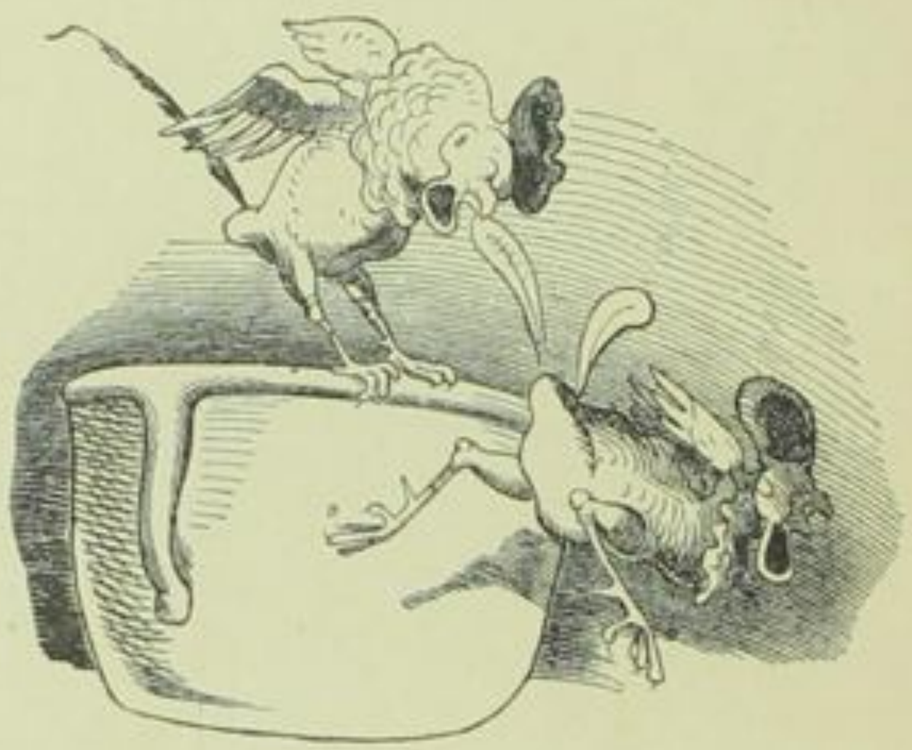
Zum Kampf gerüstet und ganz nah,
So steh'n sie Aug' in Auge da.



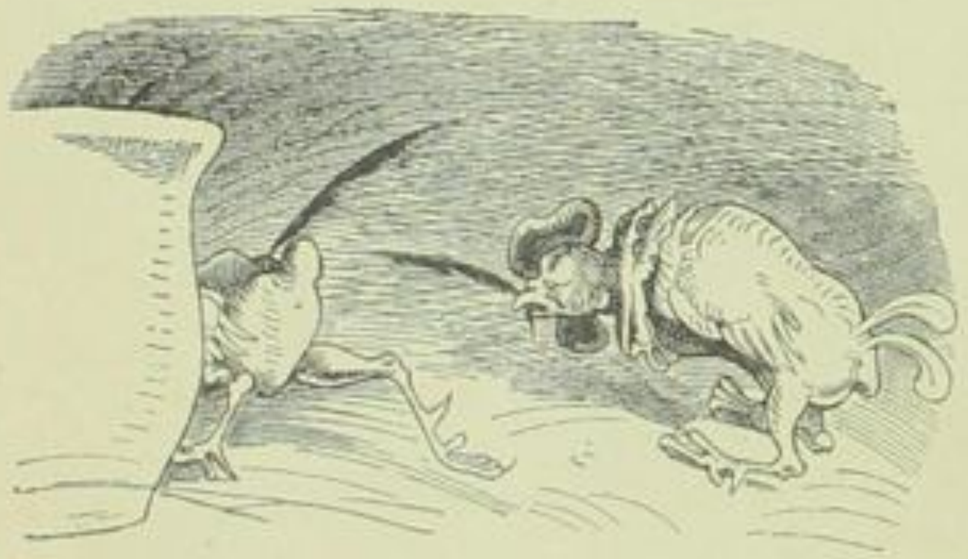
Sie fangen mit den Tatzen
Entsetzlich an zu kratzen,



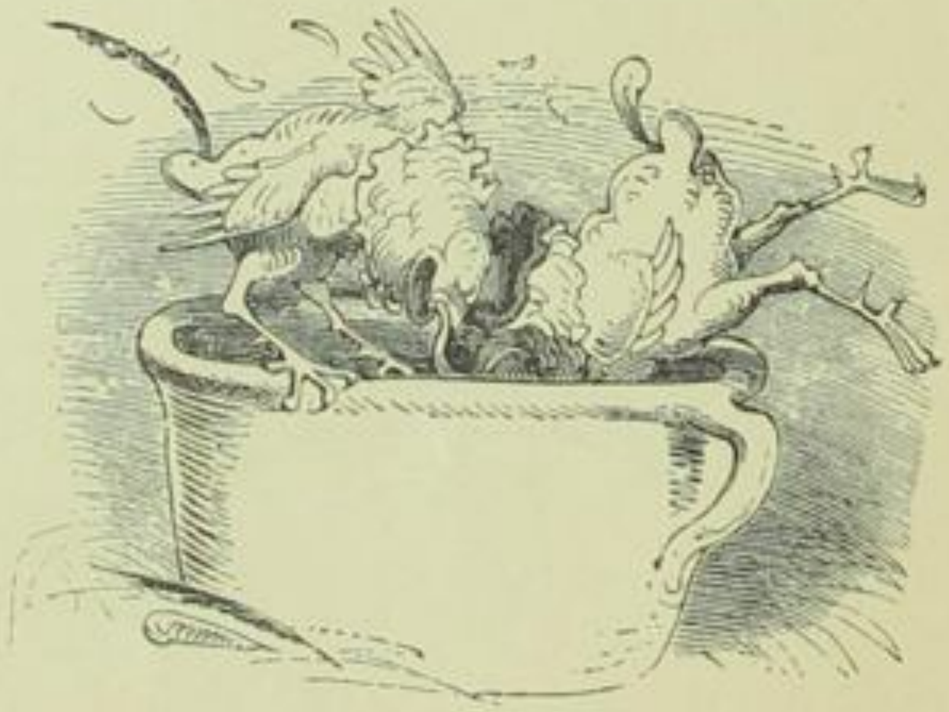
Und schlagen sich die Sporen
Um ihre roten Ohren.



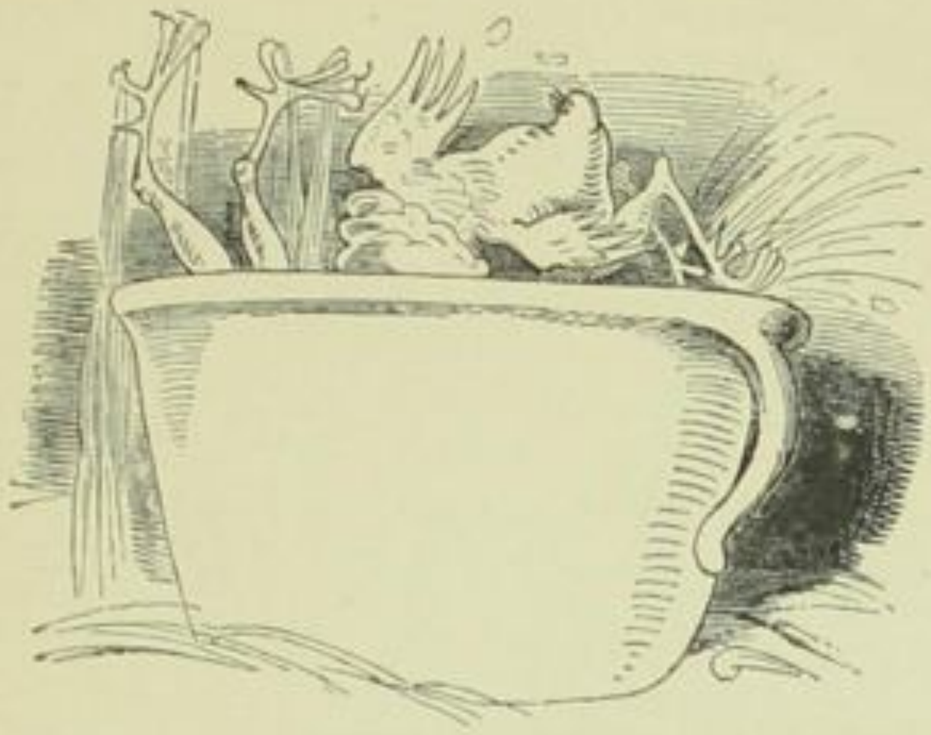
Doch Gackerich, der erst entfloh,
Macht's jetzt dem andern ebenso,



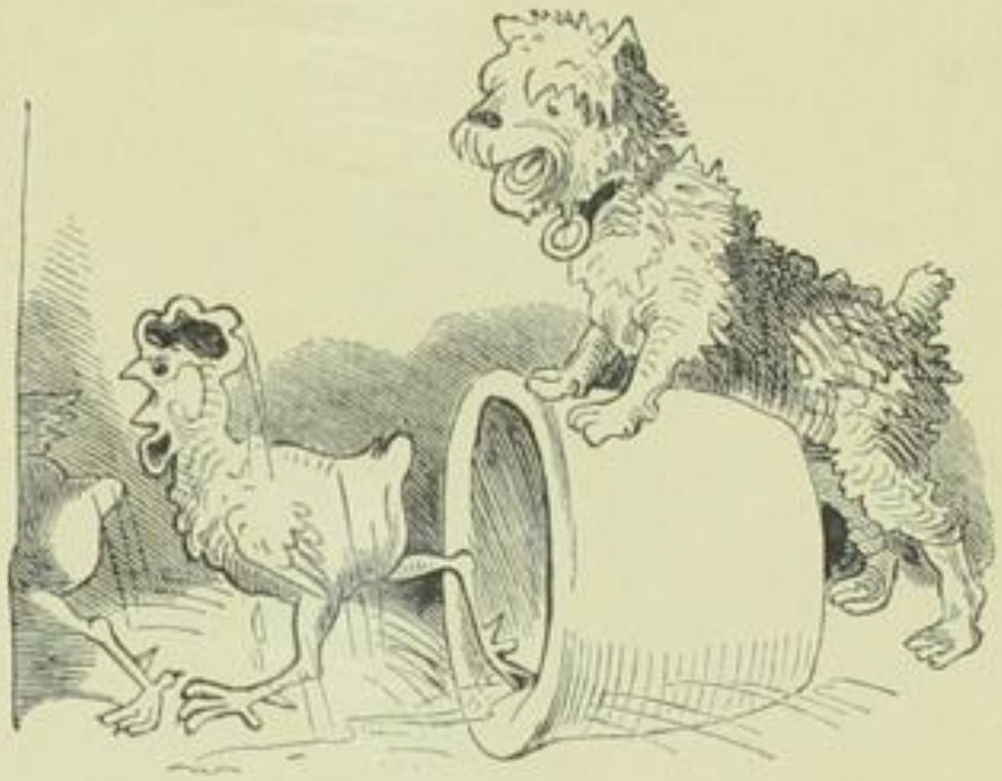
Jetzt rupft der Gickerich, o Graus,
Dem Gackerich die schönste Feder aus.



Und zieht den Gickerich noch obendrein
Beim Schopfe in den Topf hinein.

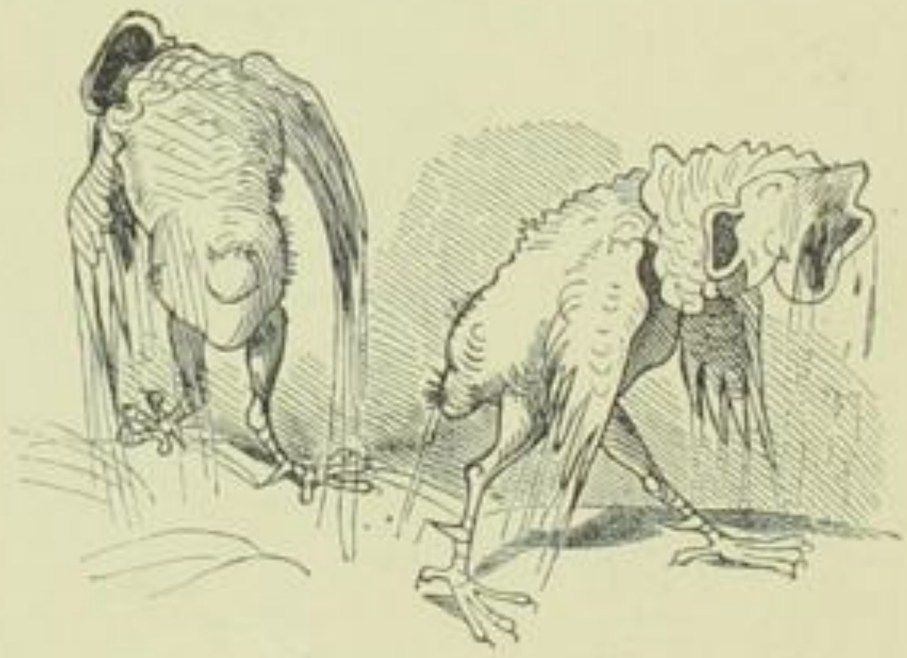


Da kämpfen sie noch ganz erhitzt,
Daß rund herum die Brühe spritzt.



Jetzt kommt der Schnauzel hergerennt
Und macht dem ganzen Streit ein End'.

Und keiner hält sich für besiegt,
Obschon der Topf am Boden liegt.



Sieh' da, die Hähne geh'n nach Haus
Und sehen ganz erbärmlich aus.

Der Schnauzel frißt den Rest der Brüh',
Den Schaden hat das Federvieh.

Der hinterlistige Heinrich.

Die Mutter sprach: „O Heinrich mein!
Nimm diese Brezen, sie sei dein!“

Der böse Heinrich denkt sich gleich:
„Jetzt fang' ich Gänse auf dem Teich.“

Ein junges Gänslein schwamm ans Land,
Schwapp! hat es Heinrich in der Hand.

Es schreit und zappelt fürchterlich;
Die Alten sind ganz außer sich.

Jetzt faßt die Gans den Heinrich an,
Wo sie zunächst ihn fassen kann.

Der Heinrich fällt auf seinen Rücken;
Am Ohr tun ihn die Gänse zwicken.

Sie fliegen dann, o weh, o weh!
Mit Heinrich fort und in die Höh'.

Hoch über seiner Mutter Haus
Da lassen sie den Heinrich aus.

Der fällt ganz schwarz und über Kopf
Der Mutter in den Suppentopf.

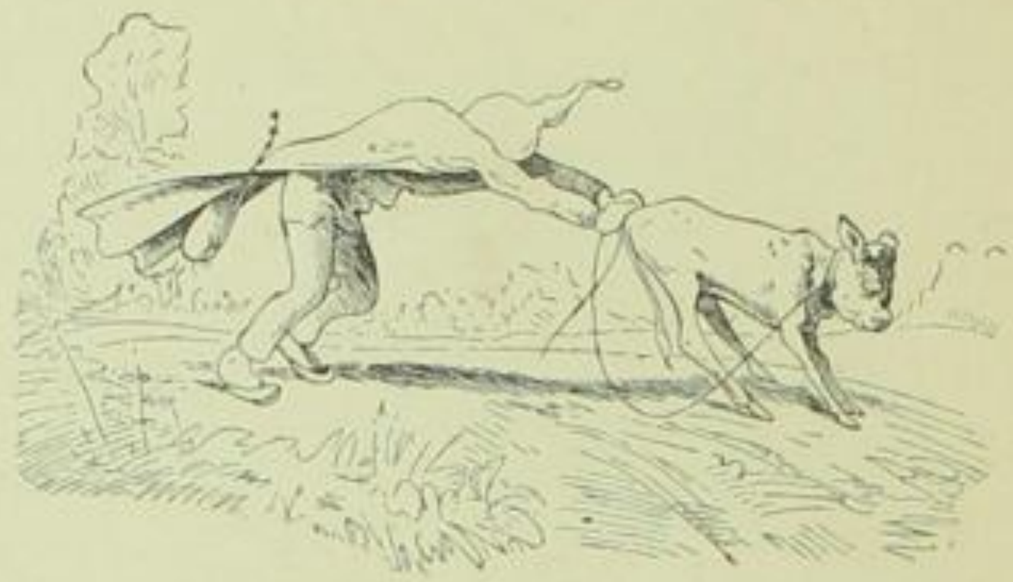
Mit einer Gabel und mit Müh'
Zieht ihn die Mutter aus der Brüh'.

Hier sieht man ihn am Ofen steh'n. —
Dem Schlingel ist ganz recht geschehn!

Die Gänse aber voll Ergötzen
Verzehren Heinrichs braune Brezen.

Der Bauer und das Kalb.

Ein Bauer, der kein Geld mehr hat,
Der brächte gern sein Kalb zur Stadt.



Vergebens druckt er es und schiebt,
Das Kalb bleibt steh'n, wie's ihm beliebt.

Doch schau: wie dieses Tier sich sträubt
Und widerspenstig stehen bleibt.

Und ganz vergeblich ebenfalls
Sucht er es fortzuzieh'n am Hals.

Der liebenswürdige Bauersmann
Bietet umsonst ihm Kräuter an.

Jetzt schau! wie er's mit Disteln sticht:
Das Kalb schreit: „Bäh!" doch geht es nicht.

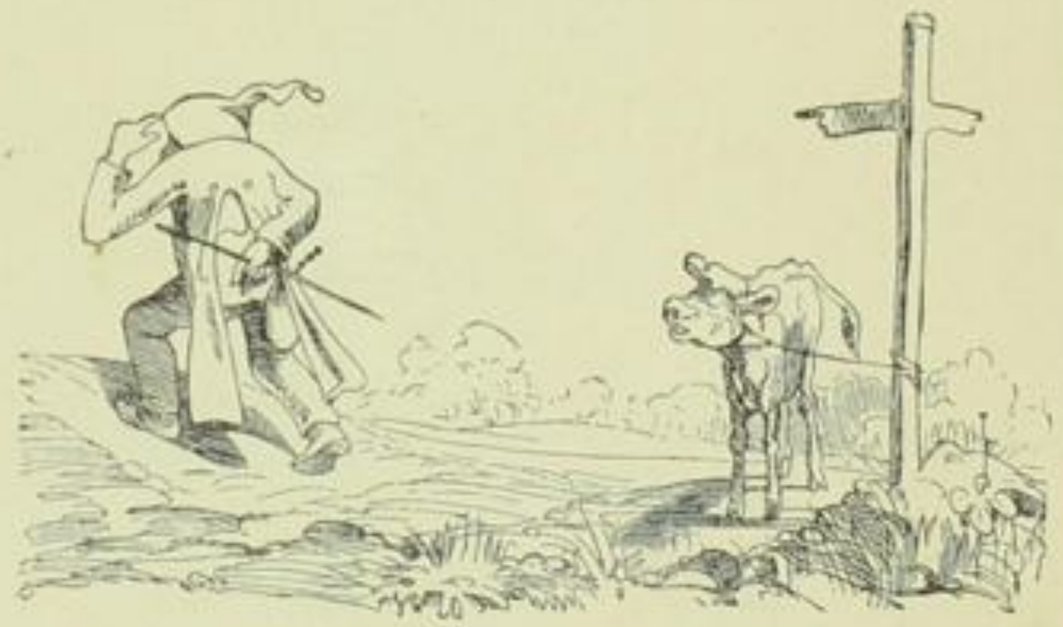
Er nimmt das Kalb bei Schweif und Ohr,
Doch bleibt es störrig wie zuvor.

Mit Drohen und mit Lehren
Sucht er es zu bekehren.

Doch schon im nächsten Augenblick
Möcht' es durchaus zum Stall zurück.

Da denkt er, es mit Schlägen
Zum Gehen zu bewegen.

Allein trotz allem Schlagen
Muß er das Kalb noch tragen.

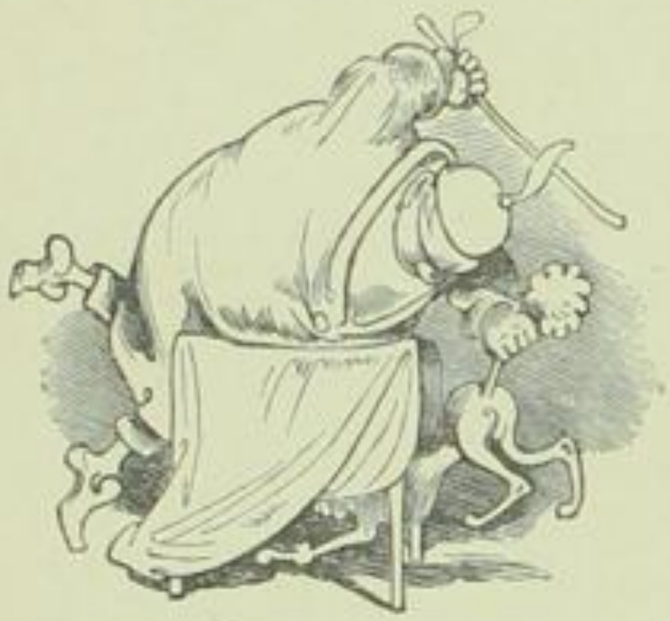


Weil das ihm aber lästig ist,
Besinnt er sich auf eine List.

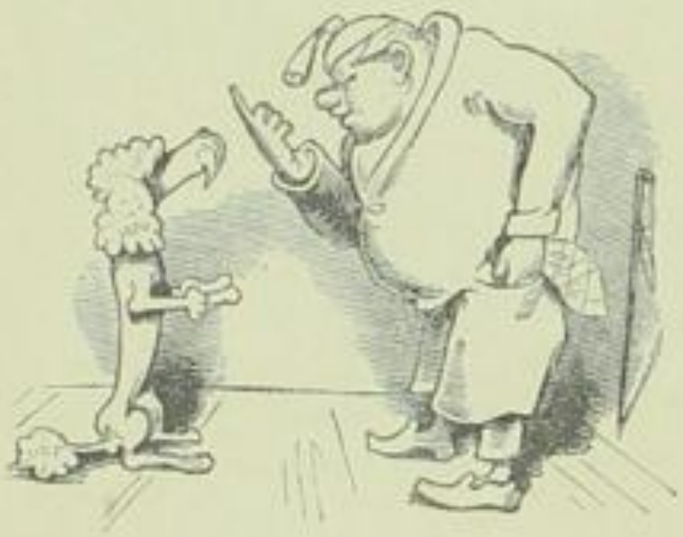
Er hängt die Glocke um, schreit: „Muh!"
Da glaubt das Kalb, er sei die Kuh.

Der Lohn des Fleißes.

„Komm' Nero!" spricht Herr Bartel ernst,
„Es wird jetzt Zeit, daß du was lernst!



Du willst nicht? — Gut! so hau' ich dich
Mit einem Stecken fürchterlich."



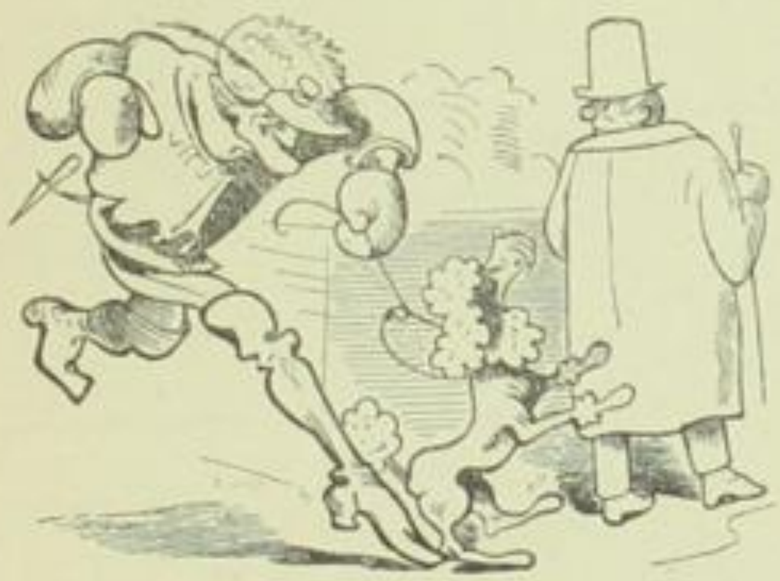
D'rauf sitzt der Nero mäuschenstill
Und hört, was man ihm sagen will.

„Hut ab!" das ist das erste Stück,
Der Nero macht es mit Geschick.

Zum zweiten: „Jenen Stecken dort!
Nur munter, Nero! such'! apport!"

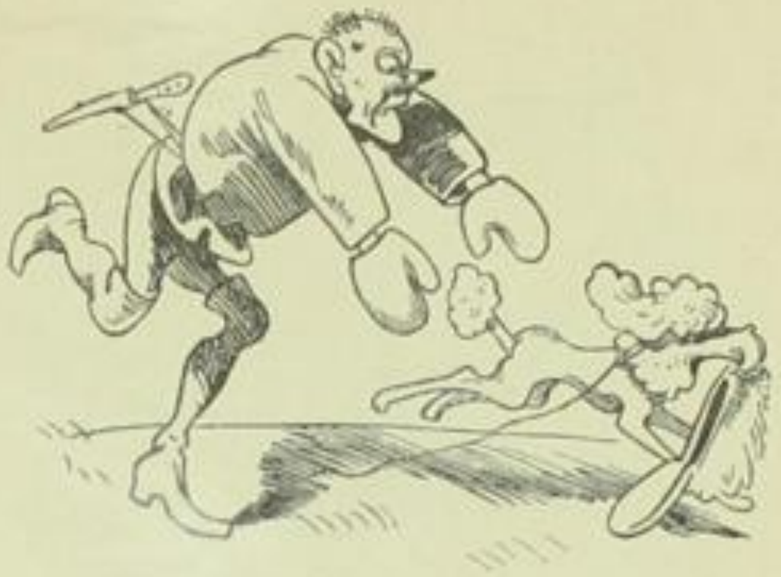
Und jetzt: „die Tür' auf! — So, so, so!
Das geht ja schon: Braviſſimo!"

Ach! denkt der Nero, ach wozu
Läßt mich mein Herr doch nicht in Ruh'?

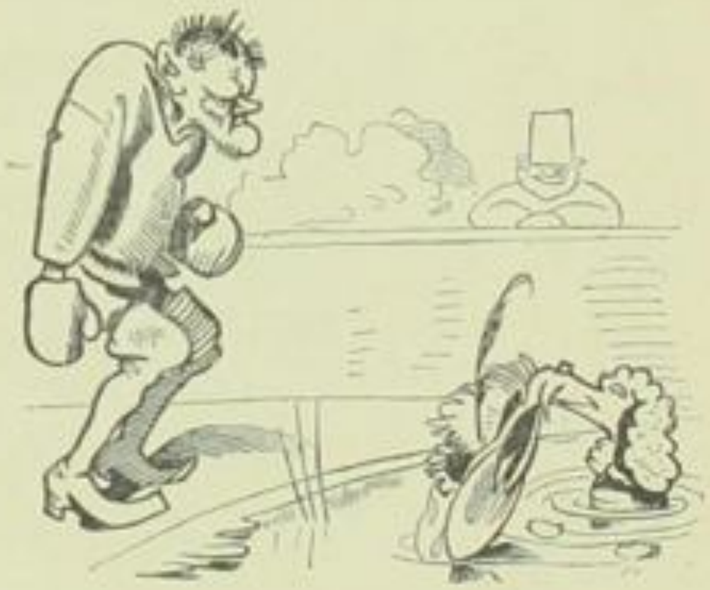


Da kommt, als sie spazieren gingen,
Der Hundefänger mit der Schlingen.

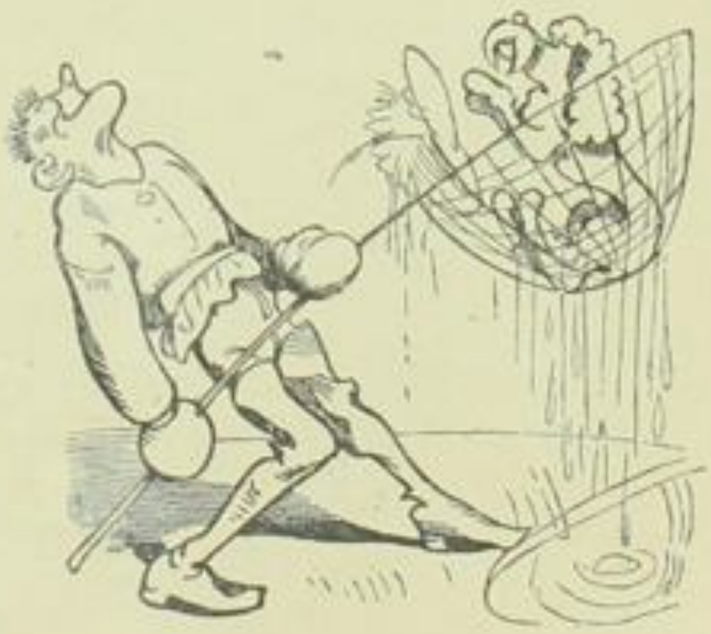
„Hut ab!" ruft schnell Herr Bartel jetzt,
Der Hundefänger ist entsetzt.



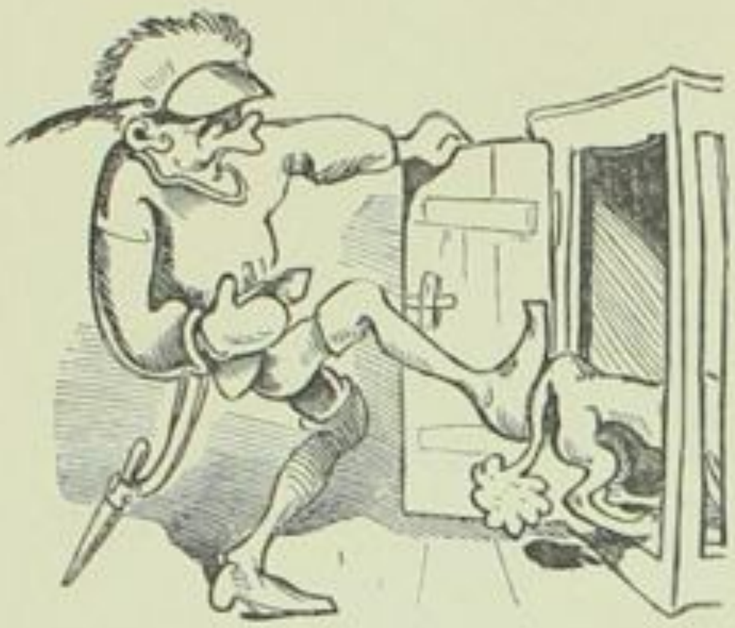
Und läßt, dieweil der Schreck so groß,
Die festgemachte Schlinge los.



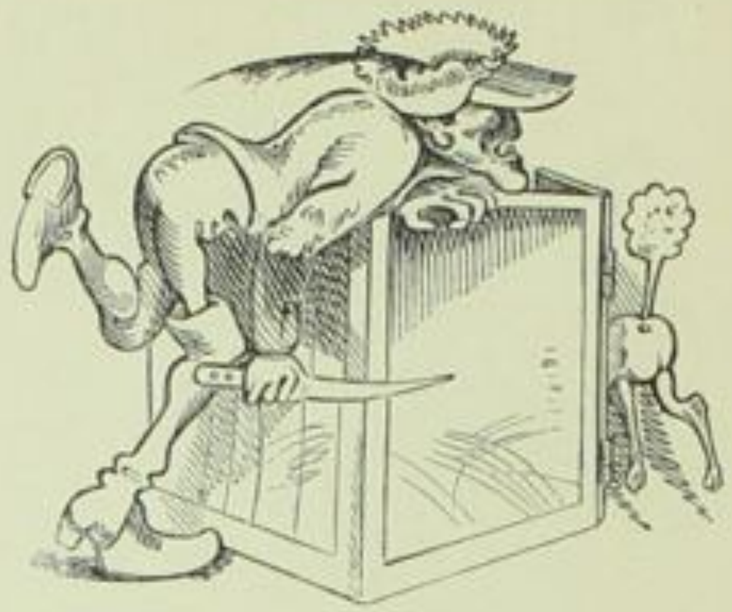
Gleich sitzt der Nero mit der Mütze
In einer tiefen Wasserpfütze.



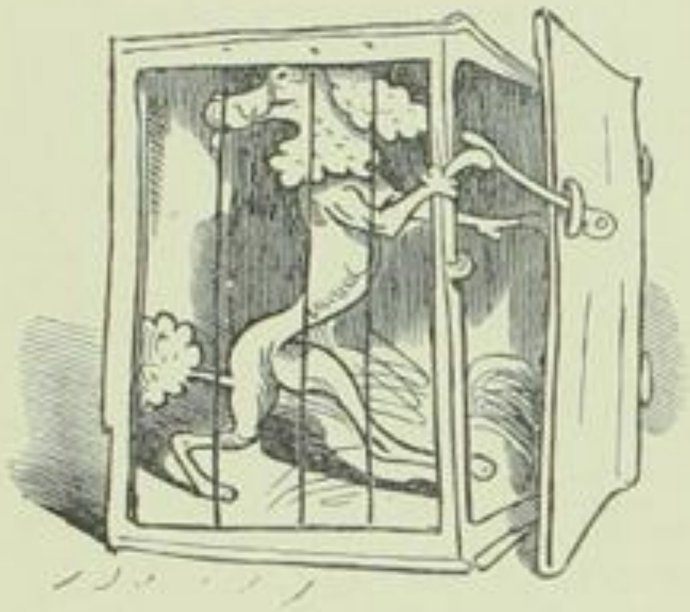
Der böse Mann, gar sehr gewandt,
Fischt aber Nero an das Land.



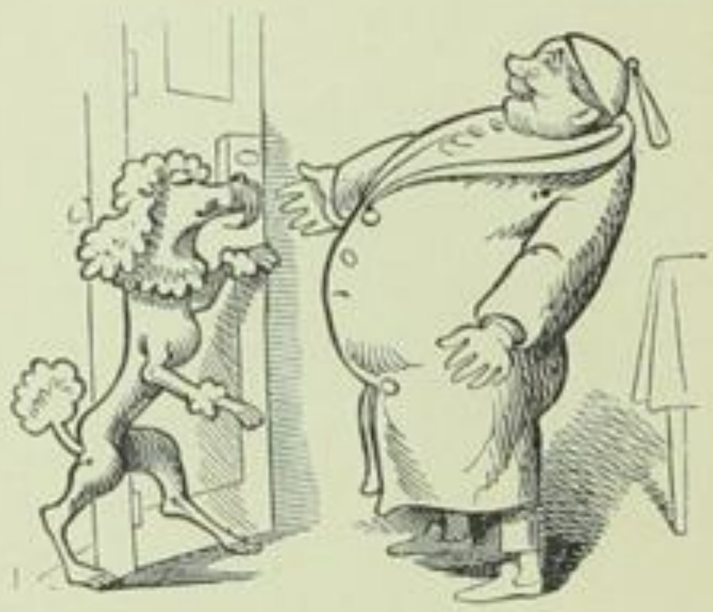
Und sperrt ihn in den Gitterkasten,
Und schreit: „Jetzt soll der Schlingel fasten!"



Er macht die Türe auf und dann
Läuft er nach Haus, so schnell er kann.



Doch kaum hat sich der Mann entfernt,
Zeigt Nero, daß er was gelernt.

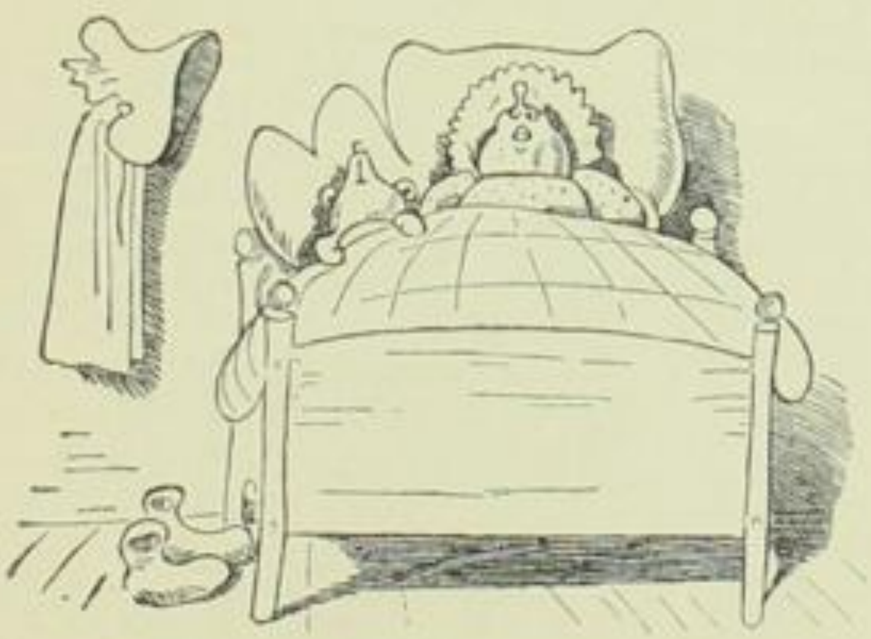


Hier kehrt er heim und ist erfreut.
Das macht allein die Fleißigkeit.

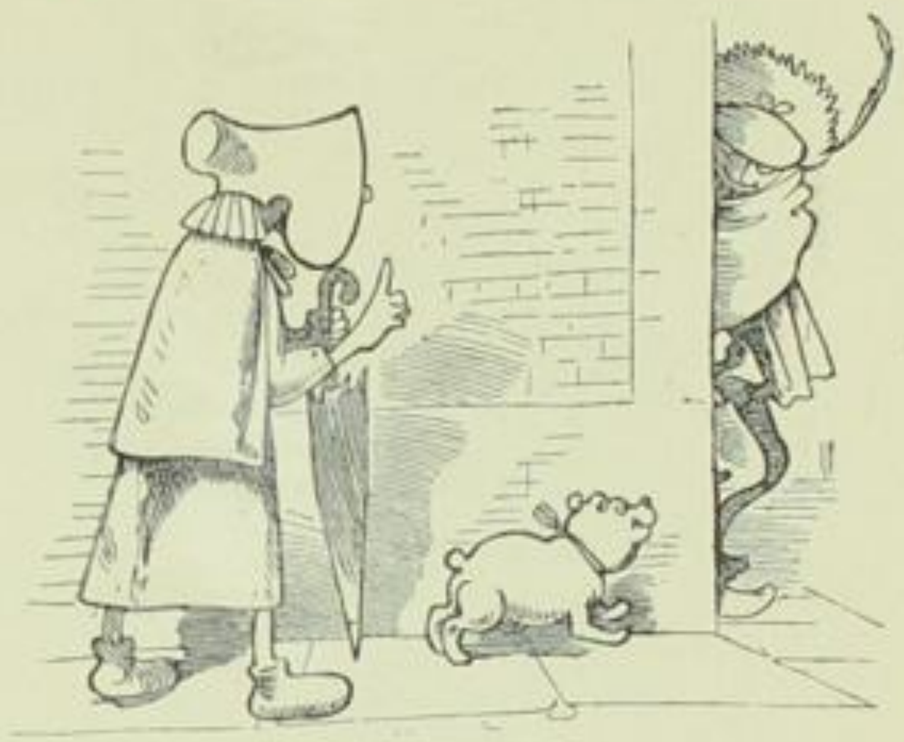
Die Strafe der Faulheit.

Fräulein Ammer kos't allhier
Mit Schnick, dem allerliebsten Tier.

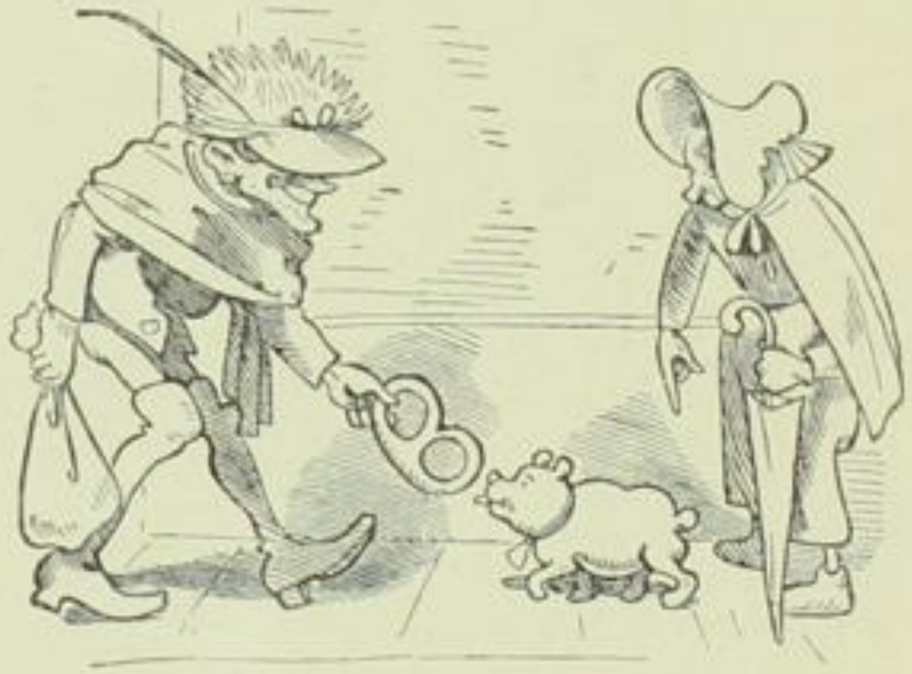
Sie füttert ihn, so viel er mag,
Mit Zuckerbrot den ganzen Tag.



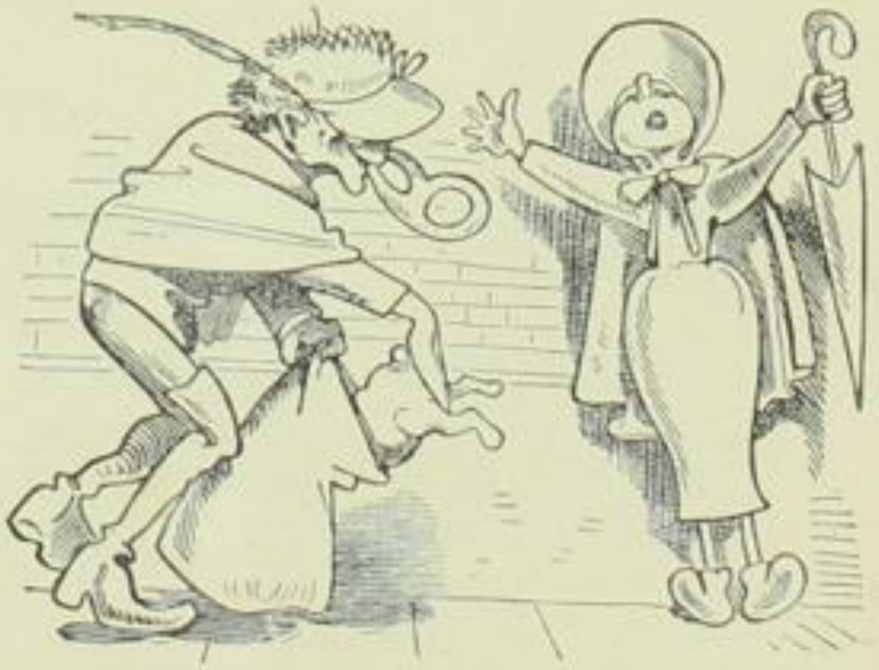
Und nachts liegt er sogar im Bett,
Da wird er freilich dick und fett.



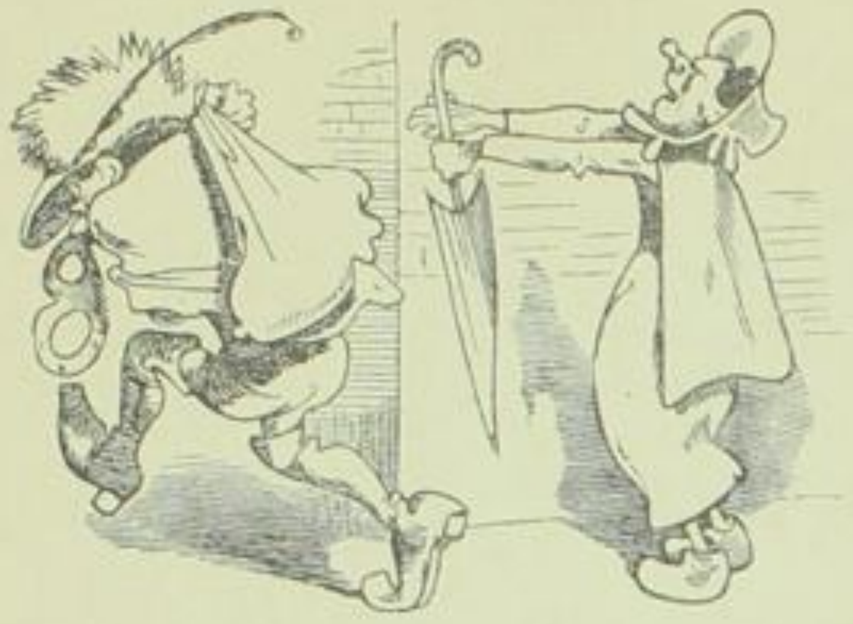
Einstmals, als sie spazieren gehen,
Sieht man den Hundefänger stehen.



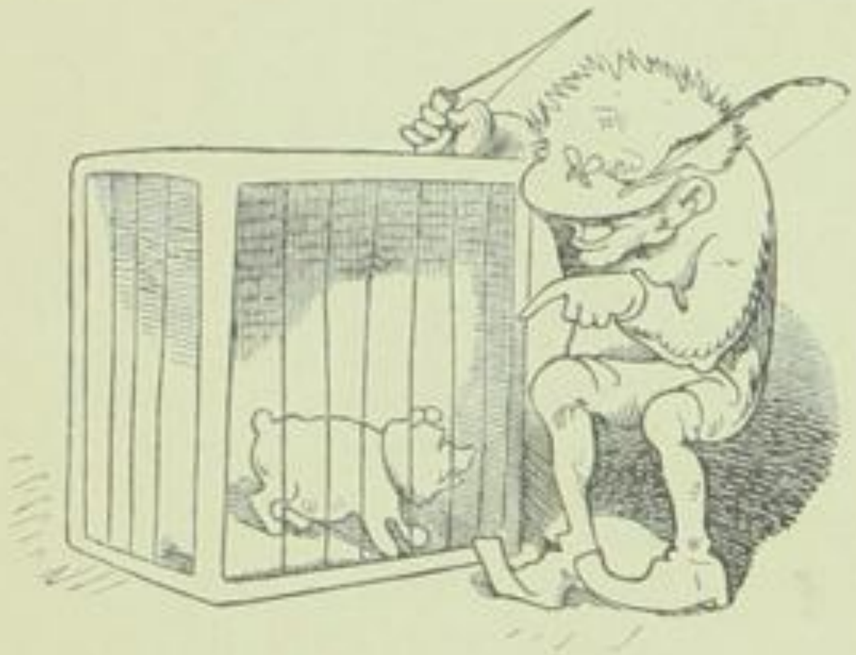
Er lockt den Schnick mit einer Brezen,
Das Fräulein ruft ihn voll Entsetzen.



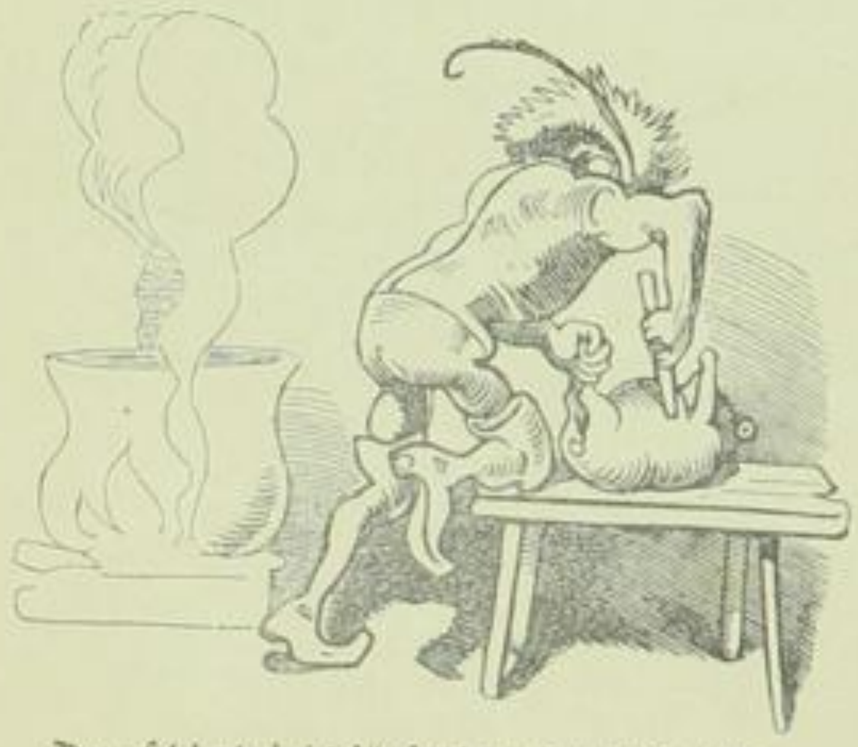
Doch weil er nicht gehorchen kann,
Fängt ihn gripsgraps der böse Mann.



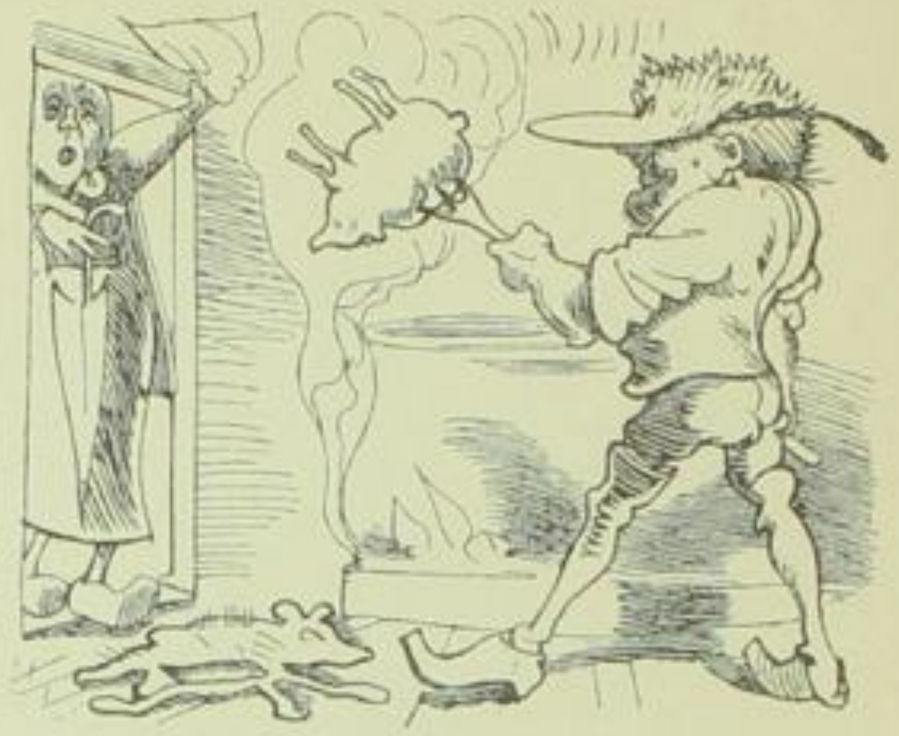
Seht, wie er läuft, der Hundehäscher!
Und trägt im Sack den dicken Näscher.



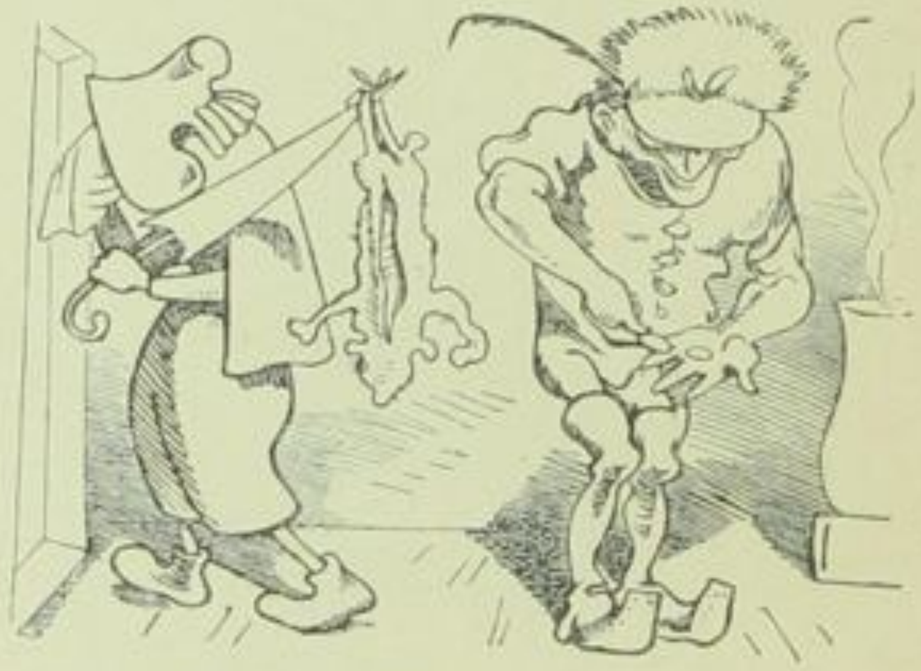
Gern lief er fort, der arme Schnick,
Doch ist er viel zu dumm und dick.



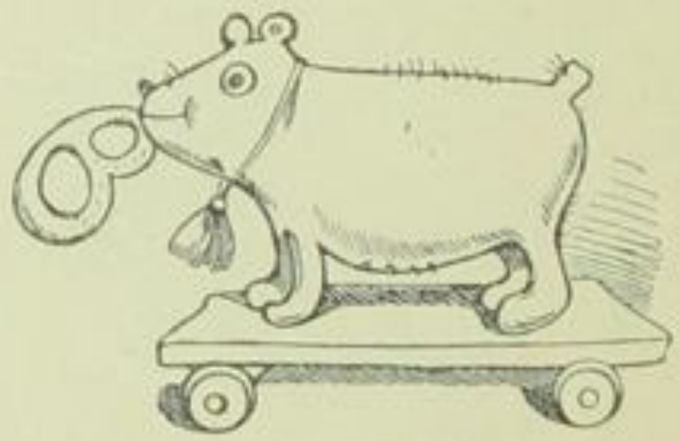
„Den schlacht' ich!" spricht der böse Mann,
„Weil der so fett und gar nichts kann."



Das Fräulein naht und jammert laut,
Es ist zu spat; da liegt die Haut.



Zwei Gülden zahlt sie in der Stille
Für Schnickens letzte Außenhülle.



Hier steht der ausgestopfte Schnick,
— Wer dick und faul, hat selten Glück.

Der hohle Zahn.

Oftmalen bringt ein harter Brocken
Des Mahles Freude sehr ins Stocken.

So geht's nun auch dem Friedrich Kracke;
Er sitzt ganz krumm und hält die Backe.

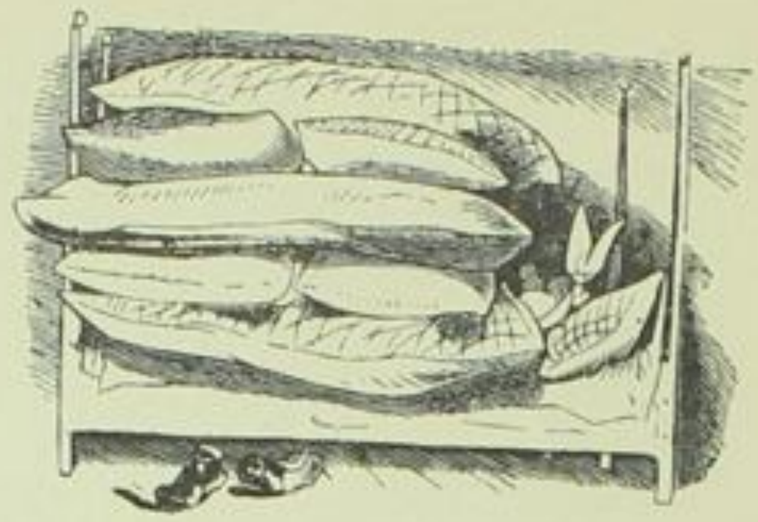
Um seine Ruhe ist's getan;
Er biß sich auf den hohlen Zahn.

Nun sagt man zwar: es hilft der Rauch!
Und Friedrich Kracke tut es auch;

Allein schon treiben ihn die Nöten,
Mit Schnaps des Zahnes Nerv zu töten.

Er taucht den Kopf mit samt dem Übel
In einen kalten Wasserkübel.

Jedoch das Übel will nicht weichen,
Auf andre Art will er's erreichen.



Vielleicht — so denkt er — wird das Schwitzen
Möglicherweise etwas nützen.

Umsonst — er schlägt, vom Schmerz bedrängt,
Die Frau, die einzuheizen denkt.

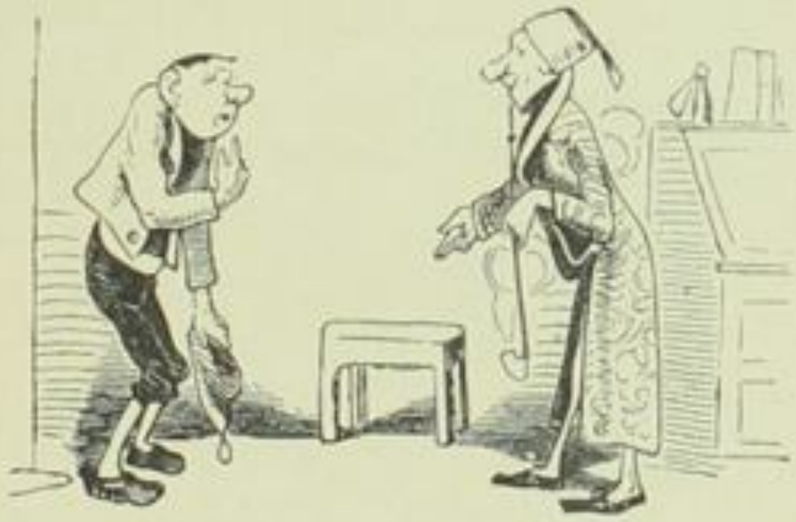
Indes die Hitze wird zu groß,
Er strampelt sich schon wieder los;

Auch zieht ein Pflaster hinterm Ohr
Die Schmerzen leider nicht hervor.

Und zappelnd mit den Beinen,
Hört man ihn bitter weinen.

Jetzt sucht er unterm Bette
Umsonst die Ruhestätte.

Zuletzt fällt ihm der Doktor ein.
Er klopft. — Der Doktor ruft: Herein!



„Ei, guten Tag, mein lieber Kracke,
Nehmt Platz! Was ist's denn mit der Backe?"

„Laßt seh'n! Ja, ja! Das glaub' ich wohl!
Der ist ja in der Wurzel hohl!"

Nun geht der Doktor still beiseit.
Der Bauer ist nicht sehr erfreut.

Und lächelnd kehrt der Doktor wieder,
Dem Bauern fährt es durch die Glieder.

Ach! wie erschrak er, als er da
Den wohlbekannten Haken sah.

Der Doktor, ruhig und besonnen,
Hat schon bereits sein Werk begonnen,

Und unbewußt nach oben
Fühlt Kracke sich gehoben.

Und rack — rack! — da haben wir den Zahn,
Der so abscheulich weh getan!

Mit Staunen und voll Heiterkeit
Sieht Kracke sich vom Schmerz befreit.

Der Doktor, würdig wie er war
Nimmt in Empfang sein Honorar.

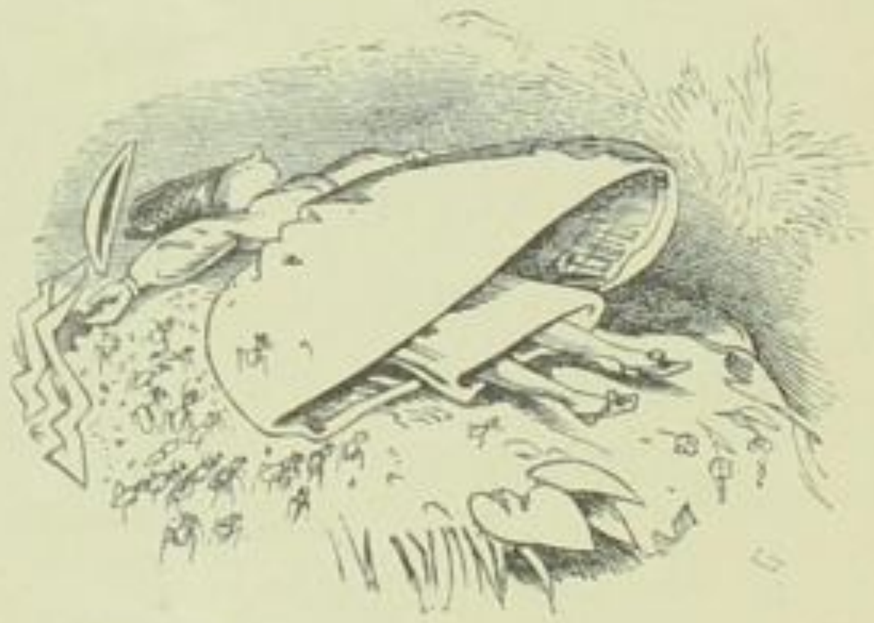
Und Friedrich Kracke setzt sich wieder
Vergnügt zum Abendessen nieder.

Adelens Spaziergang.

Ein Mädchen, schön und voll Gemüt,
Geht hier spazieren, wie man sieht.

Ach Gott! da hupft ein grüner, nasser,
Erschrecklich großer Frosch ins Wasser.

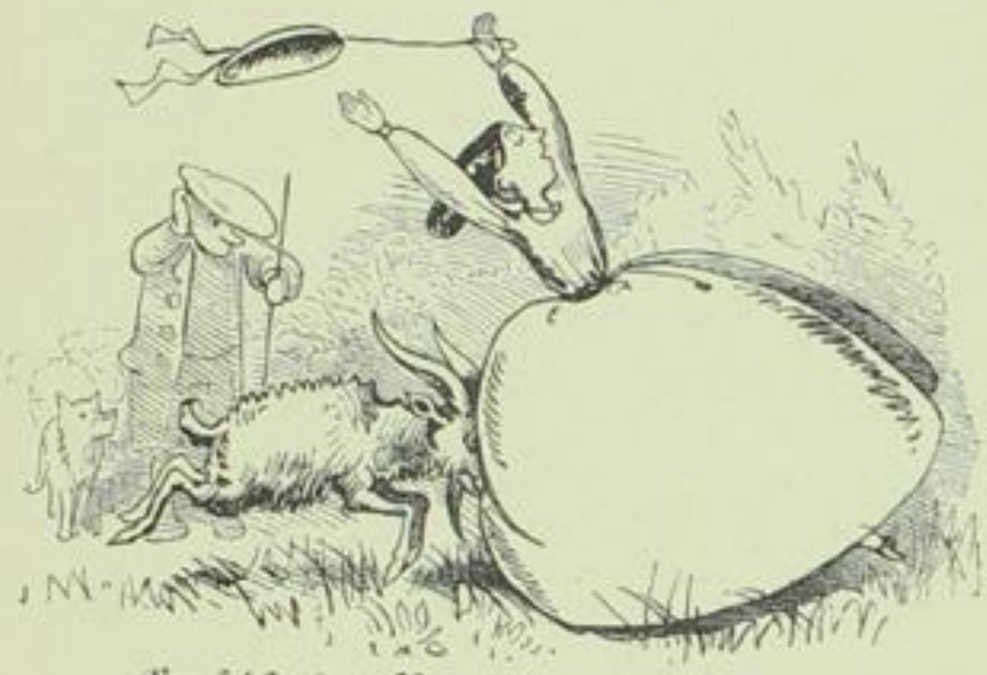
Sie pflückt auf frühlingsgrüner Au
Vergißmeinnicht, das Blümlein blau.



Adele, die ihn hupfen sah,
Fällt um und ist der Ohnmacht nah.

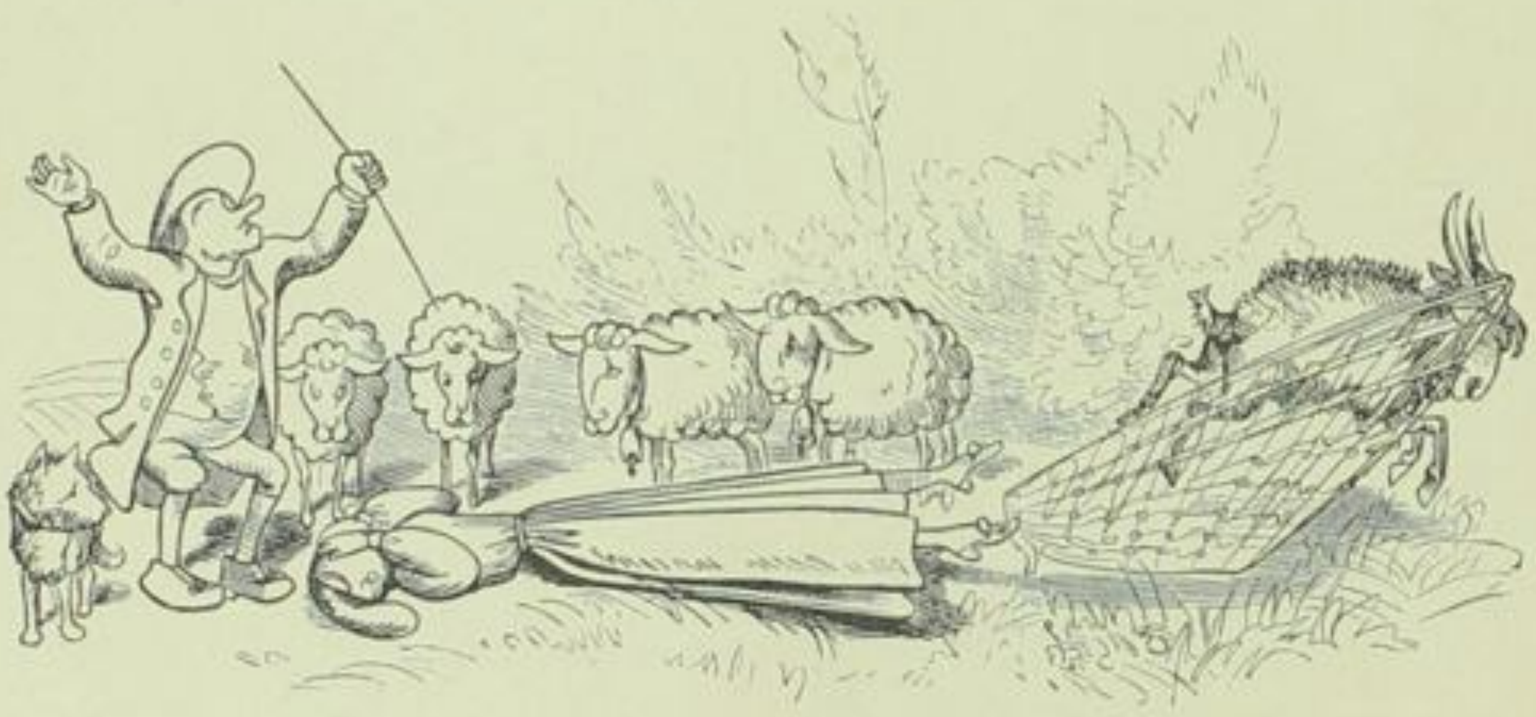
Ameisenbisse tun gar weh;
Schnell springt Adele in die Höh'.

Ein Schäfer weidet in der Fern;
Den Ziegenbock hat man nicht gern.



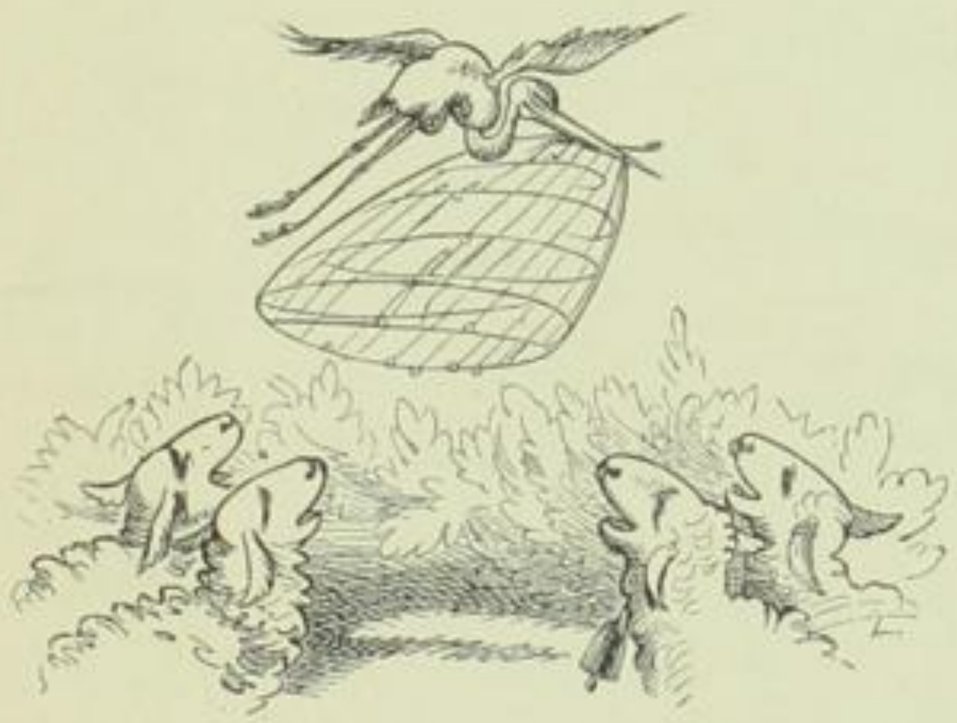
Es stößt der Bock; Adele schreit;
Der Hirt ist in Verlegenheit.

Auf seine Hörner nimmt der Bock
Adelens Krinolinenrock.



Hund, Hirt und Herde stehen stumm
Um diesen Unglücksfall herum.

Der Schäfer trägt Adelen fort;
Ein Storch kommt auch an diesen Ort.

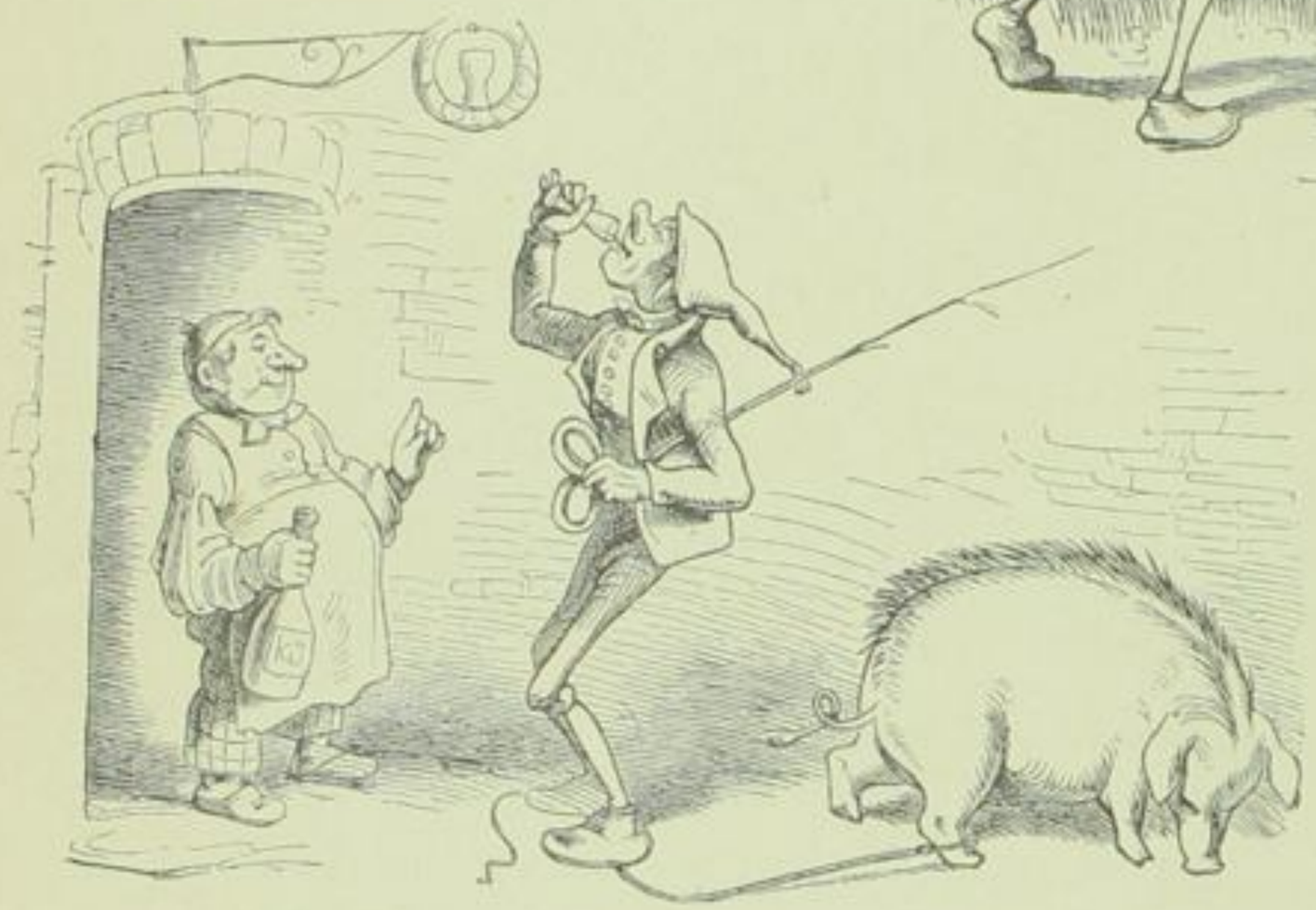


Schnapp! faßt der Storch die Krinoline
Und fliegt davon mit froher Miene.

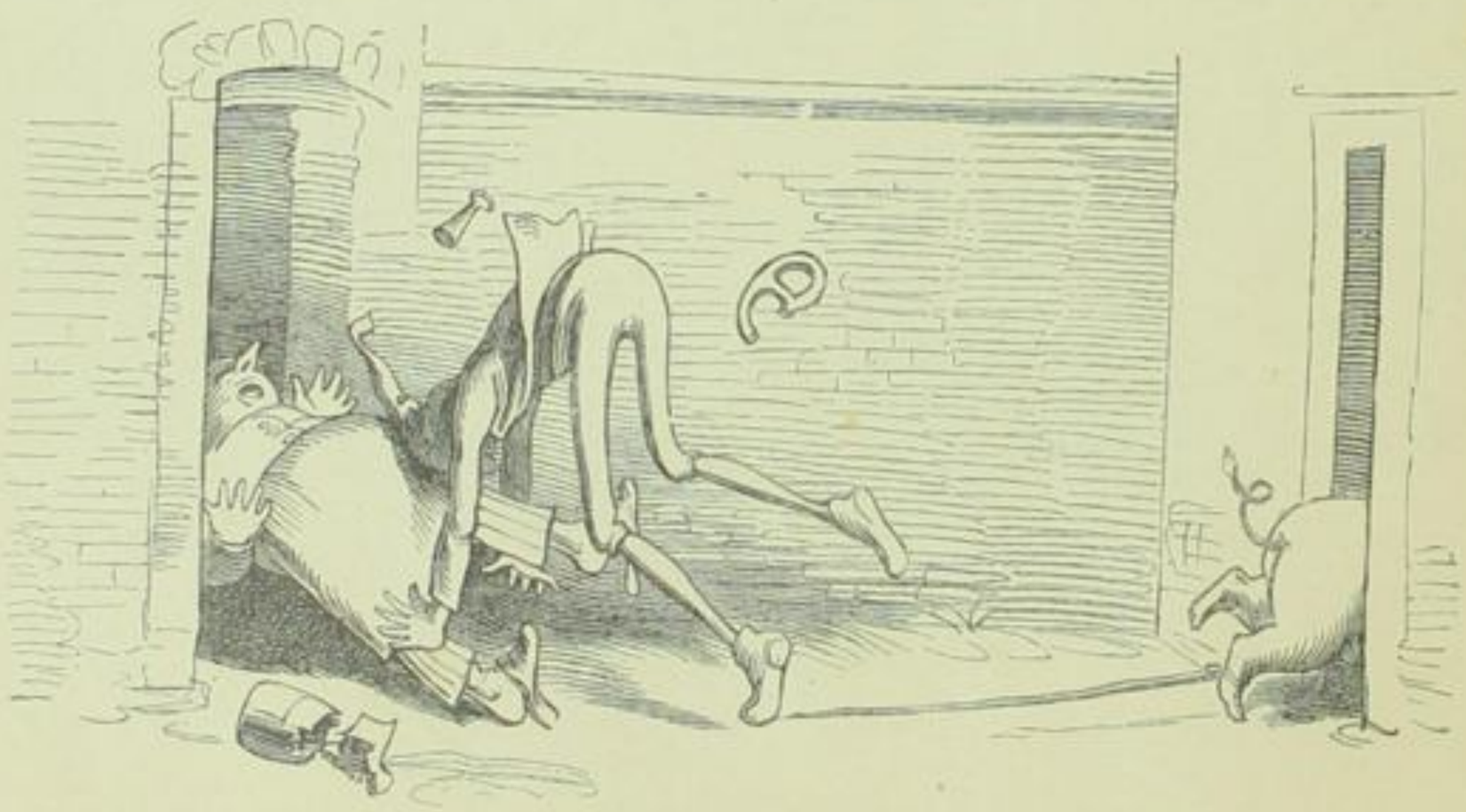
Hier sitzt das Ding im Baume fest
Als wunderschönes Storchennest.

Der Bauer und sein Schwein.

Ein Bauer treibt in guter Ruh'
Sein fettes Schwein der Heimat zu.



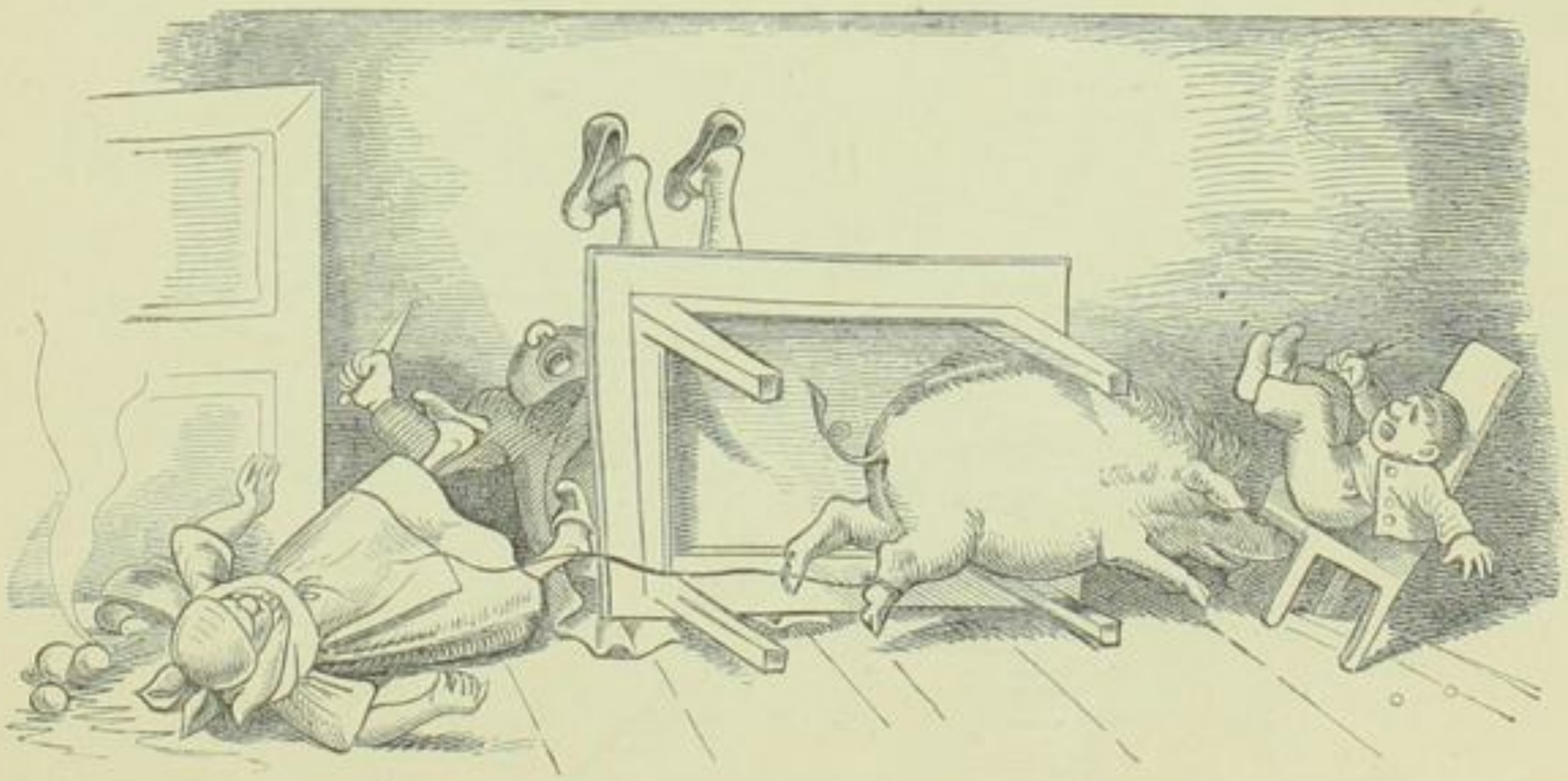
Bei einem Wirte kehrt er ein
Und kauft sich einen Branntewein.



Da zieht das Schwein,
der Bauer fällt,
Weil er sich auf
das Seil gestellt.

Des Wirtes Nachbar und sein Sohn,
Die warten auf die Knödel schon.

Auf einmal kommt herein die Sau
Und stößt die gute Nachbarsfrau.



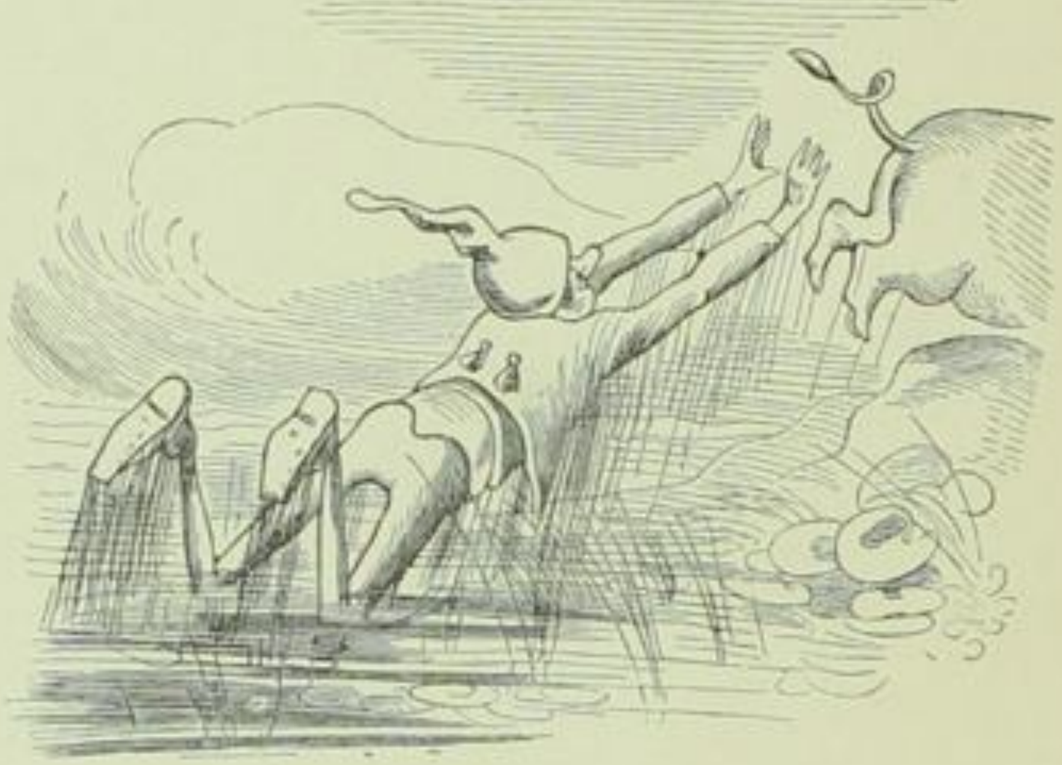
Sie stößt, mit schrecklichem Gebrumm',

Das Rind, den Tisch und Nachbarn um.

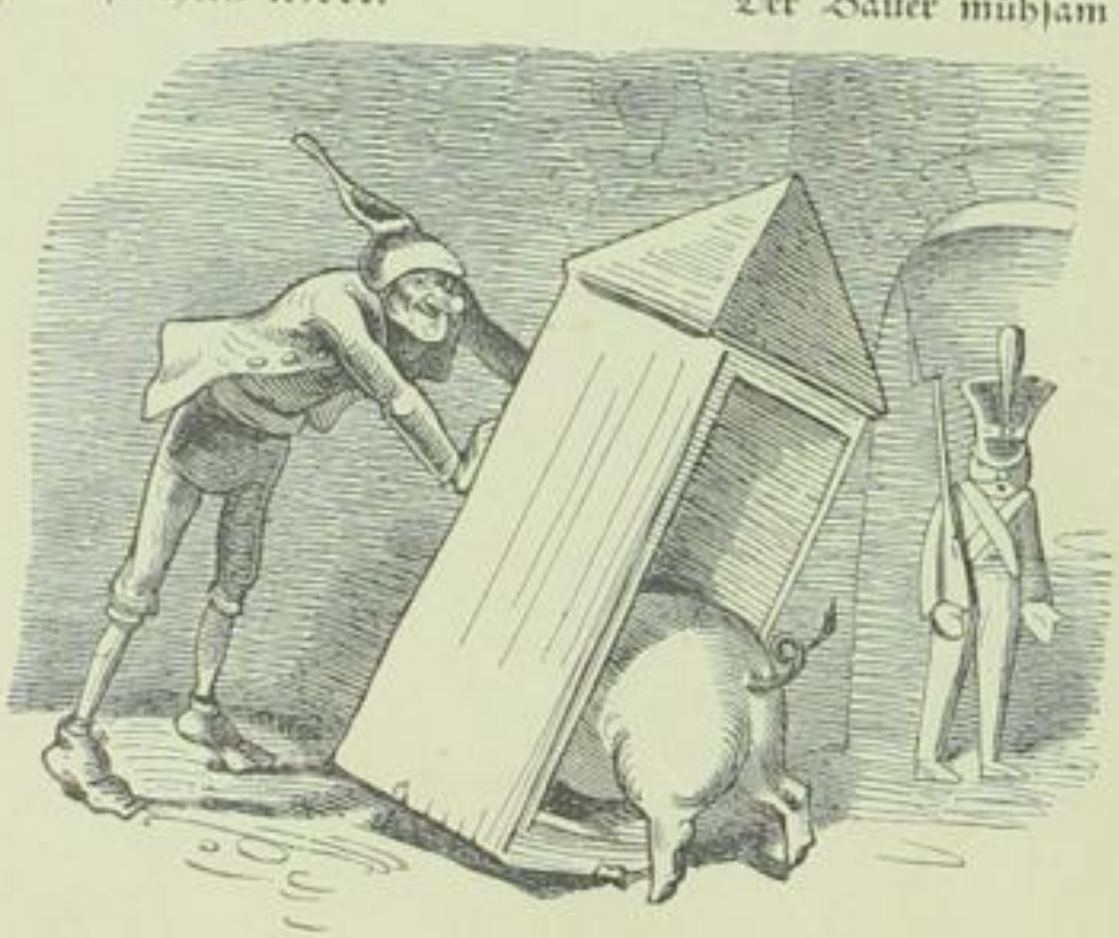
Heraußen steht das Bäuerlein
Und wartet auf sein fettes Schwein.

Das Schwein läuft aus der Tür heraus,
Der Bauer reitet fort im Saus.

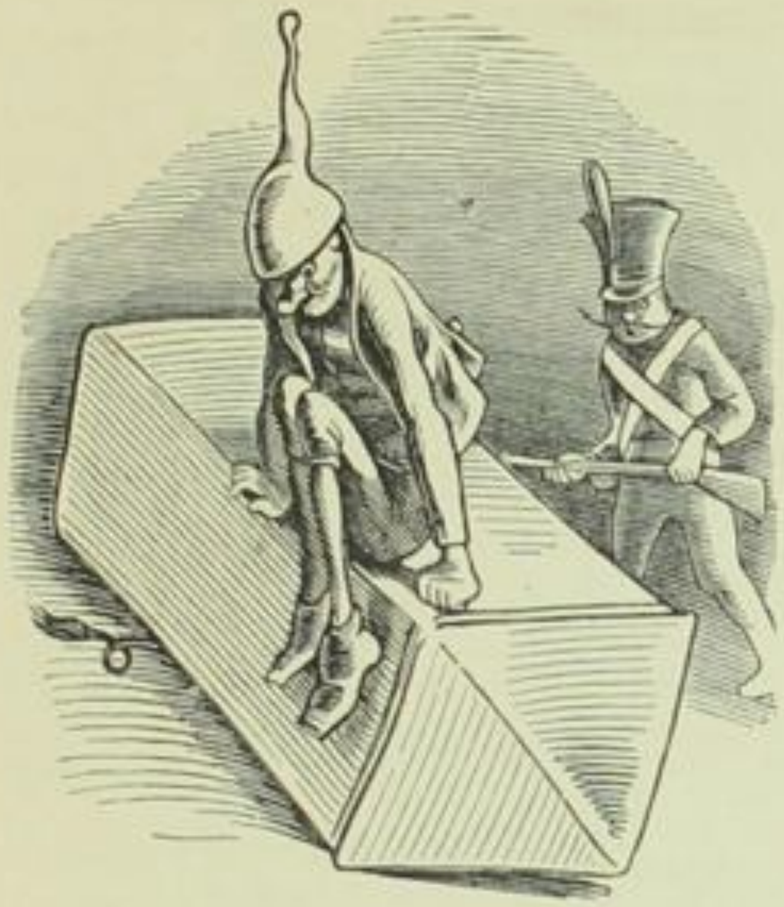
Dem Schweine kommt das lästig vor,
Drum wälzt es sich im feuchten Moor.



Ans Ufer springt das böse Schwein,
Der Bauer mühsam hinterdrein.

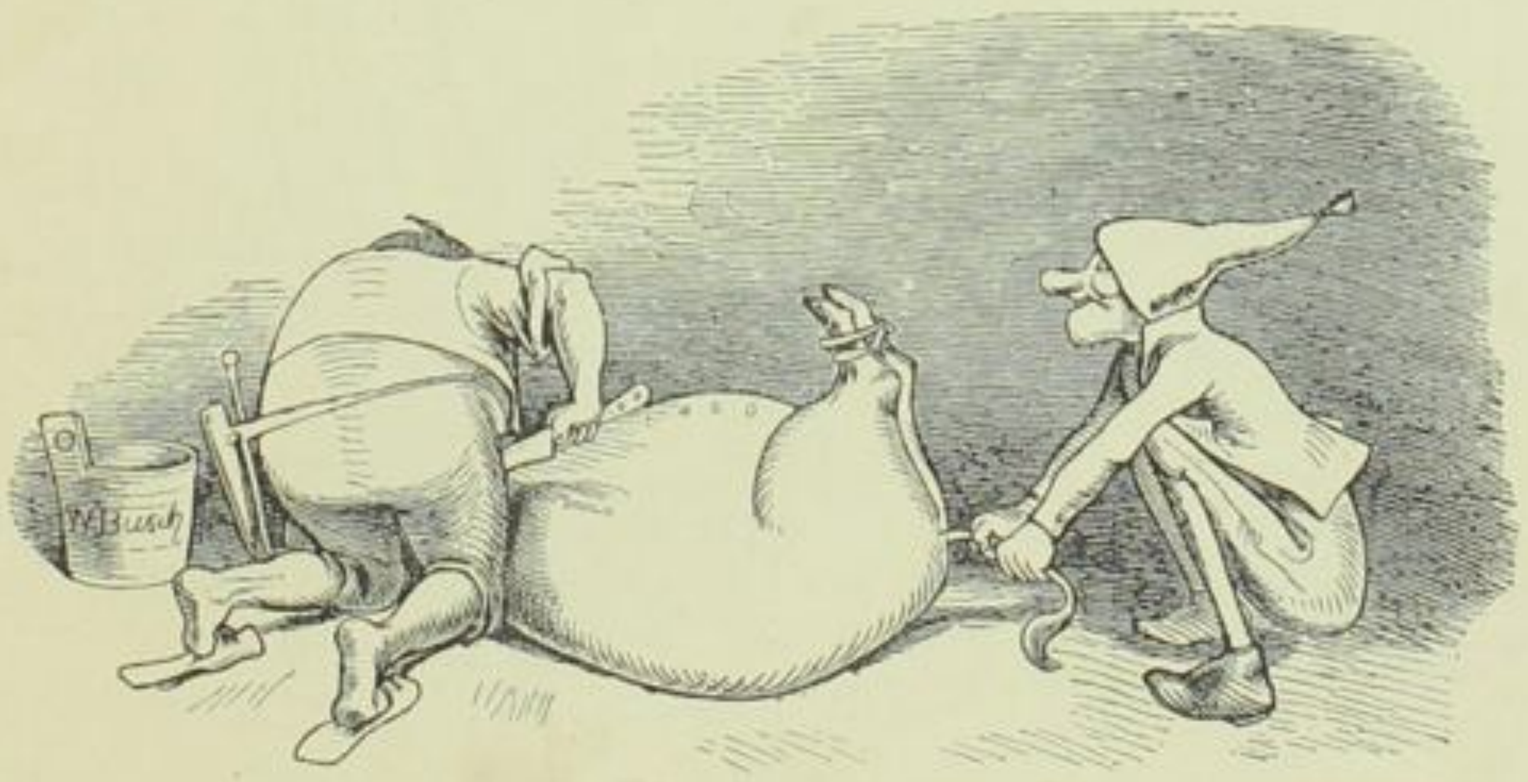


Ins Schilderhaus verkriecht es sich,
Der Bauer spricht: „Jetzt hab ich dich!"



Er setzt sich auf das Schilderhaus,
Da schaut des Schweines Schwanz heraus.

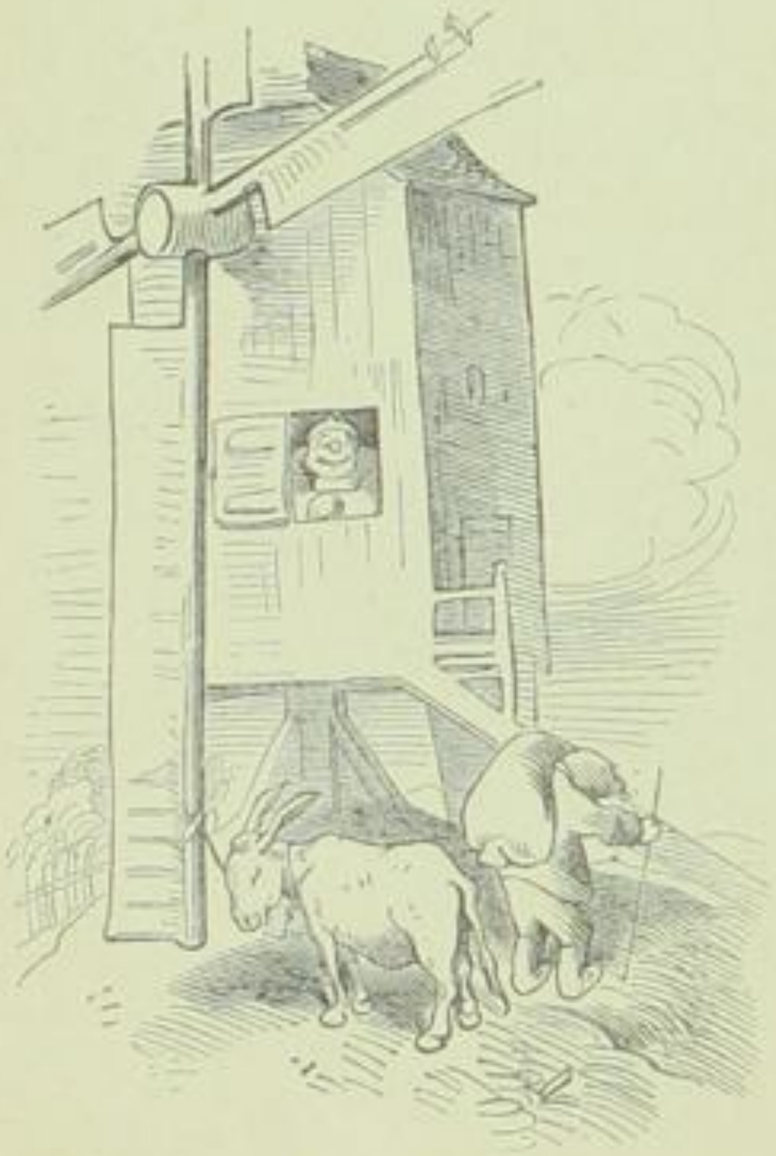
Der Wirt, Soldat und Nachbarsmann,
Die greifen jetzt den Bauer an.



Doch endlich schlachtet
man das Schwein,
Da freute sich das Bäuerlein.

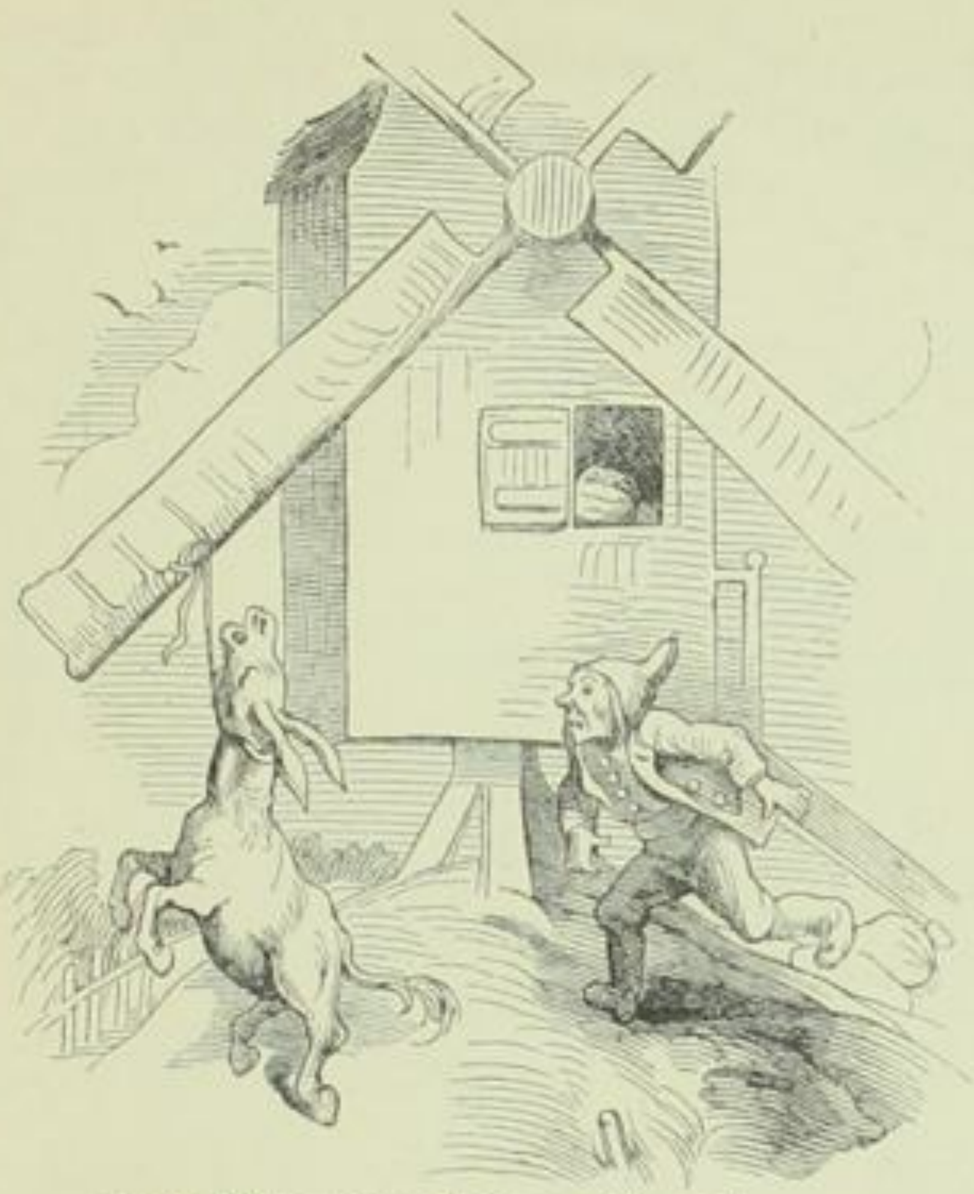
Der Bauer und der Windmüller.

Die Luft ist kühl, es weht der Wind,
Der Bauer zieht zur Mühl' geschwind.

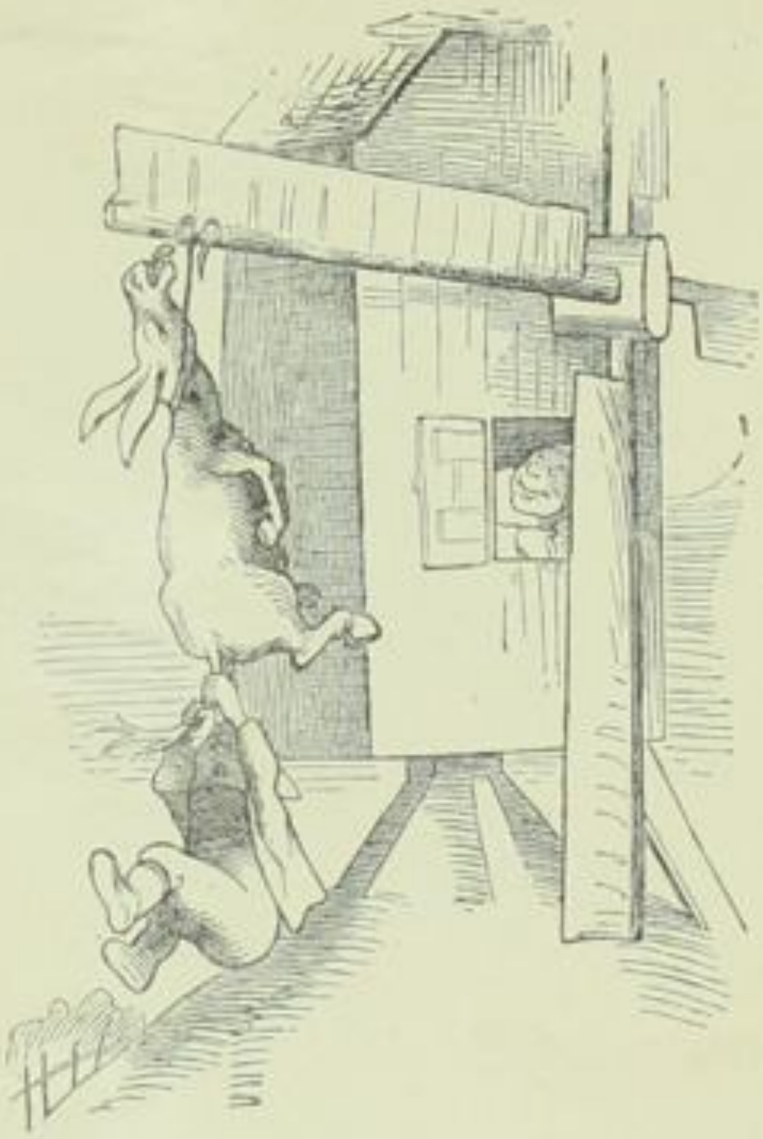


Ei, denkt der brave Bauersmann,
Da bind' ich meinen Esel an.

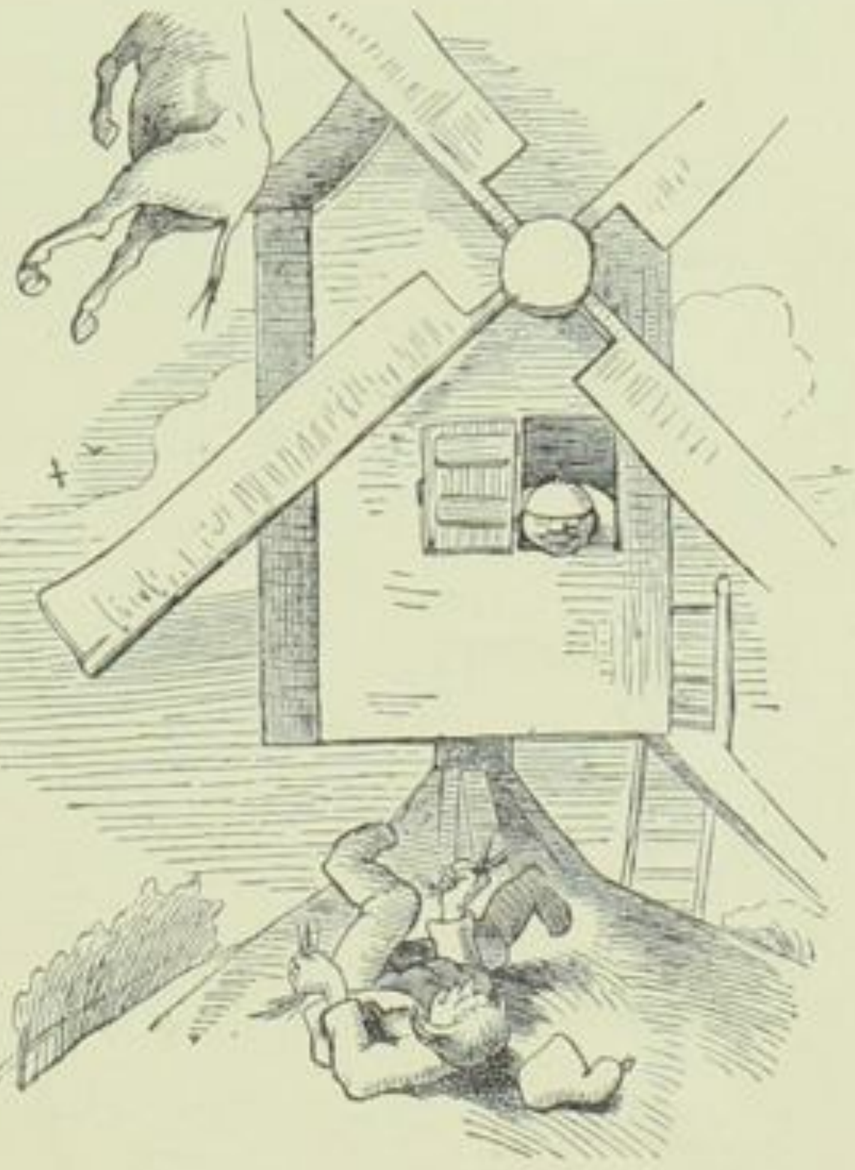
Der böse Müller hat's geseh'n
Und läßt sogleich die Mühle geh'n.



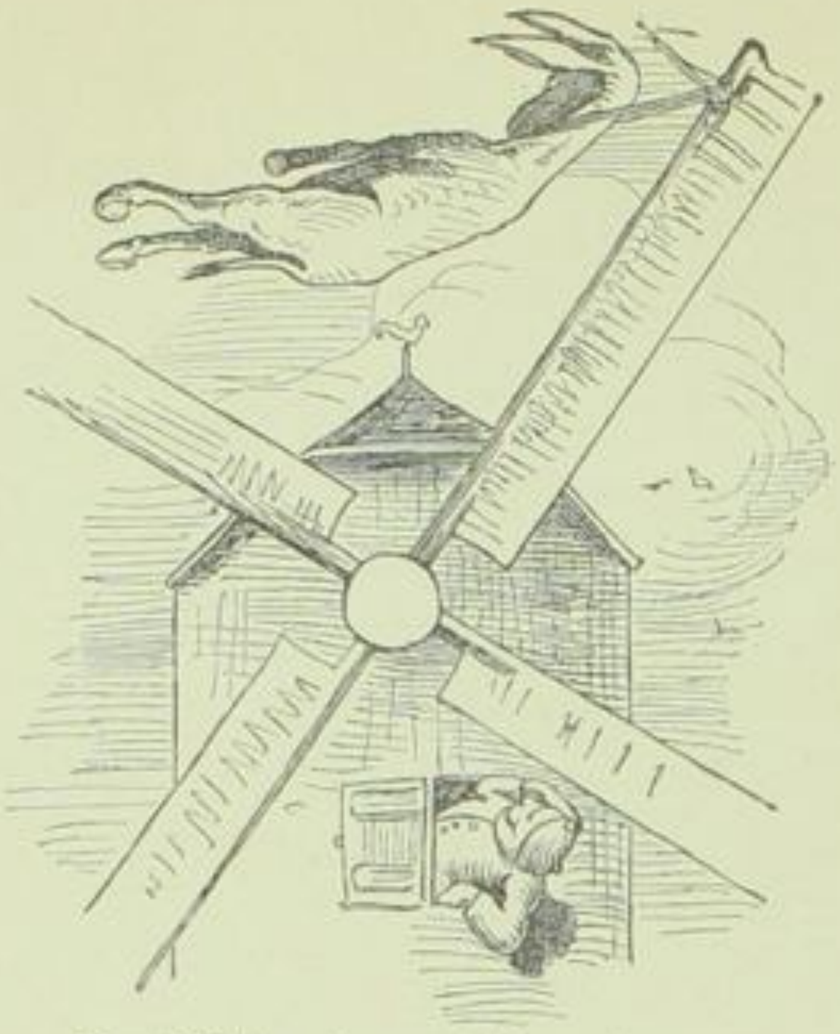
Den Esel zieht es fort, o Graus!
Der Müller guckt zum Loch heraus.



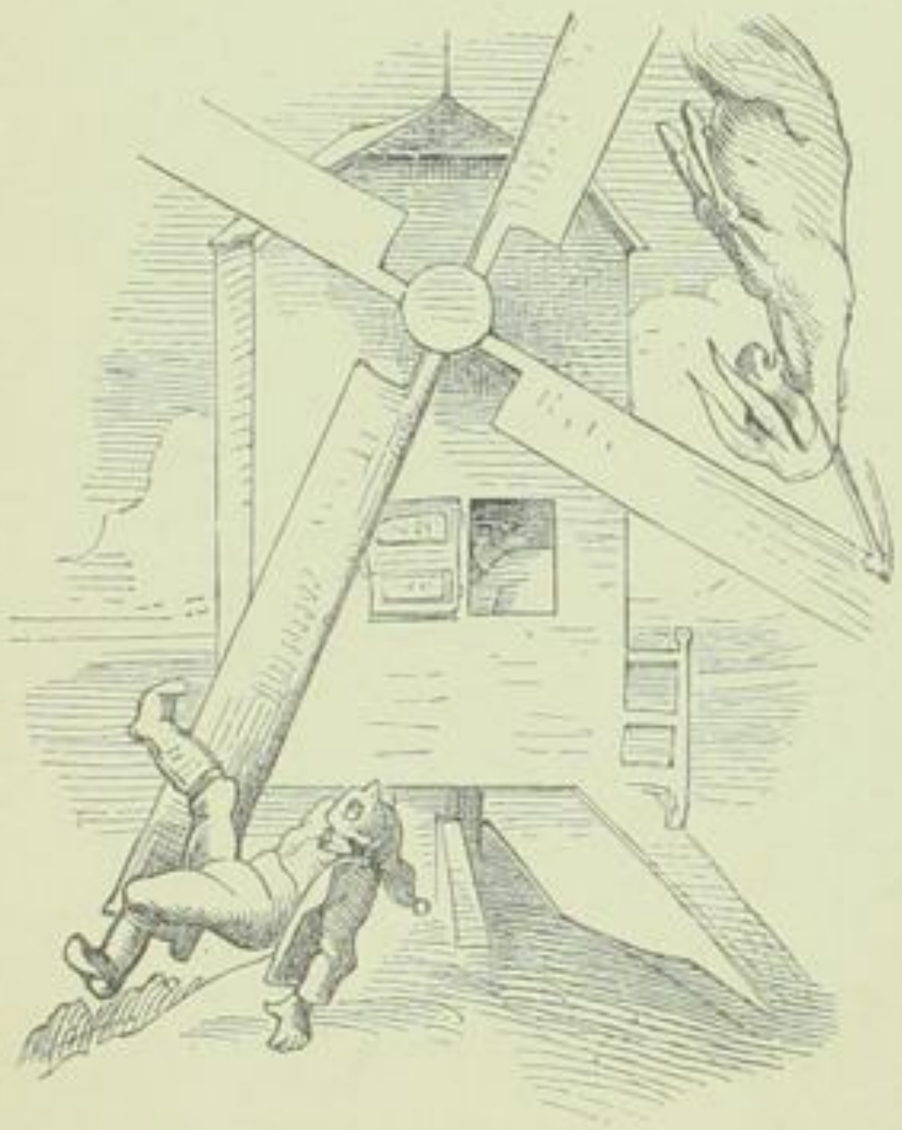
Am Schwanz hängt sich der Bauer an,
Was ihm jedoch nichts helfen kann.



Denn sieh! die Haare halten nicht,
Bums! liegt er da, der arme Wicht.



Der Müller aber mit Vergnügen
Sieht in der Luft den Esel fliegen.



Indessen haut dem Bäuerlein
Ein Flügel an das rechte Bein.

Jetzt endlich bleibt die Mühle stehn,
Doch um den Esel ist's geschehn.

Hier siehst du nun auf einem Karr'n
Den Abgeschied'nen heimwärts fahr'n.

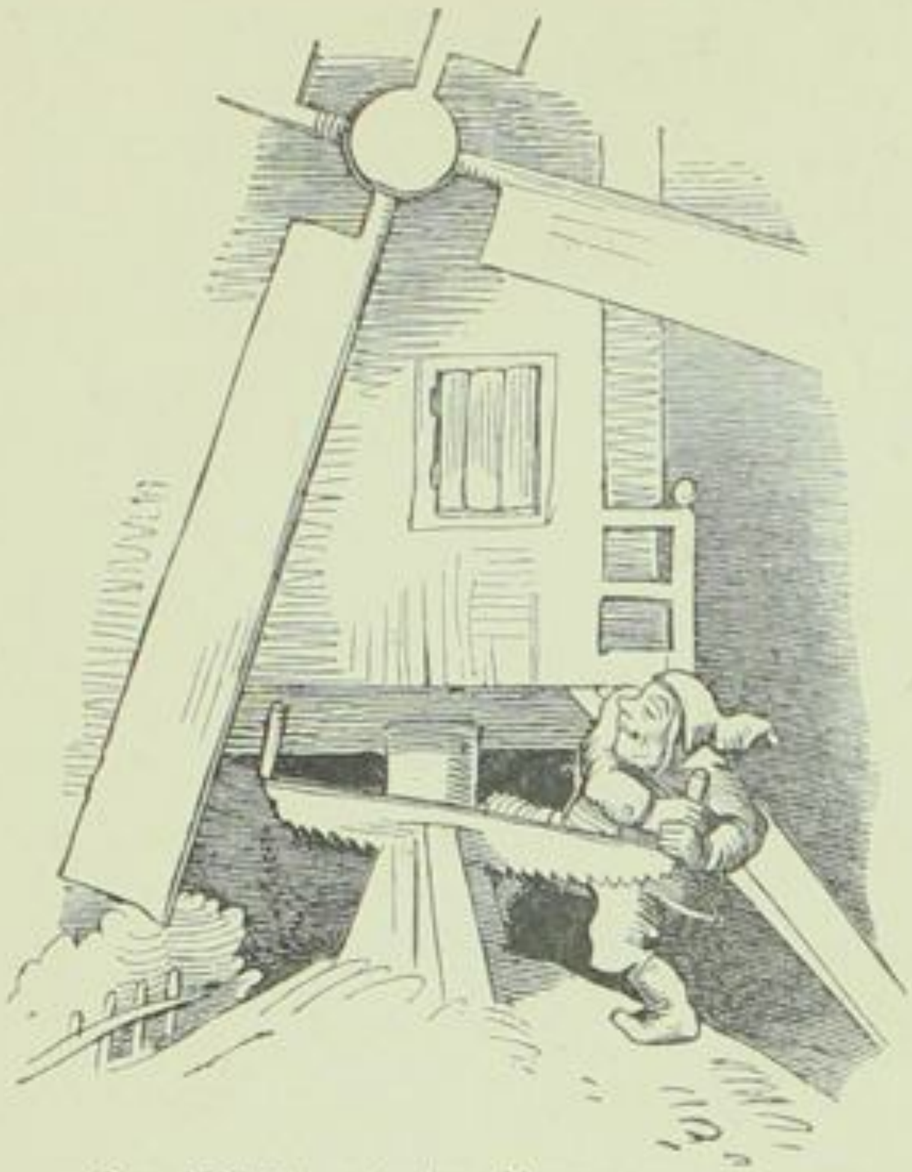
Und als der Bauer kam nach Haus,
Fuhr seine Frau zur Tür heraus.

Mit einem Besen, groß und lang,
Macht sie dem Bauer angst und bang.

Der Bauer nimmt die Säge
Und wehrt sich ab die Schläge.

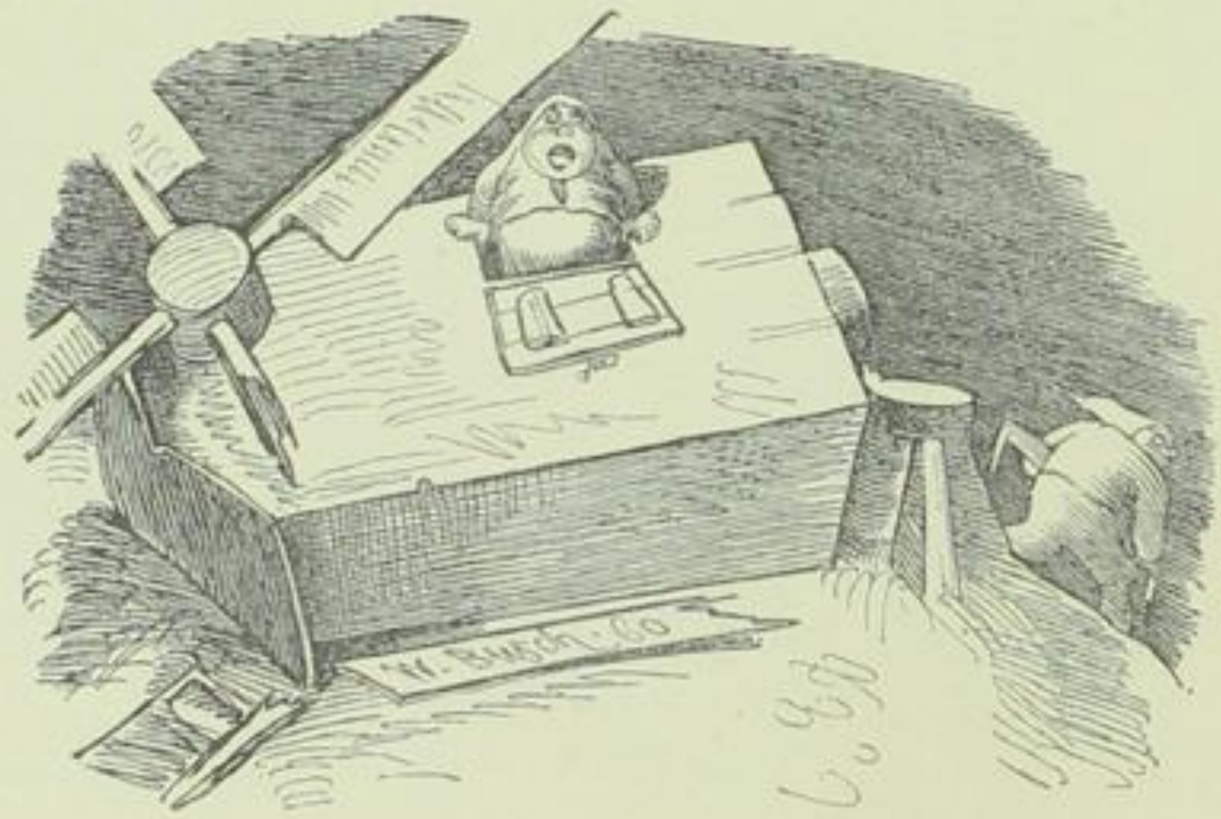
Ein Sägezahn trifft ganz genau
Ins Nasenloch der Bauersfrau,

Die Nase blutet fürchterlich,
Der Bauer denkt: „Was kümmert's mich?"



Zur Mühle geht der Bauersmann
Und fängt sogleich zu sägen an.

Racksknacks! Da bricht die Mühle schon,
Das war des bösen Müllers Lohn.



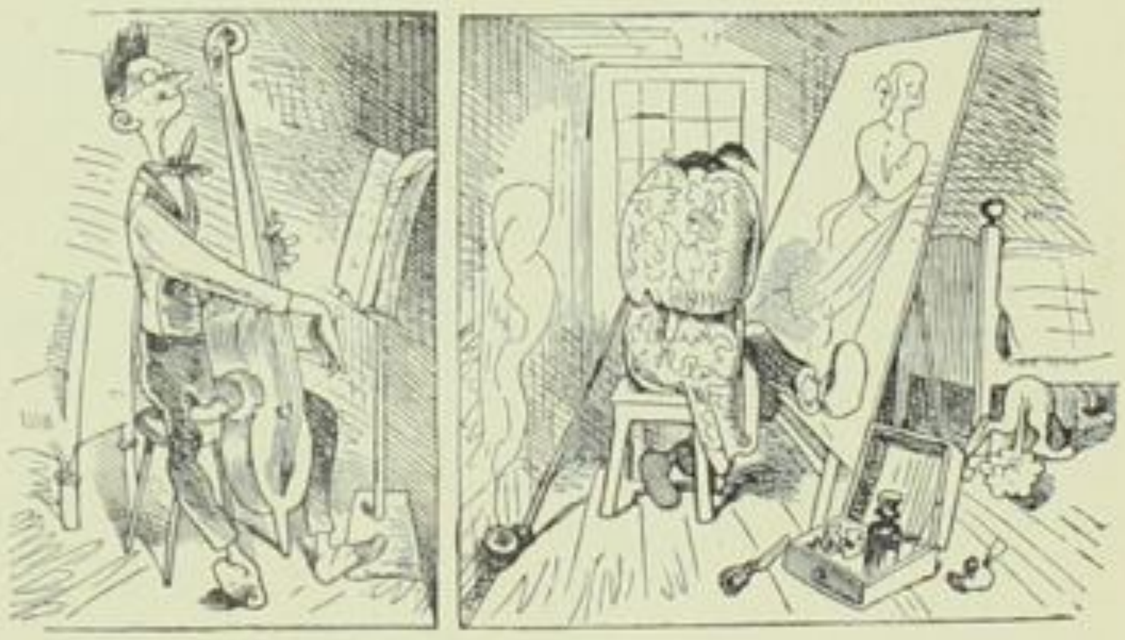
Der böse Müller aber kroch
Schnell aus dem off'nen Mühlenloch.

Die feindlichen Nachbarn

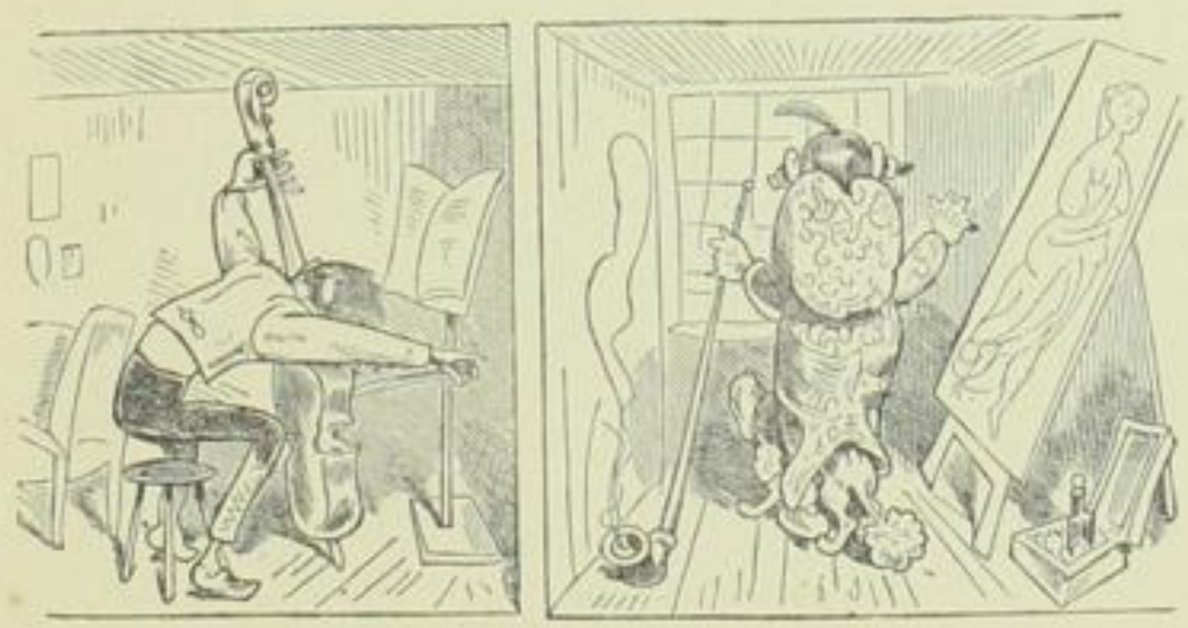
oder

Die Folgen der Musik.

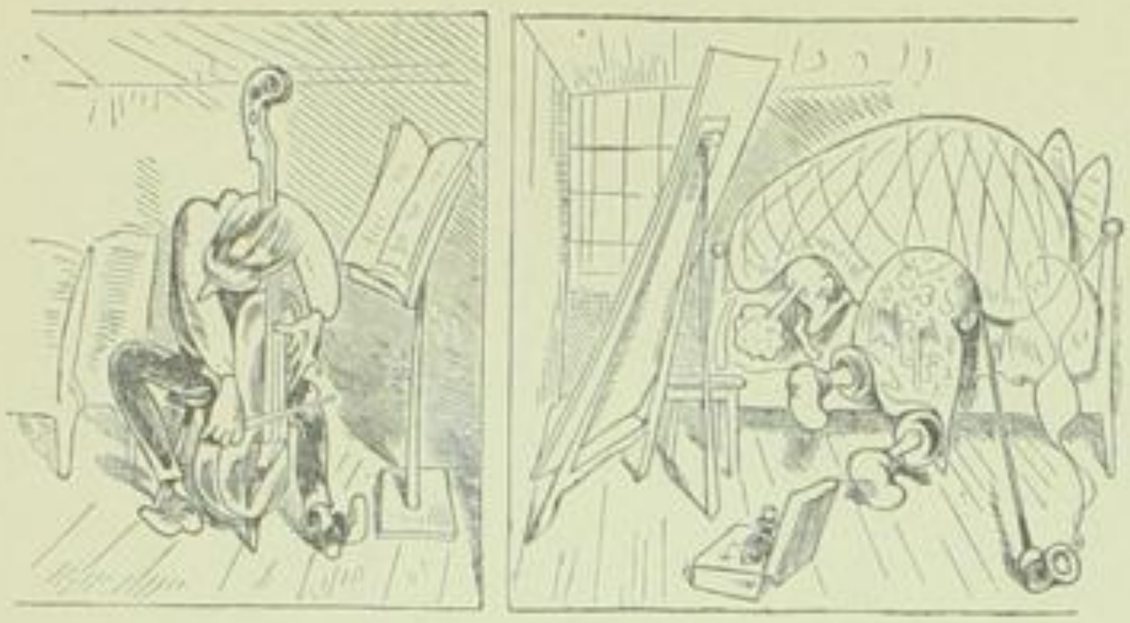
Ein Maler und ein Musikus,
So Wand an Wand, das gibt Verdruß



Besonders wird das Saitenspiel
Dem Nebenmenschen oft zu viel.



Schon hat der Maler, sehr verdrossen,
Sich die Ohren zugeschlossen.

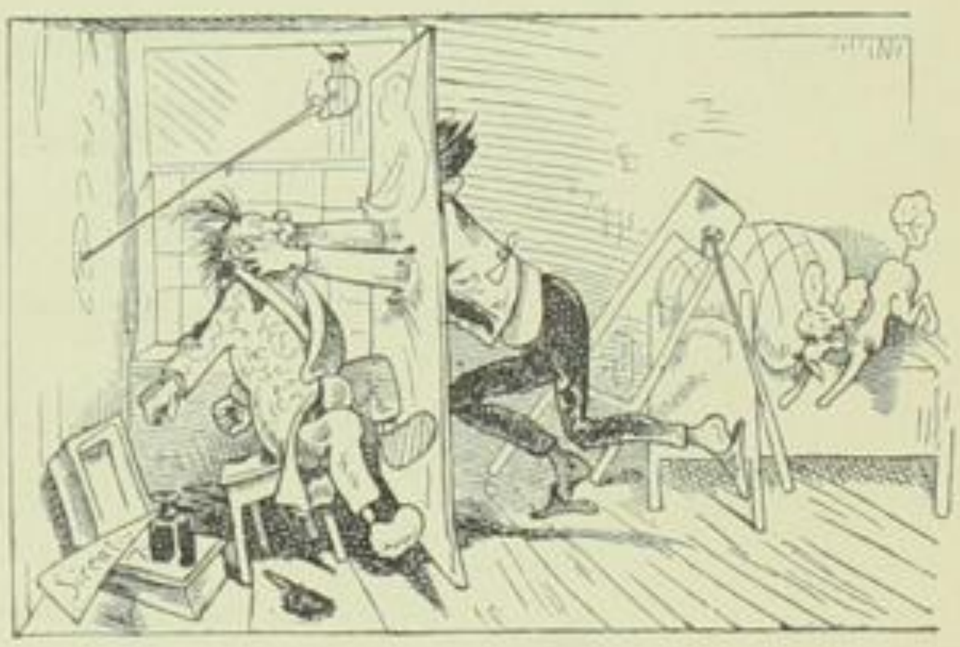


Doch so ein rechtes Flageolett
Dringt durch. — Der Maler kriecht ins Bett. —

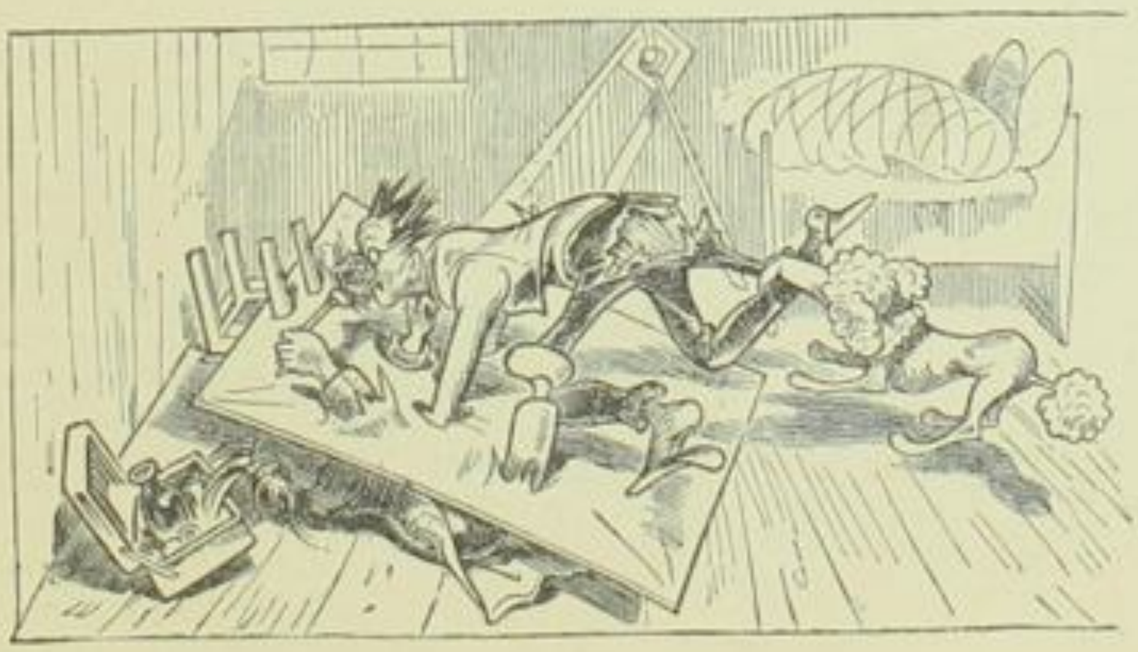
— Jetzt kommt vermittelst einer Pfeife
Des Malers Racheplan zur Reife.

Das Wasser rinnt ins Instrument;
Der Musikus schreit Zapperment!

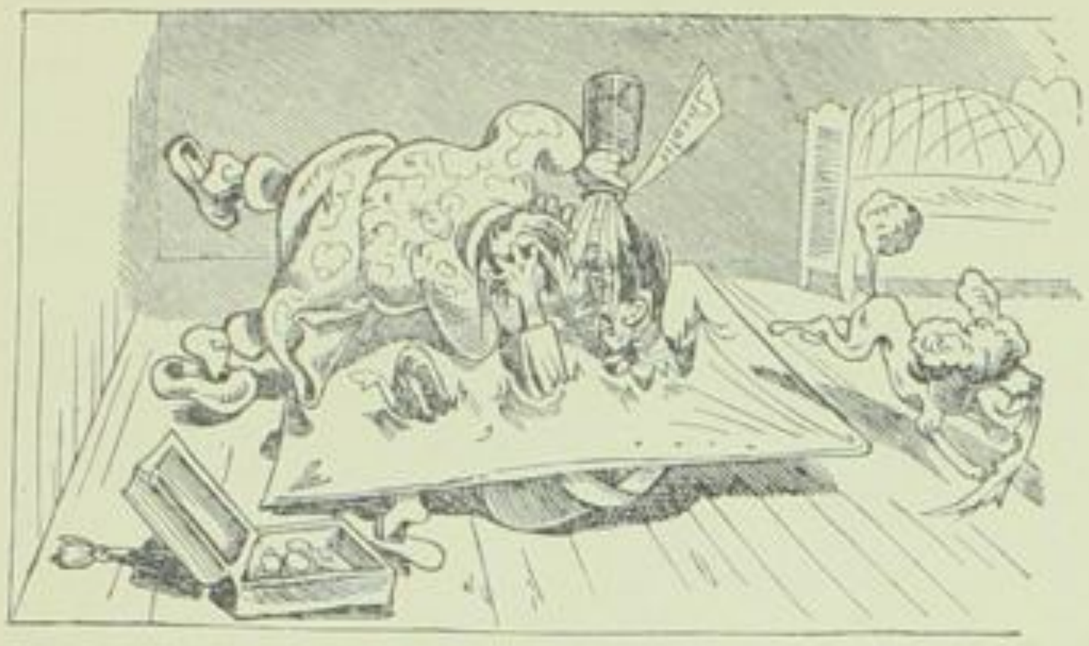
Er kommt, von Rachedurst durchdrungen,
Ins Atelier hereingesprungen;



Und packt — ritsch, ratsch! mit kühner Hand
Den Maler durch die Leinewand.

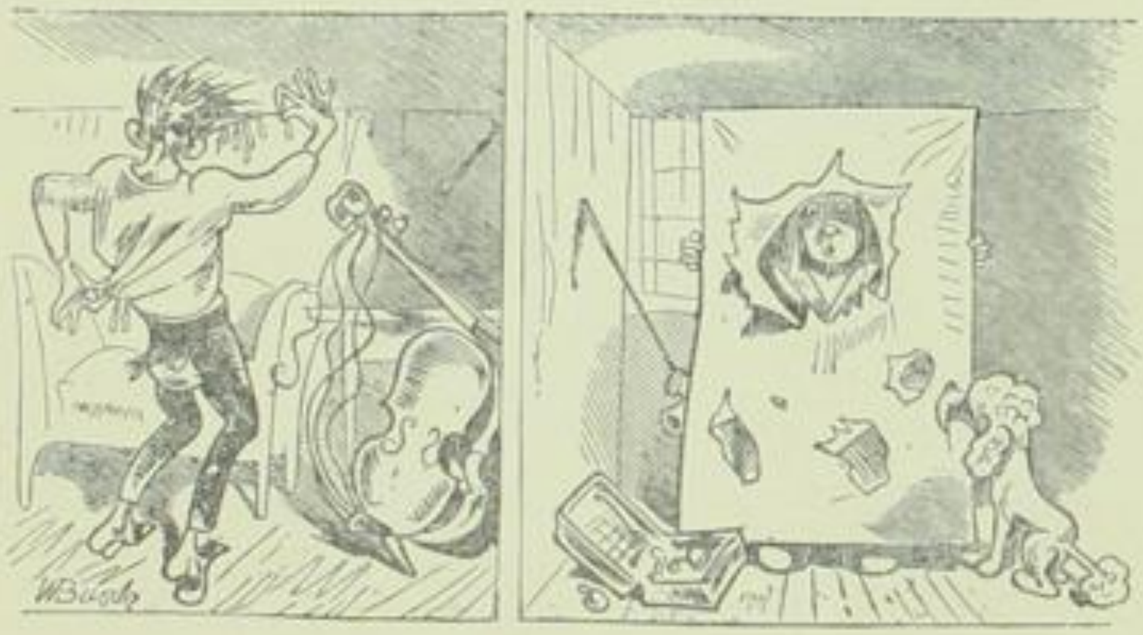


Nun geht es los! — der Pudel naht,
Und mischt sich in das Attentat.



Der Musikus kämpft unverdrossen
Und wird mit Siccativ begossen. —

Am Ende läßt man ab vom Streite;
Der Pudel freut sich seiner Beute.



Verruiniert steh'n beide da,
Das tatest du, Frau Musika!

Der Affe und der Schusterjunge.

Der Affe sitzt in sanfter Ruh —
Der Schusterbube schleicht herzu.

Der tupft ihn voller Übermut
Mit der Zigarre, die in Glut.

Schnell springt der Affe in die Höh',
Denn die Geschichte tut ihm weh.

Er springt herab und faßt und rupft
Den Buben, welcher ihn getupft;

Eilt dann zurück mit raschem Schritt
Und nimmt auch noch die Flasche mit.

Der Affe steht auf einem Bein
Und trinkt den guten Branntewein.

Der Schusterbub will's ihm verwehren
Der Affe läßt sich ungern stören;

Und auf dem Buben mit Geklirr
Zertrümmert er das Trinkgeschirr.

Des Schusterbuben Wehgeschrei
Lockt einen dicken Herrn herbei.

Kaum, daß der Herr sich d'reingemischt,
So hat der Aff den Hut erwischt.

Dem Herrn sein Hut ist noch ganz neu,
Dem Affen ist das einerlei.

Der Herr schlägt mit dem span'schen Rohr,
Der Affe hält den Hut davor.

Und eh' es sich versieht der Dicke,
Nimmt ihm der Affe die Perücke.

Jetzt hat er auch den Stock gepackt
Und biegt ihn, bis er abgeknackt.

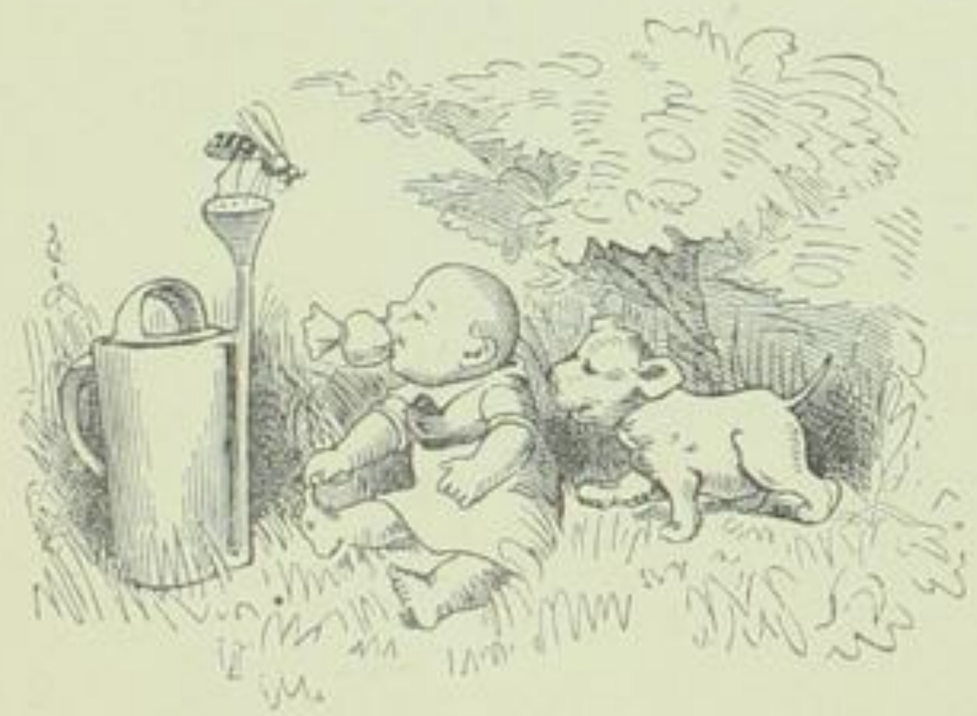
Fort schleicht der Bube und der Dicke,
Der Aff zerstückelt die Perücke.

Der Affe schlummert ruhig ein
Voll Seelenruh und Branntewein.

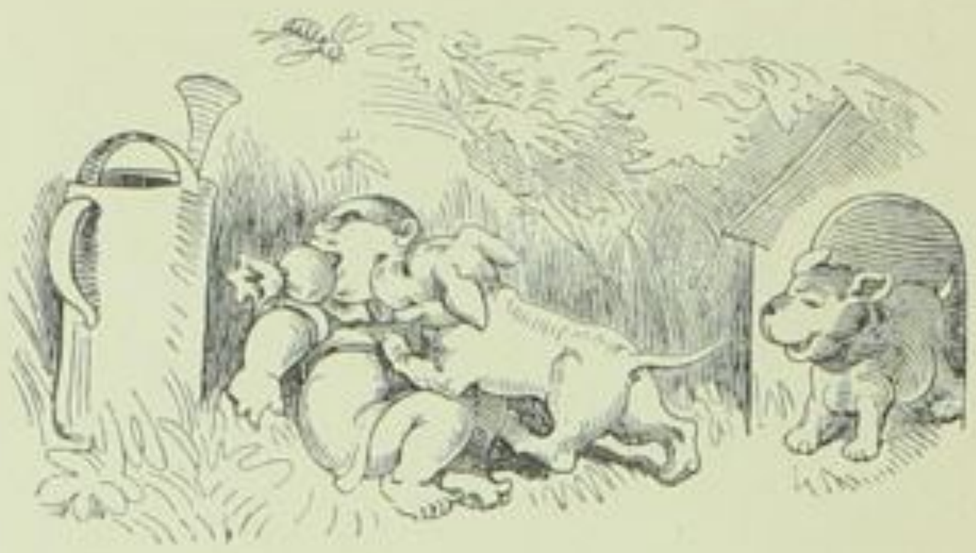
Der Schnuller.

Hier hast du ihn! Nun sei hübsch still,
Weil ich die Wäsche trocknen will.

Dem Willi schmeckt der Schnuller süß,
Zwei junge Hunde sehen dies.

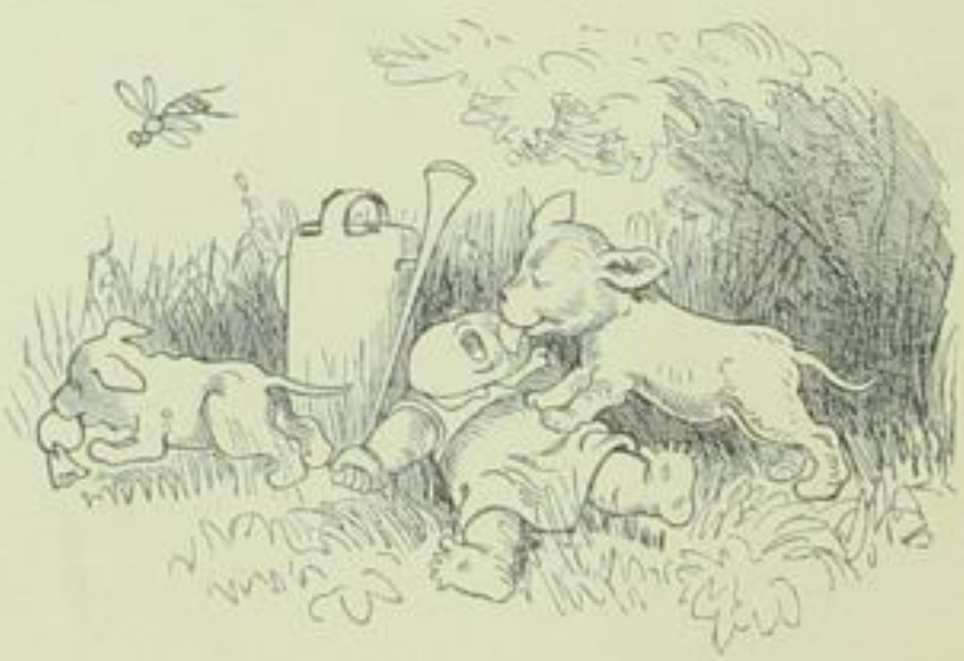


Der Willi spielt mit seiner Zehe,
Die Wespe lauert in der Nähe.



Schon krabbelt Schnupp, der eine Hund,
Ganz nah an Willi seinem Mund.

Er faßt mit Hast die süße Beute,
Und eilt von dannen voller Freude.



Nun kommt auch Schnapp, der zweite Hund,
Und leckt dem Willi seinen Mund.

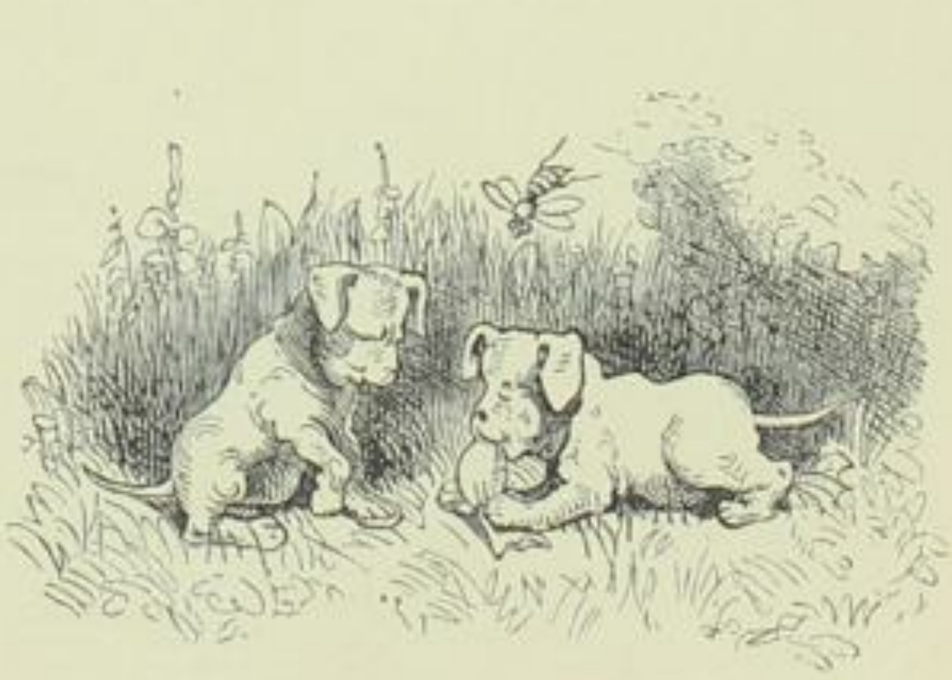
Der Willi aber weinet sehr,
Denn er hat keinen Schnuller mehr.

Allein vergeblich ist sein Müh'n;
Der kalte Guß kommt über ihn.

Hier krabbelt er mit Händ' und Füßen,
Zur Kanne hin, die zum Begießen;

Hier läuft der Schnapp in großer Hast
Und hält den Schnuller fest gefaßt.

Und sucht mit Mühe sich soeben
An dieser Kanne zu erheben.

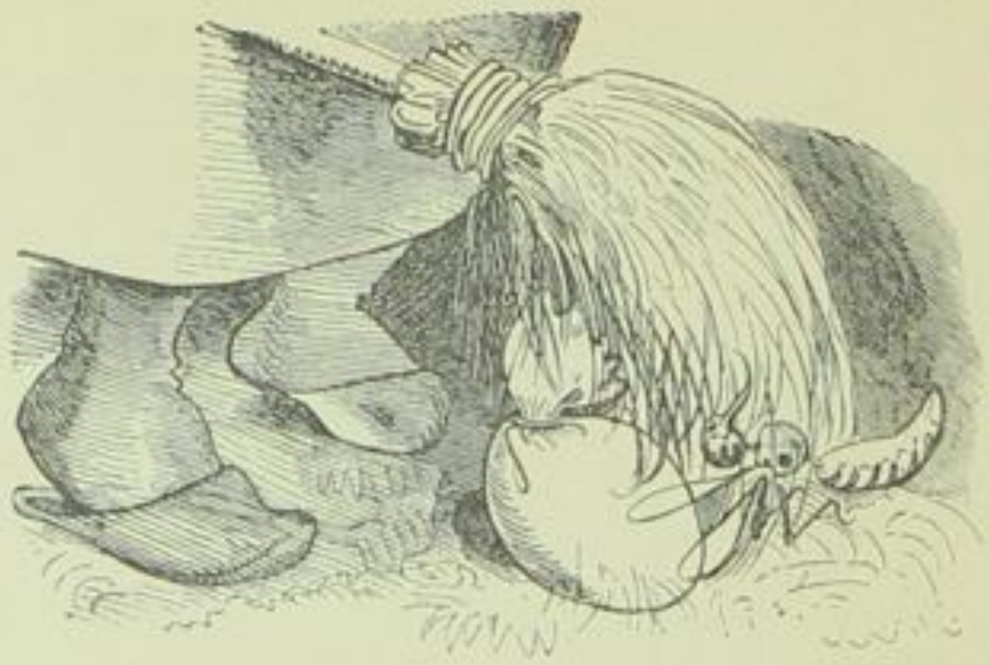


Schön schmeckt des Schnullers Süßigkeit,
Die andern zwei sind voller Neid.

Ein jeder möchte, ſich zu laben,
Den Schnuller gern alleine haben.

Der Weſpenſtich macht keine Freude,
Die Hunde fliehen alle beide.

Die Weſpe mit vergnügtem Sinn
Betrachtet ſich als Siegerin.



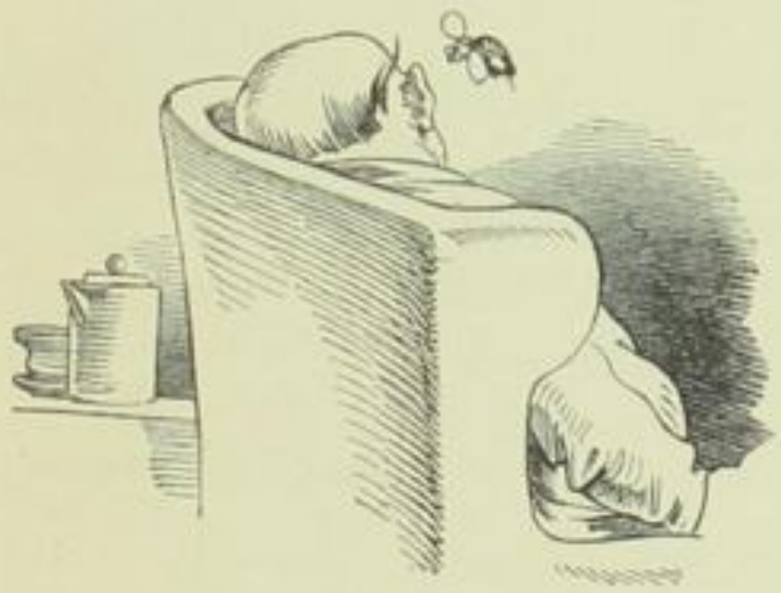
Großmutter aber kommt allhier
Und kehrt hinweg das Stacheltier.

Sie trägt zu einem warmen Ort
Den Willi und den Schnuller fort.

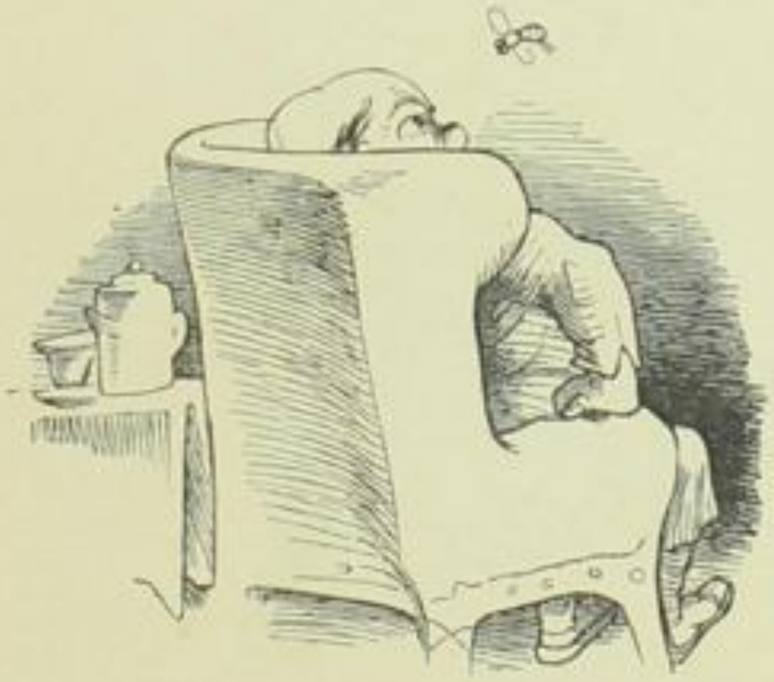
Hier liegt und ſchwelgt er zum Beſchluß
In ungeſtörtem Hochgenuß.

Die Fliege.

Dem Herrn Inspektor tut's so gut,
Wenn er nach Tisch ein wenig ruht.



Da kommt die Fliege mit Gebrumm
Und surrt ihm vor dem Ohr herum.



Und aufgeschreckt aus halbem Schlummer,
Schaut er verdrießlich auf den Brummer.

Die böse Fliege! Seht, nun hat 'se
Sich festgesetzt auf seiner Glatze.

„Wart' nur, du unverschämtes Tier!
„Anitzo aber komm' ich dir!!"

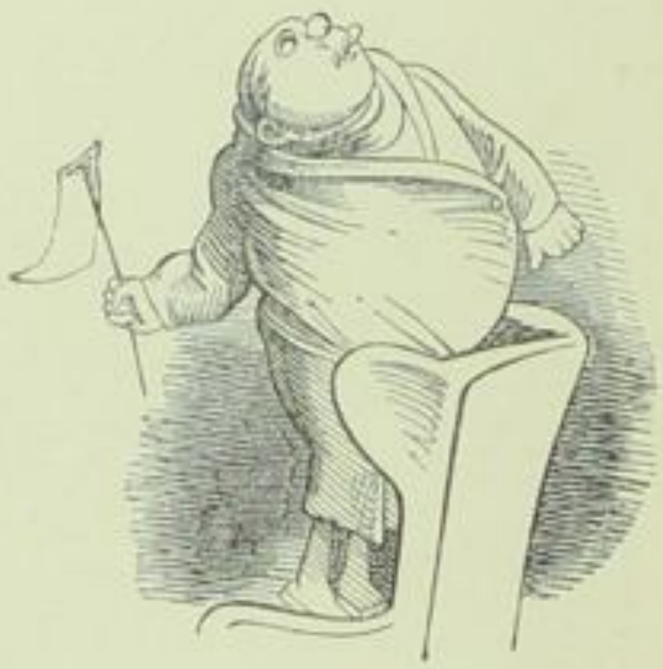
Behutsam schleicht er nach der Tasse,
Daß er die Fliege da erfasse.

Perdauz! — darin ist er gewandt; —
Er hat sie wirklich in der Hand.

Hier schaut er nun mit großer List,
Wo sie denn eigentlich wohl ist.

Surr! — Da! — Sie ist schon wieder frei.
Ein Bein, das ist ihr einerlei.

Jetzt aber kommt er mit der Klappe,
Daß er sie so vielleicht ertappe,



Und um sie sicher zu bekommen,
Hat er den Sorgenstuhl erklommen.

Rumbums! Da liegt der Stuhl und er;
Die Fliege flattert froh umher.

Da holt er aus mit voller Kraft,
Die Fliege wird dahin gerafft.

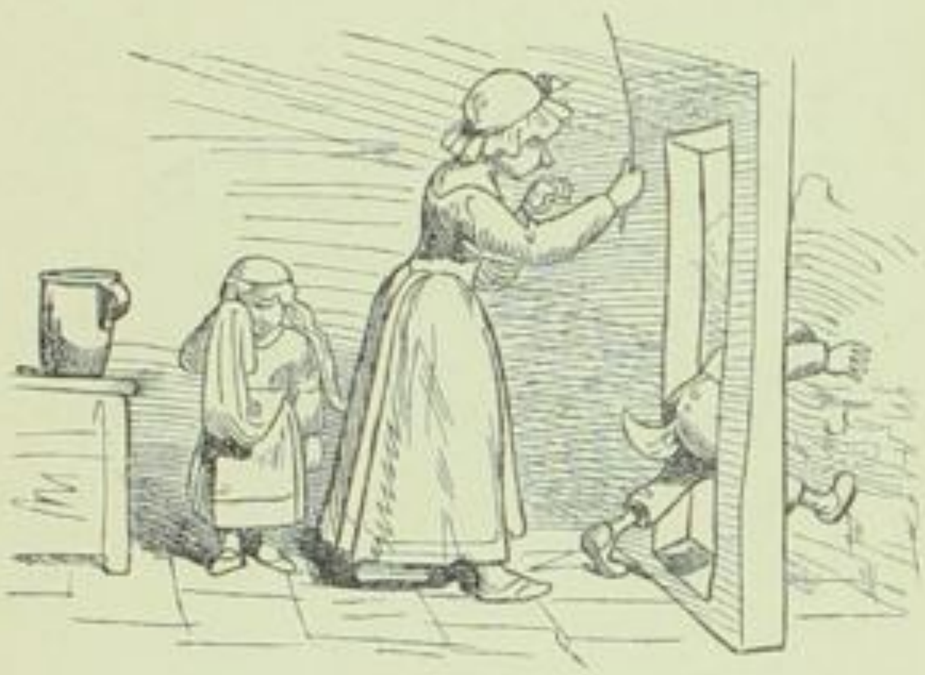
Und fröhlich sieht er das Insekt
Am Boden leblos ausgestreckt.

Erquicklich ist die Mittagsruh,

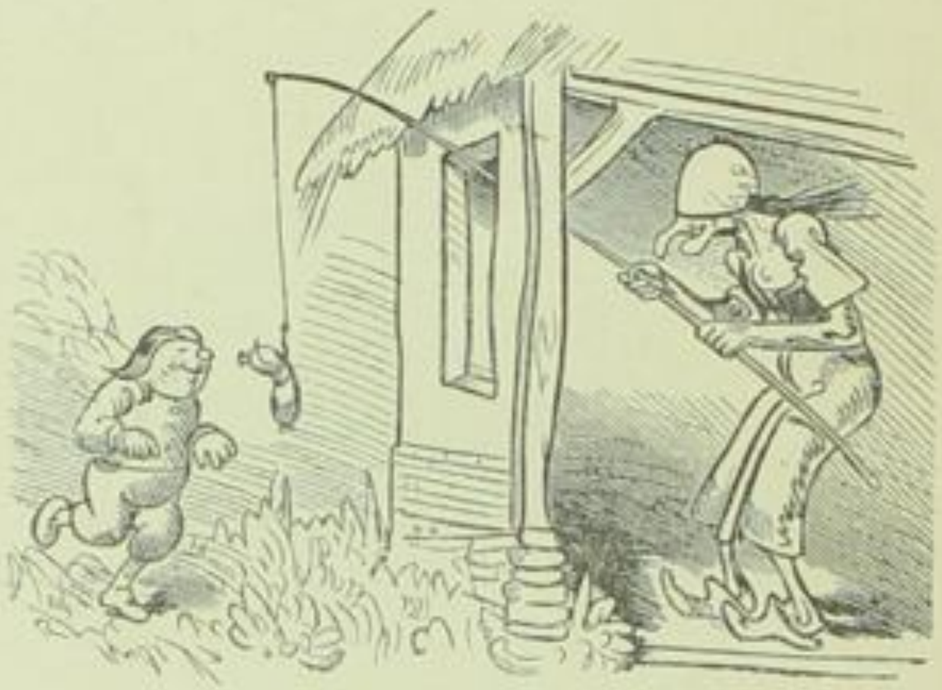
Nur kommt man oftmals nicht dazu.

Die Verwandlung.

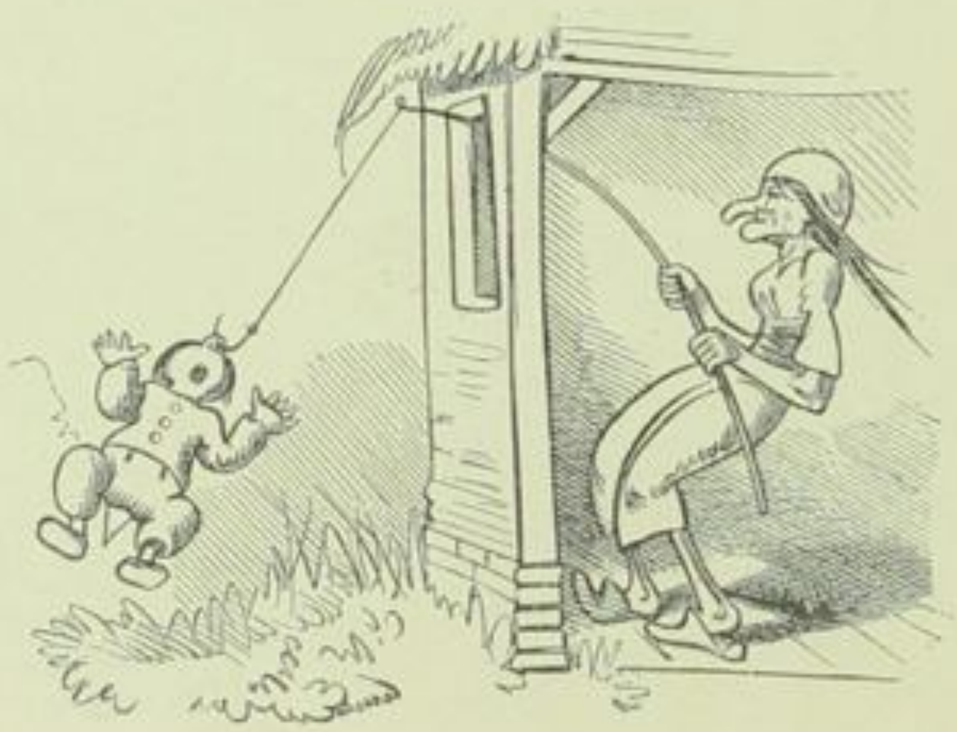
Die gute Schwester Anna spricht
Zu Bruder Karl: „Ach, naſche nicht!“



Doch der will immer weiter lecken,
Da kommt die Mutter mit dem Stecken.



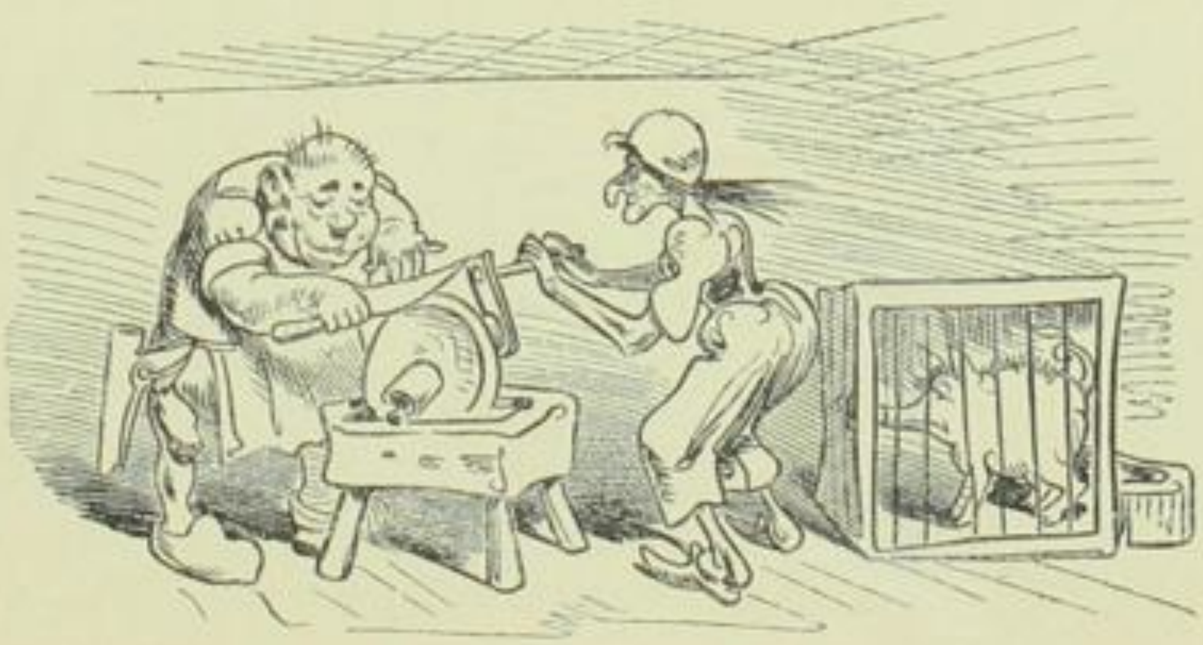
Er läuft bis vor das Hexenhaus,
Da baumelt eine Wurſt heraus.



Schwipp! fängt ihn mit der Angel ſchlau
Die alte, böſe Hexenfrau.

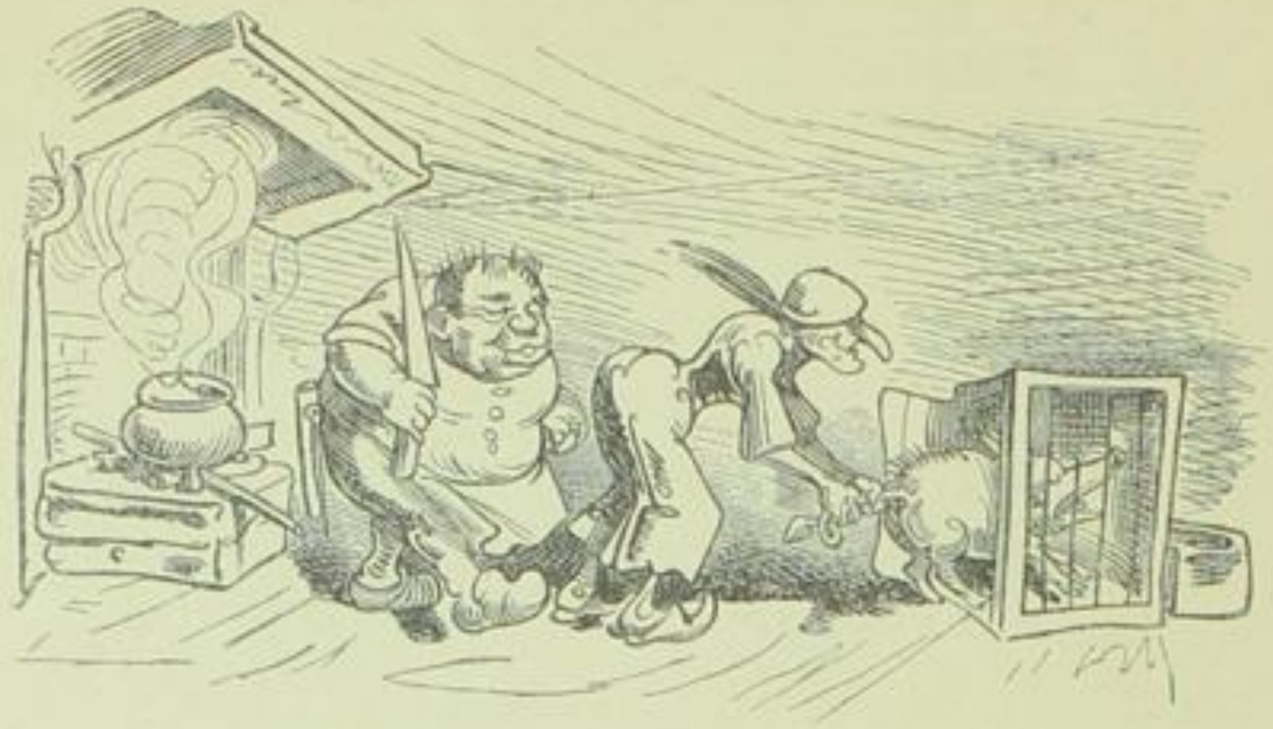
Dem Karl ist sonderbar zu Mute,
Die Hexe schwingt die Zauberrute.

Und macht durch ihre Hexerei'n
Aus Karl ein kleines Quikeschwein.

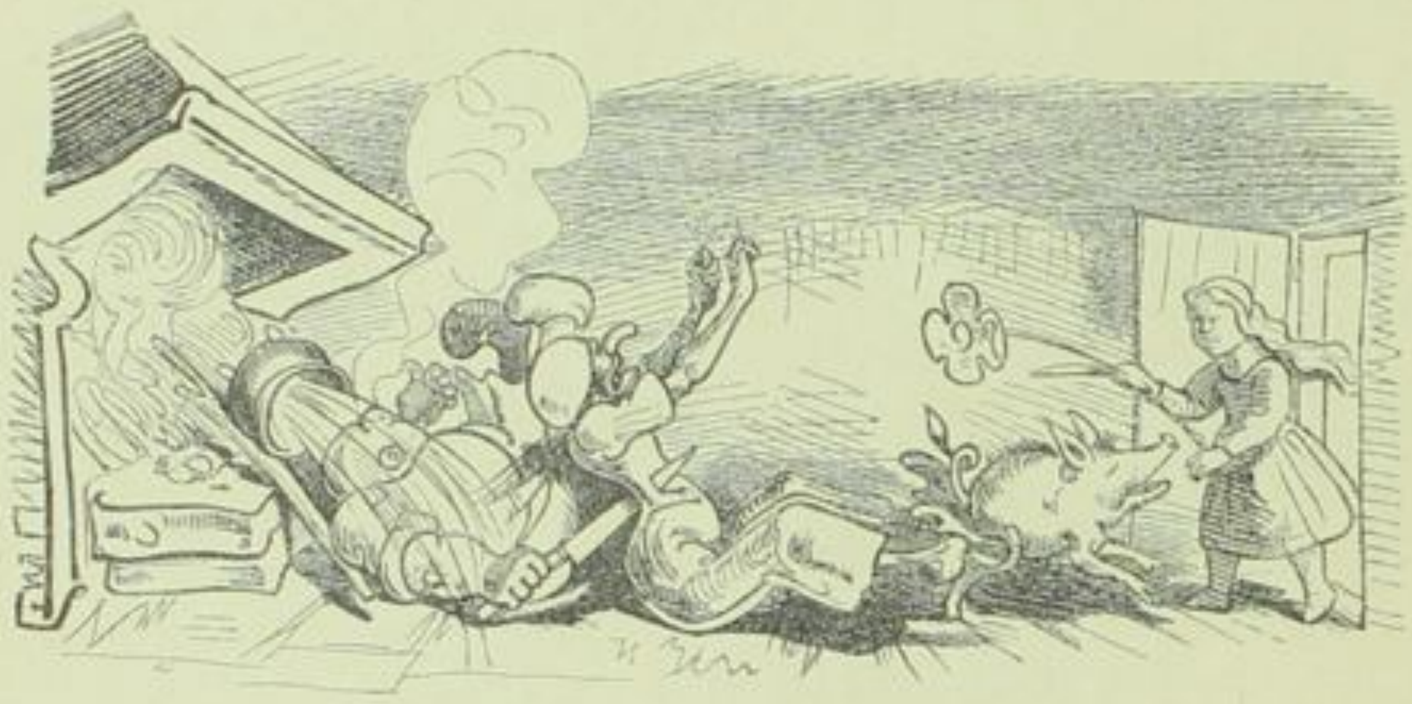


Schon fängt der Hexe böser Mann
Das Messer scharf zu schleifen an.

Da findet das treue Schwesterlein
Die Wunderblume mit lichtem Schein.



Und eben als die Bösen trachten,
Das Quikeschwein sich abzuschlachten,



Da tritt herein das Ännchen. — Das Schwein quikt und rennt;
Die Hexe fällt ins Messer, der böse Mann verbrennt.

Und Bruder Karl verliert auch bald
Die traurig-schweinerne Gestalt:

Da ist er froh
Und spricht: „Nie mach' ich's wieder so!"

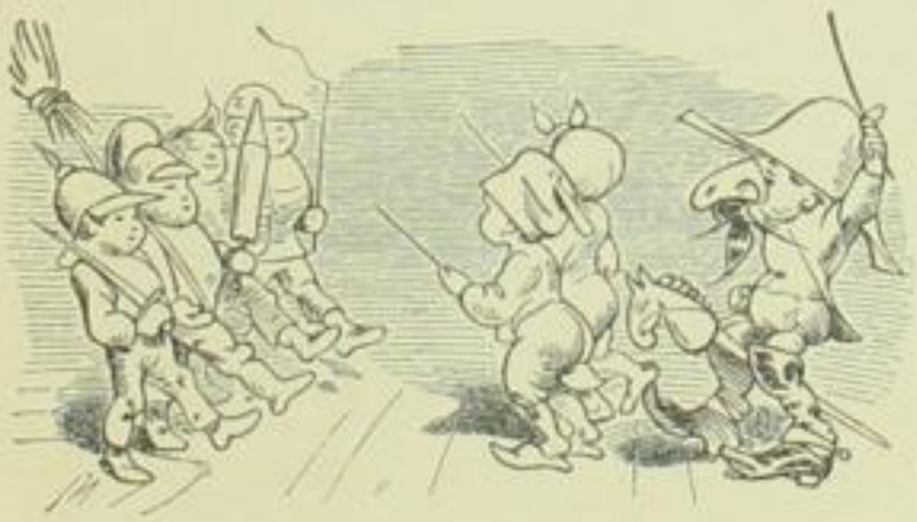
Das Napoleonspiel.

„Eins, zwei, drei — ich zähl' herum —
Der Louis ist Napolium!"

Alsbald so kriegen ihre Strafe
Der böse Turko und der Zuave.

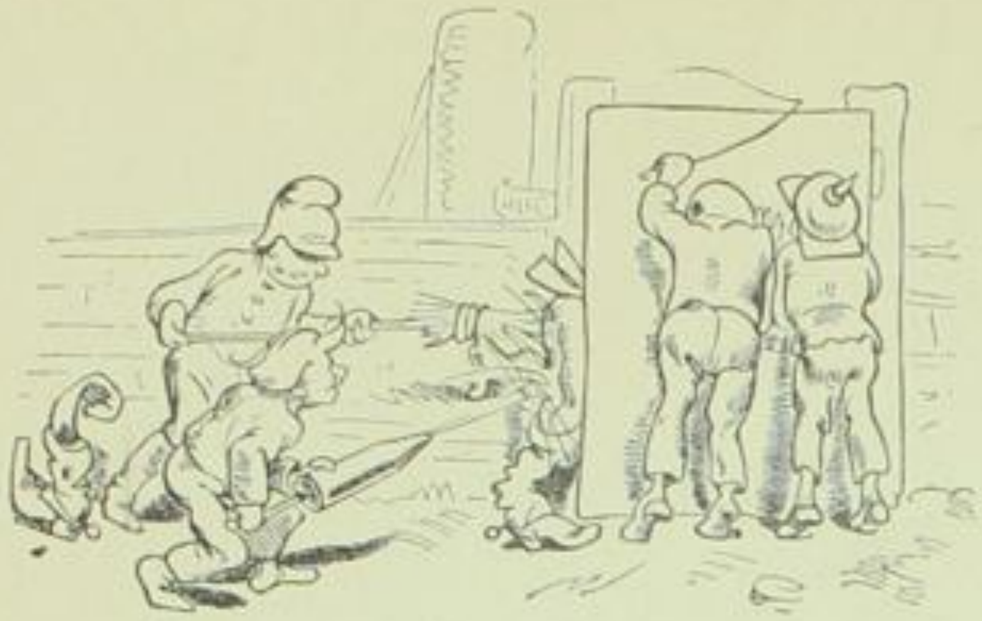
Man rüstet sich so schnell man kann,
Der Louis zieht die Stiefel an.

Besonders glänzend zeigt sich hie
Die Wirksamkeit der Artillerie.



Schon sieht man aufeinandergehen
Die beiderseitigen Armeen.

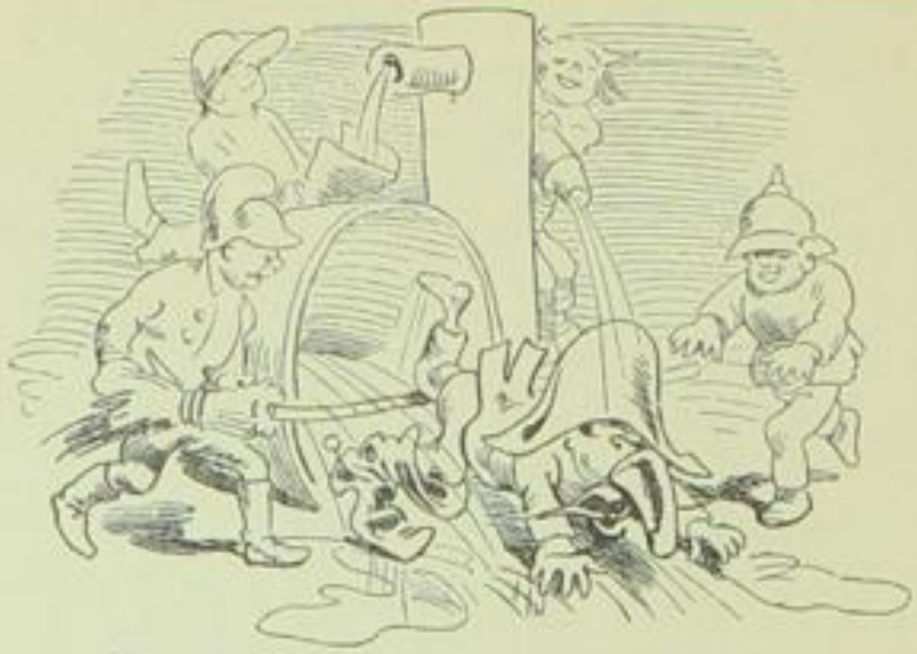
Nun wird die Sache aber übel:
Der Louis rennt aus seinem Stiebel;



Und wird bei Metz, wie er sich stemmt,
Zum größten Teile eingeklemmt.

Nun rettet er sich wifeman
Mit Schnelligkeit bis nach Sedan.

Indessen bälder, als er denkt,
Fühlt er auch hier sich sehr beengt.



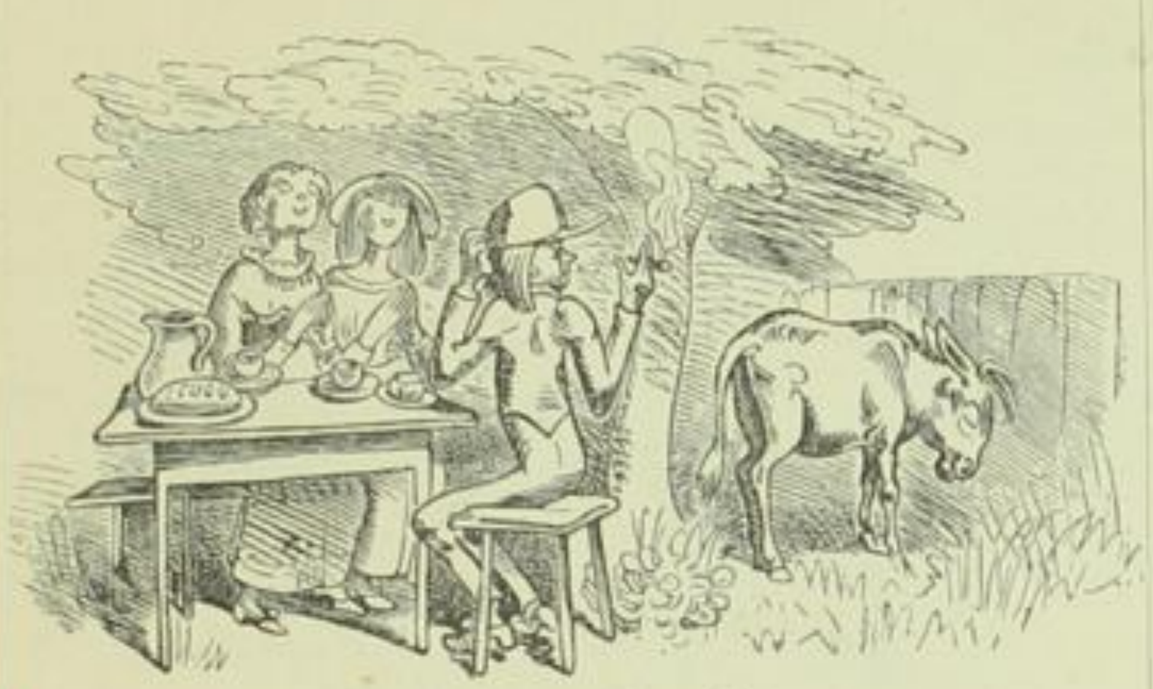
Und kein Entweichen gibt es hier,
Viktoria! den hätten wir!!

Der Louis schreit: „Au weh! au weh!"
Denn jetzo geht's nach Wilhelmshöh'.

Schwapp! liegt er da im weichen Lehm,
Bequem und doch nicht angenehm.

„Nie!" — schreit der Louis laut und sehr — „Napolium spiel ich niemals mehr!!"

Vetter Franz auf dem Esel.



Die hübschen Bäschen bitten sehr:
„Ach, Vetter Franz! reit mal umher!"

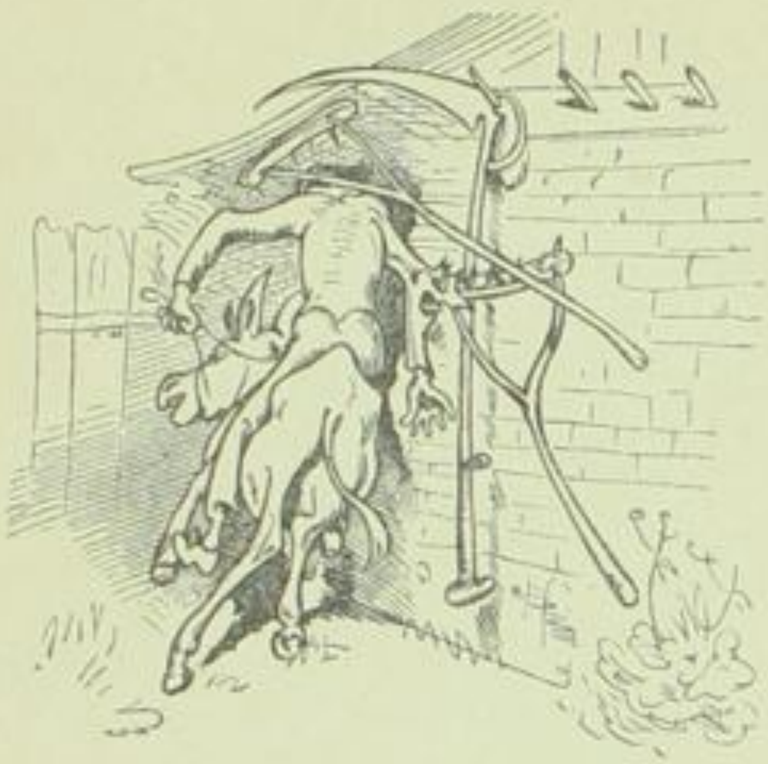
Und Franz natürlich gleich bereit,
Gewinnt das Tier durch Freundlichkeit.

Schon sitzt er drauf und kommt nicht weiter,
Worob die Basen äußerst heiter.

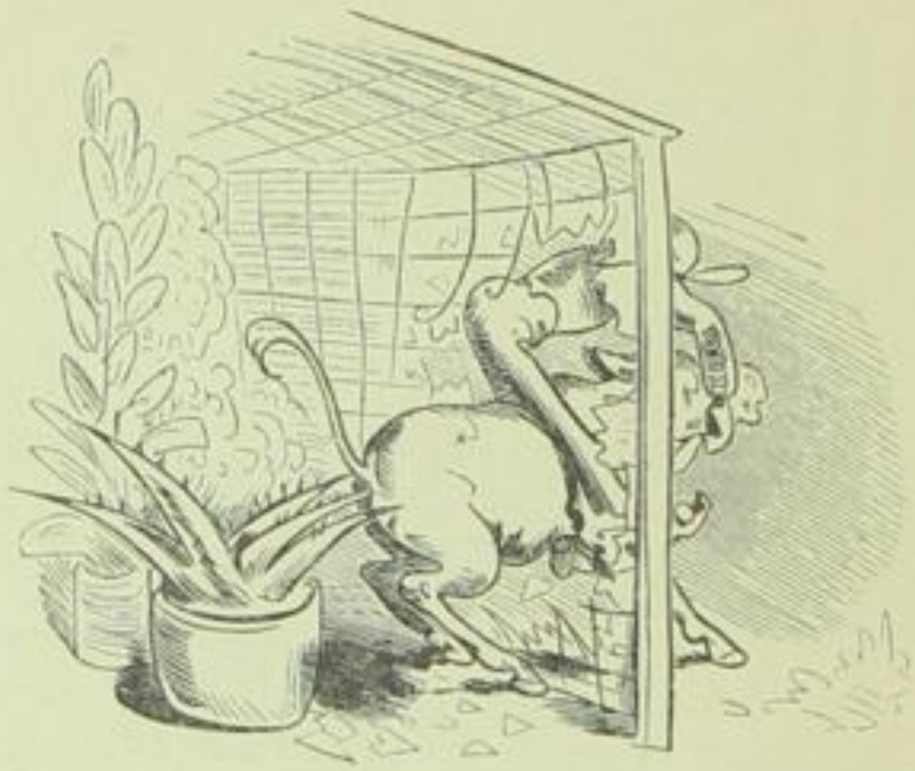
Er denkt: „Ja wart'! du wirst schon geh'n!
Ich muß dich mal beim Schwanze dreh'n!"

Jetzt brennt er ihn am Kreuz herum,
Den Esel zieh'n die Schmerzen krumm.

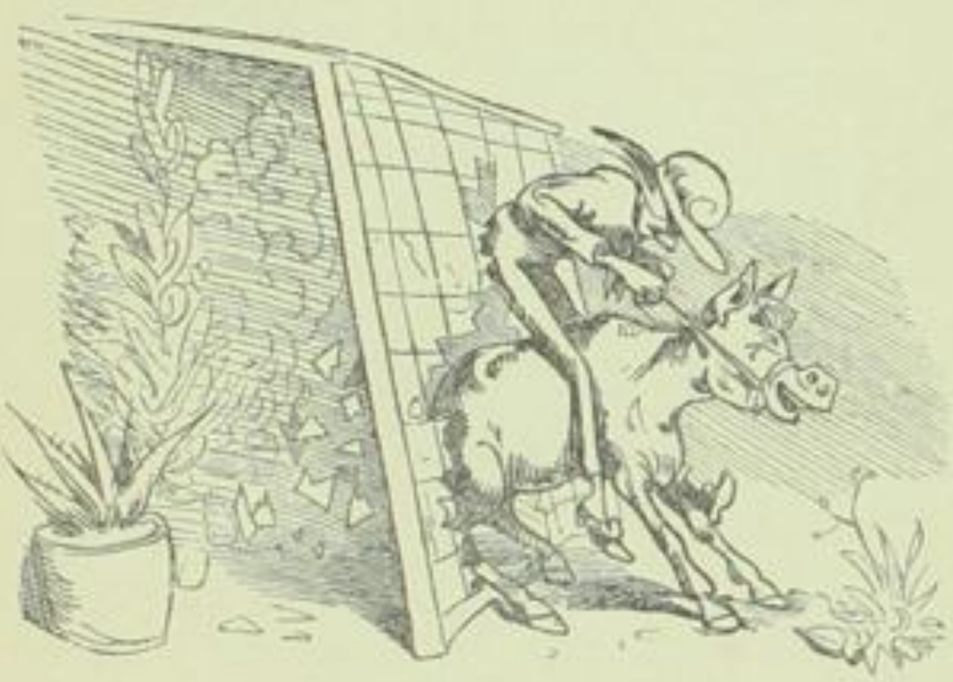
Und er, der eben noch verstockt,
Ermuntert sich und springt und bockt.



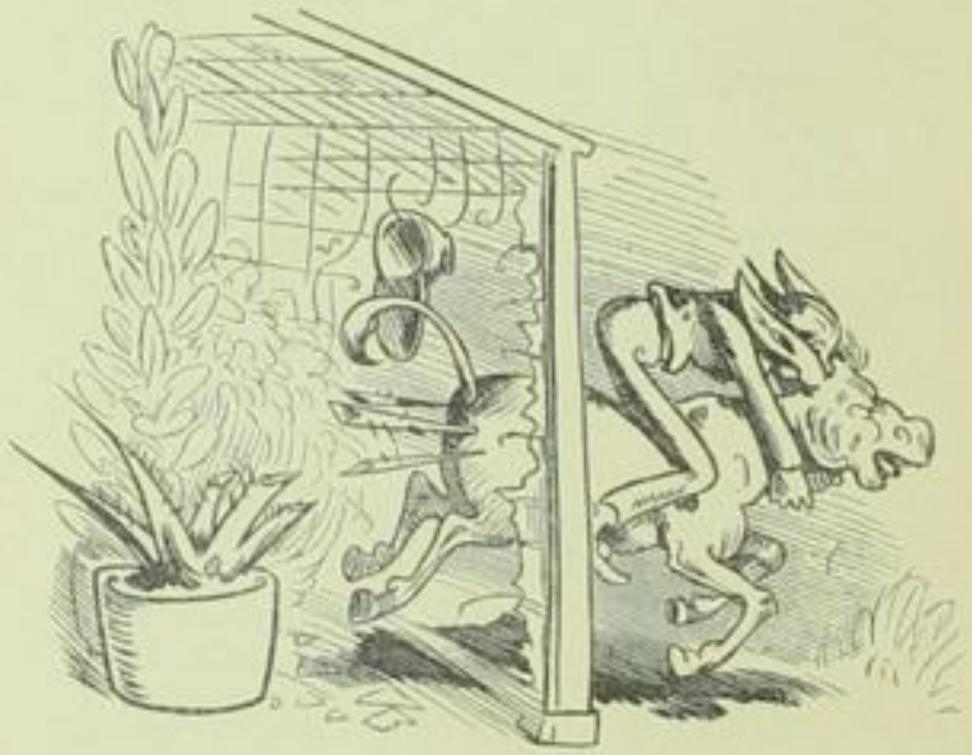
Im Eck, wo die Geräte hängen,
Sucht er den Vetter zu bedrängen.



Da steht die bitt're Aloë,
Setzt man sich drauf, so tut es weh.



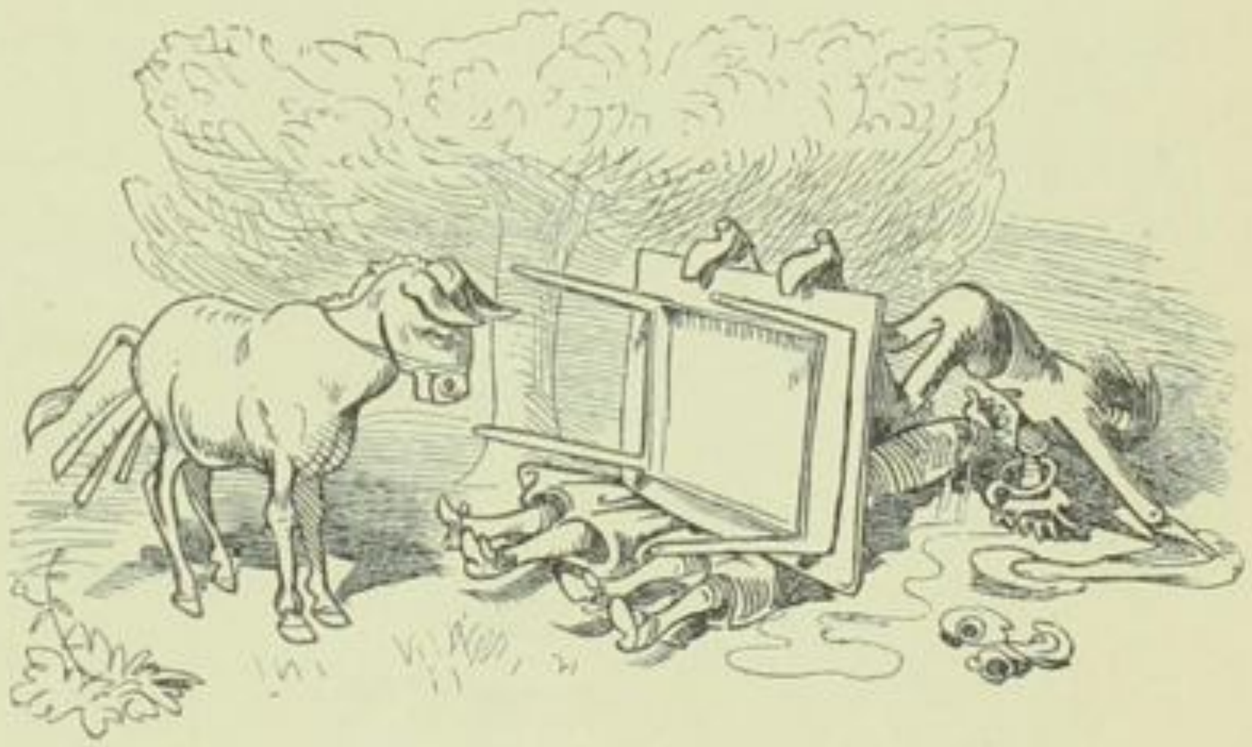
Nun druckt er gar nach hint' hinaus
Ins glasbedeckte Blumenhaus.

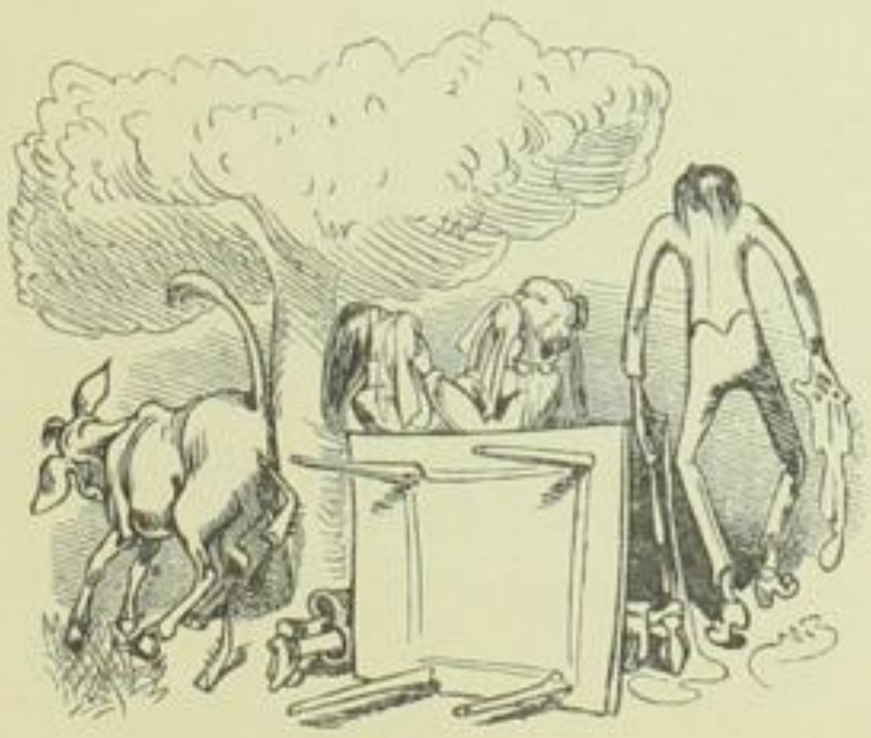


Die treibt durch ihre Dorne,
Den Esel schnell nach vorne.

Und — schwupp! — kommt Vetter Franz im Bogen
Auf die Cousinen zugeflogen.

Und — pautz! perdautz! — geht's über Kopf
Durch Butter und durch Millichtopf.

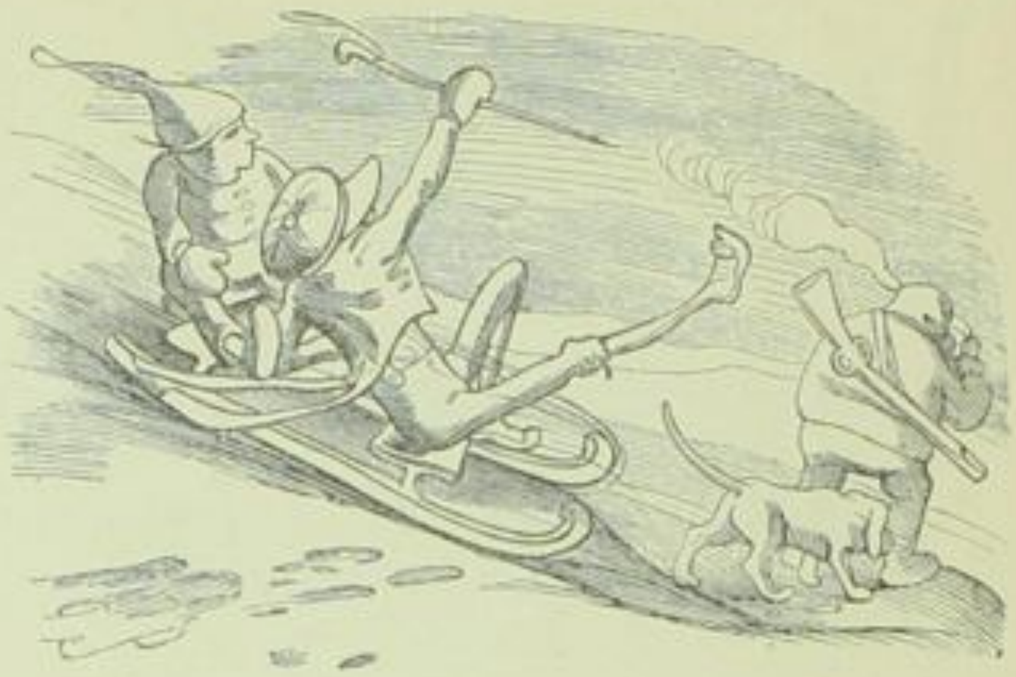




Am Schluß bemüht ein jeder sich,
Hinwegzutun, was hinderlich.

Die Rutschpartie.

Da kommt der Hans auf seinem Schlitten,
Vergnügt den Berg herabgeritten.



Ein Jäger raucht und geht nach Haus,
Der Schlitten kommt in vollem Saus.

Grad geht der Küster da vorbei
Und friert und denkt sich allerlei.

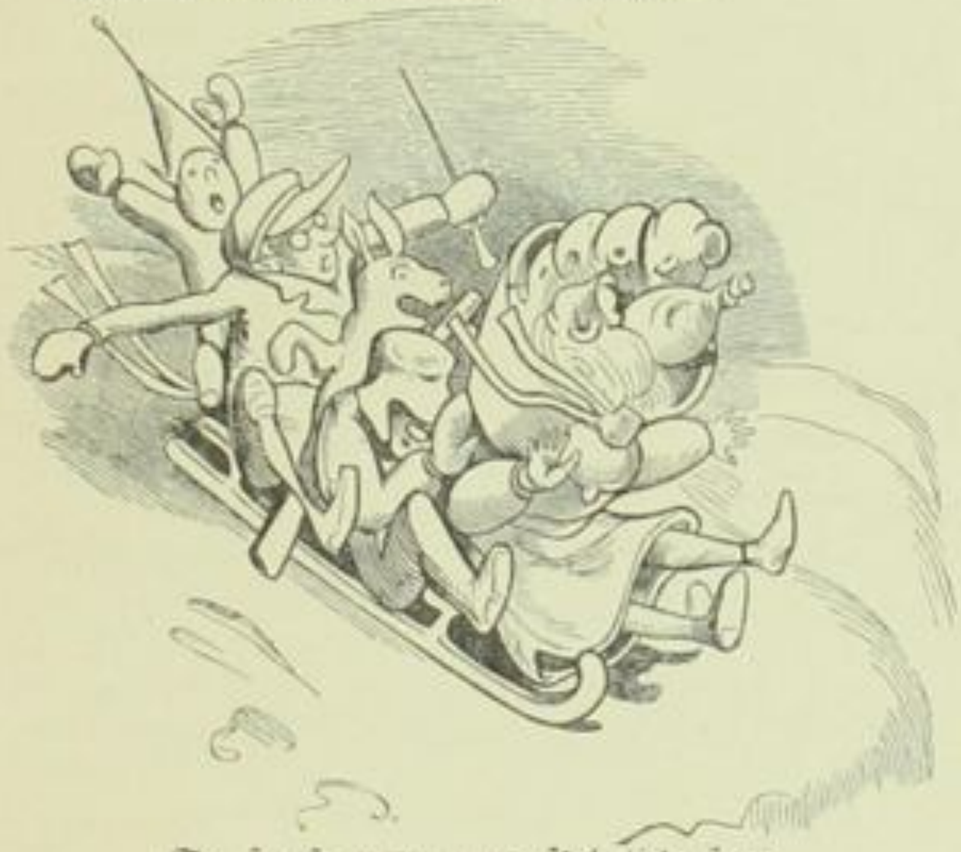
Schau, schau! den Hund, den hat's bereits,
Der Jäger spränge gern abseits.

Schwupp! hat der Schlitten ihn gefaßt,
Warum hat er nicht aufgepaßt?!

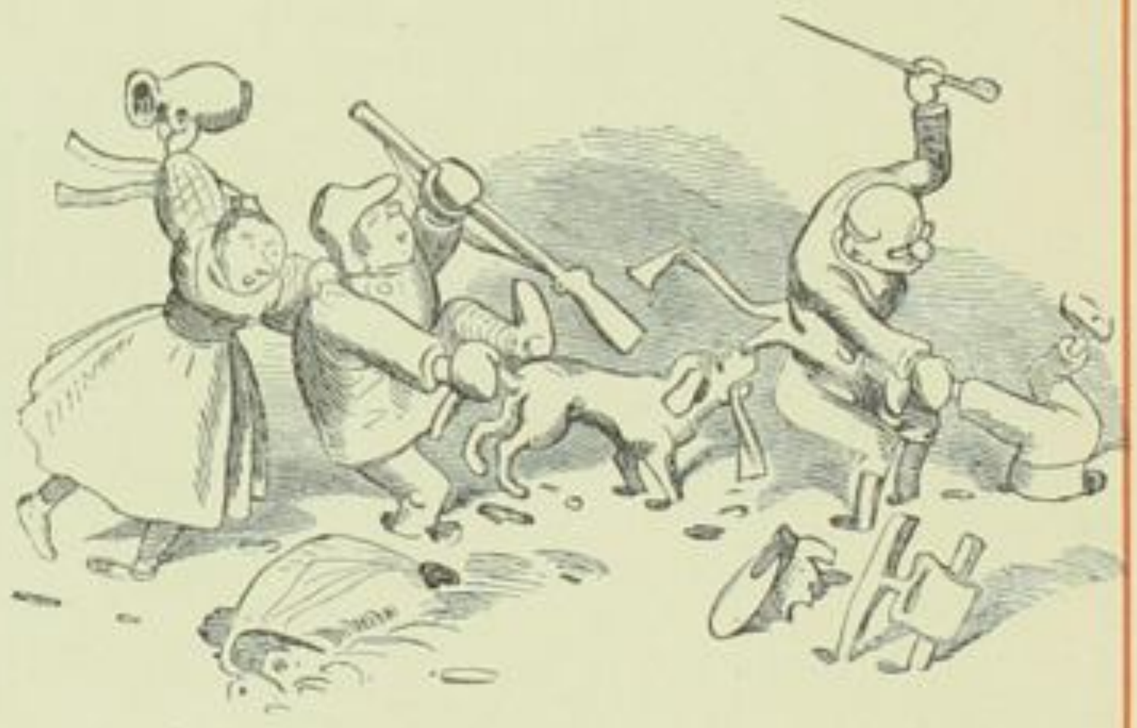
Jedoch der Schlitten faßt ihn schon,
Die Tabakspfeife fliegt davon.

Nun kommt trotz Ach- und Wehgeschrei,
Die Botenfrau auch an die Reih'.

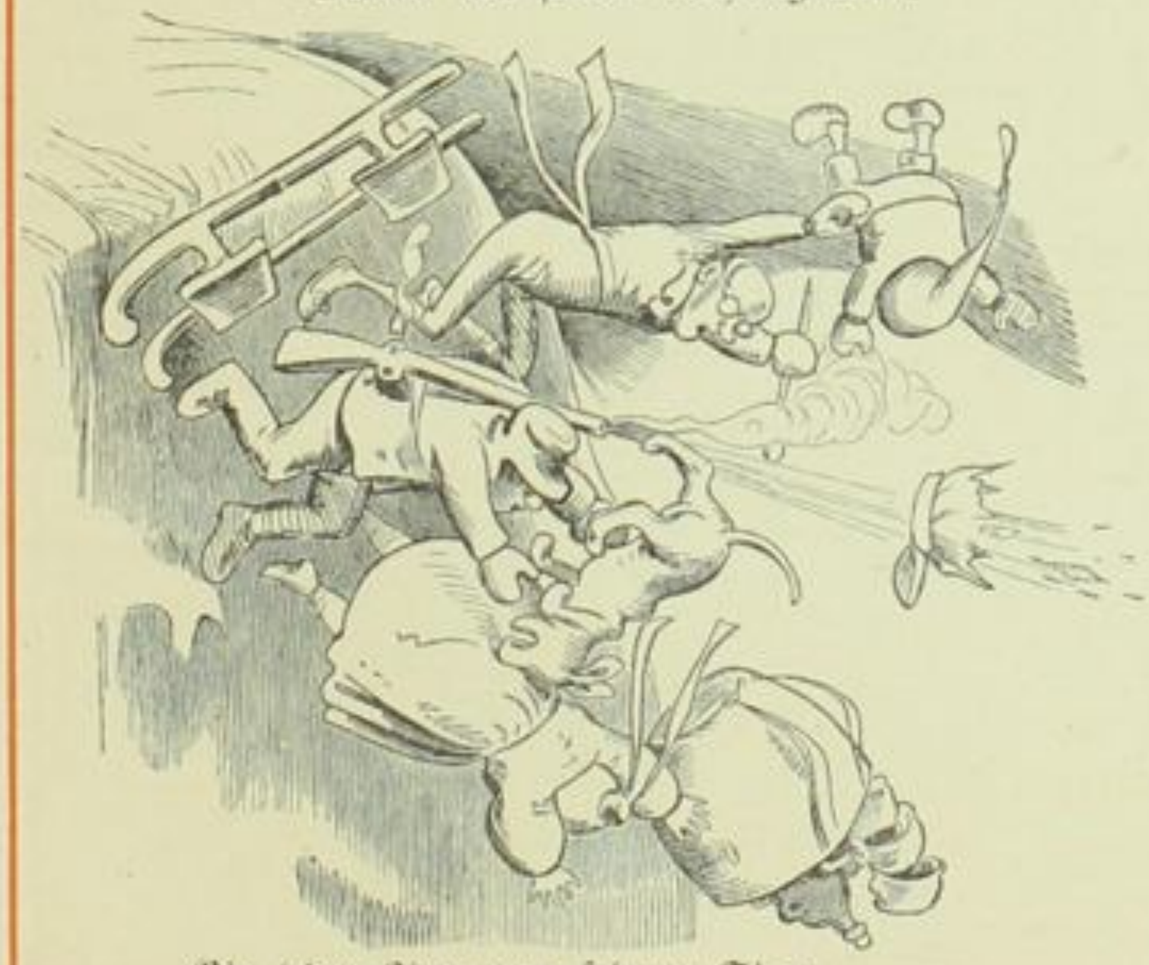
Hier steckt ein jeder tief im Schnee
Und reckt die Beine in die Höh'.



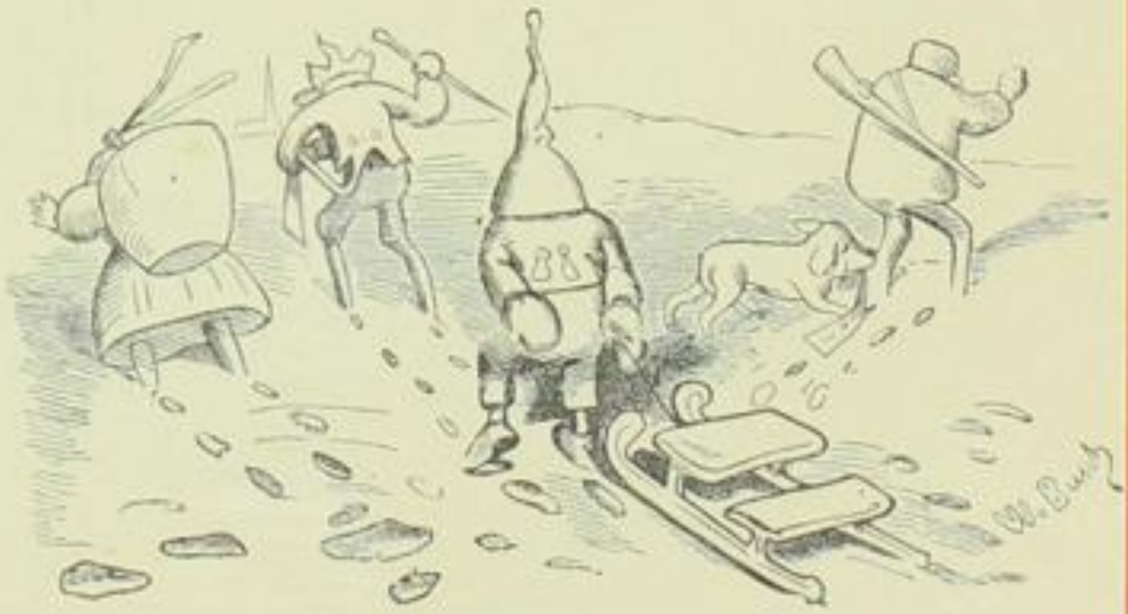
So saust man unaufhörlich fort,
Bis an den steilen Abhang dort.



Doch gleich hat man sich aufgerafft
Und prügelt sich mit aller Kraft.



Ein jeder fliegt von seinem Sitze;
Der Schuß geht los und durch die Mütze.

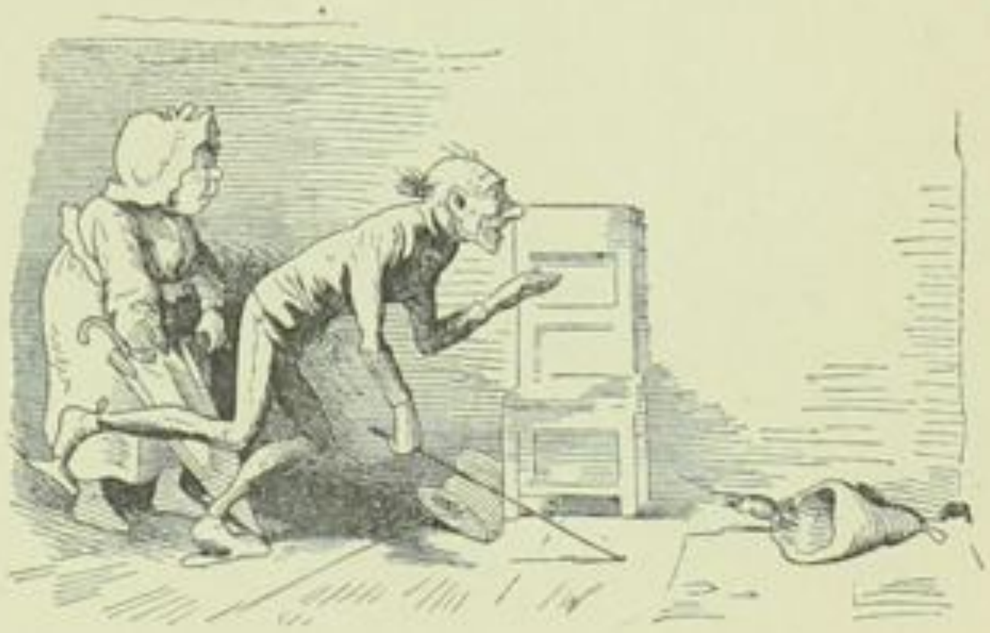


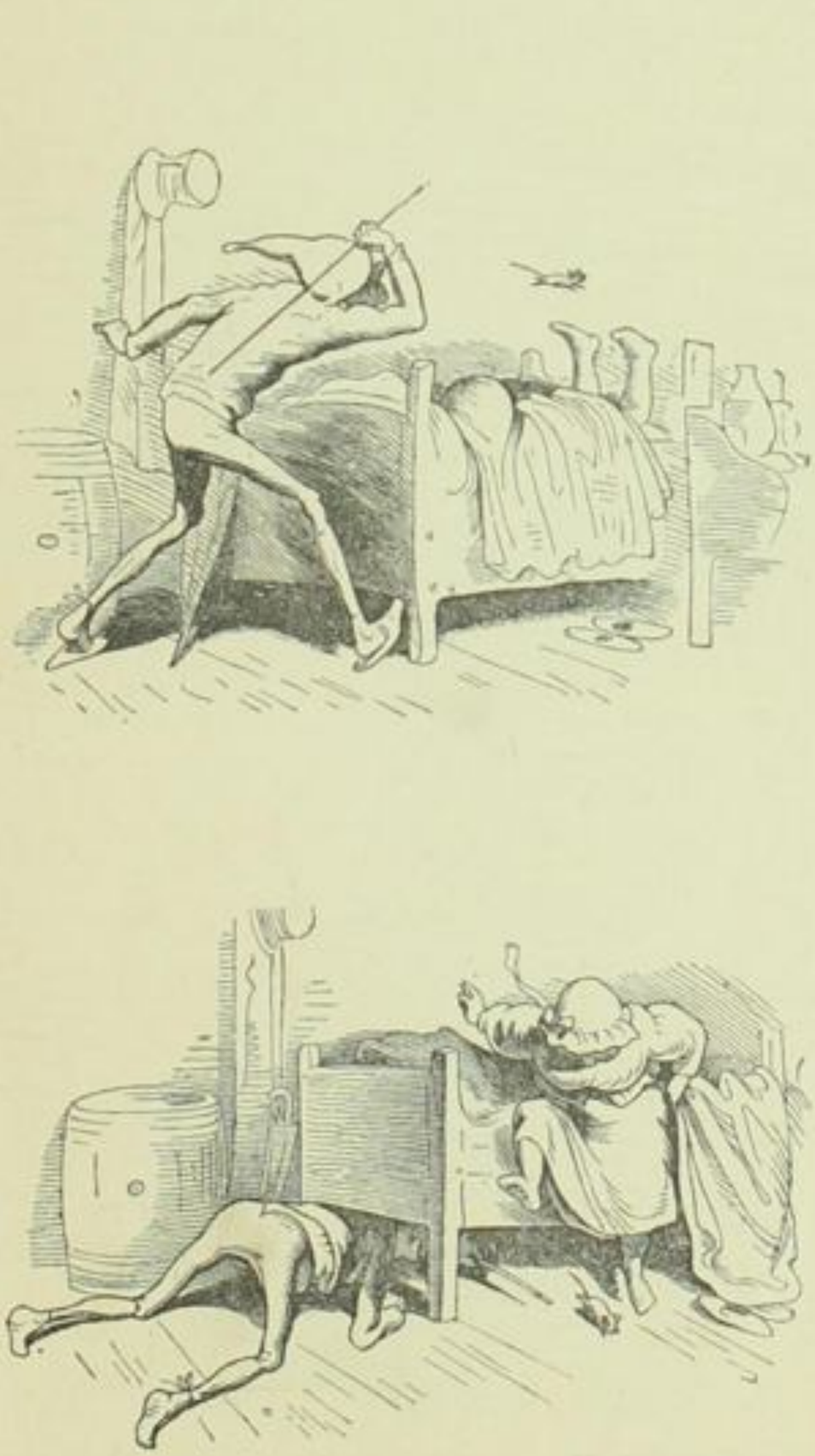
Zum Schluß geht man voll Schmerz beiseit;
Das macht die Unvorsichtigkeit.

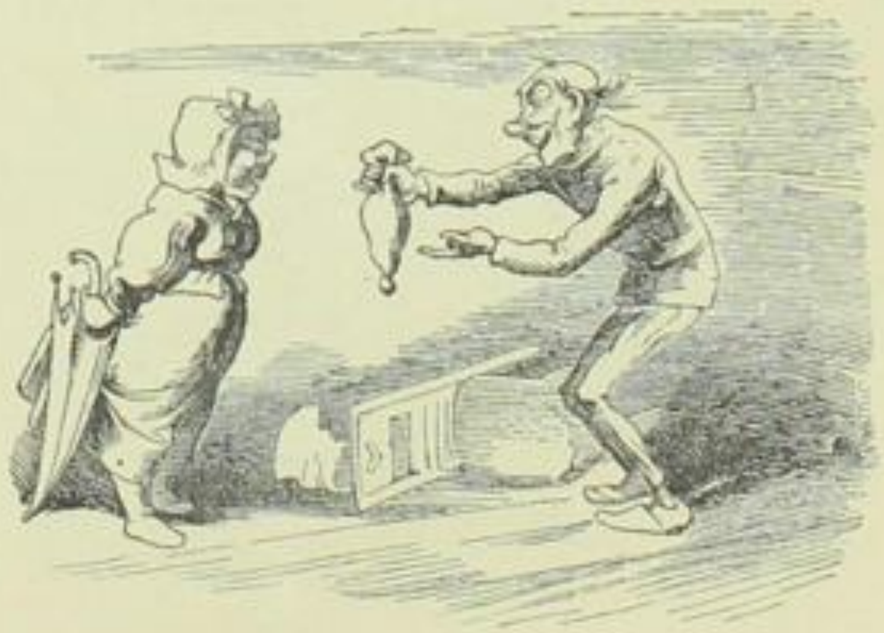
Busch-Bilderbogen

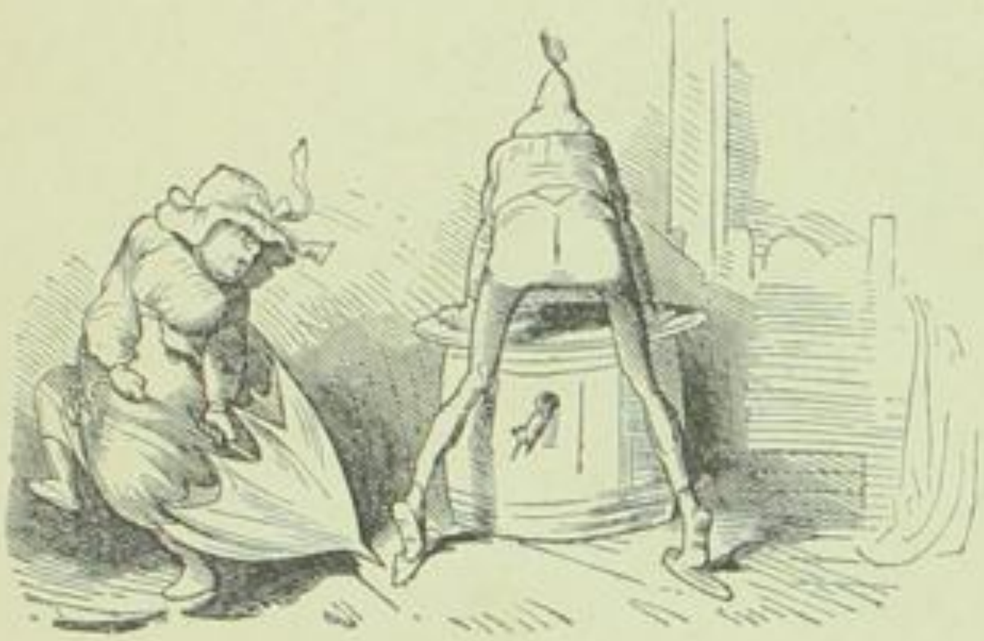
Die Maus oder die gestörte Nachtruhe.

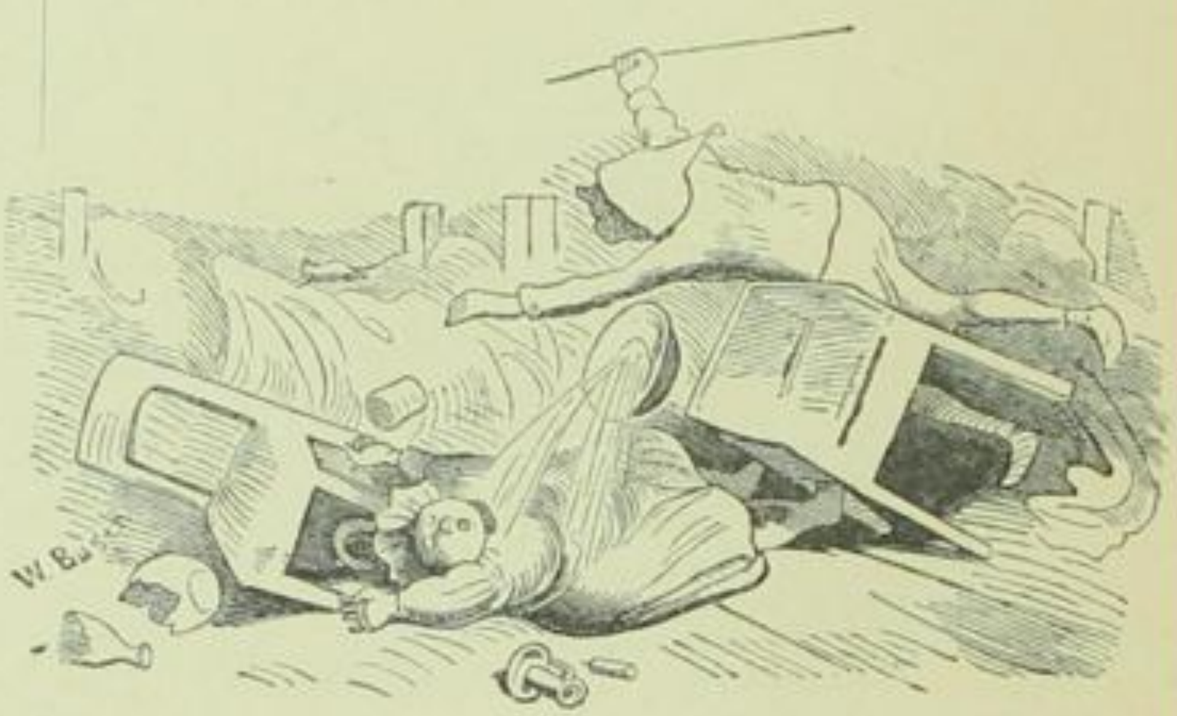
Eine europäische Zeitgeschichte in 12 Bildern.











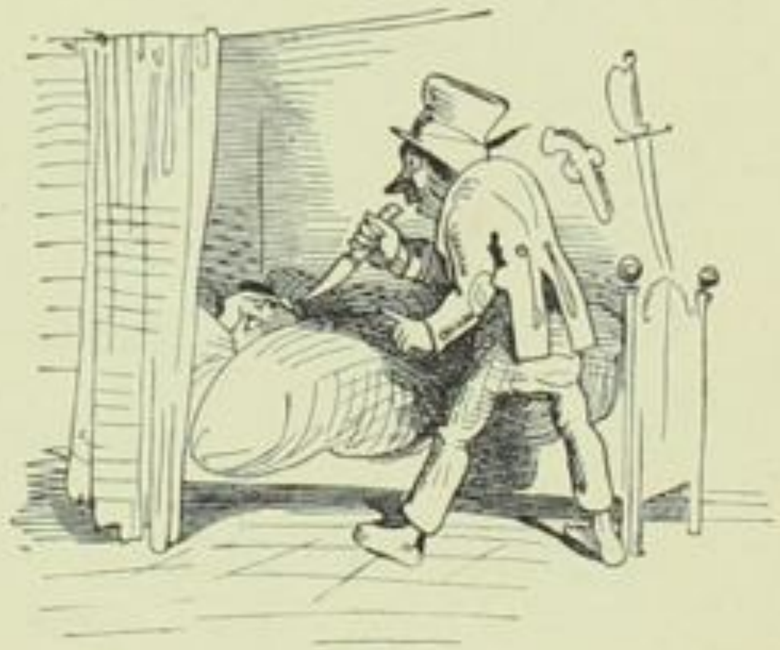
Zwei Diebe.

Ganz heimlich flüstern diese zwei,
Natürlich nur von Lumperei.

Da gehen sie in tiefem Schweigen,
Wohin? Das wird sich später zeigen.

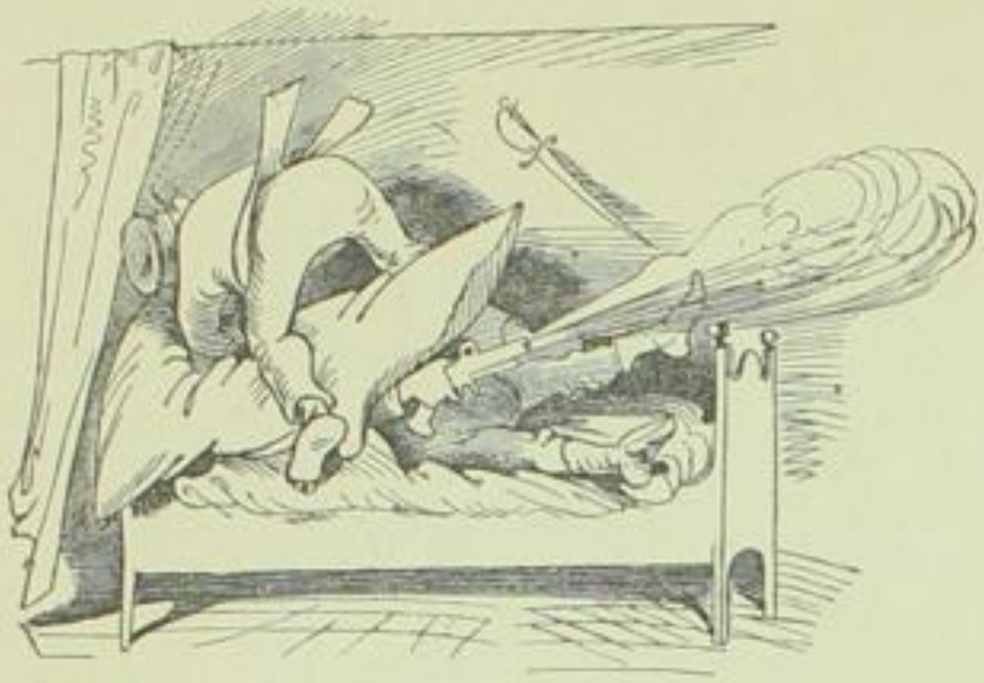
Ein Fenster, welches nicht verschlossen,
Erklimmen sie auf Leitersprossen.

Hier schläft ein reicher Privatier
Bei seinem Gelde in der Näh'!



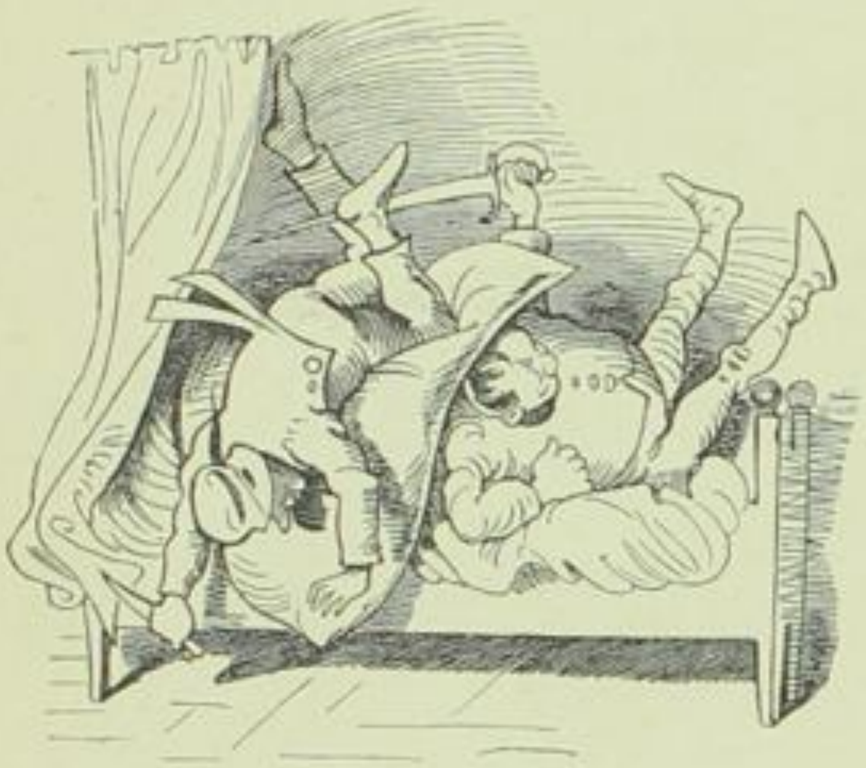
Und als der Privatier erwacht,
Ein Messer ihm entgegenlacht.

Schnell will er die Pistole kriegen,
Der Dieb mißgönnt ihm das Vergnügen.



Seht nur! wie die Pistole kracht,
Dem Lumpen hat es nichts gemacht.

Hier knebeln sie den dicken Mann,
Daß er nicht schreien und laufen kann.



Der Privatier, ganz zornentbrannt,
Haut mit dem Säbel umeinand.

Und hängen ihn, o Sünd' und Schand',
An einen Nagel an die Wand.

Und jeder haut und jeder sticht,
Und keiner trifft den andern nicht.

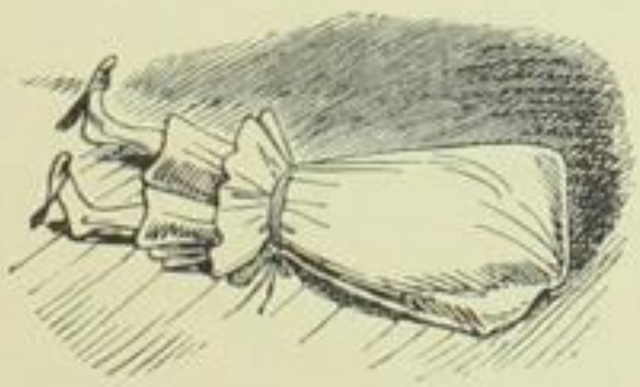
Da kommt, vom lauten Knack erwacht,
Die Köchin im Gewand der Nacht.

Und ruft mit bangem Wehgeschrei
Durchs Fenster nach der Polizei.

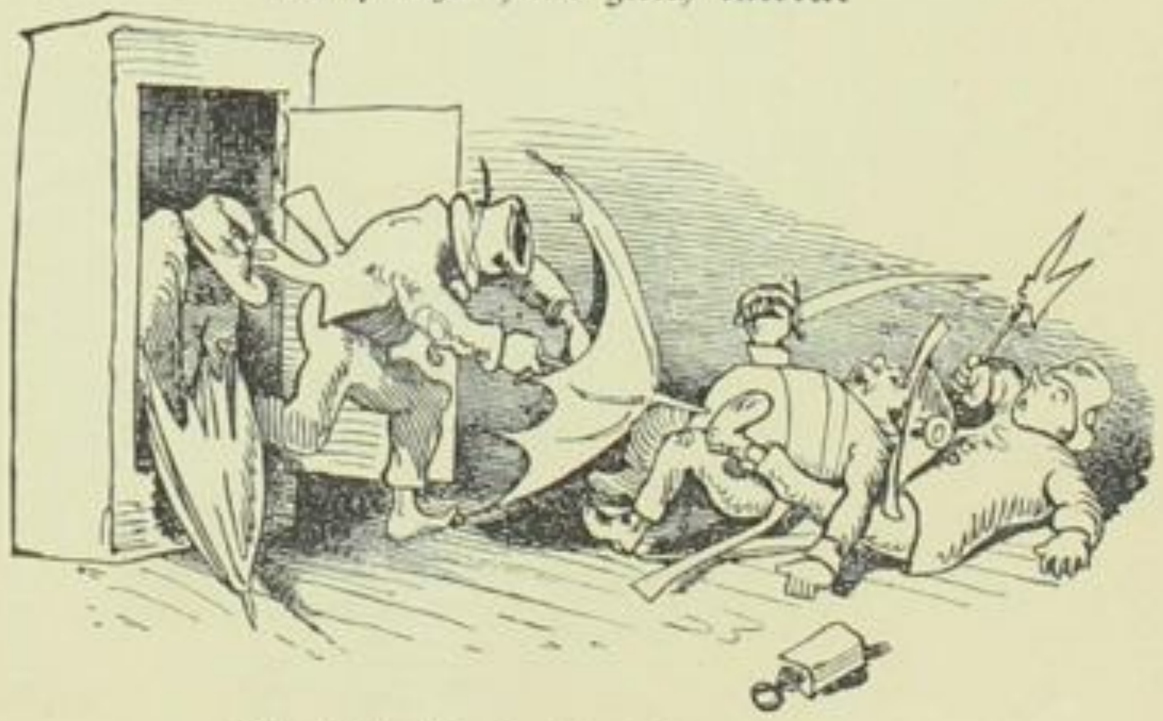
Doch seht! die brave Polizei
Kommt, wie gewöhnlich, schnell herbei.

Da faßt der Dieb sie bei der Jacke
Und überzieht sie mit dem Sacke.

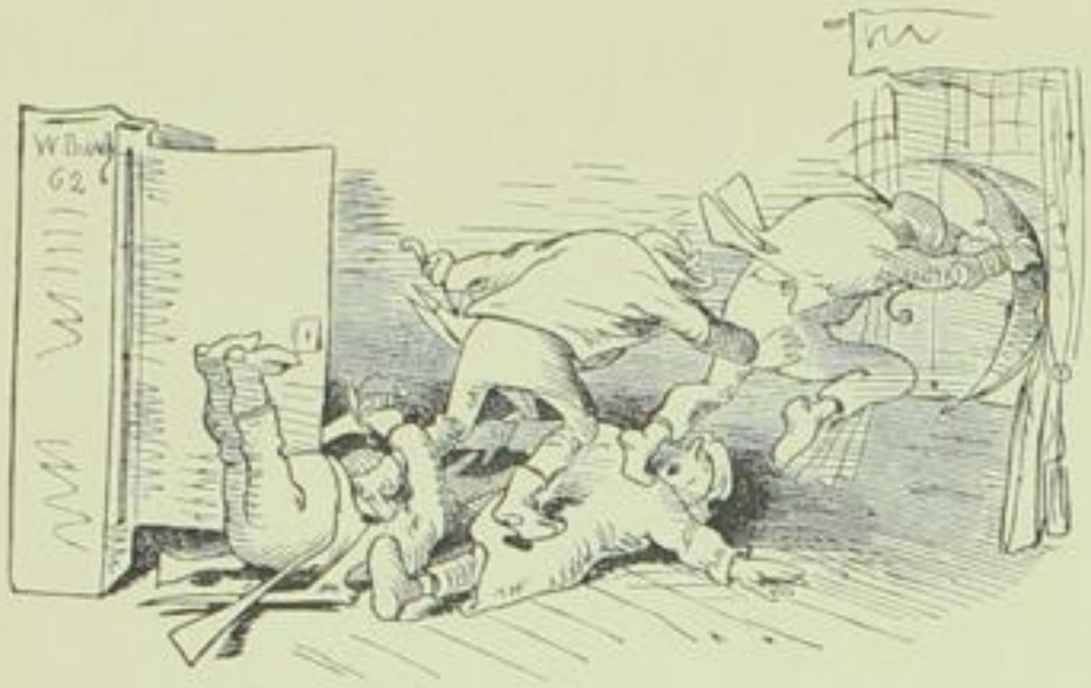
Die Diebe sind im Schrank versteckt,
Die Polizei hat's gleich entdeckt



Da liegt sie nun, was hilft ihr Schrei'n?
Der Sack hüllt ihre Klagen ein.



Die Diebe sausen ins Gemach
Mit aufgespanntem Regendach.

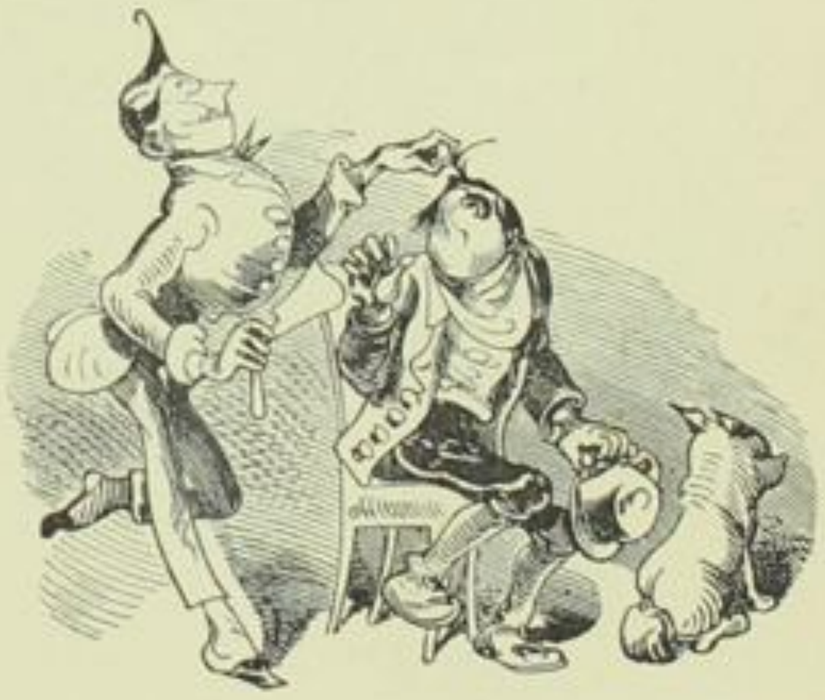


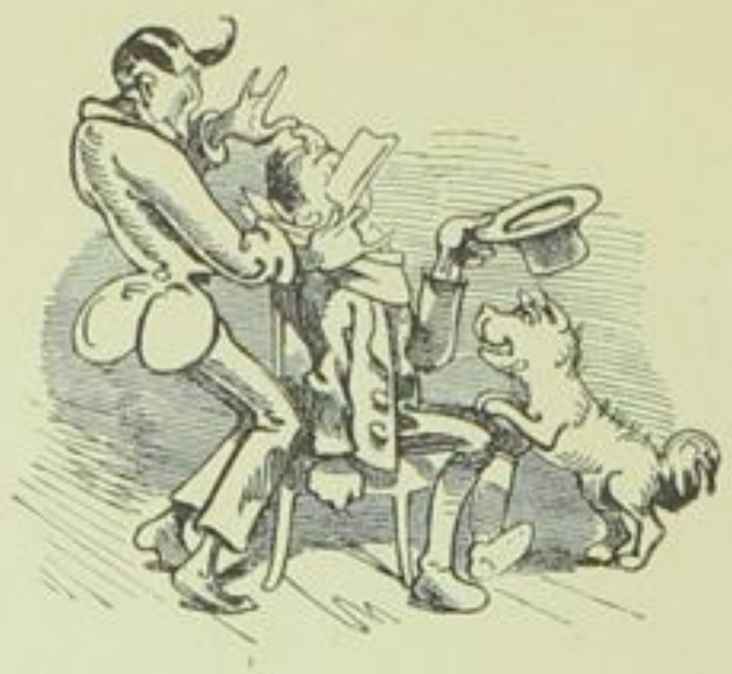
Am Rücken liegt die Polizei,
Die Diebe stürmen schnell vorbei.

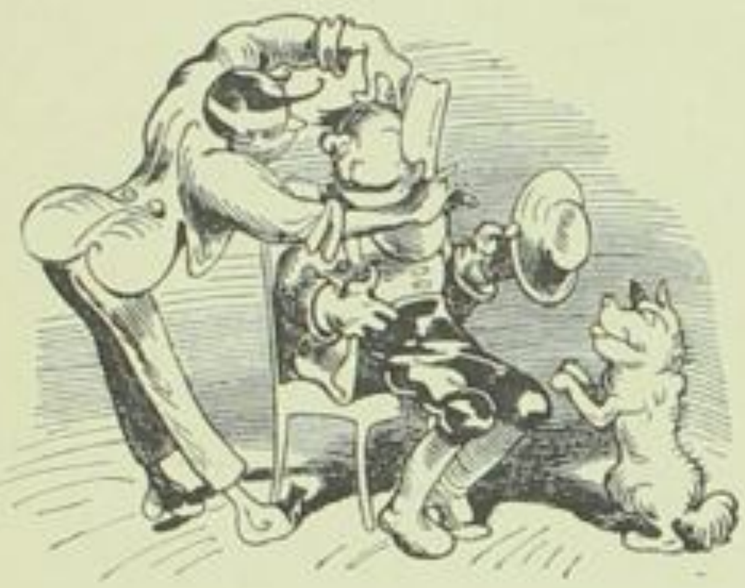
Da sieht man beide lustig fliegen,
Die böse Sache scheint zu siegen.

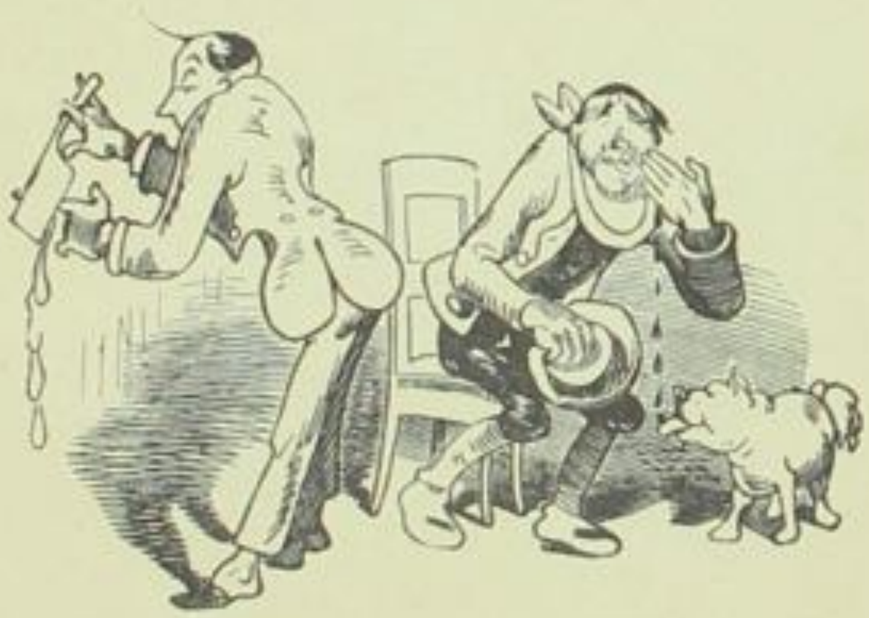
Doch still: die Strafe fehlet nie!
Gesegnet sei das Paraplü!

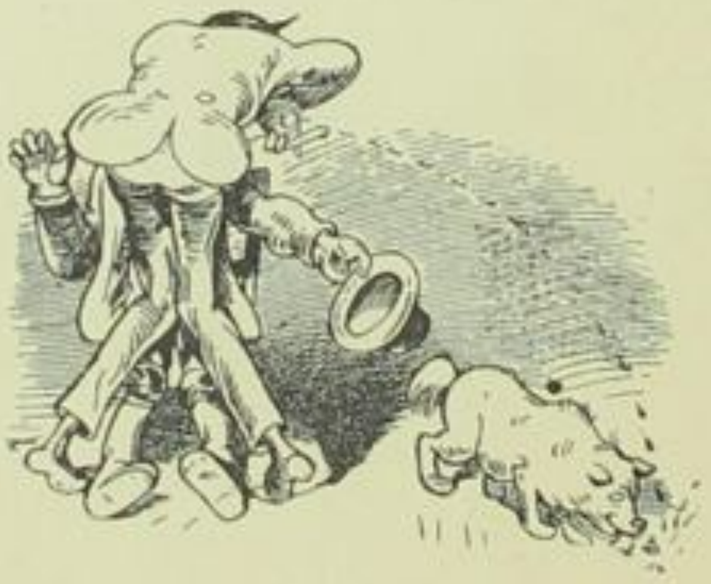
Der gewandte, kunstreiche Barbier und sein kluger Hund.



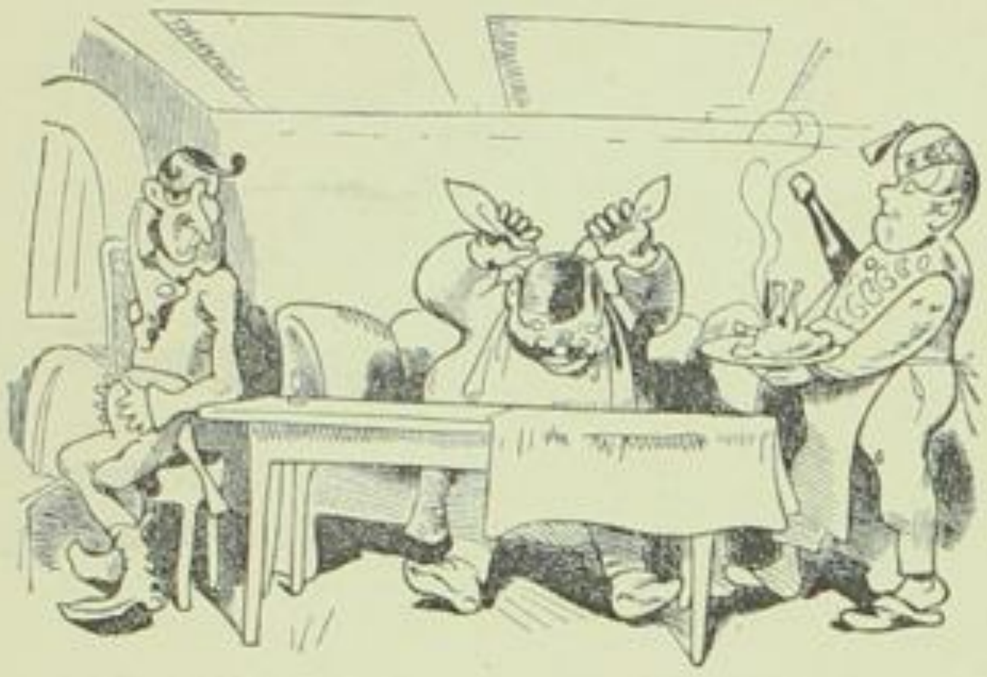






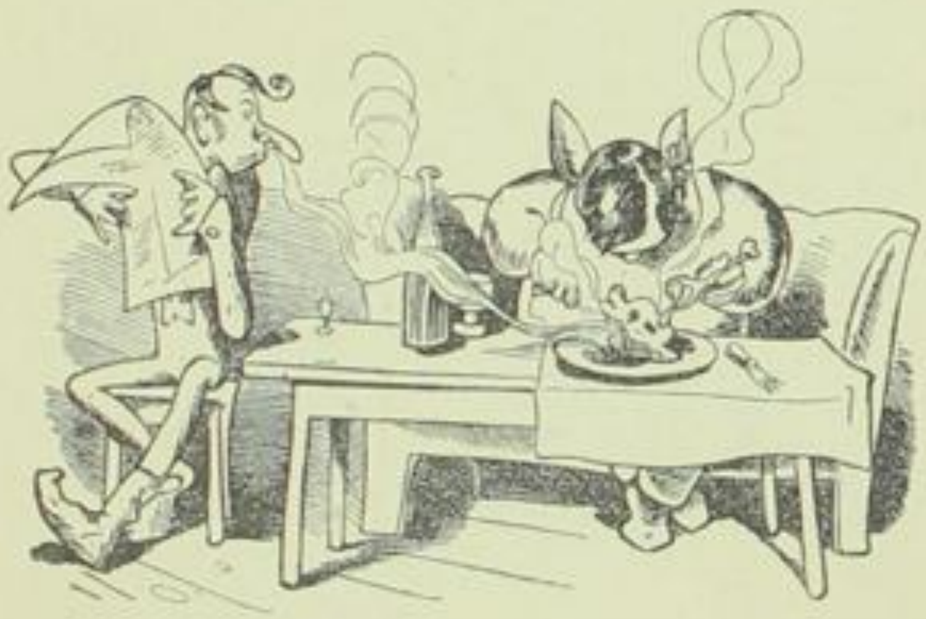


Der neidische Handwerksbursch.

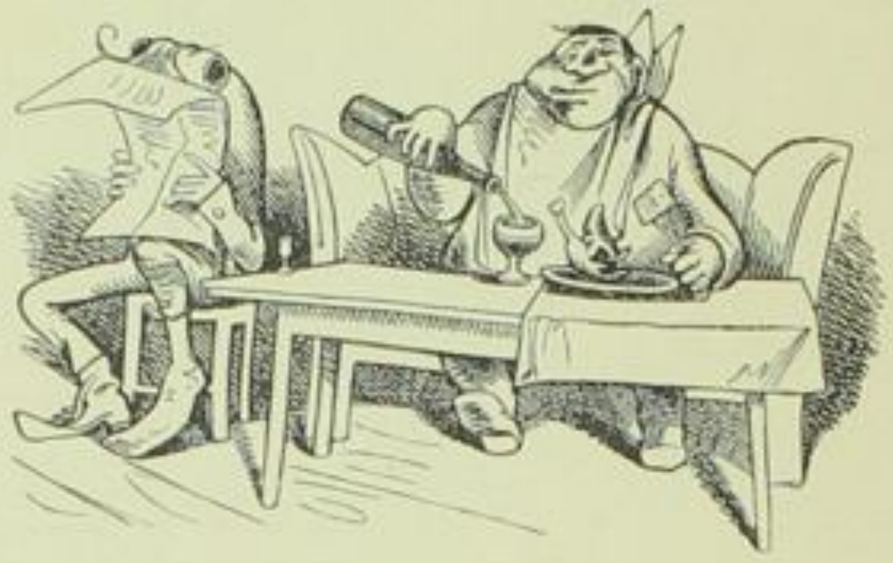


Das Hähnerl hier ist für den Dicken,
Der Handwerksbursch' fühlt Magenzwicken.

Die Zeitung ist oft int'ressant.
Ein Hähnerl nimmt man gern zur Hand.



Die Politik ist sehr belehrend,
Der Wohlgeruch manchmal störend.

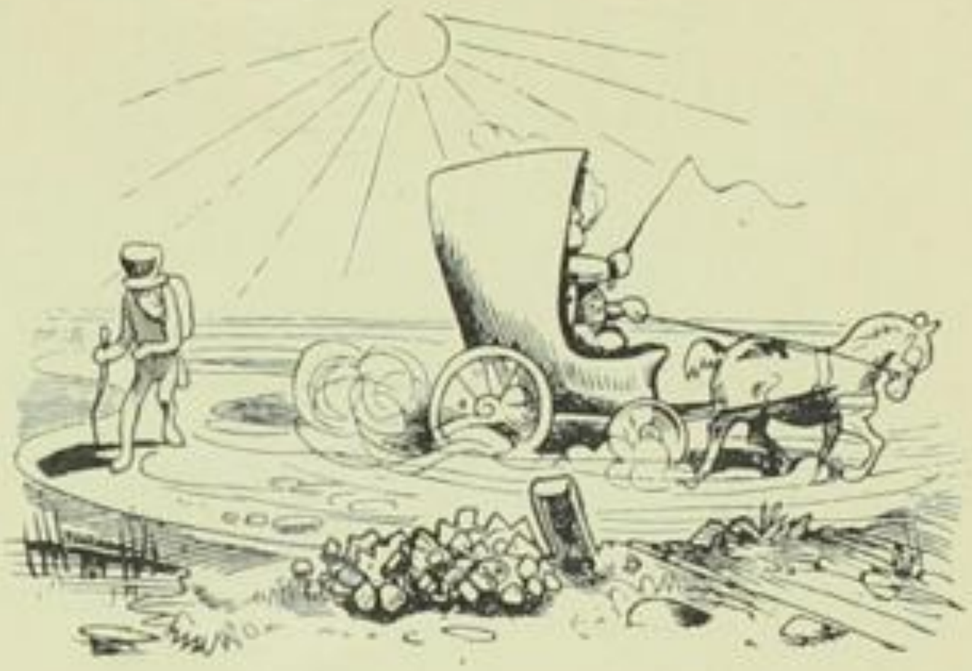


Der Dicke schmaust, es perlt der Wein;
Der Handwerksbursch' schaut neidisch d'rein.

Der Handwerksbursche unverwandt,
Vertieft sich in den Gegenstand.

Auch das noch! — Es ist unerträglich! —
Er flötet so leger wie möglich.

Der Dicke schlürft mit viel Gefühl; —
Dem Handwerksburschen wird es schwül.

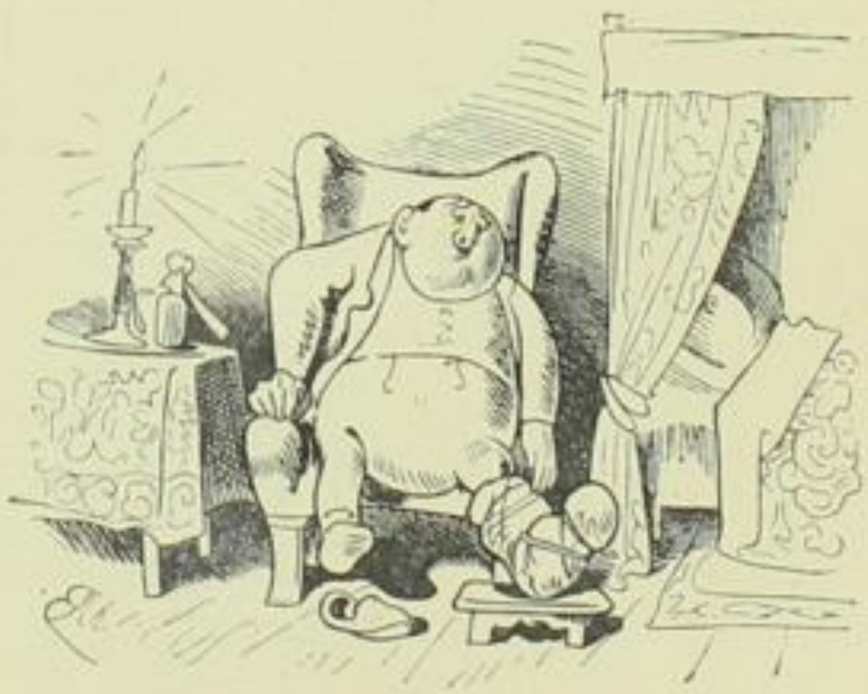


— Die Sonne brennt, der Staub der weht;
Der Dicke fährt, der Dünne geht. —

Er zahlt drei Kreuzer sehr verlegen,
Stolz nimmt sie der Herr Wirt entgegen.

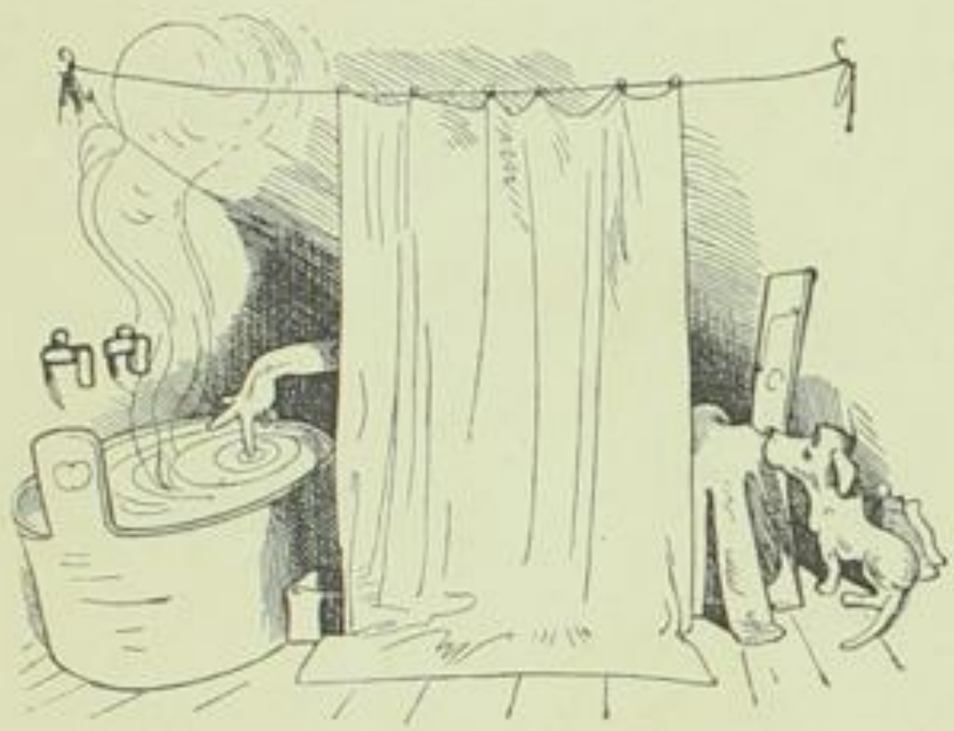
Der Handwerksbursche froh und frei,
Ruht sanft im duft'gen Wiesenheu.

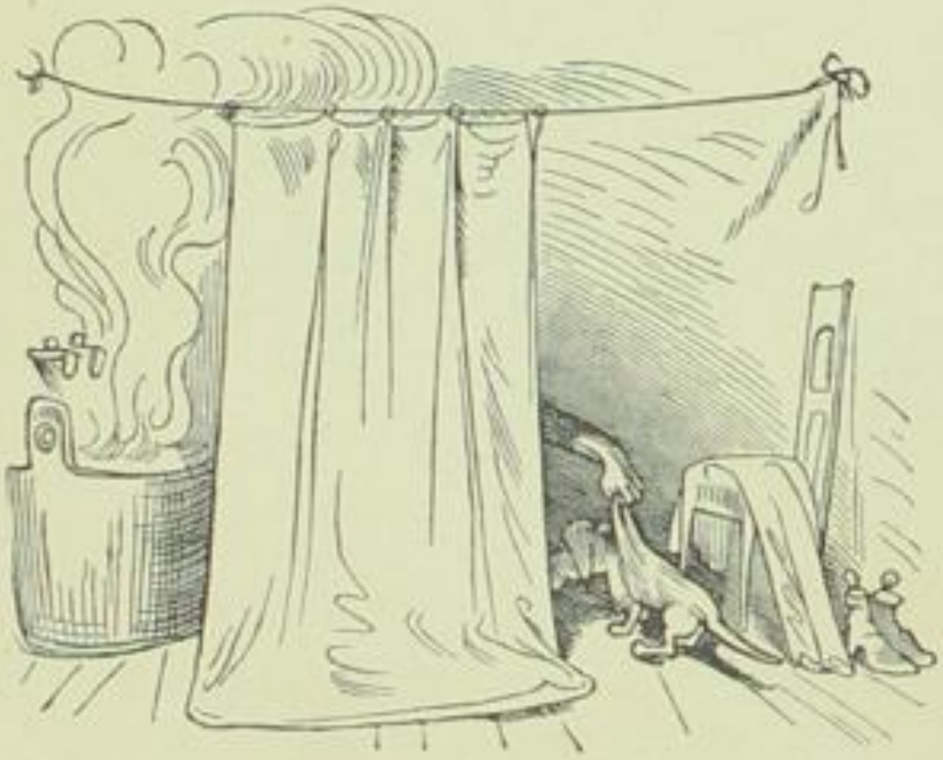
Drei Taler zahlt der gnäd'ge Herr,
Da ist der Wirt schon höflicher. —

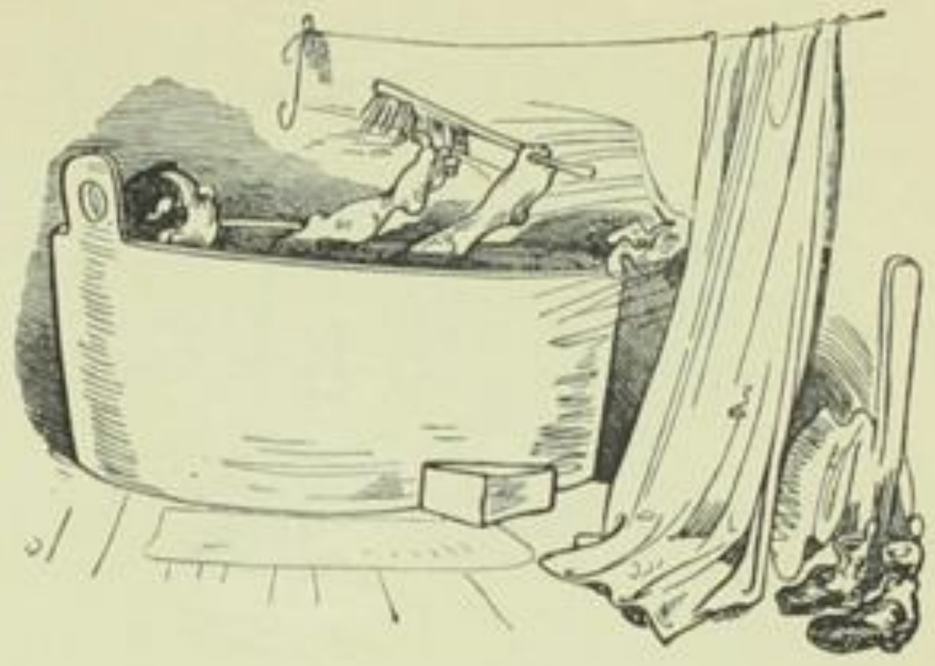


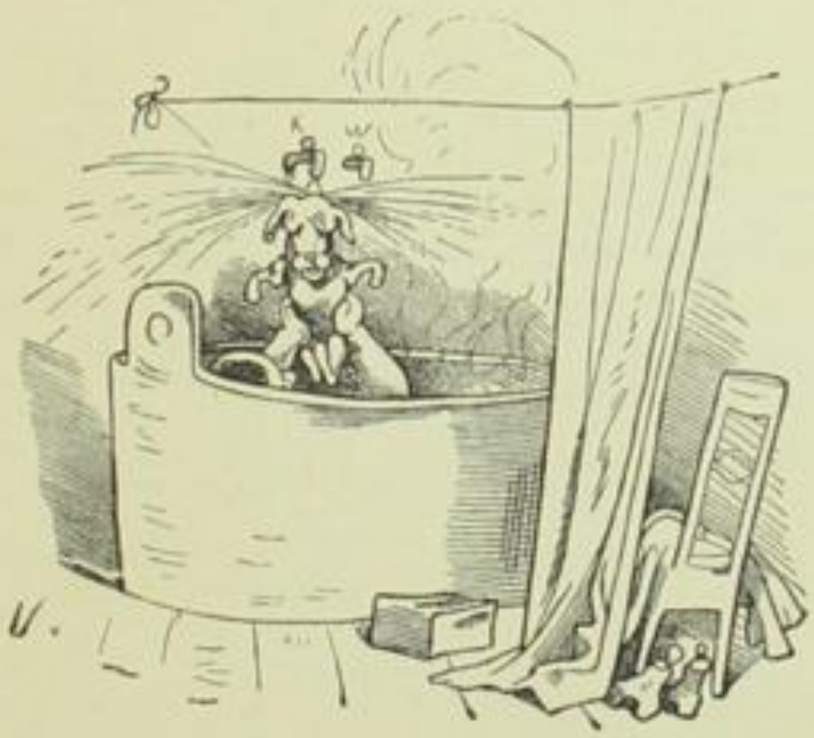
Der Dicke aber — autsch! mein Bein! —
Hat wieder heut' das Zipperlein.

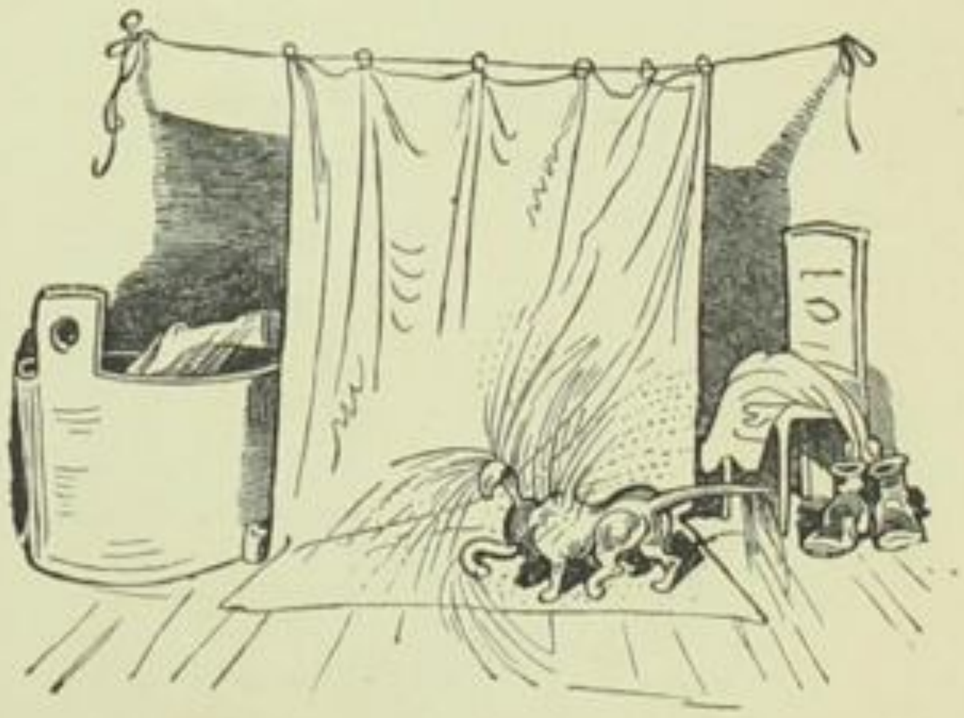
Das warme Bad.

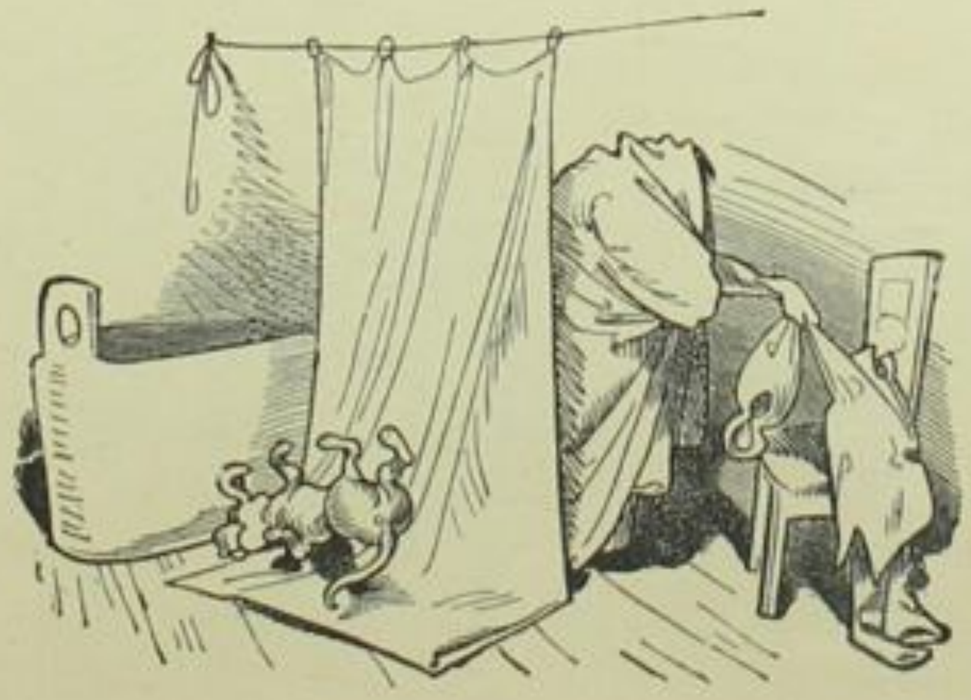


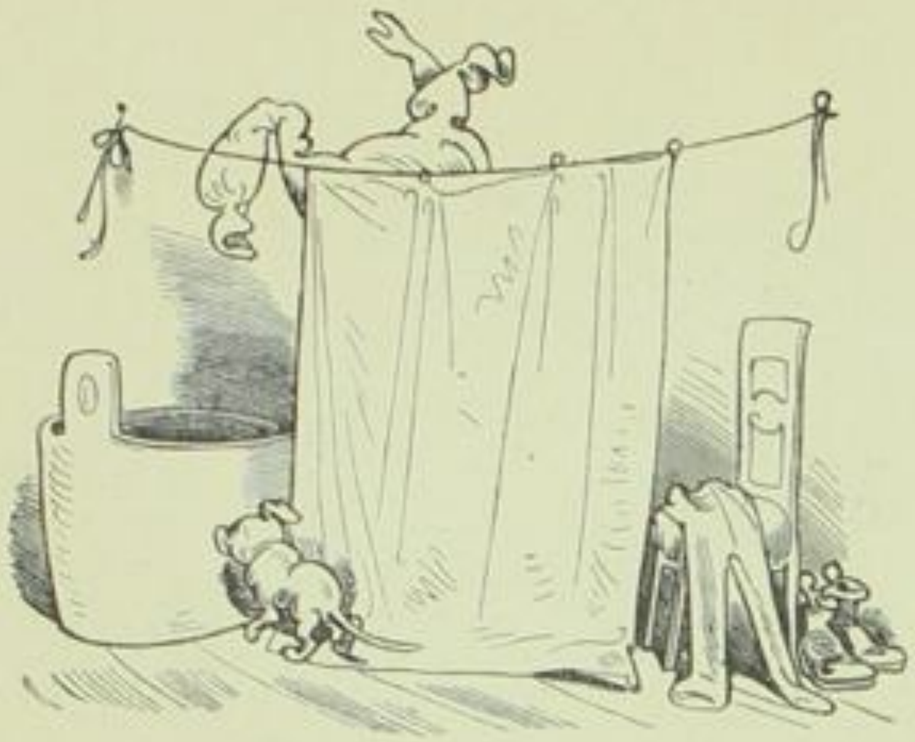


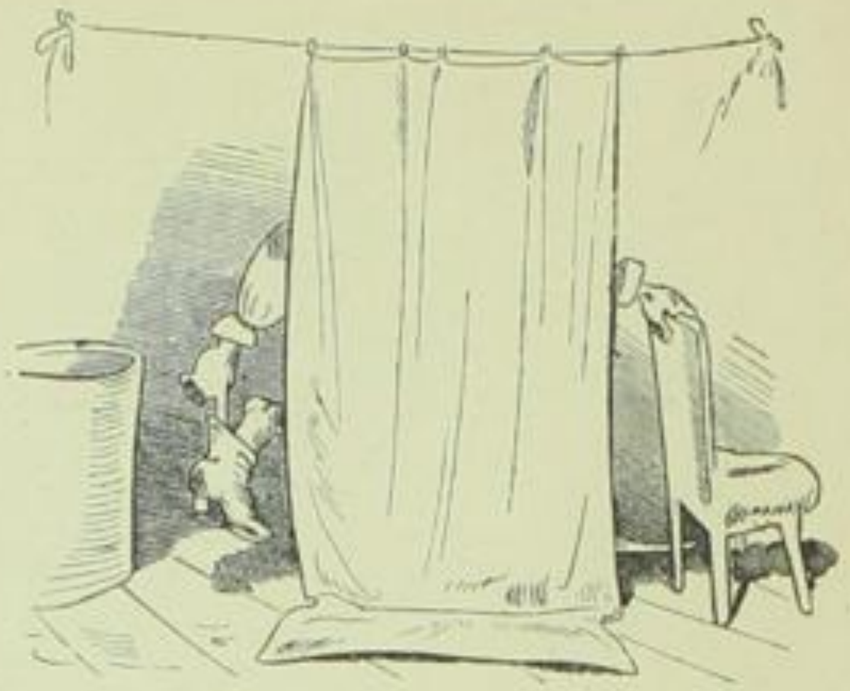


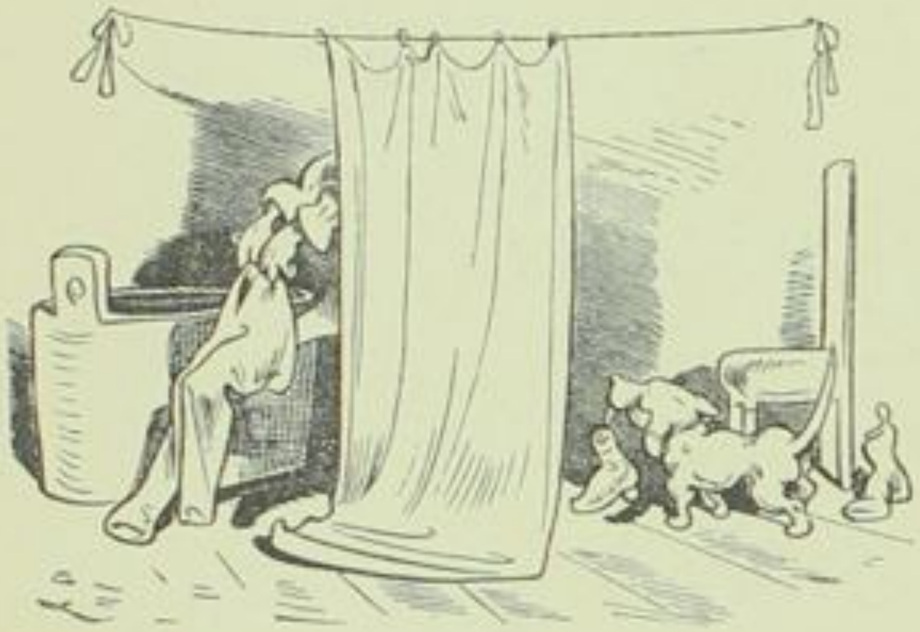


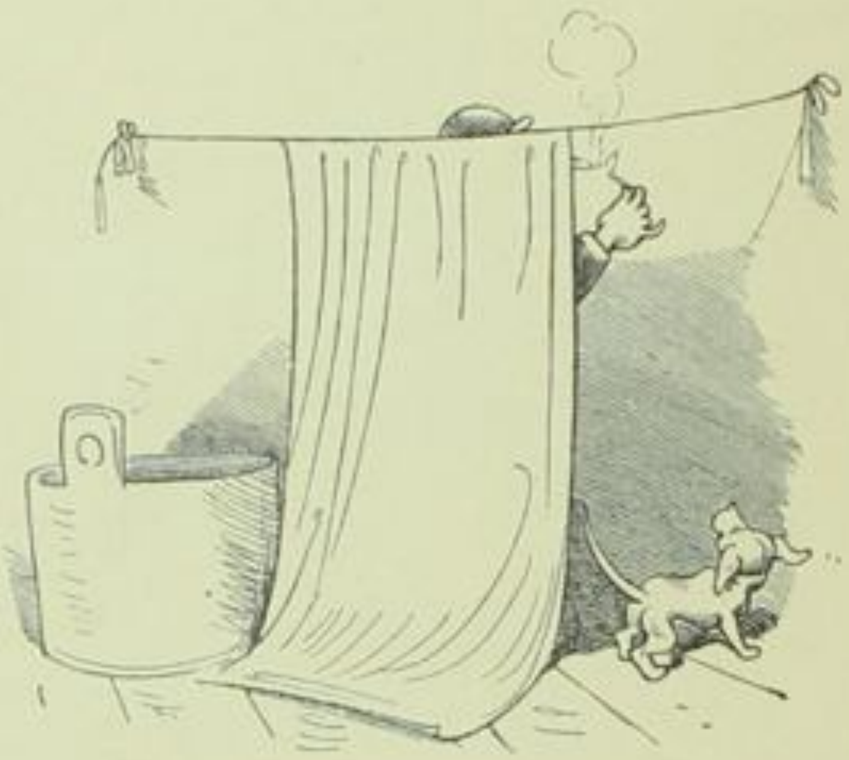












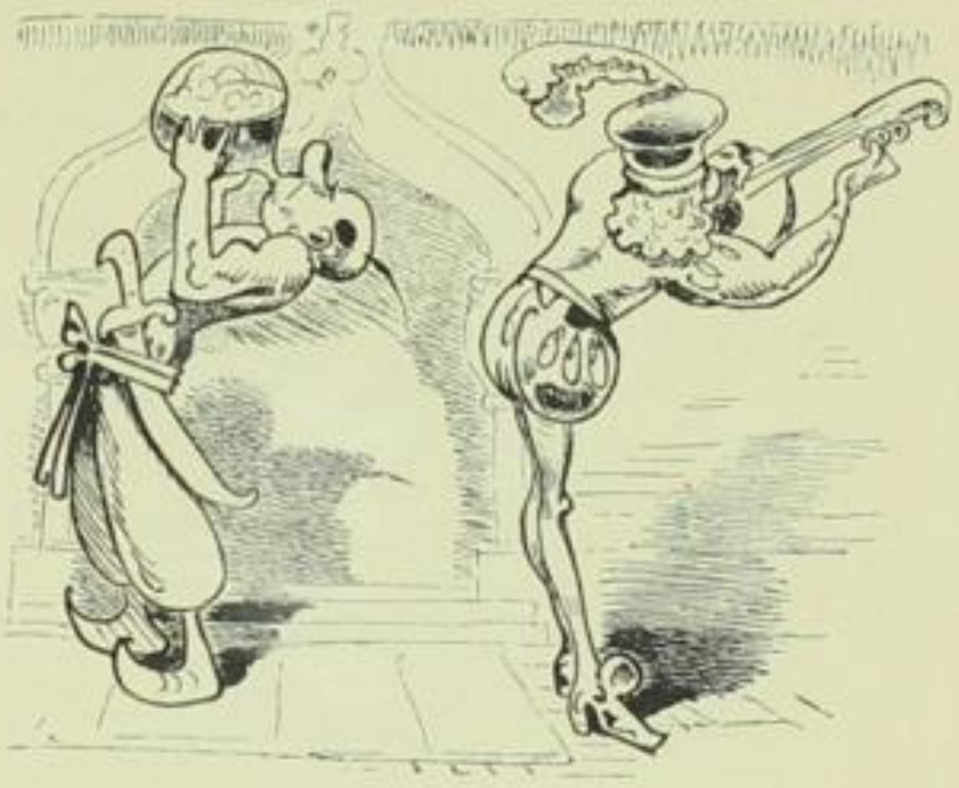
W. Busch

Die Entführung aus dem Serail.

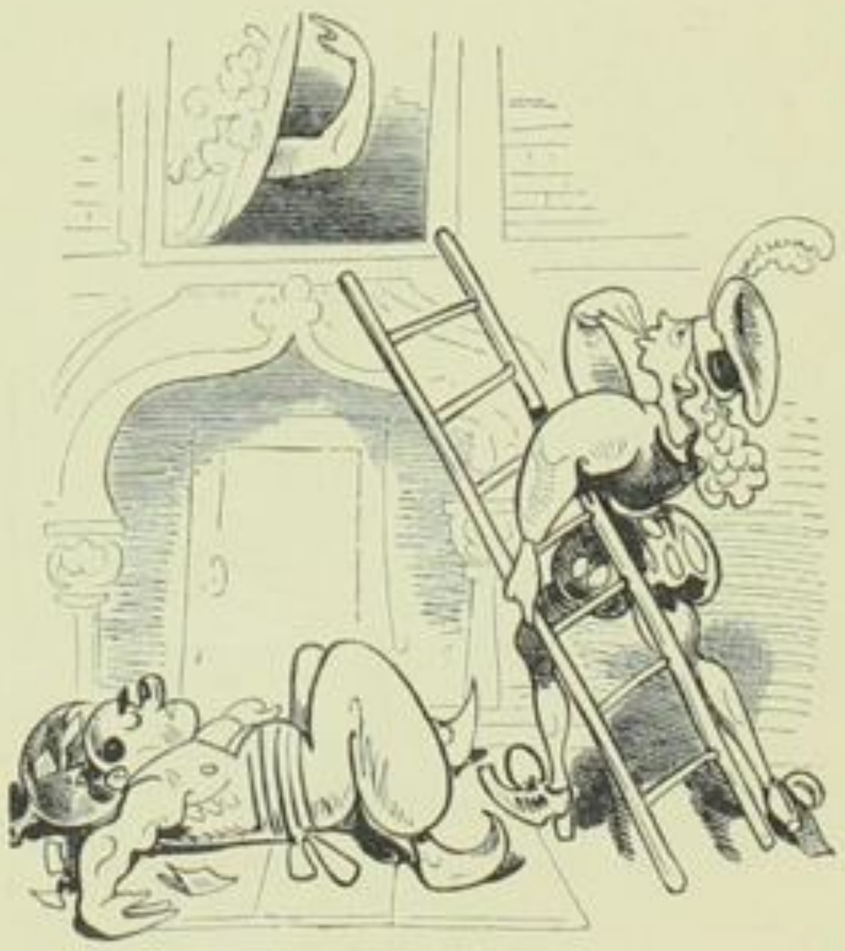
Der Sultan winkt — Zuleima ſchweigt
Und zeigt ſich gänzlich abgeneigt.

„Ha!“ ruft der Sultan zorn'gen Muts,
„Führt ſie hinweg!!“ — Der Sklave tut's.

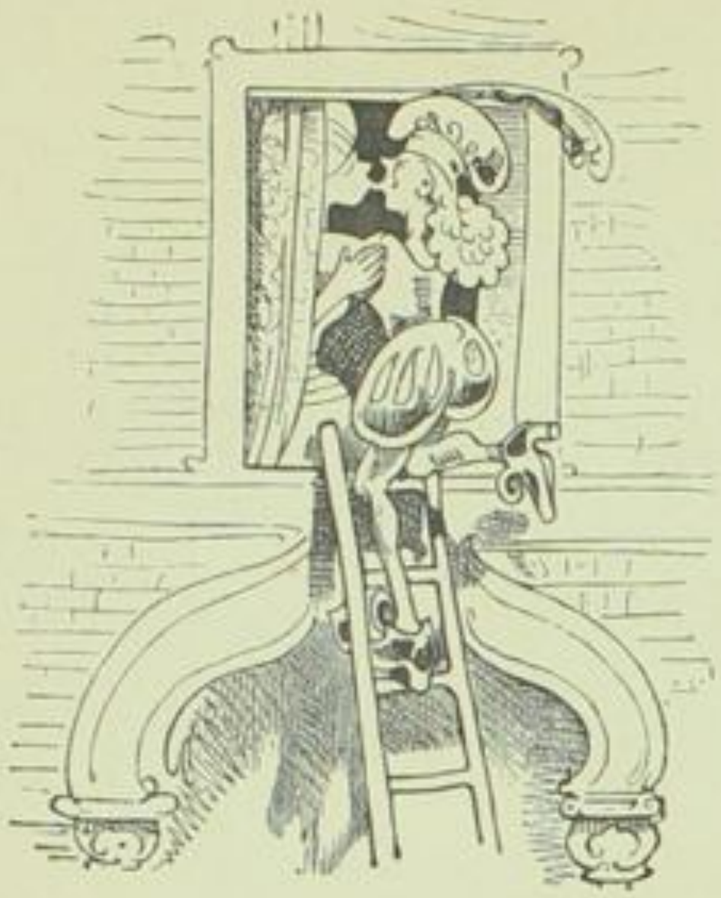
Der Ritter Artur ſucht voll Tücken
Des Hauſes Wächter zu berücken.



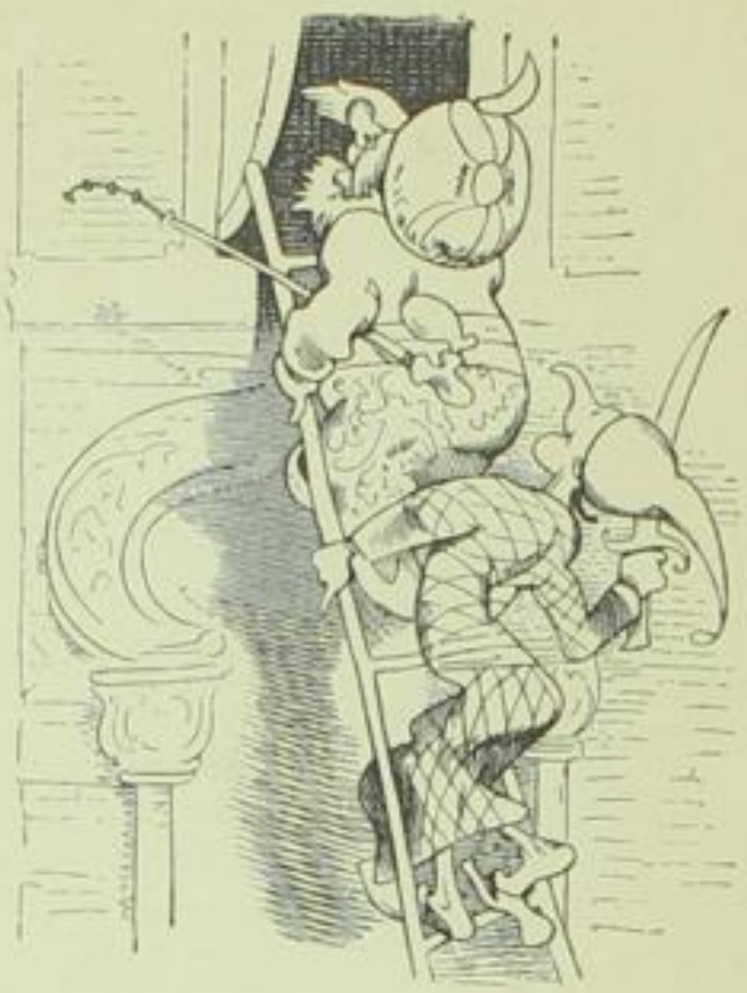
Schon trinkt die Wache ziemlich viel,
Herr Artur ſtimmt ſein Lautenſpiel.



Jetzt iſt die Schildwach' ſchon betrunken,
Und ſchau! Zuleima hat gewunken.

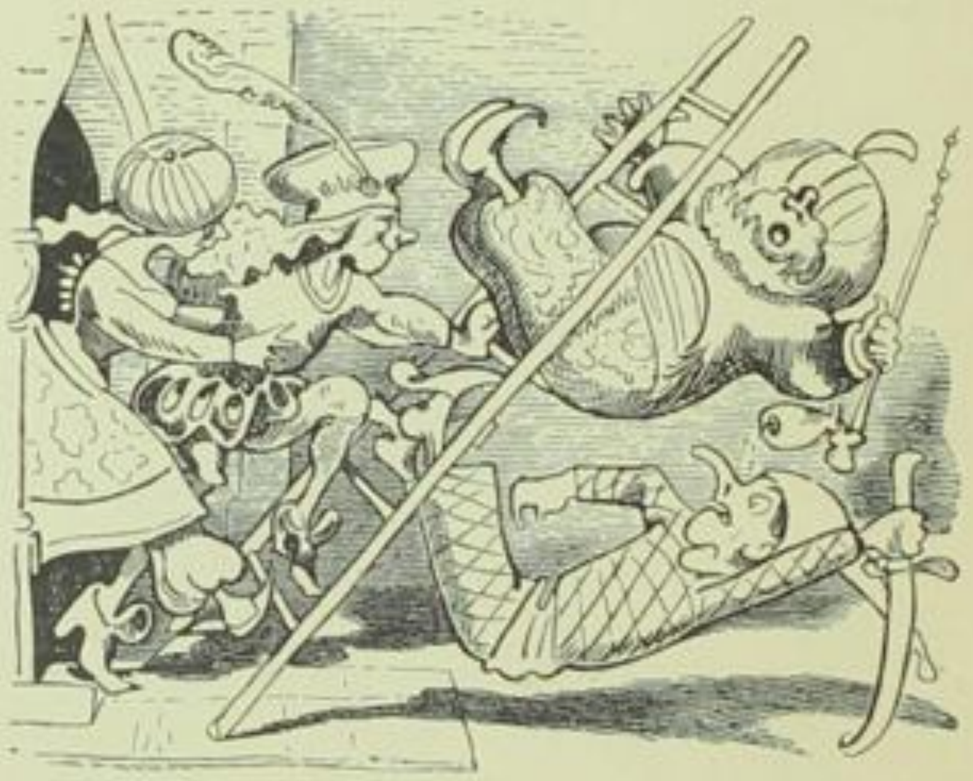


Hier grüßt man sich voll Zärtlichkeit —
— Gebt acht! der Aga ist nicht weit!

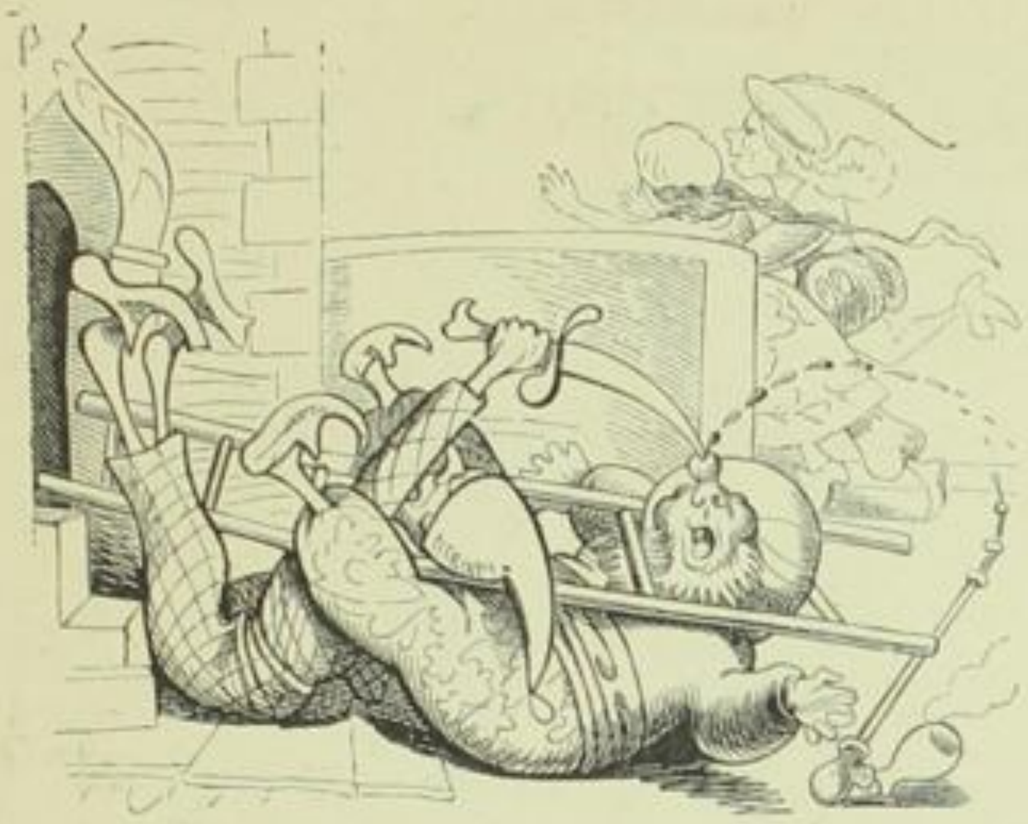


Die beiden Türken steigen nach
Bis zu Zuleimas Vorgemach.

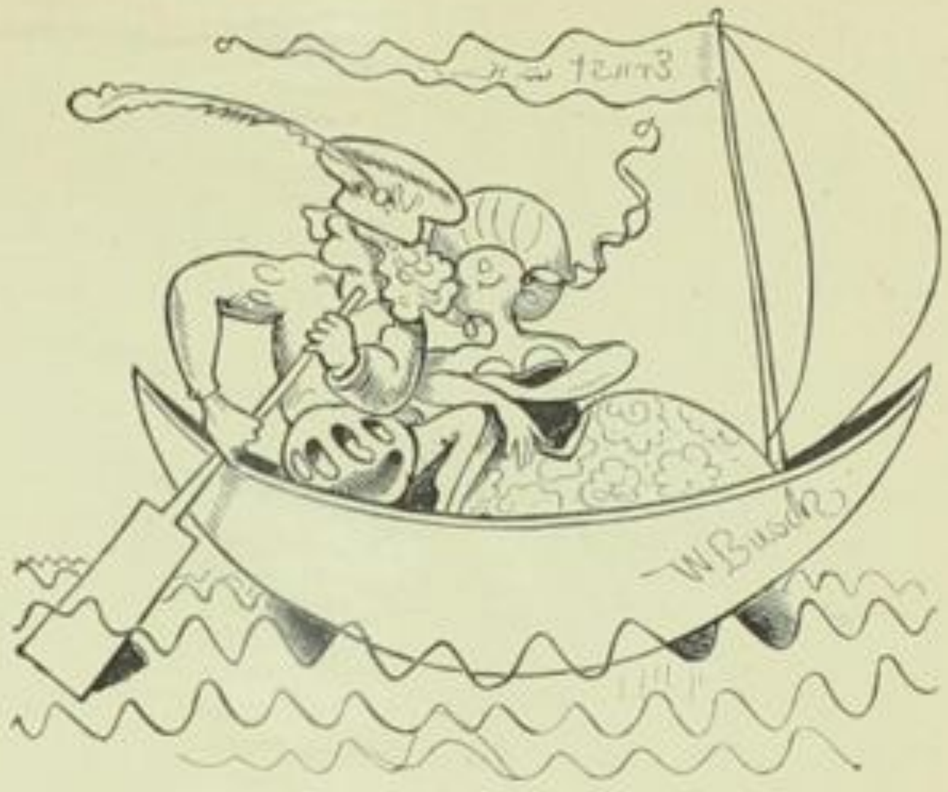
Der ruft: „Herr Sultan, kommt in Eil'!
G'rad steigt da wer in das Serail!"



Kaum sind die beiden Türken oben,
Da wird die Leiter umgeschoben.

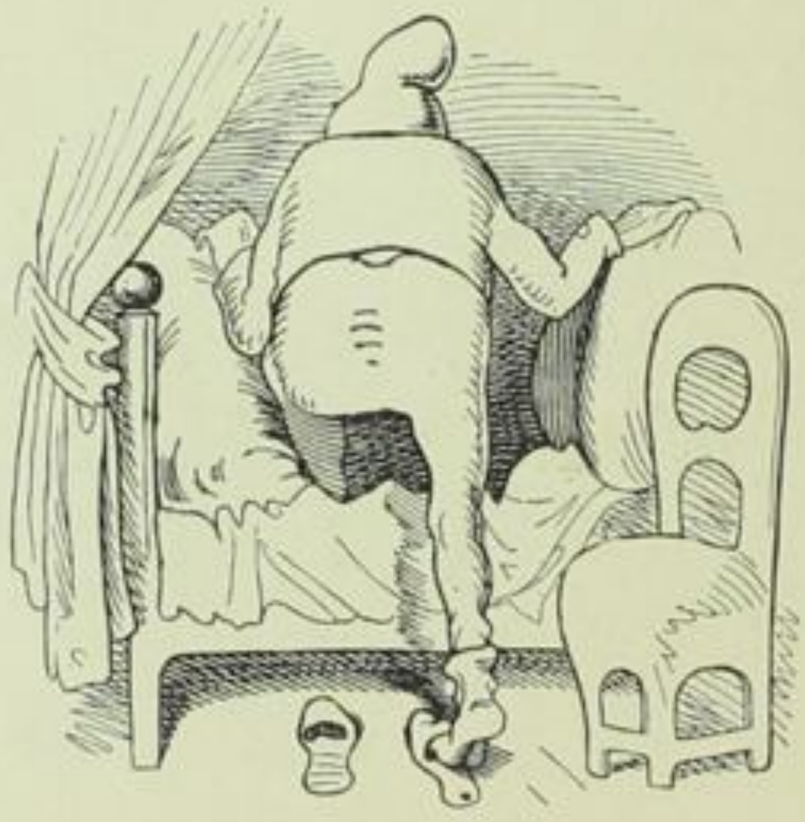


Der Aga sticht in großer Hitze
Dem Sultan in die Nasenspitze.



Das Pärchen aber, froh und heiter,
Entflieht per Schiff und segelt weiter.

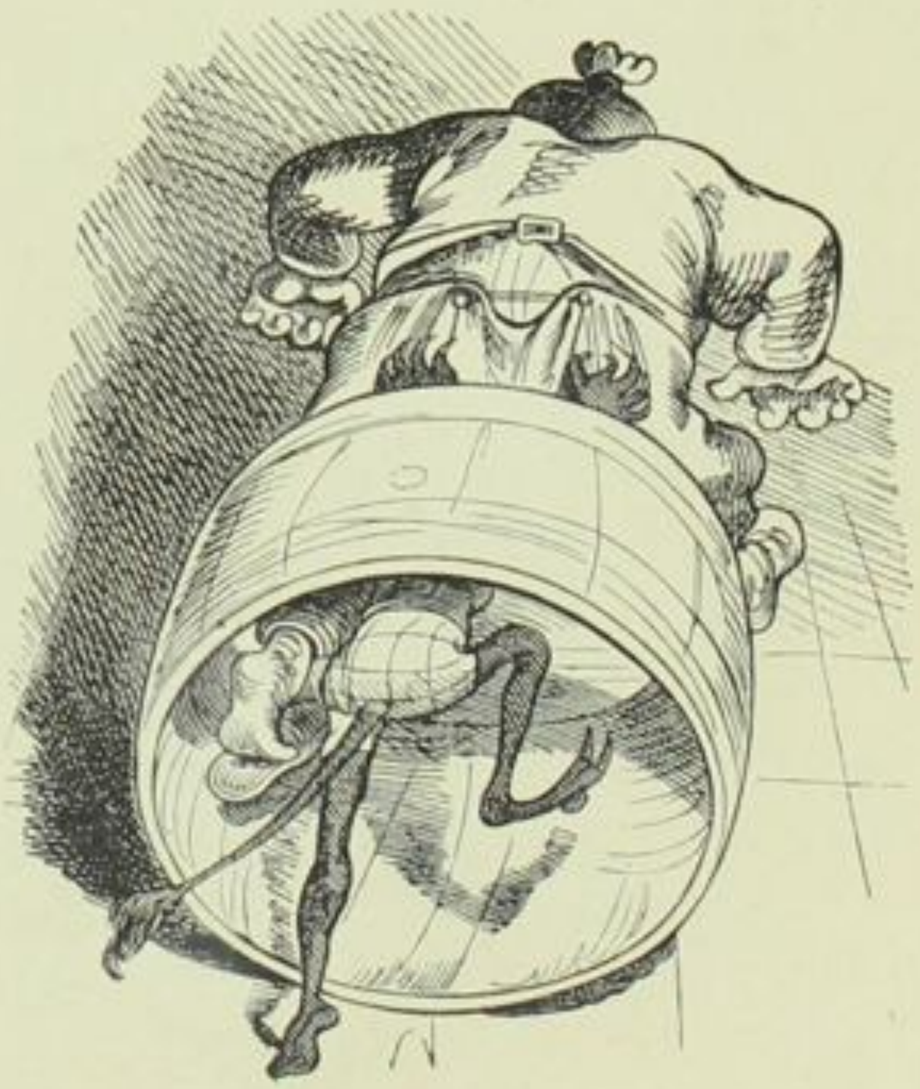
Dem Sultan aber klopft das Herz
Vor Herzenspein und Nasenschmerz.



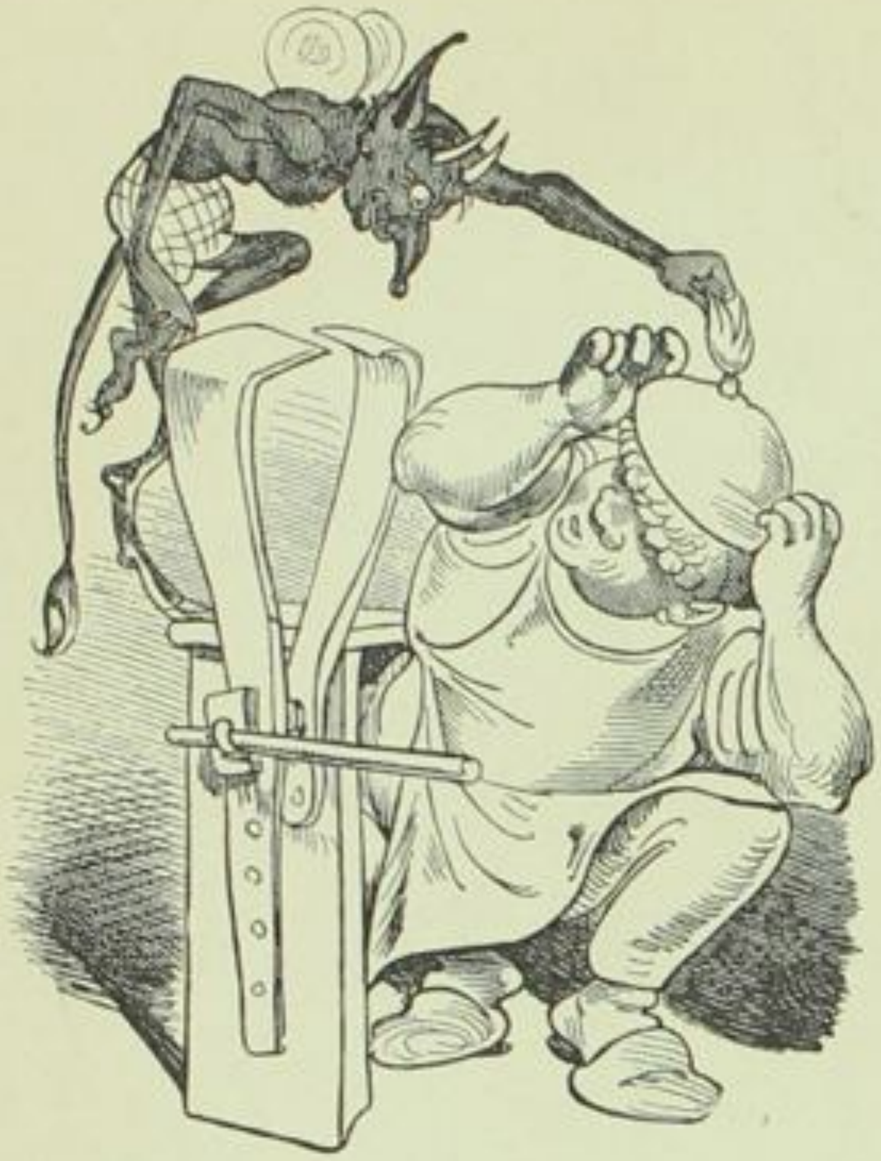
Schmied und Teufel.

Ein kleiner Teufel, bös und frech,
Kommt aus der Hölle, schwarz wie Pech.

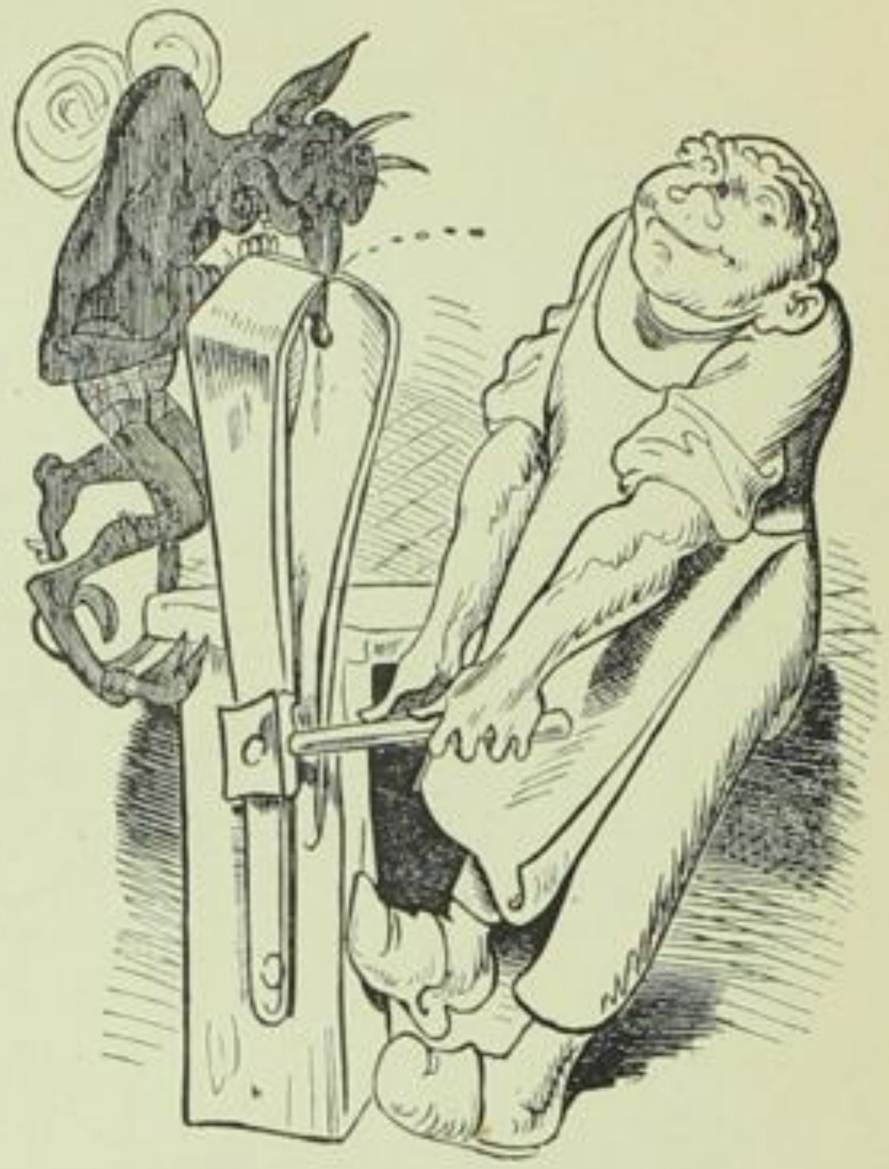
Der Schmied tut sich entsatzen,
Der Teufel will ihn kratzen.



Durch eine hohle Tonnen
Ist ihm der Schmied entronnen.



Der Schmied sitzt bei der Schraube,
Der Teufel zupft die Haube.



Der Teufel nähert der Klammer sich:
Ja, siehst du wohl! Da hat er dich!

Er faßt ihn mit der Zange,
Dem Teufel wird es bange.

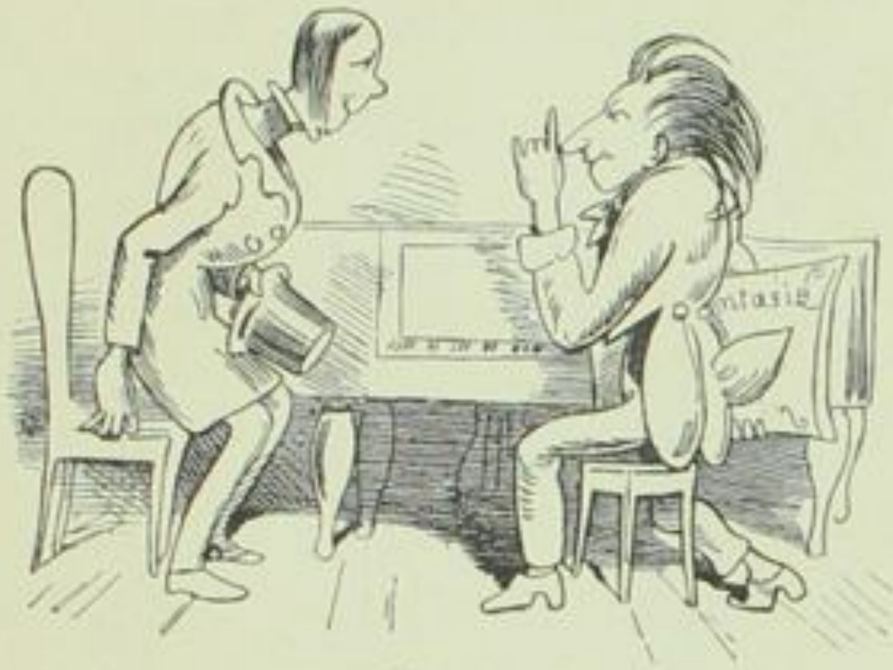
Er legt ihn über den Ambos quer,
Au, au! Da schreit der Teufel sehr.

Der Schwanz wird abgekniffen,
Der Teufel hat gepfiffen.

Er heult und fährt zur Hölle nieder:
„Das sag' ich meiner Großmutter wieder!!"

Ein Neujahrskonzert.

Zum neuen Jahr begrüßt Euch hier
Ein Virtuos auf dem Klavier;



Silentium.

Er führ' Euch mit Genuß und Gunst
Durch alle Wunder seiner Kunst.

Adagio.

Introduzione.

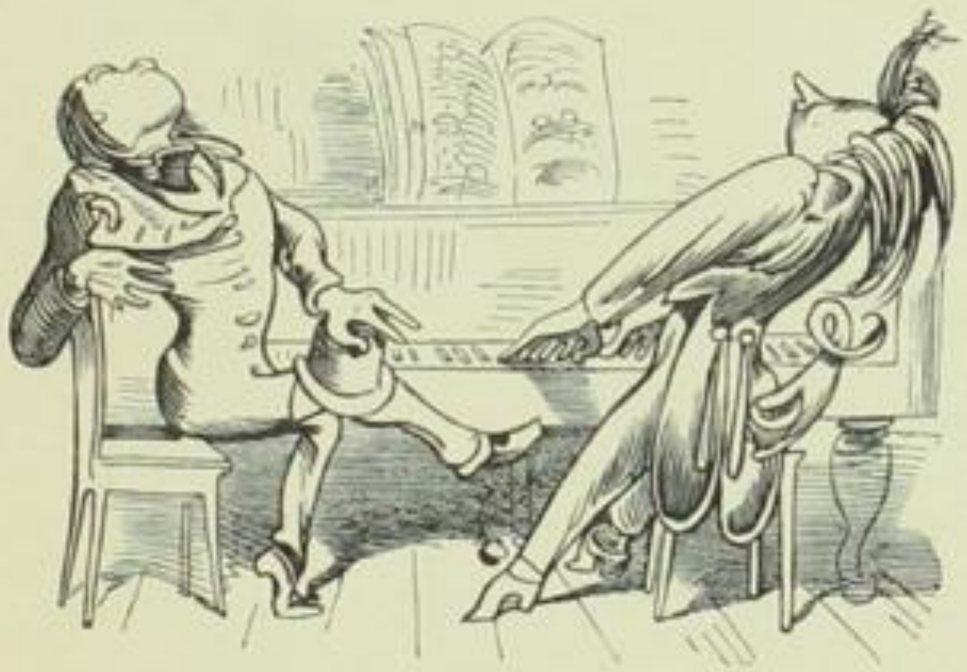
Adagio con sentimento.

Scherzo.

Piano.

Smorzando.

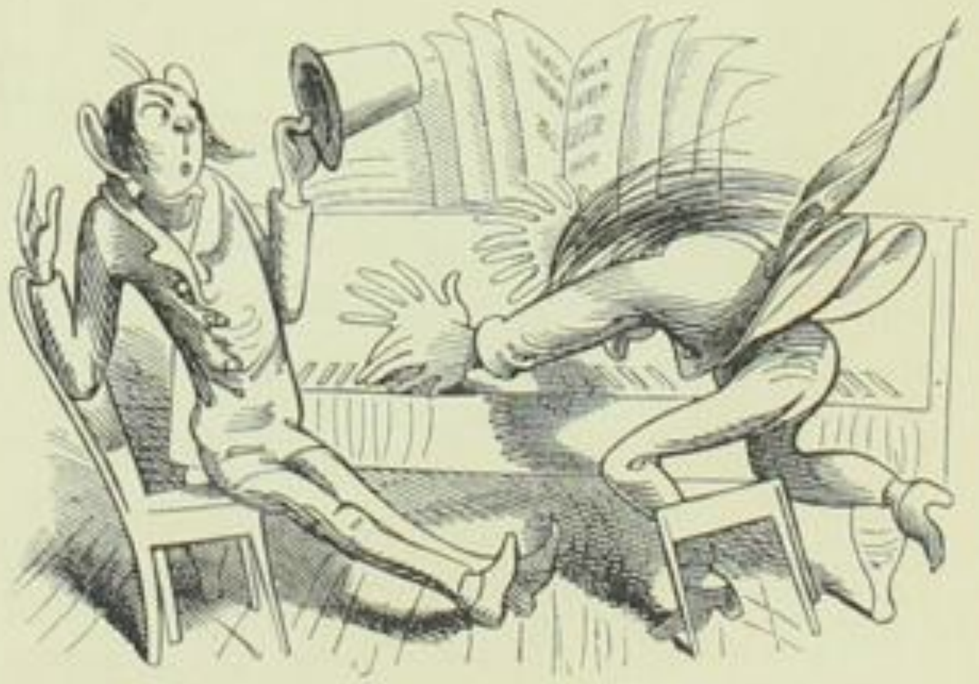
Passagio dromatico.



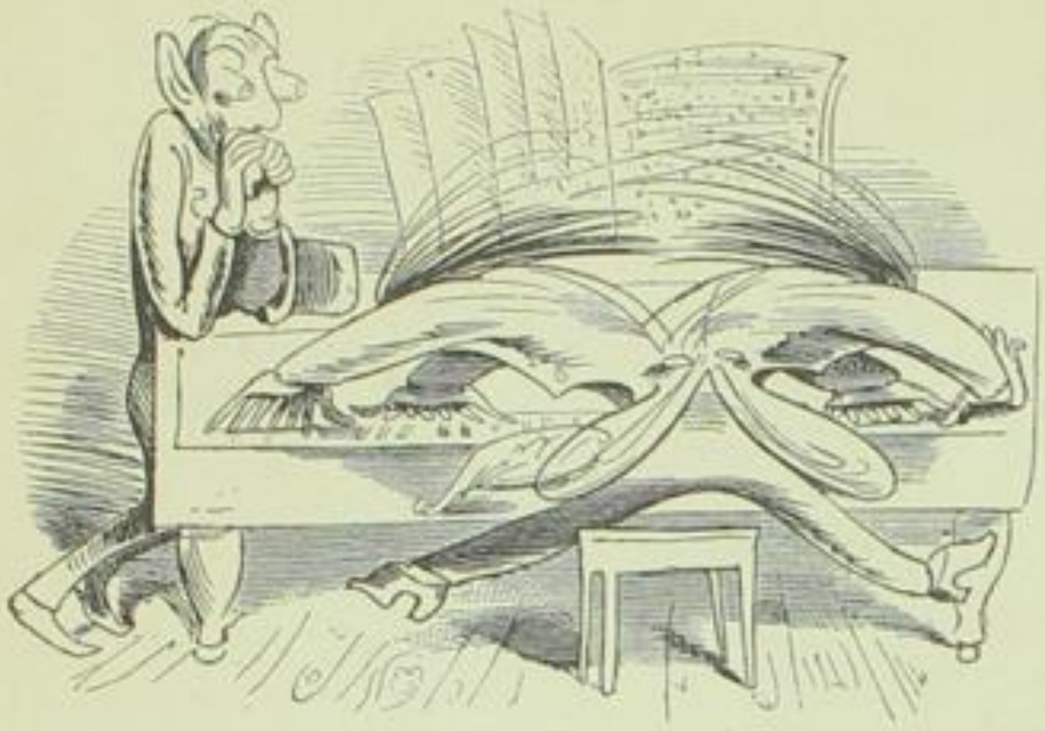
Maëstoso.

Fuga del diavolo.

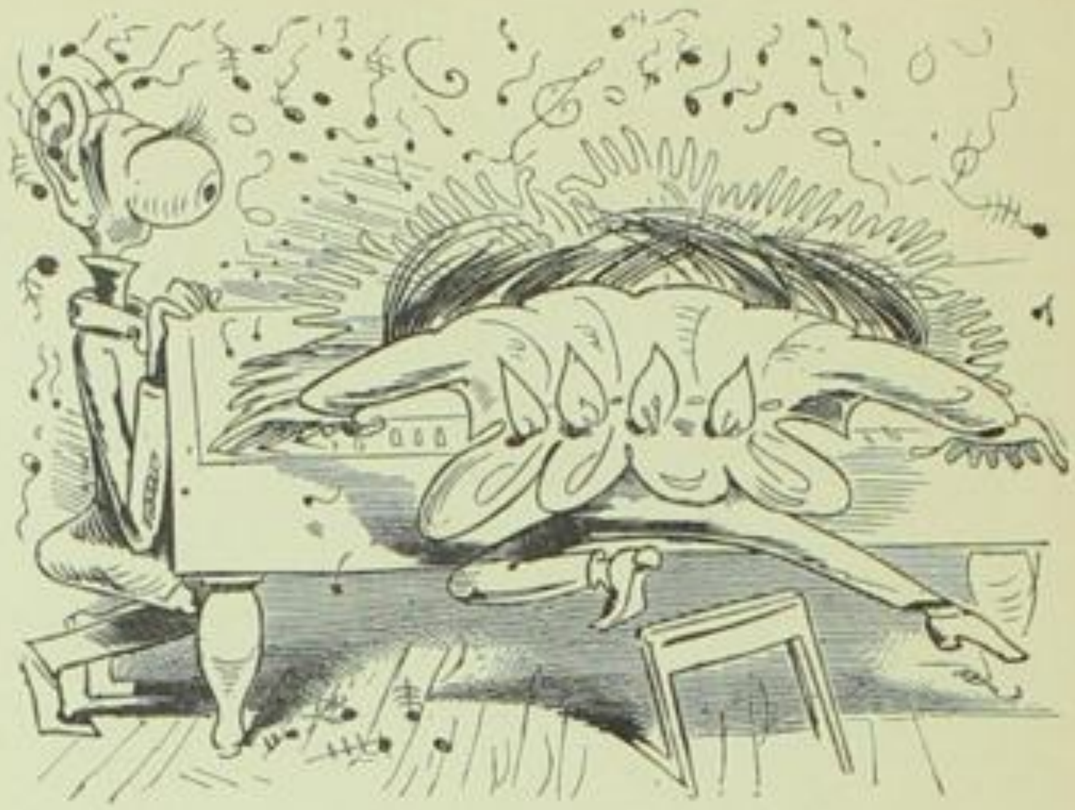
Capriccioso.



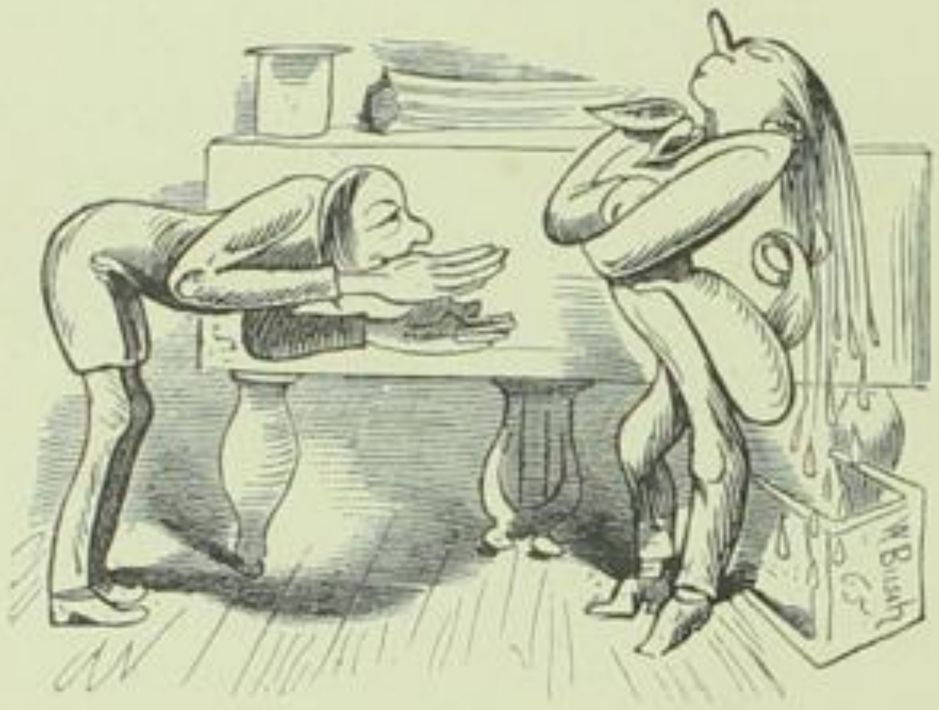
Forte vivace.



Fortissimo vivacissimo.



Finale furioso.



Bravo-Bravissimo.

Müller und Schornsteinfeger.

Drama in 5 Akten.

Personen.

Hans, Müller und Geliebter der Nanni und Fanny.
Franz, Kaminkehrer, ebenfalls Geliebter der Fanny und Nanni.
Nanni, Köchin und Geliebte des Hans und Franz.
Fanny, Stubenmädel, Geliebte des Franz und Hans.

Ort der Handlung im 1., 2., 3. und 5. Akte in der Küche, im 4. auf dem Dache.

Erster Akt.

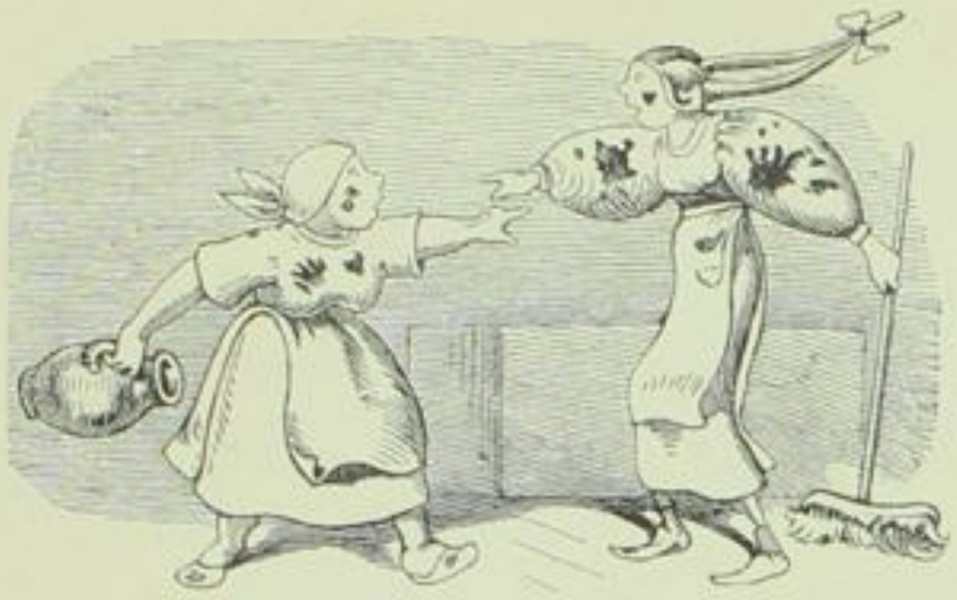
Schau, schau! Der Müller, dick und rund,
Küßt Jungfer Nanni auf den Mund.

Der Schornsteinfeger, gleich darnach,
Klagt dieser auch sein Liebesach;

Und bald nach diesem — ei, ei, ei! —
Schwört er der Fanny ew'ge Treu!

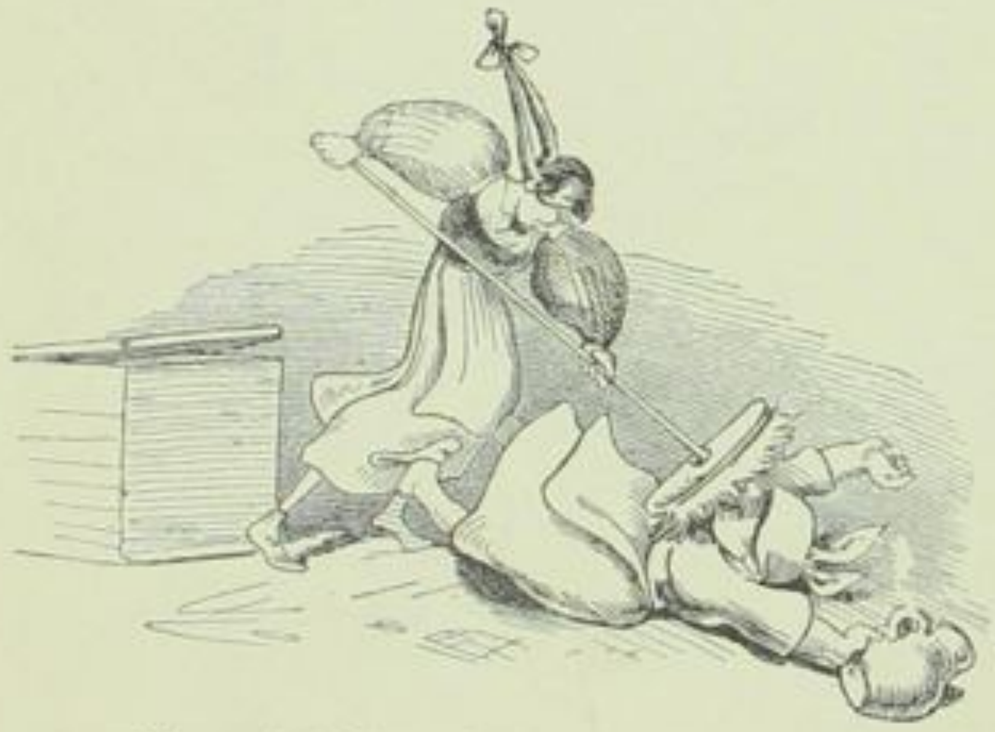
Doch ungeachtet solcher Schmerzen
Küßt er die Nanni recht von Herzen.

Zweiter Akt.



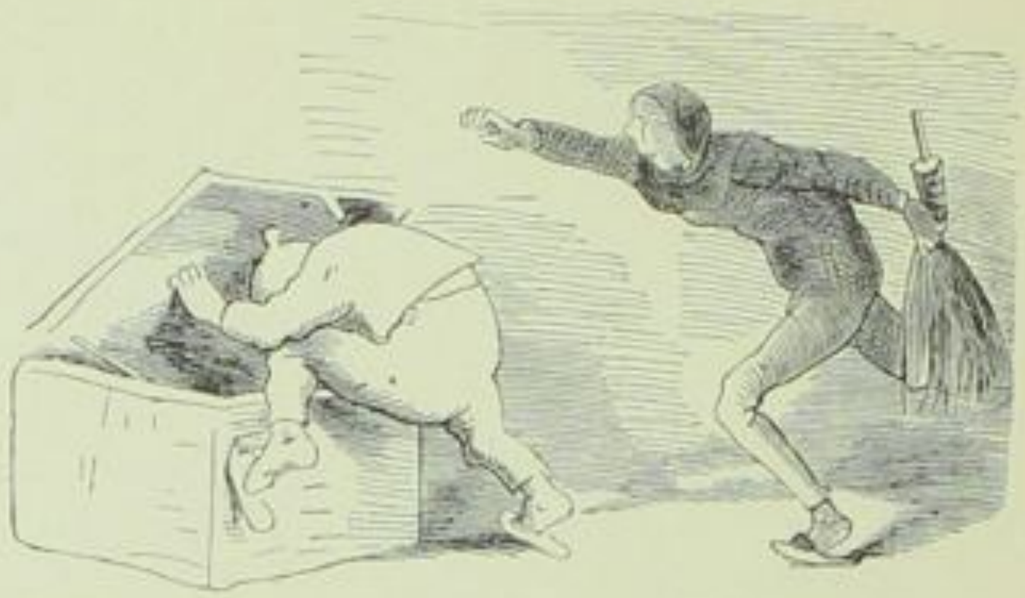
Nun sehen Nann- und Fanny beid'
Die Spuren dieser Zärtlichkeit.

Sogleich gießt Nanni aus dem Topf
Das Wasser über Fannys Kopf;



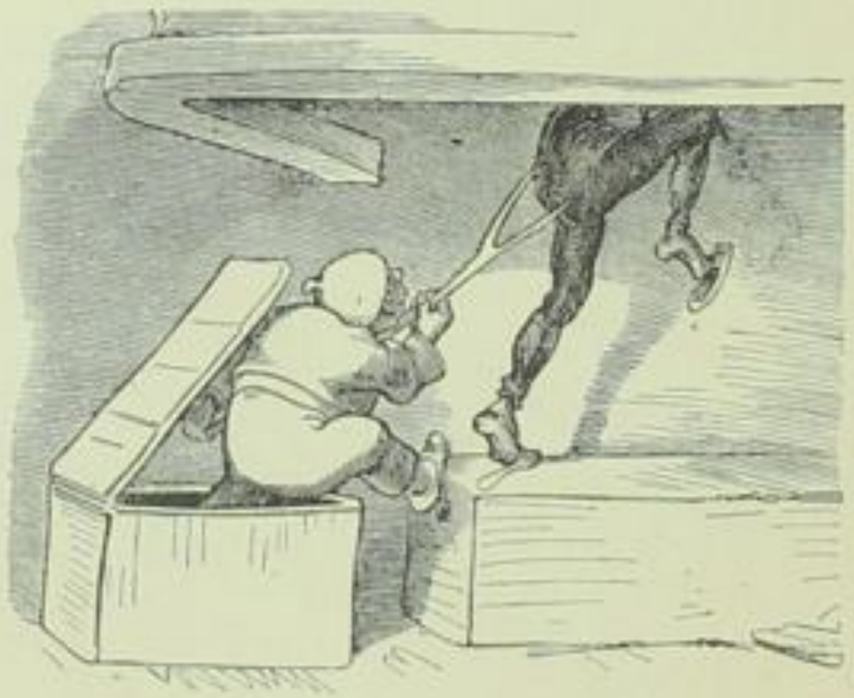
Worauf dieselbe, sehr empört,
Die Nanni mit dem Besen kehrt.

Dritter Akt.



Der Schornsteinfeger folgt derweile
Dem Müller nach in Zorn und Eile.

Der will im Kasten sich verstecken
Und kann sich doch nicht ganz bedecken.



Die Ofengabel faßt er kühn;
Der Schwarze hüpft in den Kamin.

Vierter Akt.

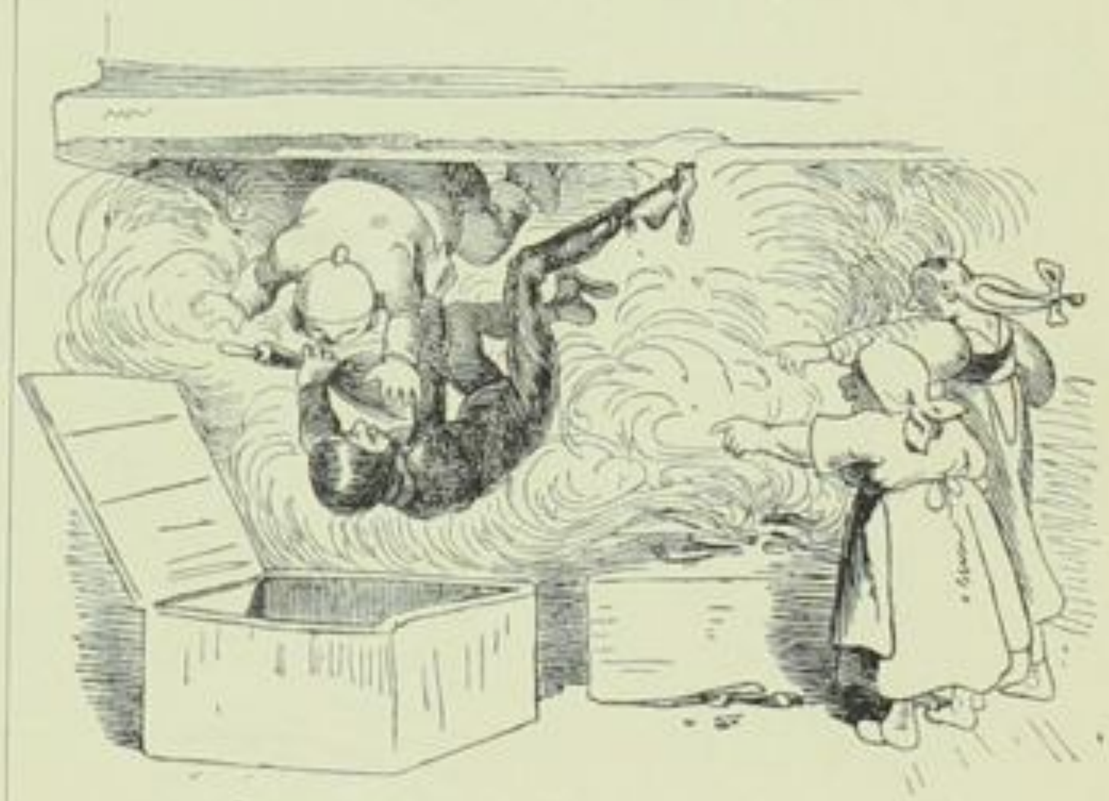
Zu höchst ist er nun auf dem Dach —
Wer wagt es ihm zu steigen nach?

Schon klettert auf des Daches Giebel
Der Müller mit dem Wasserkübel.

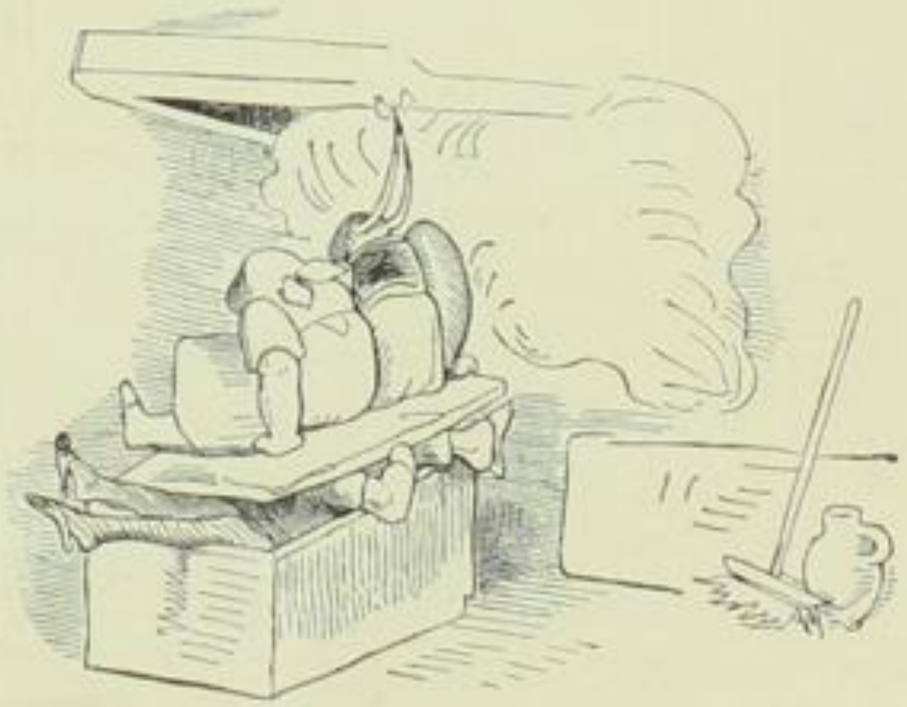
Da langt in Eile und in Not
Der Schornsteinfeger aus dem Schlot.

Fünfter Akt.

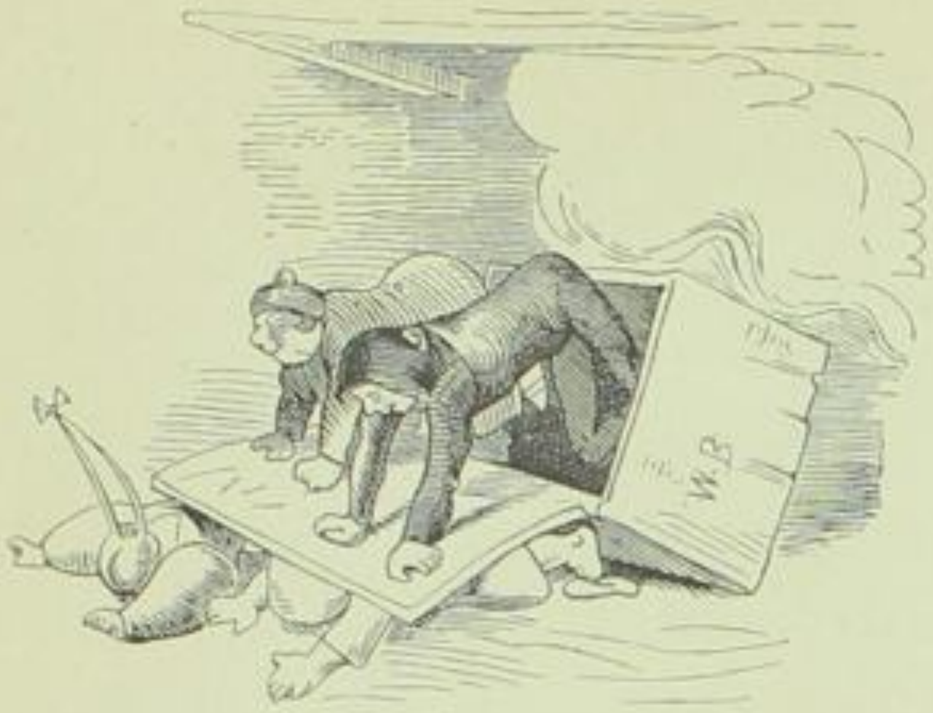
Die beiden Mädeln machen Feuer —
Den' droben wird's da nicht geheuer.



Schnurr! — sausen beide nun herunter,
Die Mädchen lachen froh und munter.



Nun setzt sich auf die Kiste gar
Das schadenfrohe Mädchenpaar.

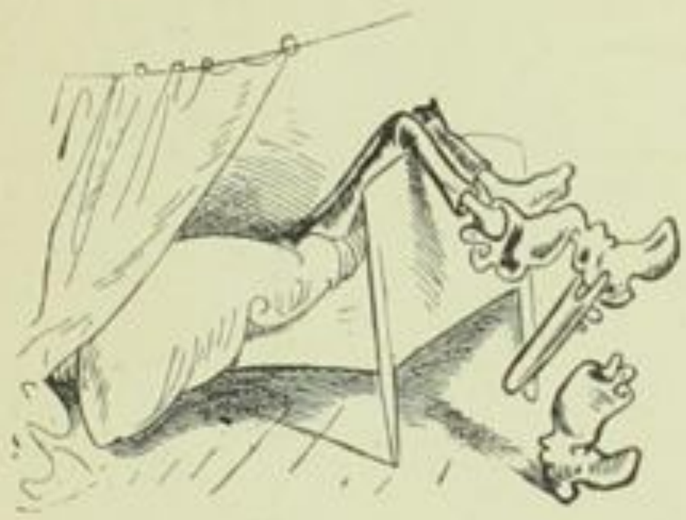


Indes — man lache nicht zu früh!
Denn — schlapp! — hier unten liegen sie.

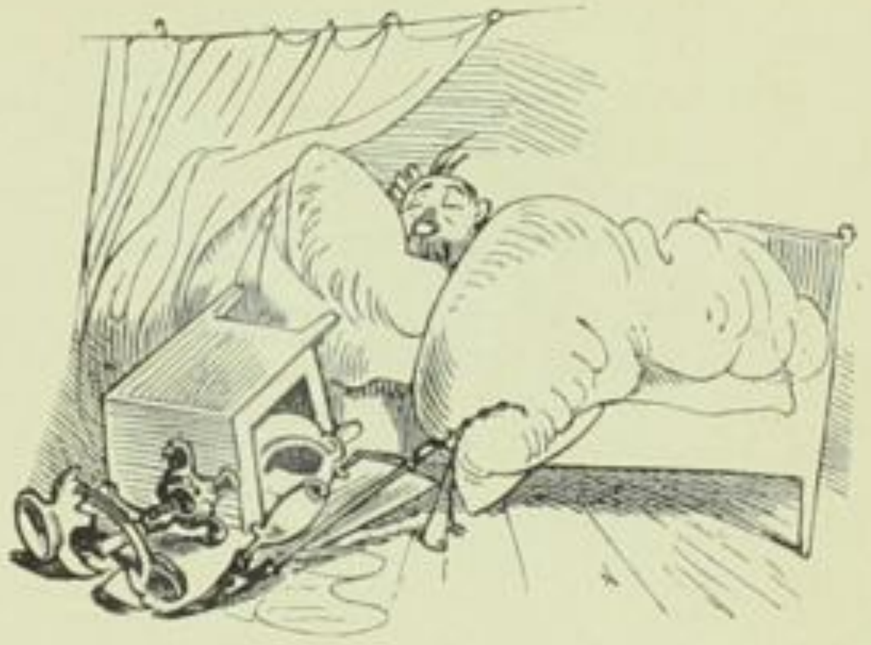
Man sieht, daß es Spektakel gibt
Wenn man sich durcheinander liebt.

Zum Schluß ist Zank und Streit vorbei;
Sie lieben sich zu zwei und zwei.

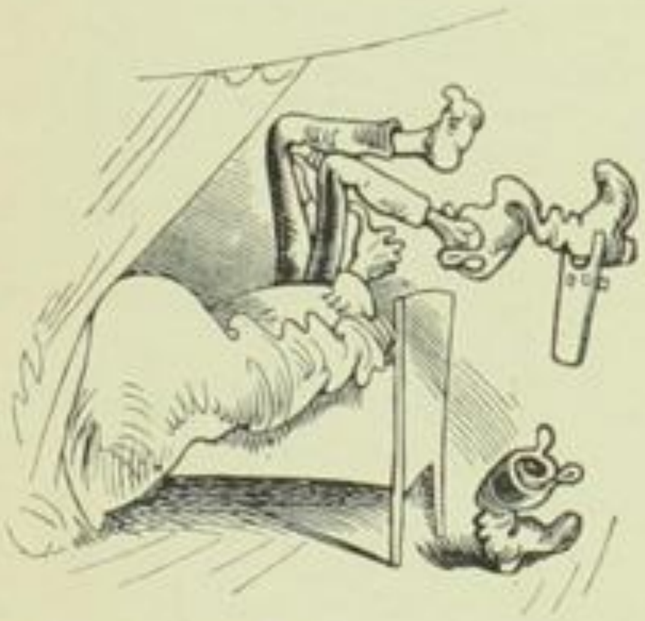
Der Katzenjammer am Neujahrsmorgen.



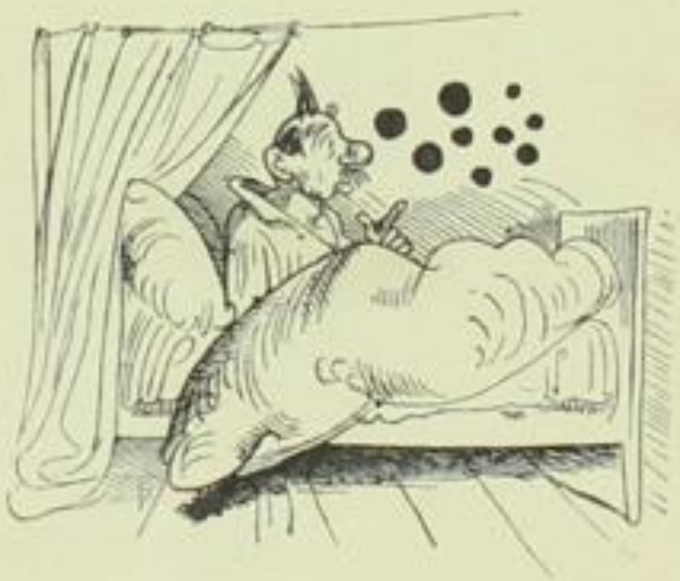
Am Morgen nach Silvester.



Wiederkehrendes Bewußtsein.



Schmerz in den Kniegelenken.



Subjektive Farbenerscheinung in Gestalt beweglicher Flecken.

Gesteigerte Sensibilität der Haarspitzen, vulgo Haarweh.

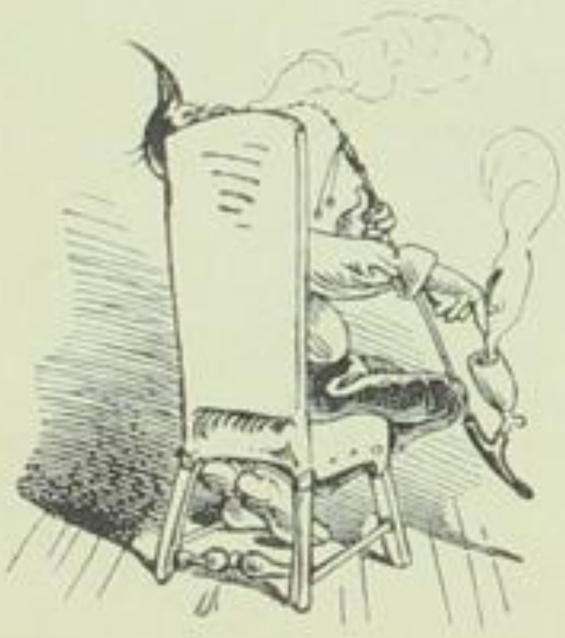
Gemeines Schädelweh.

Wo hab' ich denn das heut' Nacht erwischt?!

Auch zuwider!!

Ohha? — Noch immer ein bischen wackelig?!

Wo im Dunkeln die Uhr hingelegt wurde.



Versuch einer Morgenpfeife.

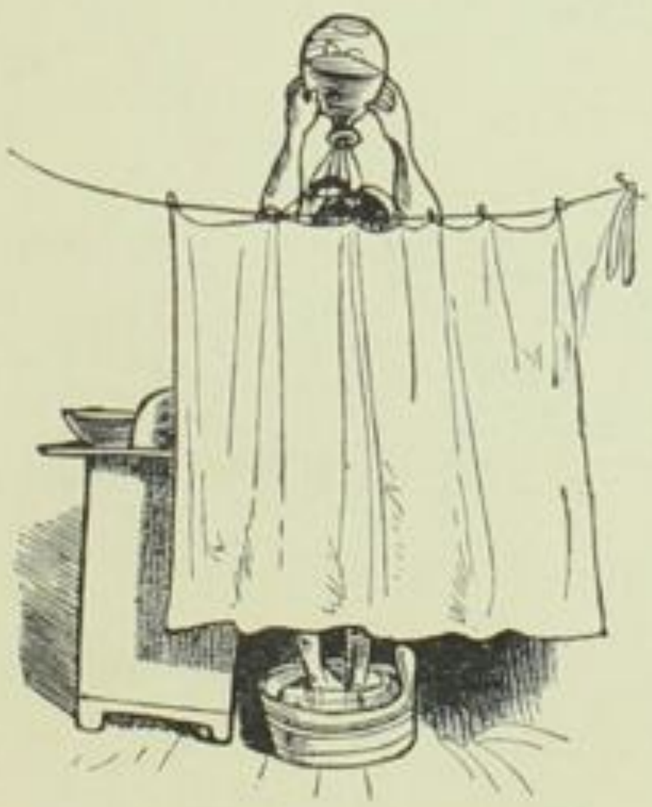
Der Hausgang neu angestrichen.

O weh! der neue Zylinder im Waschbecken.

Ein Magenbitter.

Im Stiefel finden sich noch drei Pfennige.

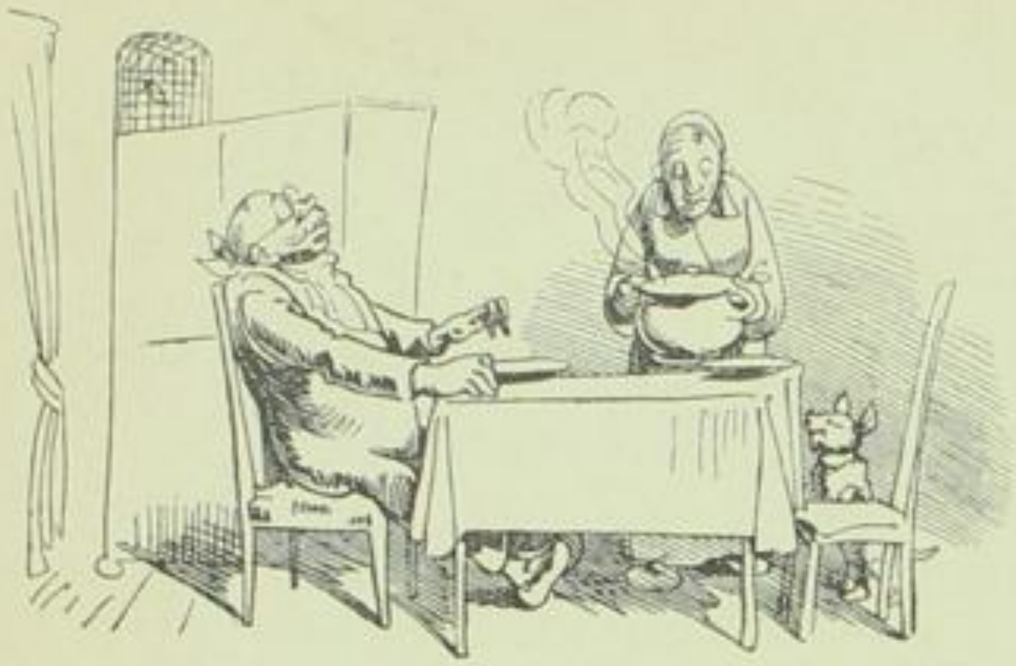
Brrr!



Abkühlung und Erfrischung.

Nach dieser heilsamen Erschütterung geht's ja so weit wieder ganz gut.

Die Brille.

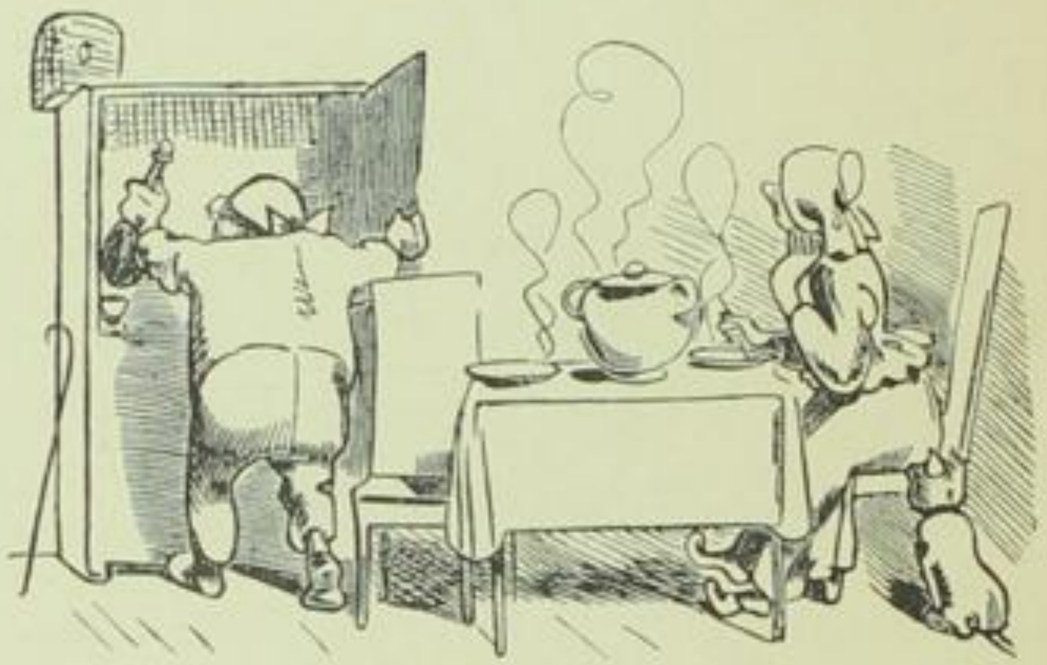


Des Mittags, als es zwölfe war,
Setzt sich zu Tisch der Herr Aktuar.

Er schaut bedenklich, ernst und stille
Die Suppe an durch seine Brille.

Und durch die Brille, scharf und klar,
Entdeckt er gleich ein langes Haar.

„Nun!" — sprach die Frau — „das kann wohl 'mal passieren!
Hast Du mich lieb, so wird's Dich nicht genieren!"



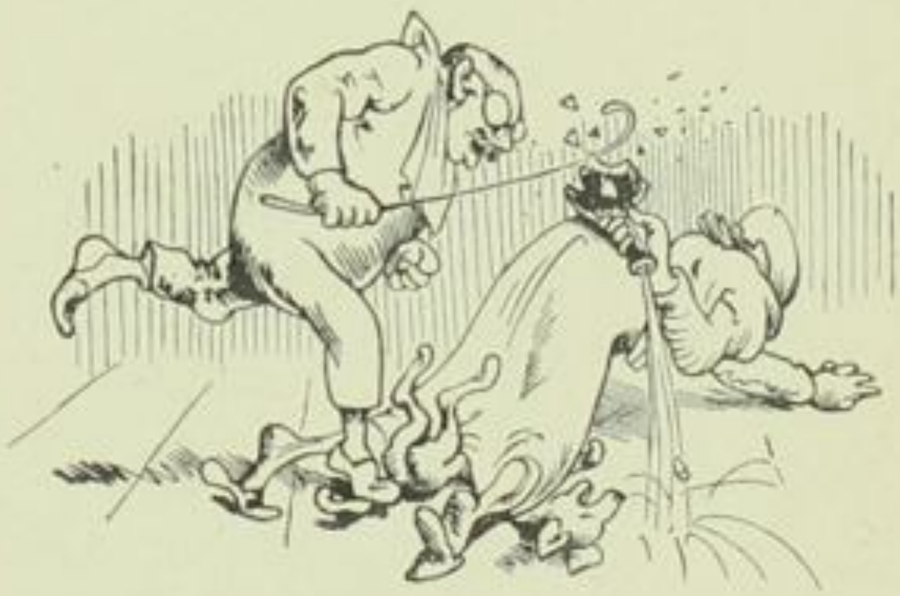
Er aber kehrt sich schleunigst um
Und holt die Flasche, die voll Rum.

Er trinkt und ist so sehr verstockt,
Daß selbst die Wurst ihn nicht verlockt.

„Ach! denkt die Frau, „wie wird das enden"!
Und sucht die Flasche zu entwenden.

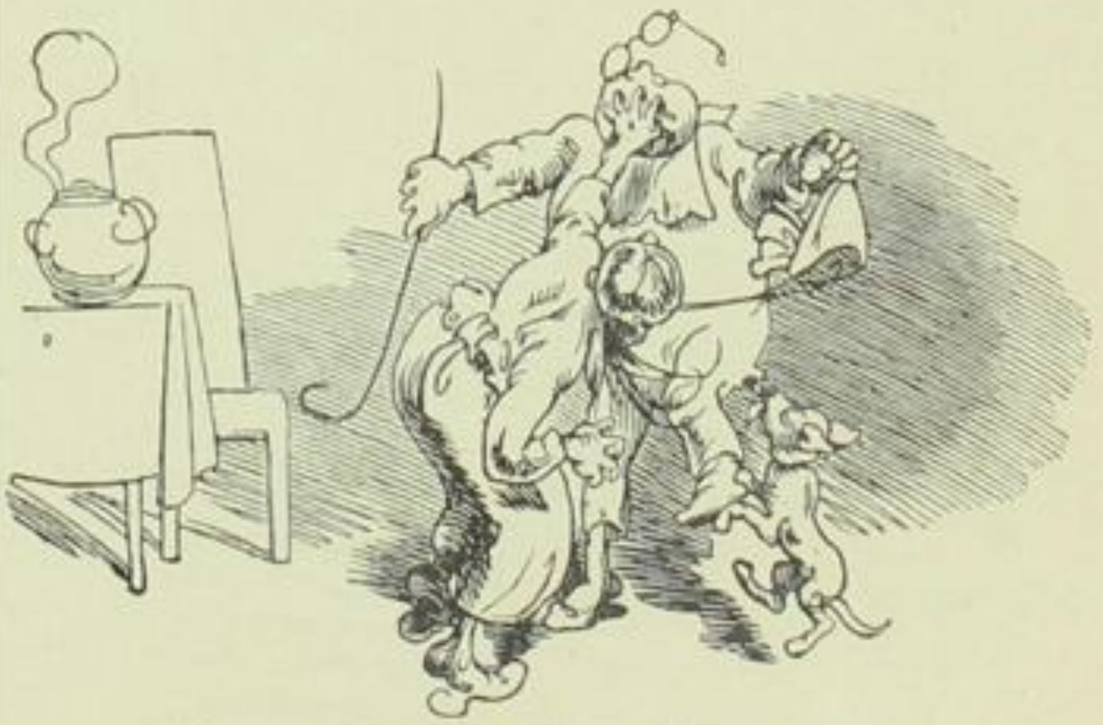
Die Frau versucht zu flieh'n; indes
Der Hakenstock verhindert es.

Doch hierin kennt er keinen Spaß:
„Gleich stell' sie her! Sonst gibt es was!"



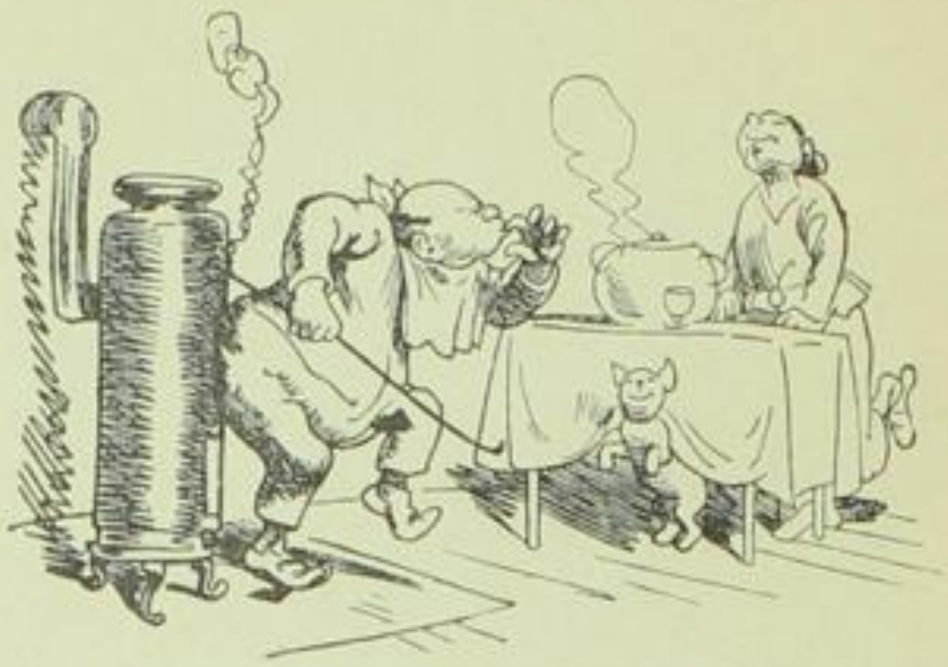
Ein Schlag, gar wohlgezielt und tüchtig,
Trifft und zerbricht die Flasche richtig.

Und schon ergreift er mit der Hand
Den Stock, der in der Ecke stand.



Nun nimmt die Frau die Sache krumm
Und kehrt sich zur Attacke um.

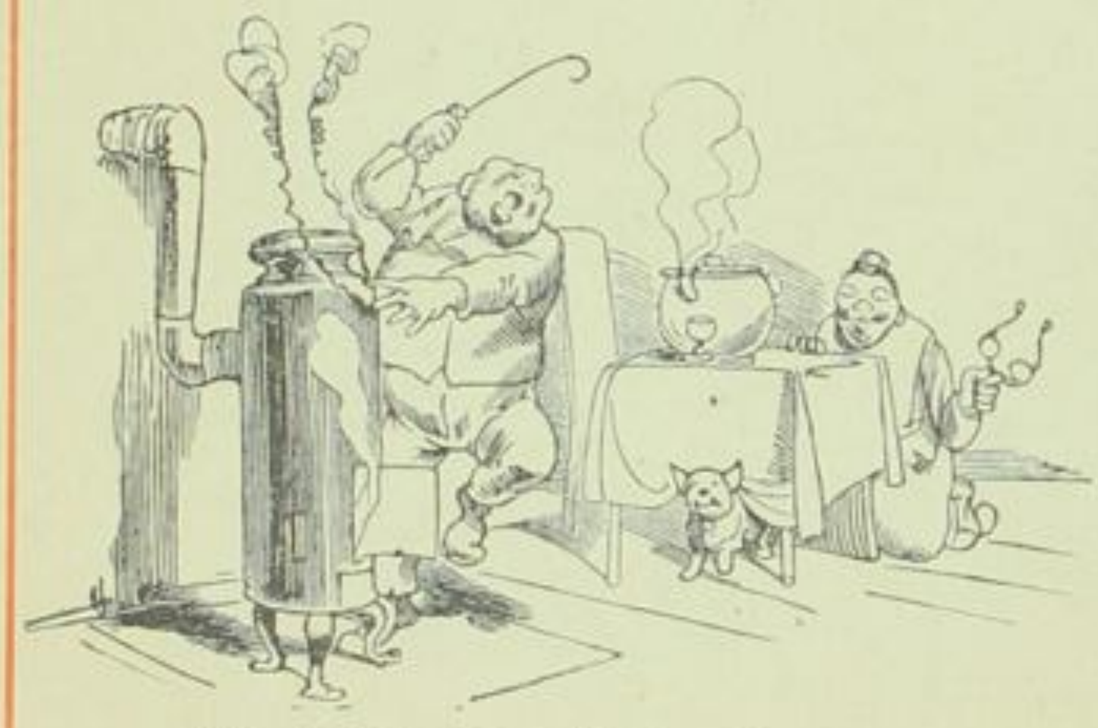
Sie hat die Brill' und freut sich sehr,
Der Mann steht da und sieht nichts mehr.



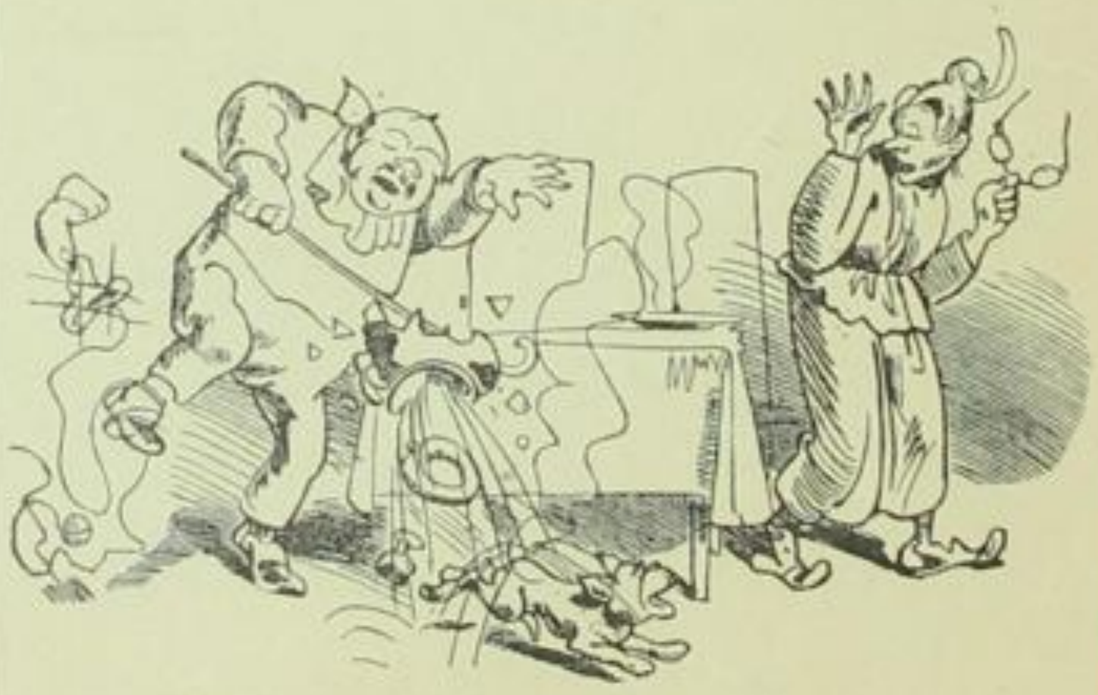
Er dreht sich um und allbereits
Brennt ihn der Ofen anderseits.

Er tappt herum als blinder Mann,
Ob er den Feind nicht finden kann.

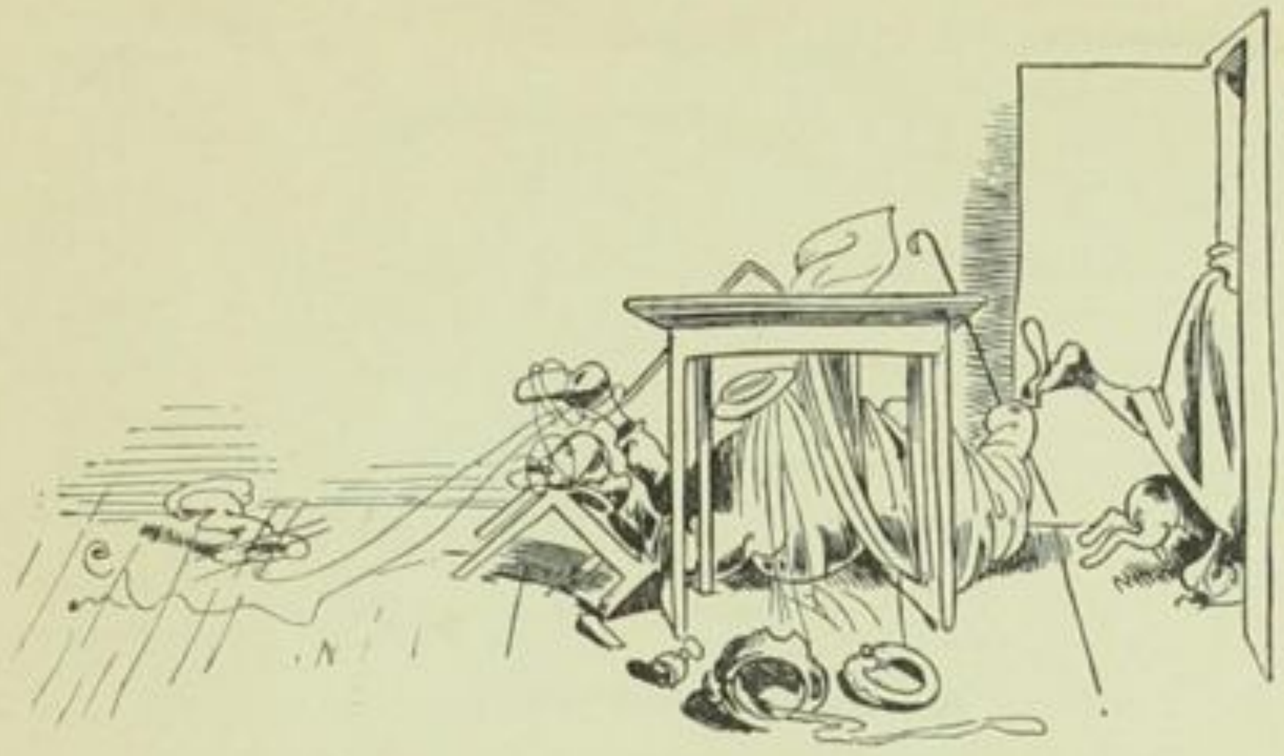
Nun aber wird die Wut erst groß —
Was es auch sei — er haut drauf los.



Und tappt in seiner blinden Wut
Autsch! — an des Ofens heiße Glut.

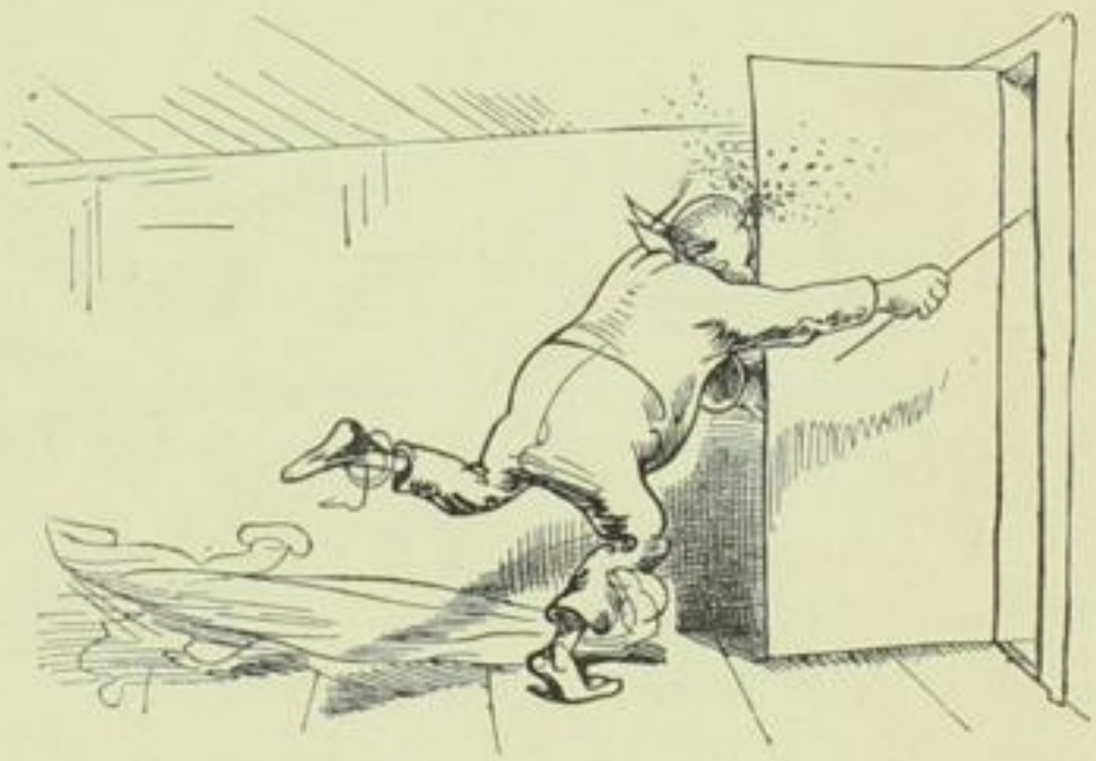


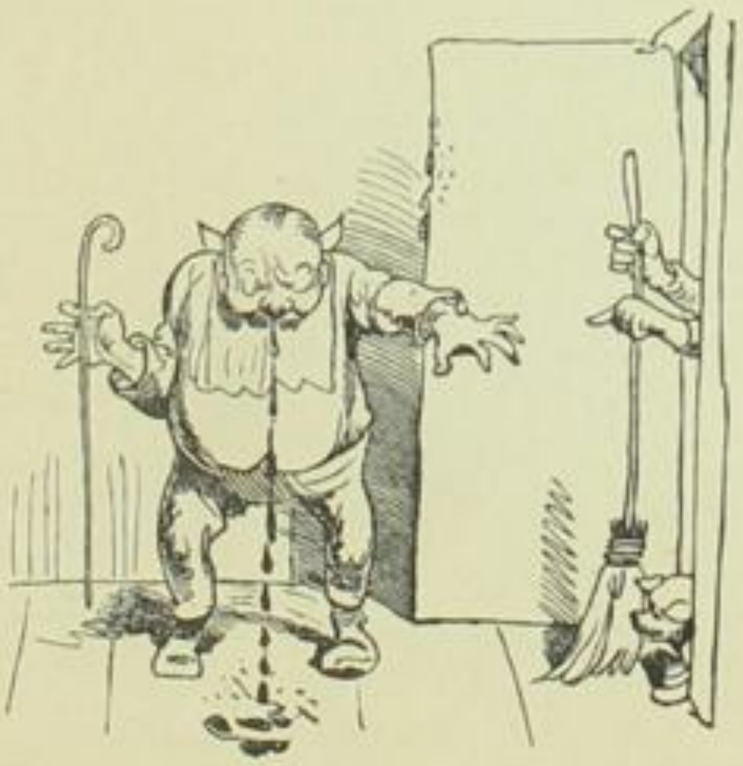
Die Suppenschüssel, Wurst und Glas
Wird ruiniert, der Hund wird naß.



Und Frau und Hund entflieh'n; doch er
Fällt mit dem Stuhl schnell hinterher.

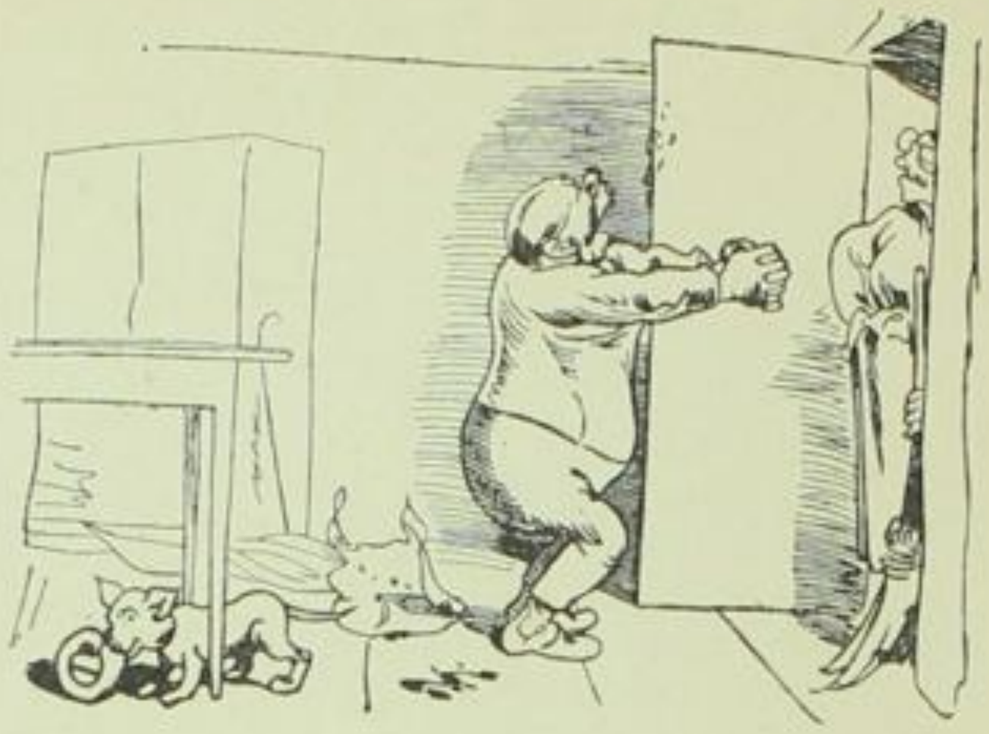
Voll Eifer will er nach, und ach!
Rennt an die Tür mit großem Krach.

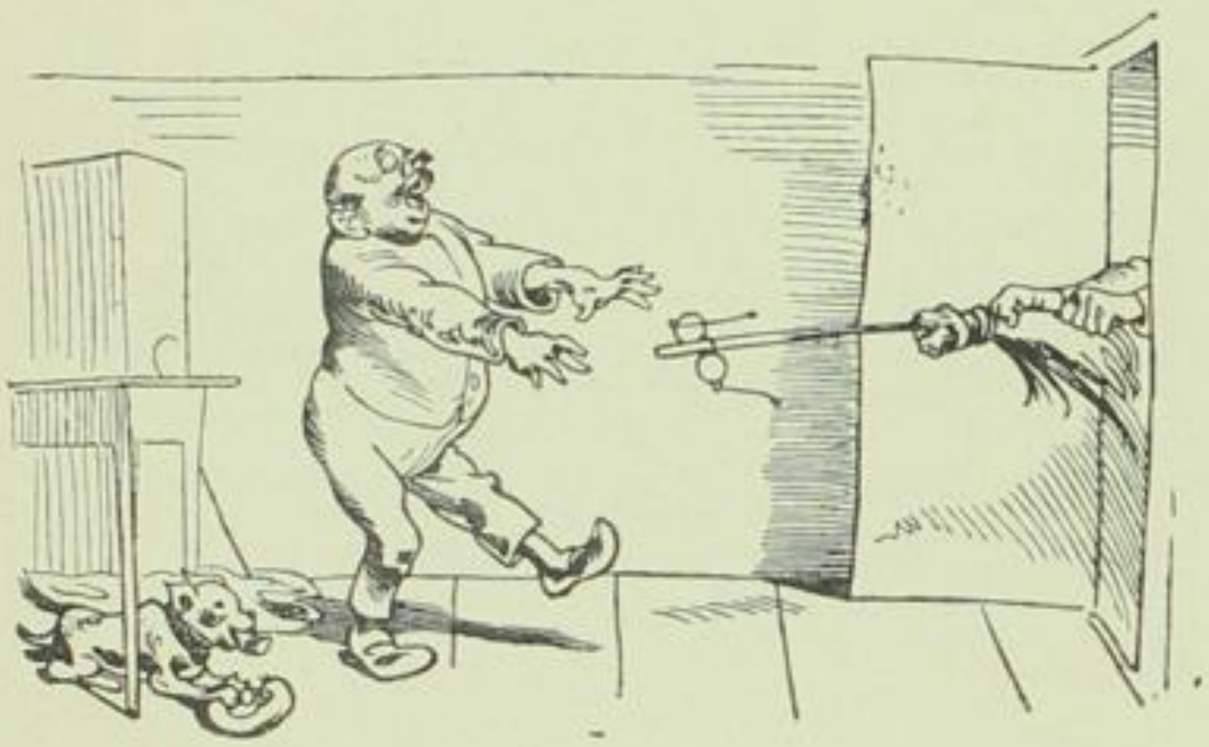




Nun ist's zu Ende mit dem Nasen!
Das rote Blut rinnt aus der Nasen.

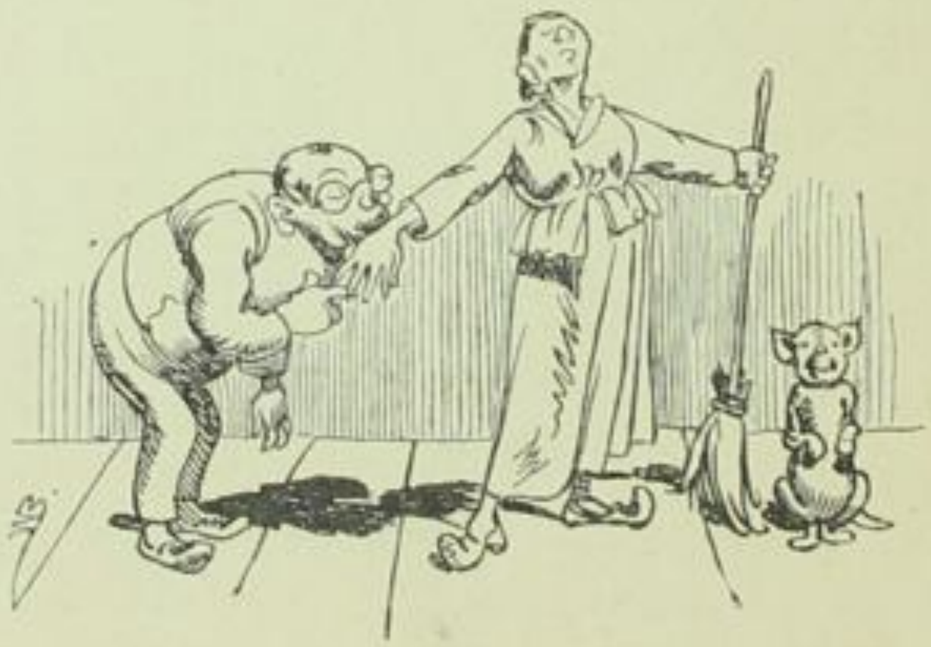
Und demutsvoll und flehentlich
Bemüht er um die Brille sich.





Er nimmt mit Freud' und Dankgefühl
Die Brille von dem Besenstiel.

So triumphiert das brave Weib. —
Die Wurst hat Tapp der Hund im Leib.



Die Folgen der Kraft.

Mit kühnem Mut aus seinem Bett
Schwingt sich der Turner Hoppenstedt.

Schon ist das Hantelpaar bereit
Zu frisch fromm freier Tätigkeit.

Der Bizeps wird zuerst geübt,
Er, der dem Arm die Spannkraft gibt.

Einseitig aber ist der Mann,
Der's nicht mit beiden Händen kann.

Stramm sei der Nacken, daß man trage
Das Vollgewicht in kühner Wage.

Besonders auch versäumt er nie
Des Beines Muskelenergie.

Derweil sitzt unten beim Kaffee
Herr Meck und deutet in die Höh',

Es wächst die Kraft. — Doch unten hier
Liest Vater Meck in dem Kurier.

Und kracks! — zu groß wird das Gewicht!
Die Decke trägt es nicht — und — bricht.

Und Hoppenstedt, wie er sich stemme,
Saust schon in Topf und Butterbemme.

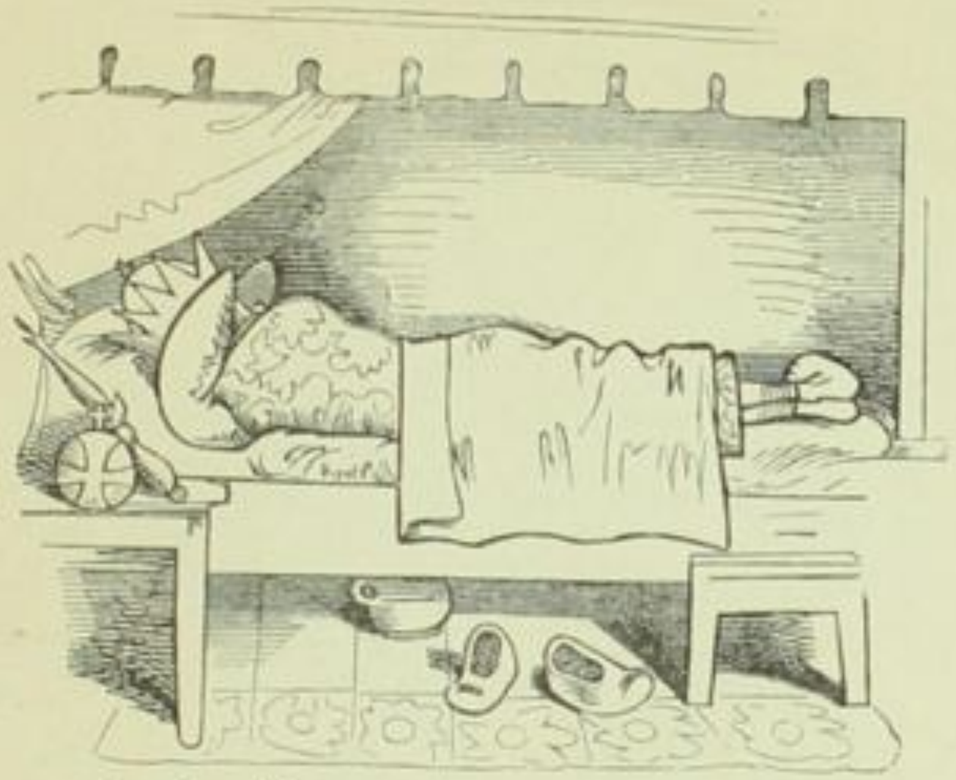
Man läuft, man fällt nach allen Seiten,
Und Hoppenstedt fängt an zu reiten.

Er eilt hinaus mit schnellem Schritt.
Und Topf und Butter eilen mit.

Am schlimmsten aber — oh! oh! oh!
Erging es dem guten Fidelio.

Kunterbunt

Eginhard und Emma.

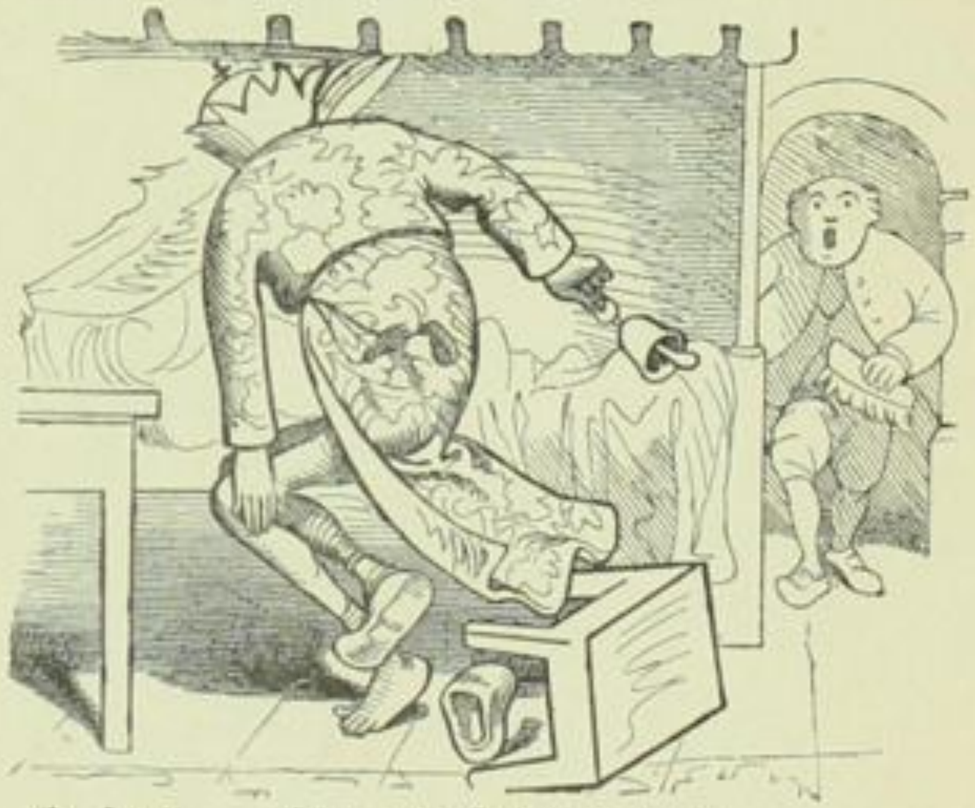


Carolus Magnus kroch ins Bett,
Weil er sehr gern geschlafen hätt'.

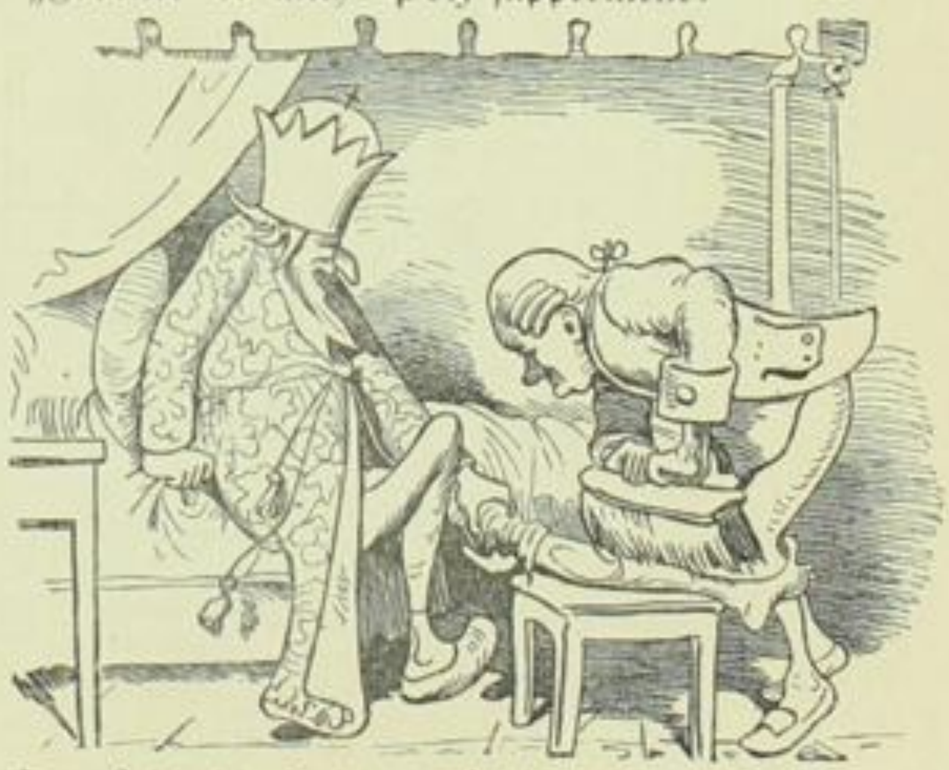
Jedoch vom Sachsenkriege her
Plagt ihn ein Rheumatismus sehr.

Die Nacht ist lang, das Bein tut weh;
Carolus übt das ABC.

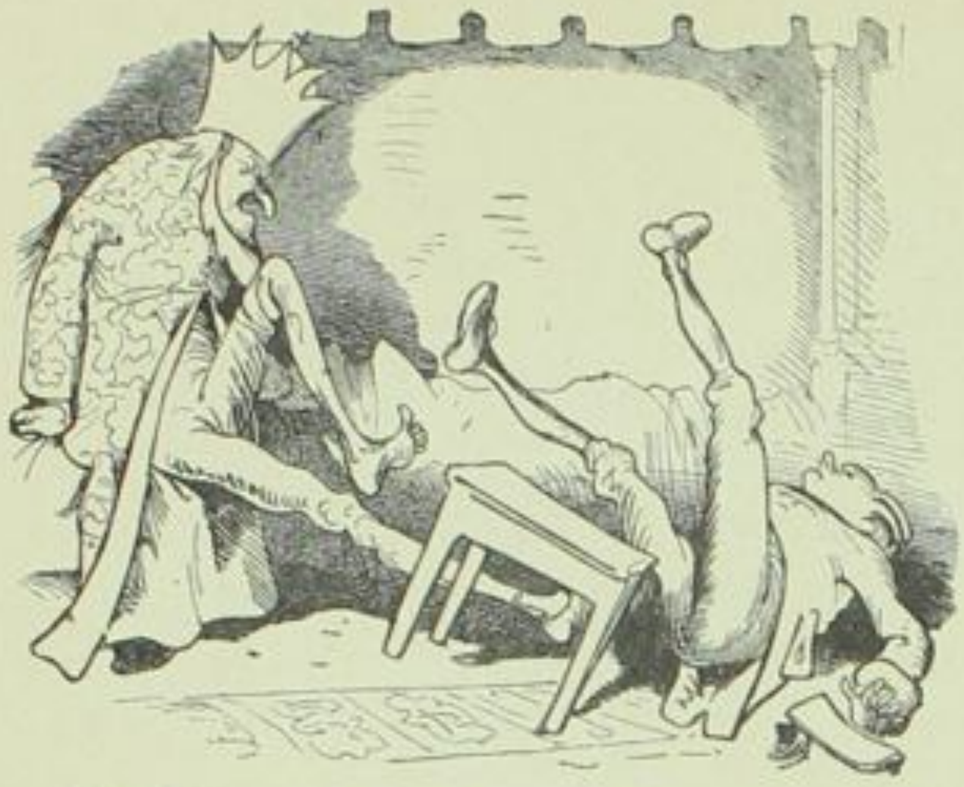
„Autsch, autsch!" Da reißt's ihn aber wieder;
Carolus wirft die Tafel nieder.



Er schellt. — Der alte Friedrich rennt. —
„Frottier' er mich! Potz sapperment!"

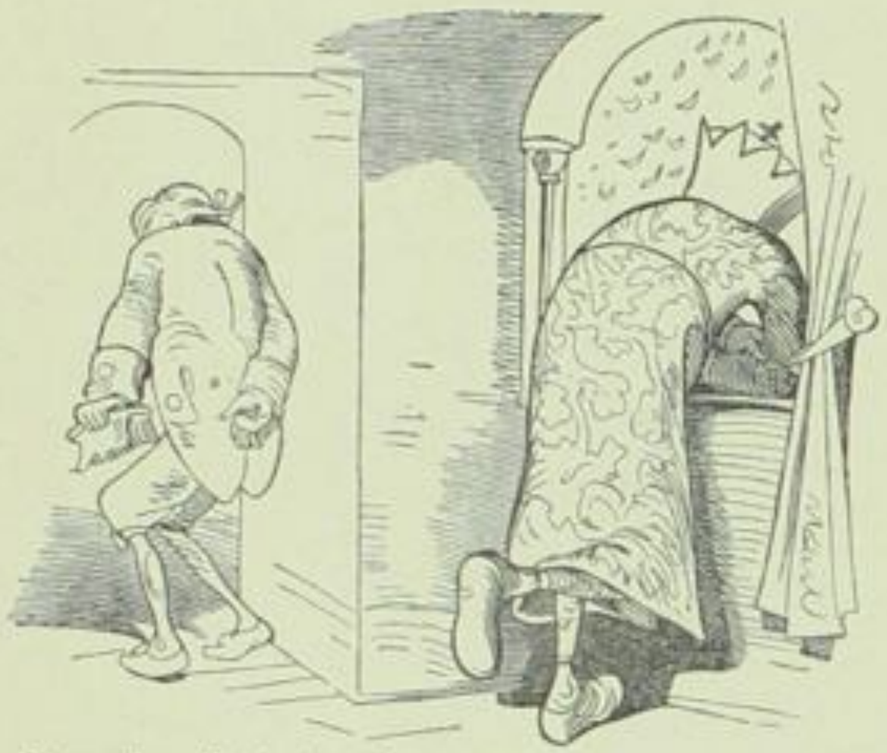


Der Friedrich spricht: „Hab's gleich gedacht!
Es schneit ja schon die halbe Nacht!"

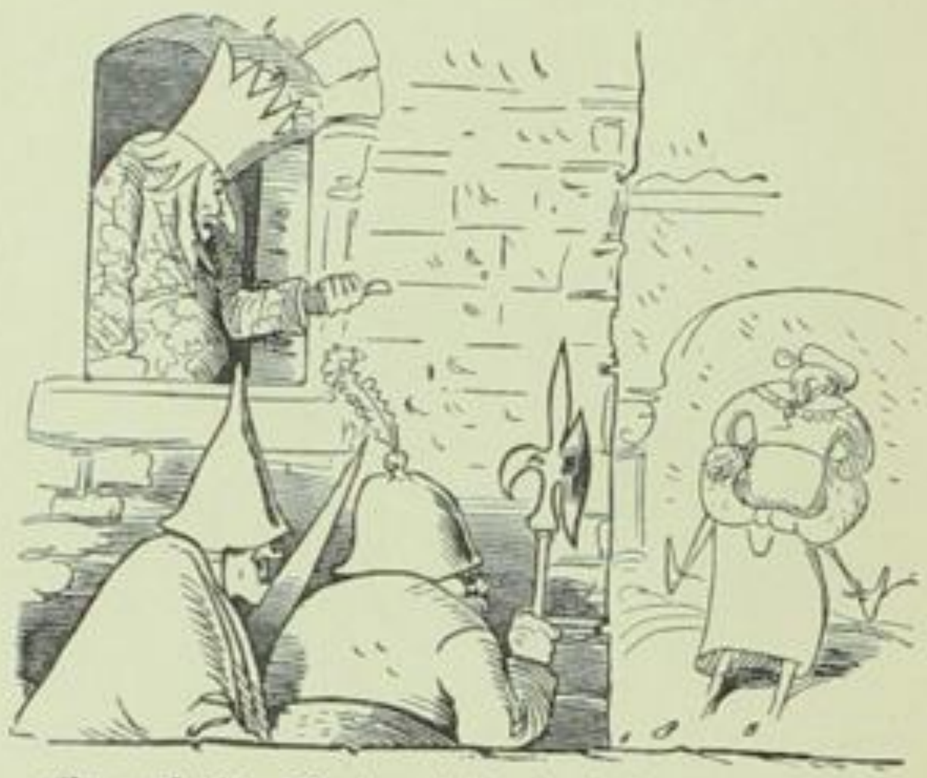


„Was?!“ schreit der Kaiser, „Teufel auch!“
Und tritt dem Friedrich auf den Bauch.

Was sieht er da, vor Schreck erstarrt?
Die Emma trägt den Eginhard.



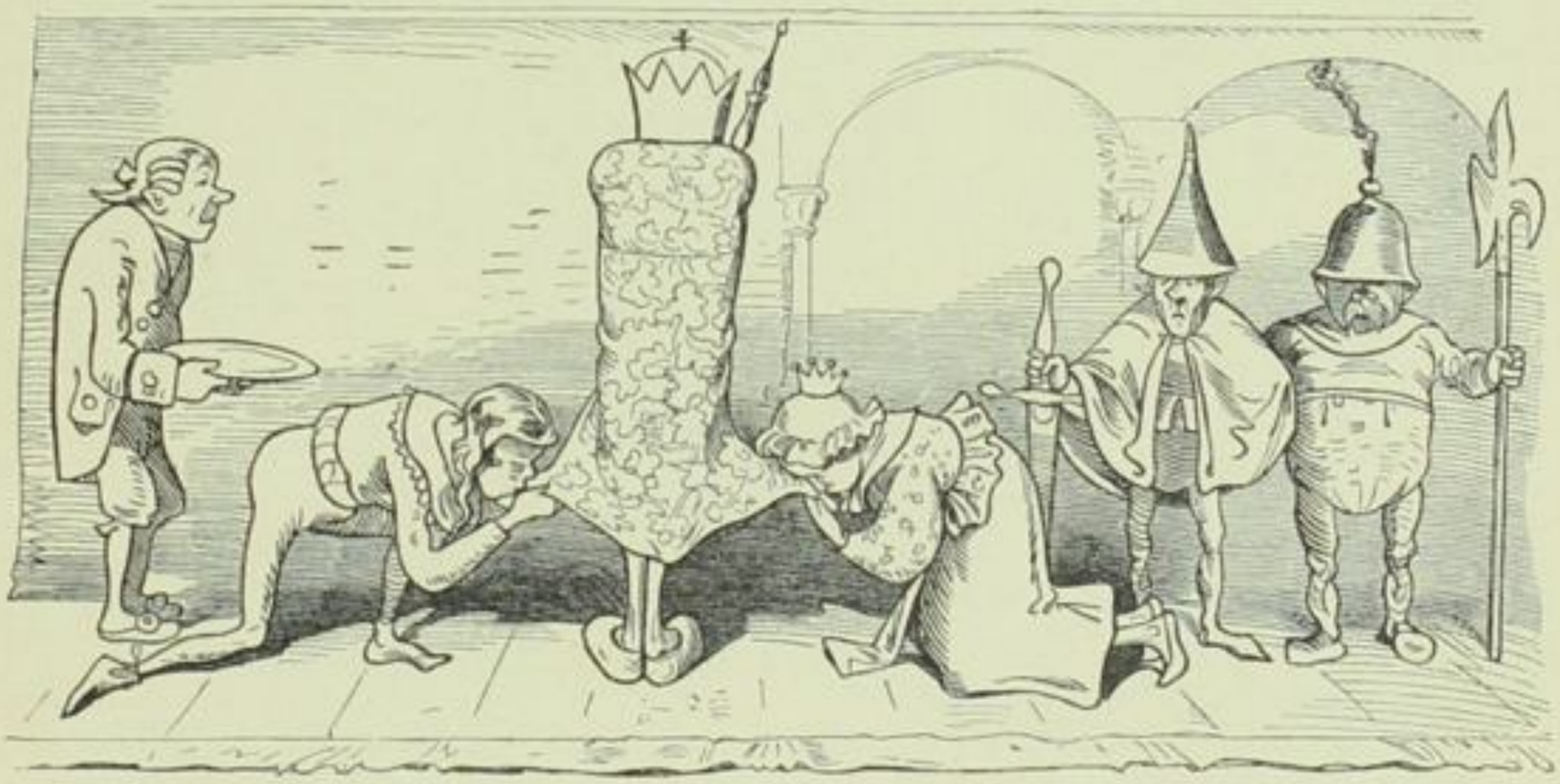
Der alte Friedrich schleicht beiseit';
Der Kaiser schaut, wie's draußen schneit.



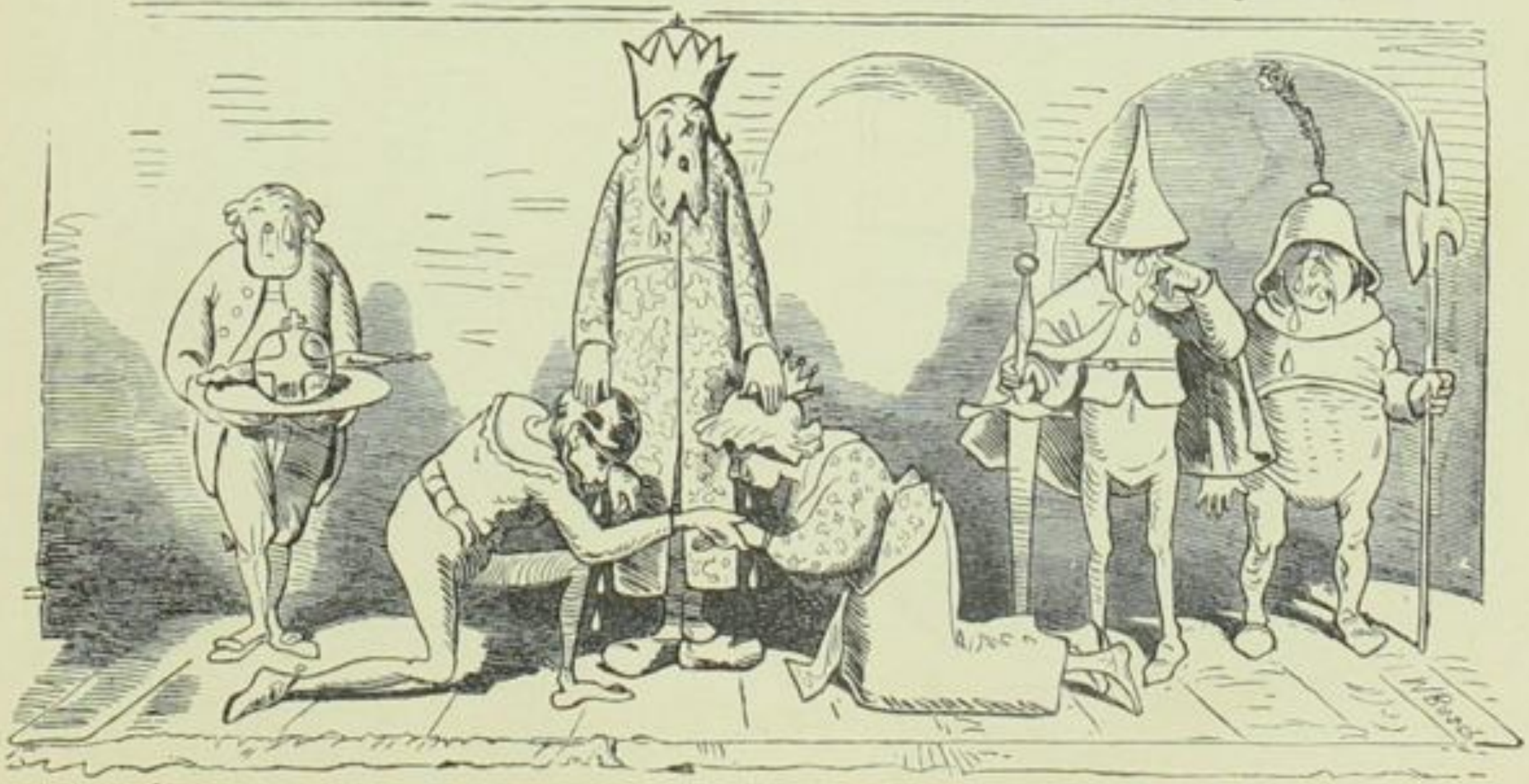
Er ruft die Wache gleich herbei
Und spricht: „Jetzt fangt mir diese zwei!“

Die Wache nimmt den Eginhard
Beim Kragen mit der Hellebard'.

Und als man sie dem Kaiser bringt, Da steht er würdevoll und winkt.

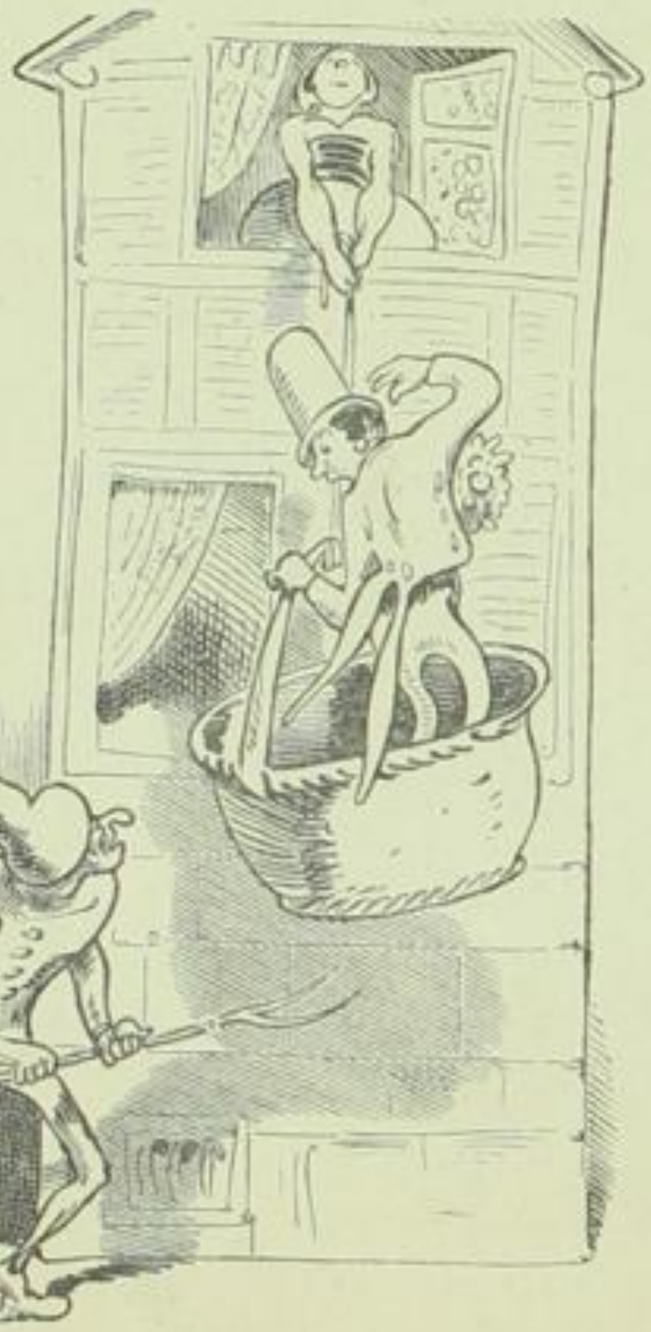


Sie knien und sind vor Tränen stumm; Der Kaiser dreht sich gar nicht um.

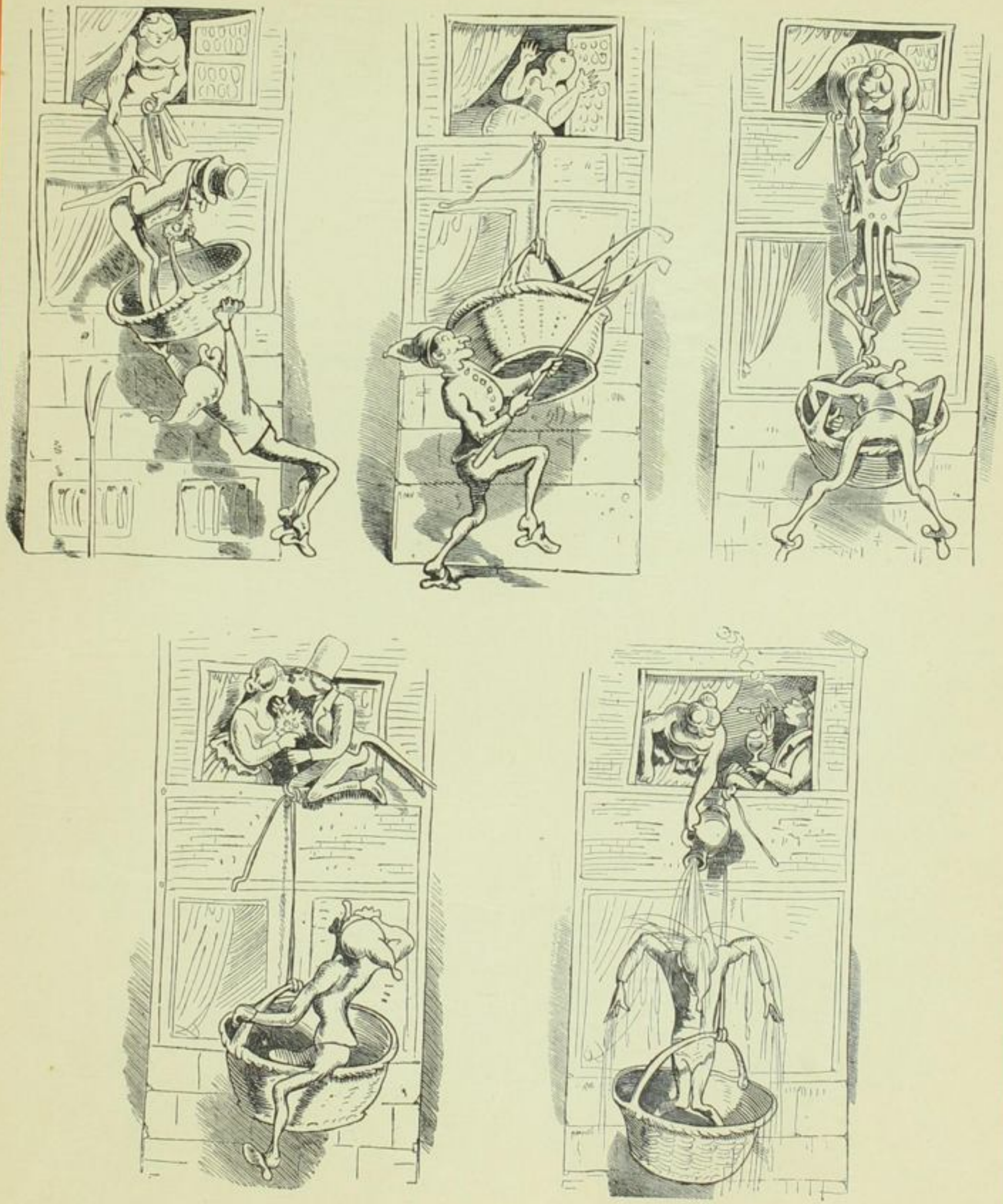


Jetzt aber wird er mild und weich Und spricht gerührt: „Da habt Ihr Euch"!

Das gestörte Rendezvous.

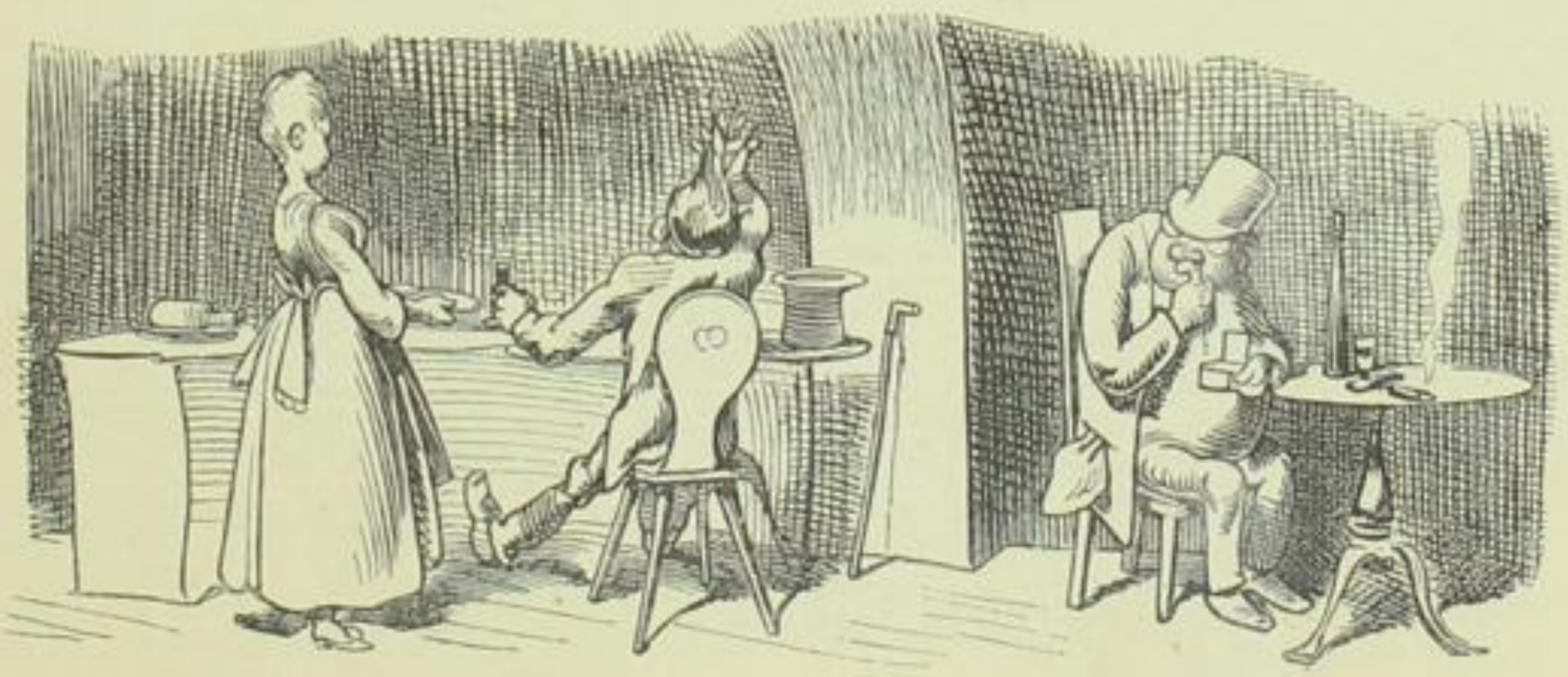


Das gestörte Rendezvous.



Der hastige Rausch.

Kellnerin! Einen Bittern!

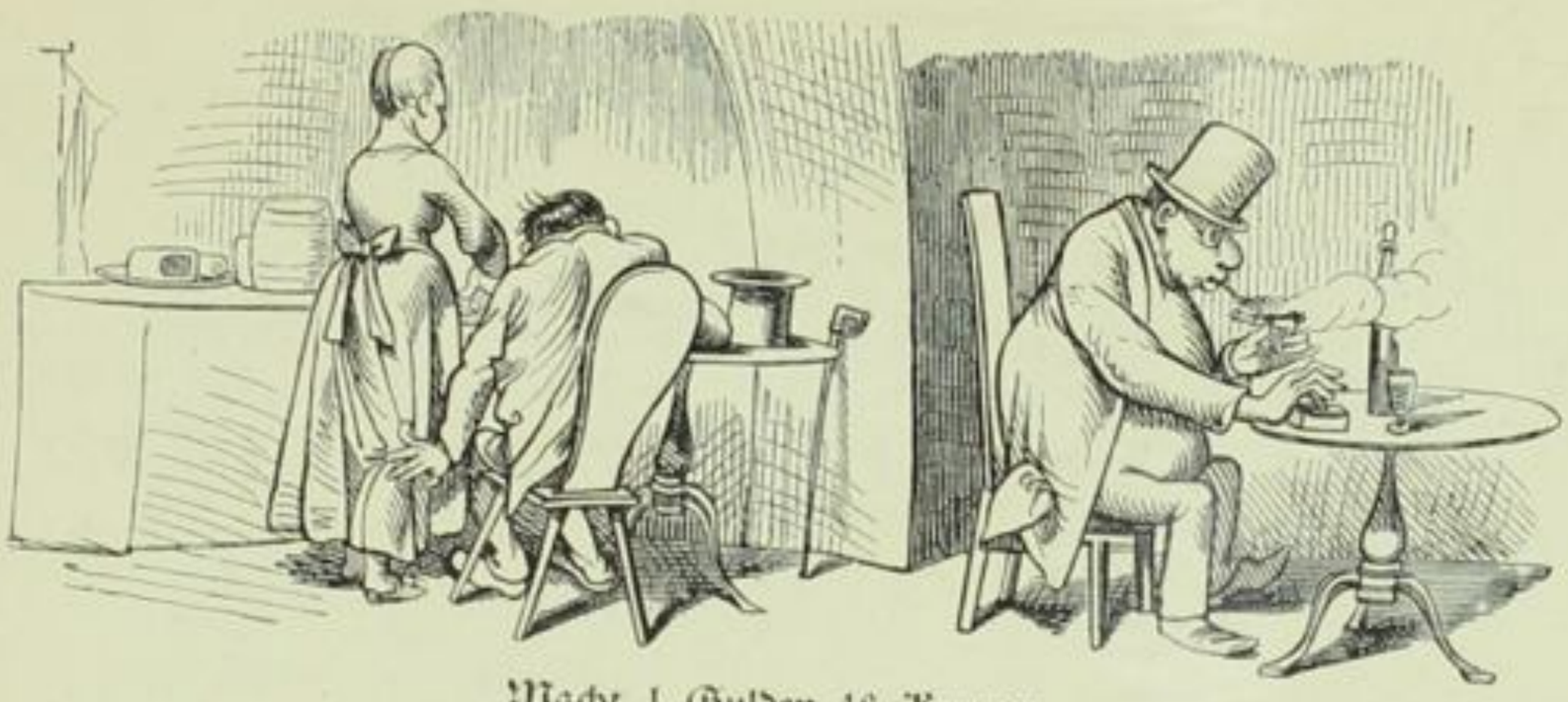


Und nachher eine Flasch' Ofner!

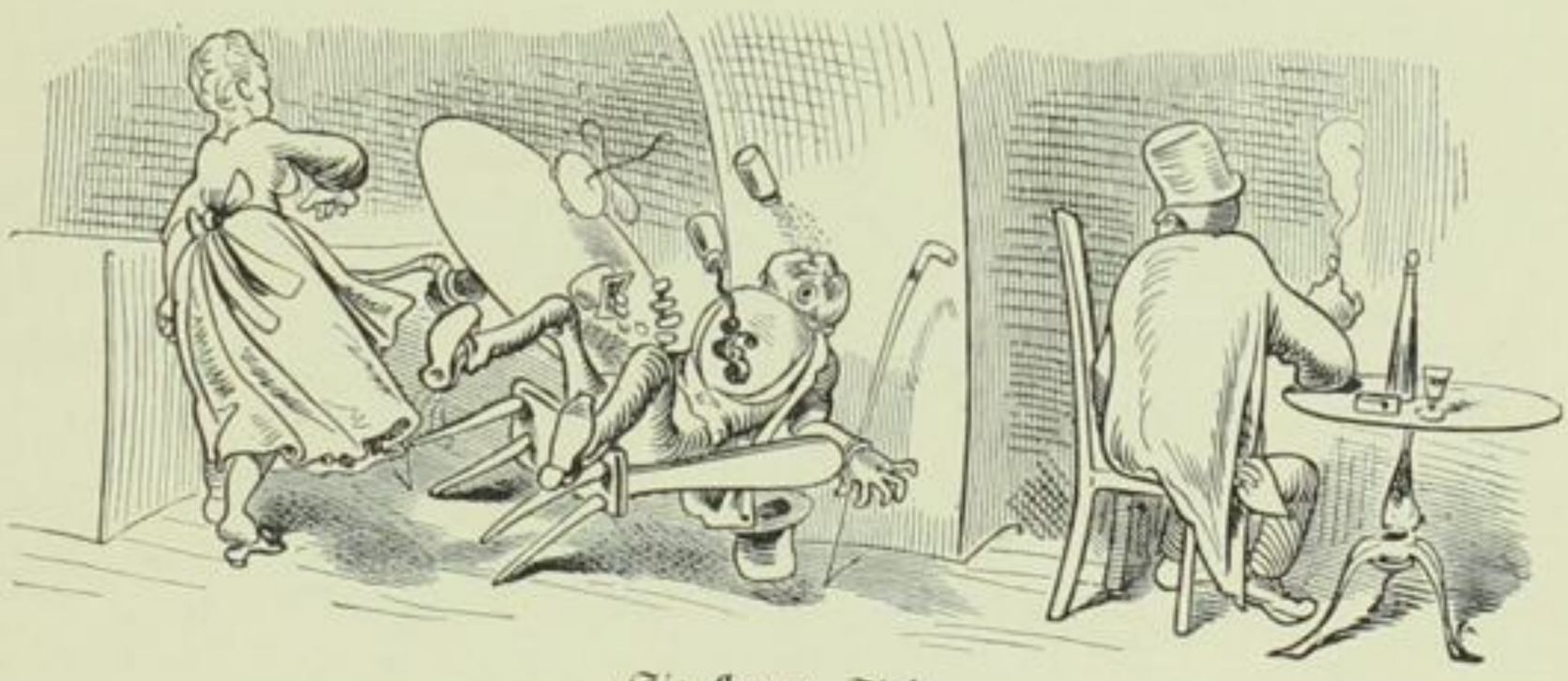
Und ein Glas Grog!

Ahh!

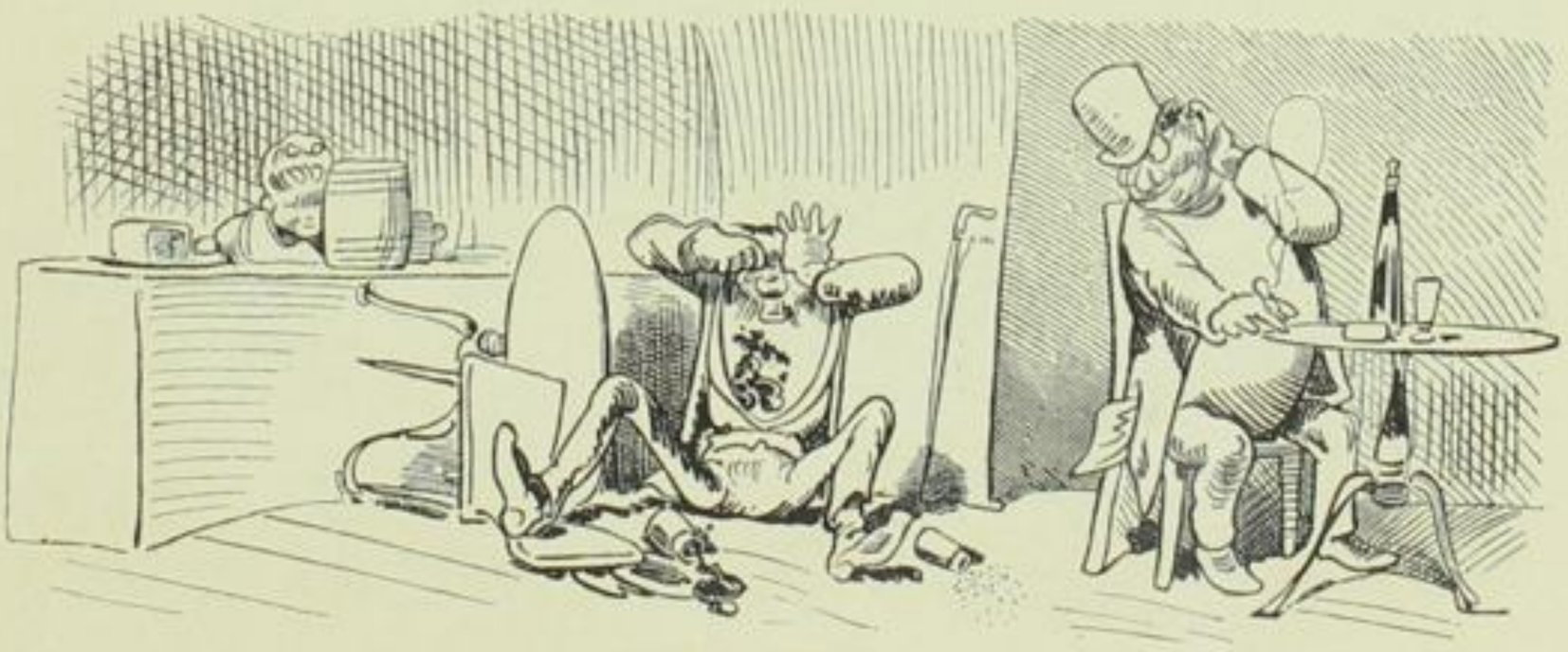
Kellnehin, za—in!



Macht 1 Gulden 48 Kreuzer.

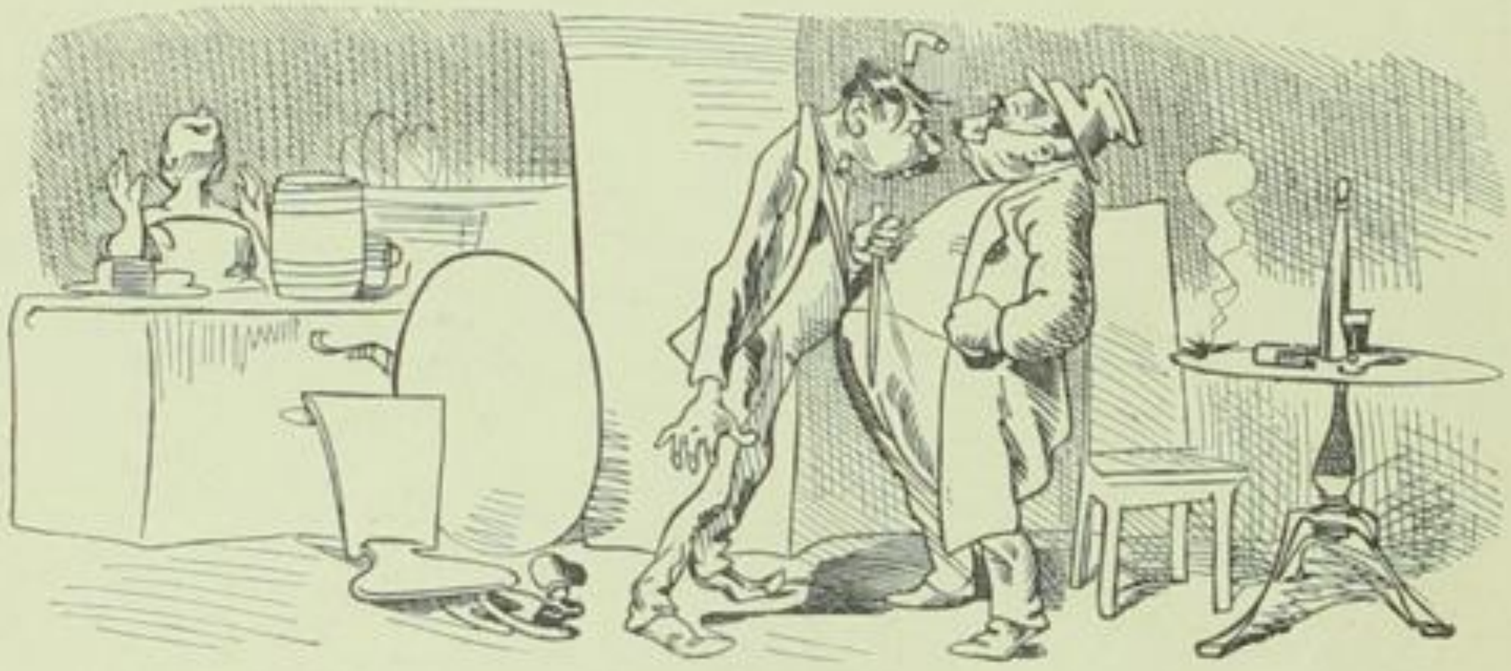


Sie Lump, Sie!

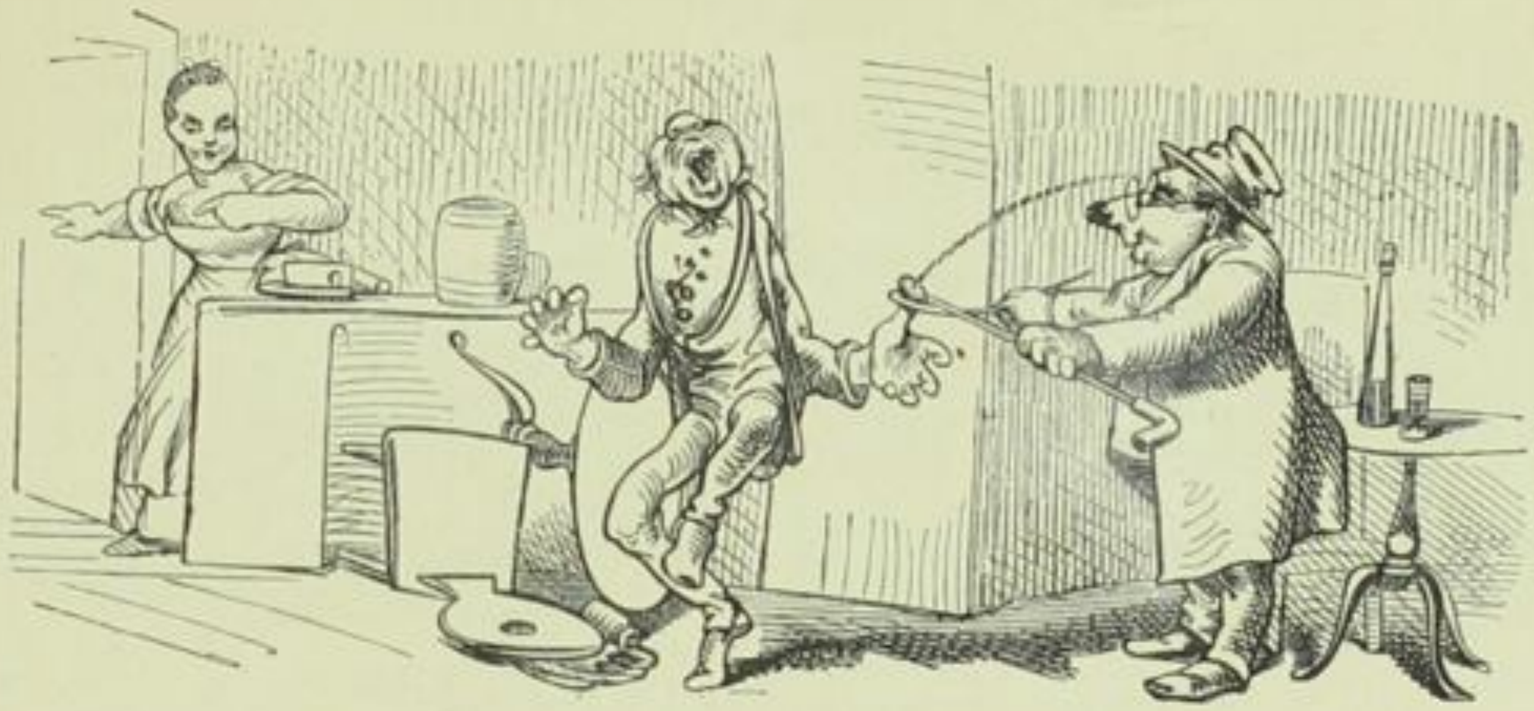


Au weh!

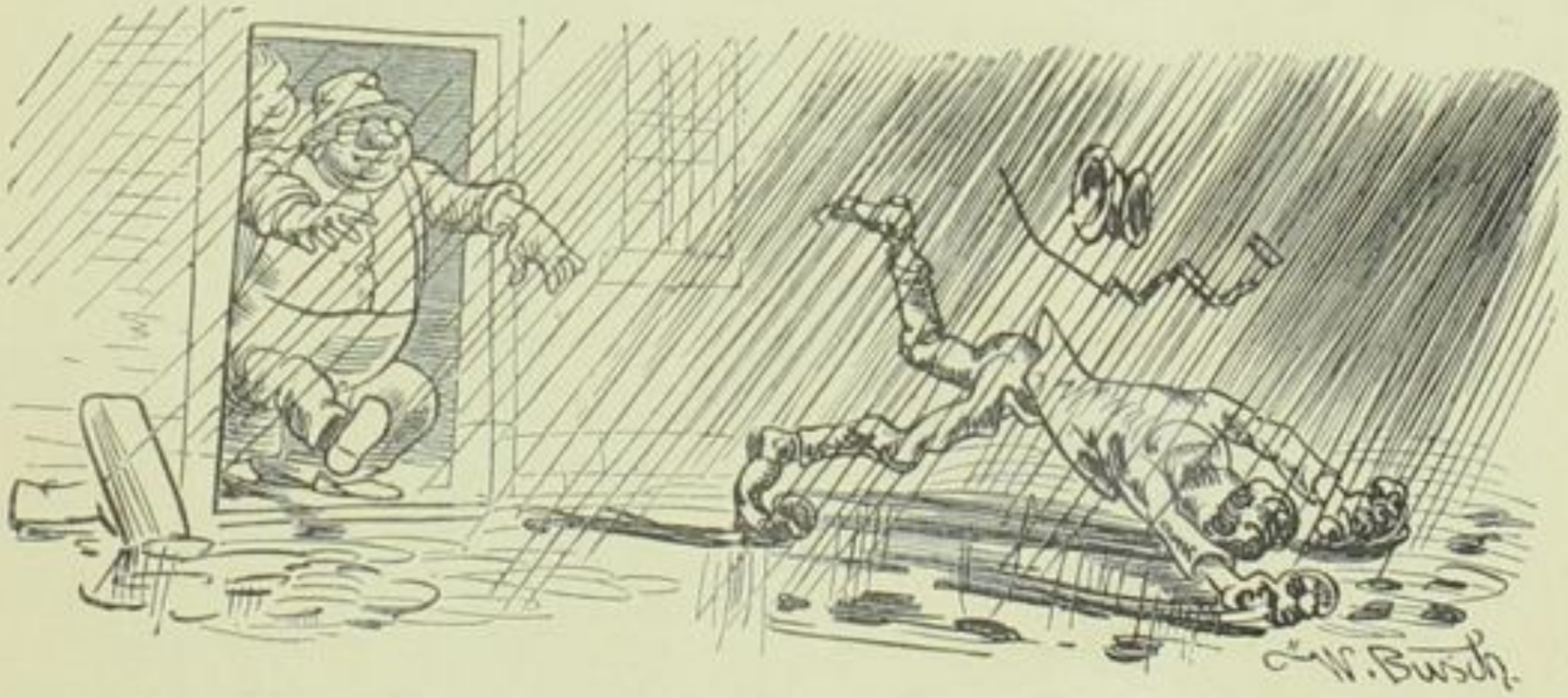
Wer lacht da?



Ja, was wär' denn des?!

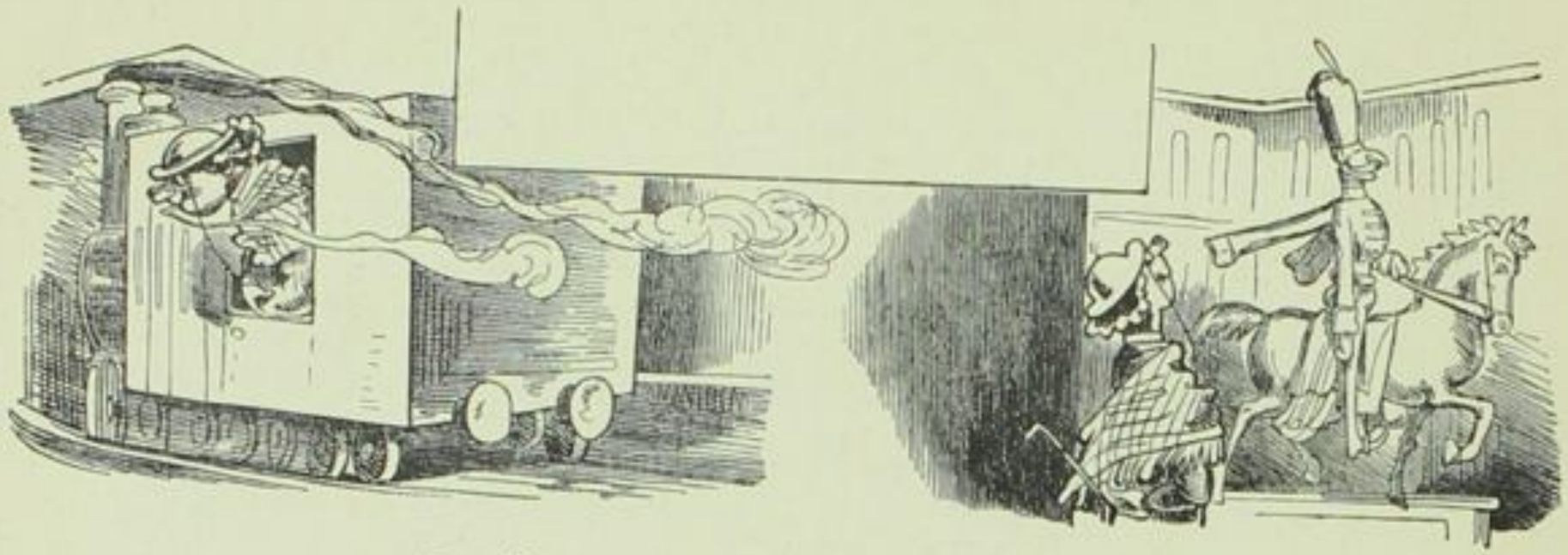


Itzo gehörst D' mein!



Und drauß' bist schon aa!

Ein galantes Abenteuer.



Der Morgen graut. Ich kam per Bahn —
Stolz in der Stadt der Welfen an.

Und wie ich wandle, seh' ich walten —
Im Morgenscheine fünf Gestalten.

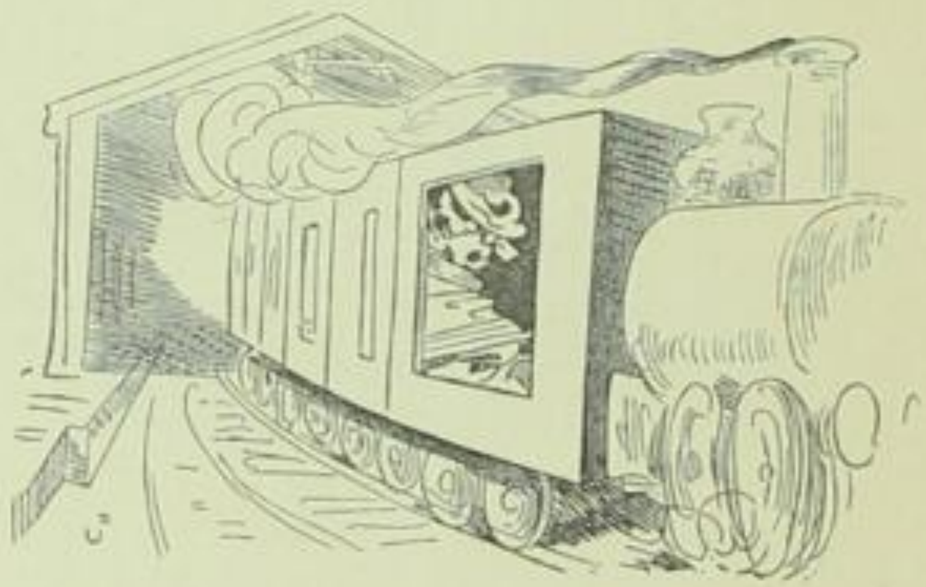
„Seid mir gegrüßt, Ihr edlen Frauen —
So wunderlieblich anzuschauen!" —

„Wat het he fegt?!“ So tönt's im Chor, —
Fünf Besen heben sich empor.

Ich stolp're in ein Kehrichtfaß; —
Die Besen sind sehr dürr und naß.

Kaum rett' ich mich, schon halb verdroschen, —
Mit 25 Silbergroschen.

Das hemmt der Besengarde Lauf. —
Ein Bad nimmt meine Glieder auf.

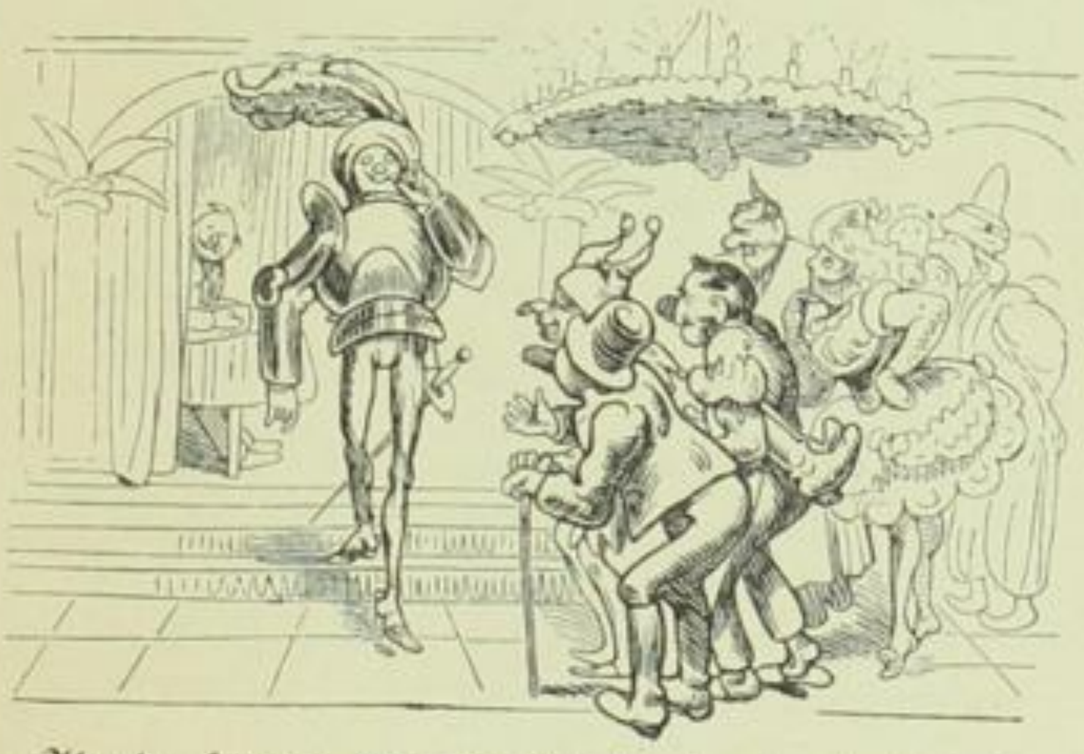


So geht's! — Bei Damen sollst du fein, —
Gar niemals nicht ironisch sein.

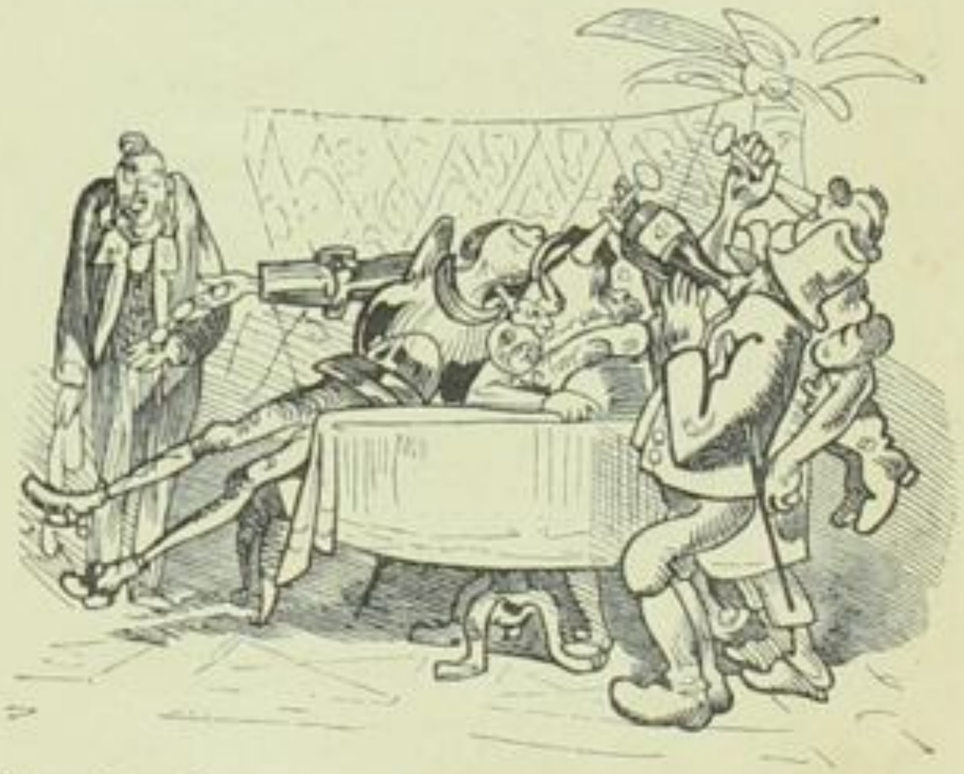
Der schöne Ritter.

„Heut' werden s' schauen. Alles echt und sitzt famos."

Erholung im Seitenkabinett.

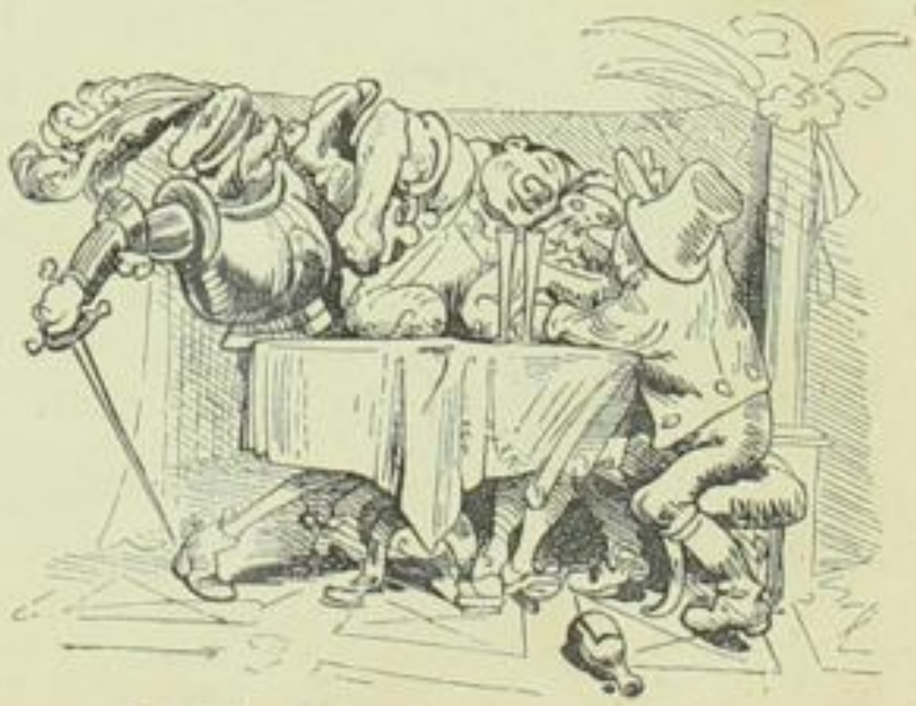


„Ah, da schauts her, den Ritter; aber der is schön!"

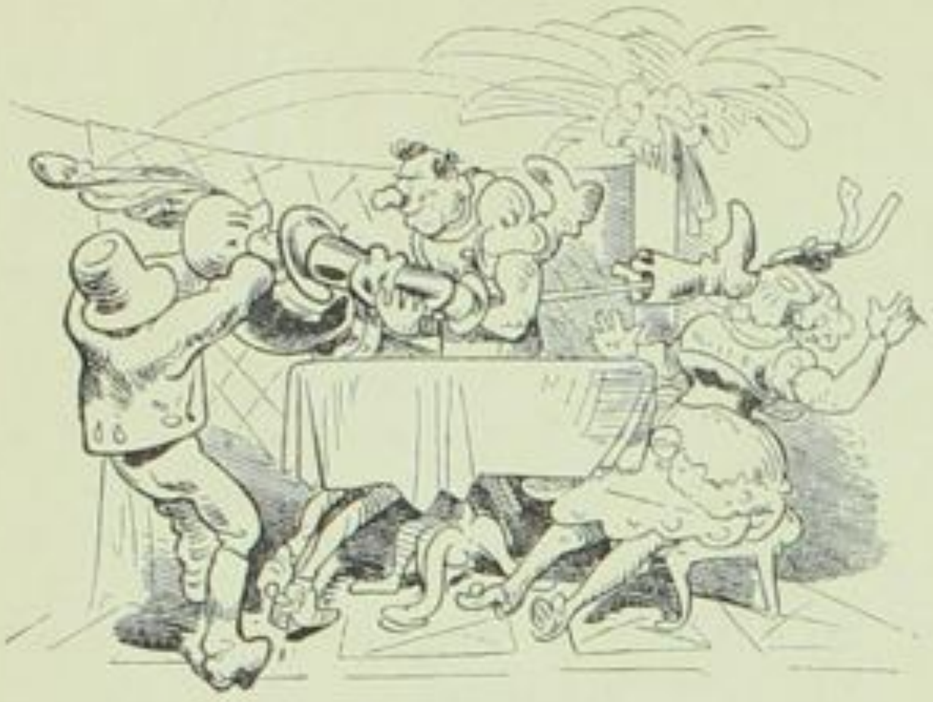


Ritterliche Großmut, welche sich zwei plebejische Masken sehr zunutze machen.

„Der verflixte Harnisch, wenn er nur net so drucket!"



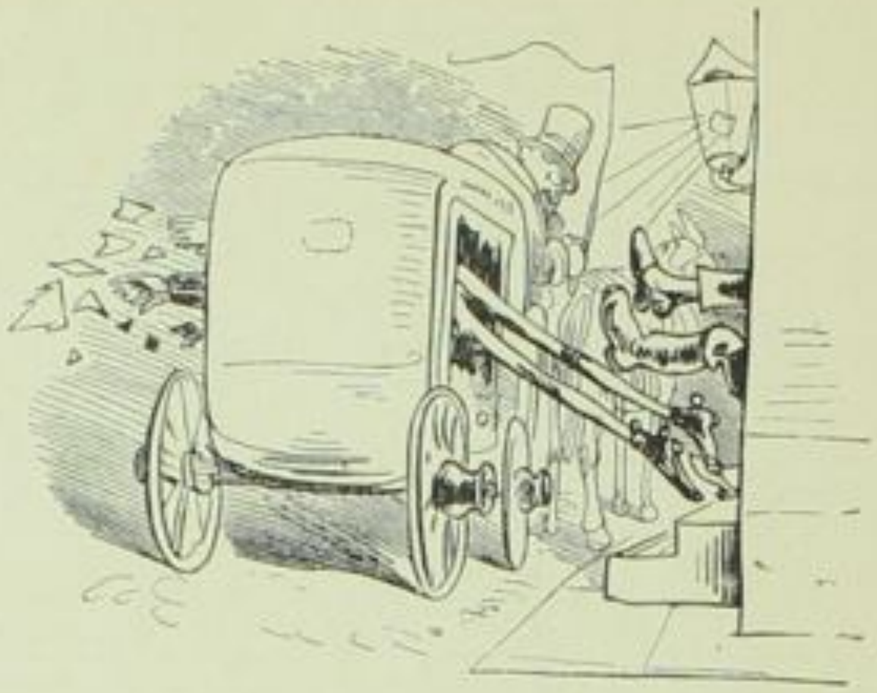
Die Kerls werden unverschämt.



Es kommt zum Kampfe.

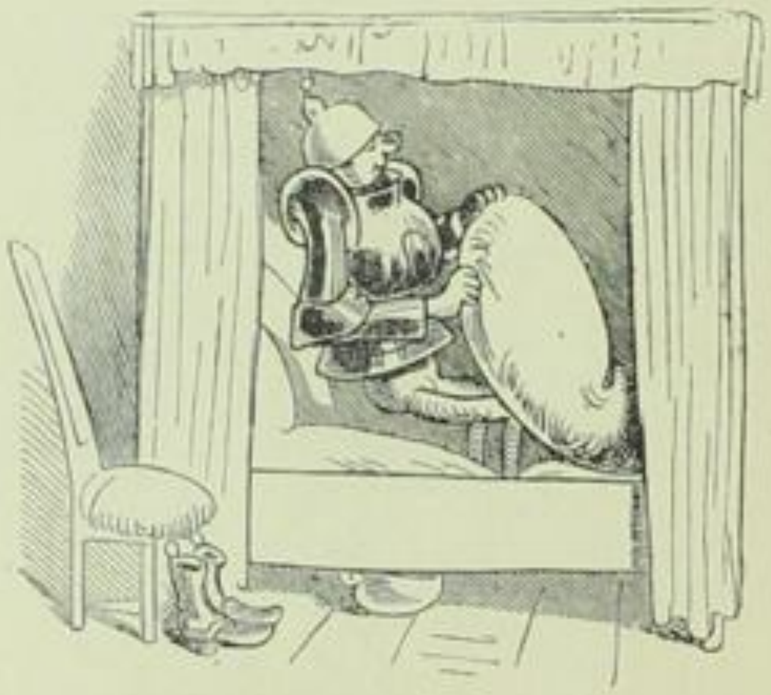
Der plebejischen Taktik gegenüber erweist sich der Harnisch in mancher Hinsicht als unzulänglich.

Amorette (sich demaskierend): „Ich erlaube mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit Ihre Schneiderrechnung zu überreichen!“

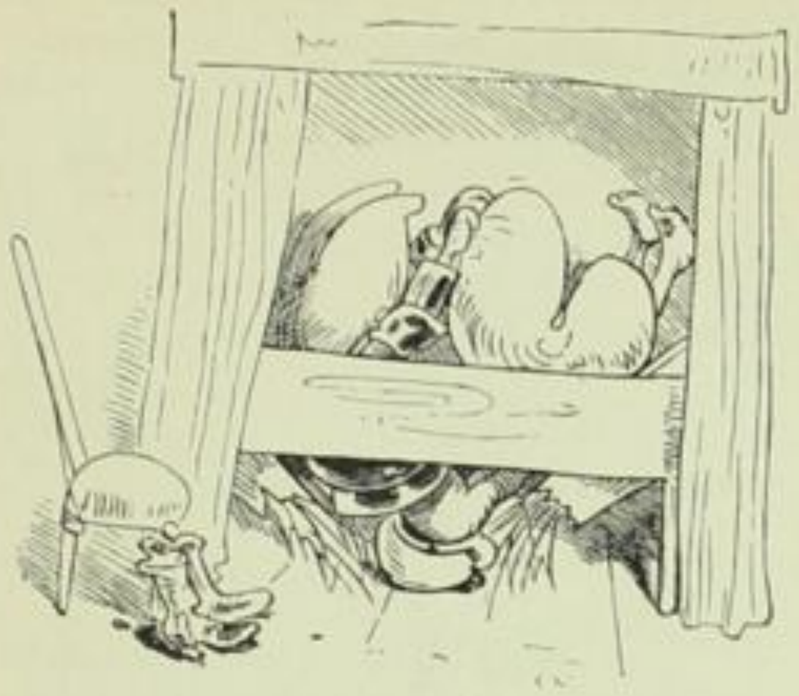


Unser schöner Ritter gewinnt eine Droschke, wobei er nachdrücklichst unterstützt wird.

„Kreuz Dunnerwetter, wenn ich nur die verfluchte Schnalle aufbrächt'; ich kann mich ja doch nicht mit dem Harnisch ins Bett legen!



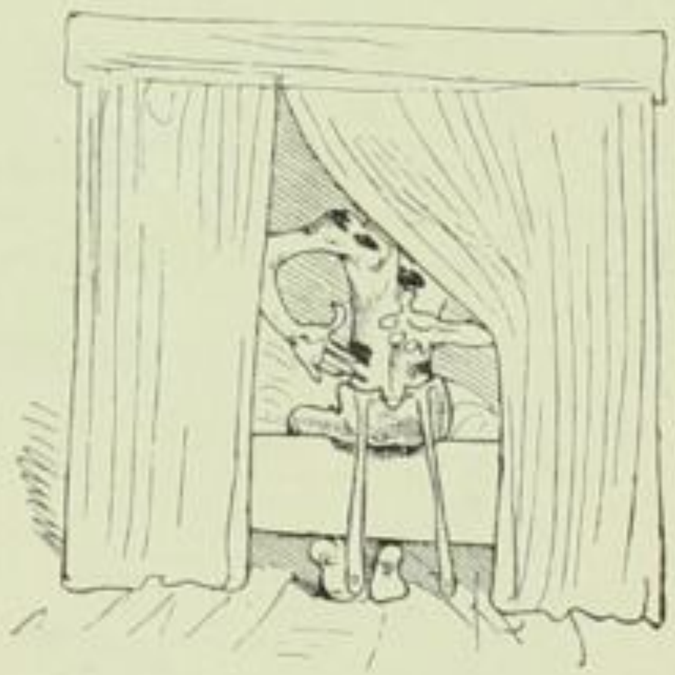
Das wird eine schöne Nacht werden mit dem kalten, harten, engen, eisernen Bettjankerl!



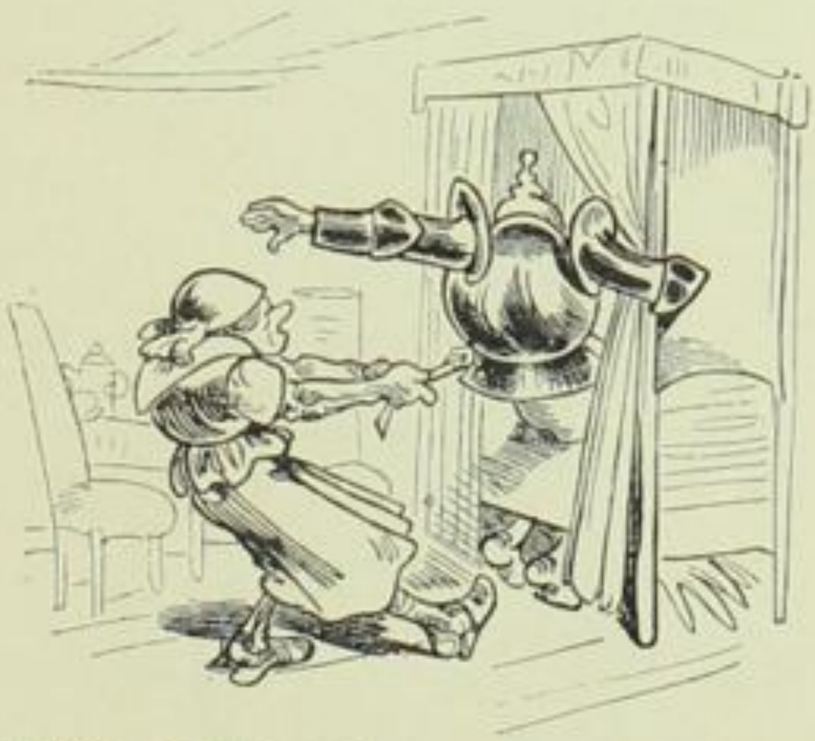
Kracks, da haben wir's!" —

„Malefizgelump, marsch!"

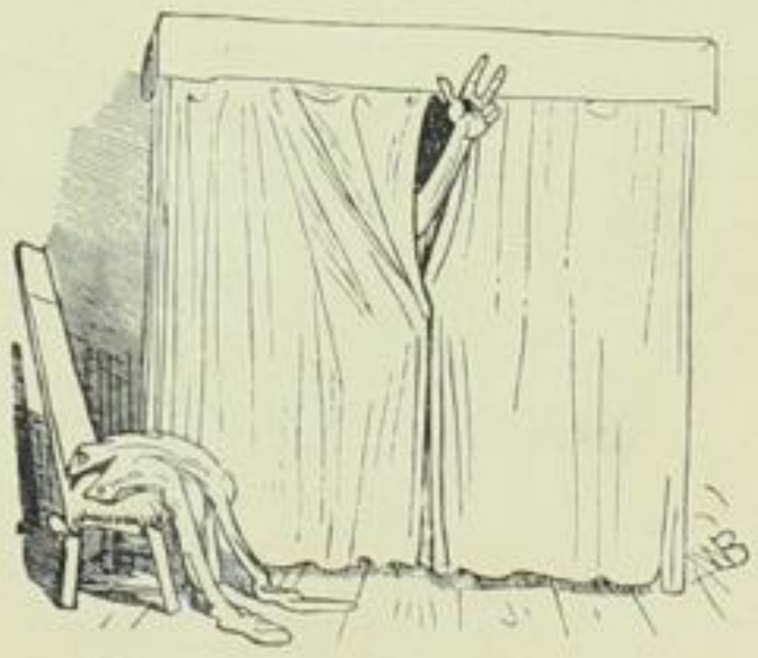
„Ja, gnä' Herr, was haben denn Sie heut' nacht angefangen?!"



Schmerzliche Vergißmeinnicht!



„O liebe Moni, helfen S' mir doch um Gottes willen, daß ich das Ding vom Leib krieg!"

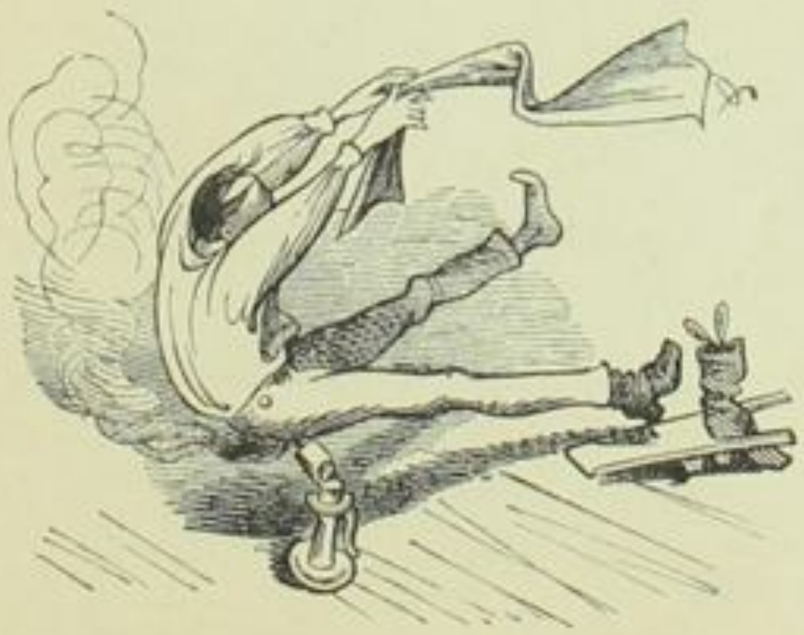


„Nie und nimmermehr!!"

Ein Abenteuer in der Neujahrsnacht

oder

Warum Herr Brandmaier das Punschtrinken für immer verschworen hat.



Schreckliche Folgen eines Bleistifts.

Ballade.

I.

O Madrid, ich muß dich hassen,
Denn du hast ihn schnöd verkannt,
Den Murillo seinen besten
Schüler stets mit Stolz genannt.

Keiner hatte wie Pedrillo
Dieses lange Lockenspiel,
Keiner trug Hispaniens Mantel
Mit so vielem Kunstgefühl.

Keiner wiegte auf dem Haupte
Solchen hohen, spitzen Hut,
Und das edle Bleistiftspitzen
Konnt' er aus dem Grunde gut.

Meistens nahm er Nro. 7,
Und mit kunstgeübter Hand
Spitzt' er ihn an beiden Enden,
Weil er dieses praktisch fand.

Einstmals merkte dies Murillo,
Und er sprach mit ernstem Ton:
„Was ich eben da bemerke,
Das gefällt mir nicht, mein Sohn;

Denn ich glaube, daß Du hierin
Sehr auf falschem Wege bist,
Weil es erstens sehr gefährlich,
Zweitens auch nicht nötig ist."

Doch Pedrillo (wie gewöhnlich
Diese jungen Leute sind)
Schlug Murillos weise Lehre
Lirum, larum! in den Wind.

2.

Übrigens (das muß man sagen)
Was die edle Kunst betraf,
Überhaupt in seinem Fache
War Pedrillo wirklich brav.

So zum Beispiel die Madonna;
Ja, wer hätte das gedacht?
Selbst der große Don Murillo
Hätte Beff'res nicht gemacht.

Aber so was kostet Mühe
Und kostet auch noch Geld,
Denn Pedrillo hatte häufig
Sich dazu Modell bestellt.

Sie war eine Schneiderstochter
Aus der Vorstadt von Madrid,
Schwarze Augen, blonde Flechten
Brachte dieses Mädchen mit.

Als Pedrillo nun gemalet
Dieses Mädchen als Porträt,
War der große Don Murillo
Auch nicht ungern in der Näh'.

Früh vom Morgen bis zum Abend
Unterweist der Meister ihn,
Und Pedrillo folgte willig
Stets mit eifrigem Bemüh'n.

Aber abends, wo ein jeder
Gerne seine Ruhe hat,
Führt Pedrillo jenes Mädchen
Oft spazieren vor die Stadt.

Einstmals merkte dies Murillo,
Und er sprach mit ernstem Ton:
„Was ich eben da bemerke,
Das gefällt mir nicht, mein Sohn;

Denn ich glaube, daß Du hierin
Sehr auf falschem Wege bist,
Weil es erstens sehr gefährlich,
Zweitens auch nicht nötig ist."

Doch Pedrillo (wie gewöhnlich
Diese jungen Leute sind)
Schlug Murillos weise Lehre
Lirum, larum! in den Wind.

3.

Schon am nächsten Donnerstage,
Als ein schöner Abend war,
Sah man draußen vor dem Tore
Dieses pflichtvergeff'ne Paar.

Denn da kam ein alter Klausner
Durch den Wald und merkte sie.
Und als er die beiden Leichen
In der Nähe sich besah,

Zu dem dort'gen Myrtenhaine
Gingen sie im Mondeslicht,
Aber keiner sah sie wieder,
Wenigstens lebendig nicht.

Fand er alles sehr natürlich,
Denn, ach Gott! was fand er da?
Ach! ein Bleistift Nro. 7,
Den Pedrillo zugespitzt,

Denn es sprach zu ihr Pedrillo:
„Sprich, Geliebte, liebst Du mich?"
Und sie preßt ihn an den Busen,
Sprechend: „Ja, ich liebe Dich!"

„Au!" schrie plötzlich da Pedrillo,
Und das Mädchen schrie es auch;
Tödlich fielen beide nieder
Unter einen Myrtenstrauch.

Keiner wußte, was geschehen,
Bis des Morgens in der Früh,

Zugespitzt an beiden Enden,
Hatte dieses Blut verspritzt.

Als Murillo dies vernommen,
Sprach er sanft und weinte sehr:
„Ach! o Jüngling, spitze niemals
Einen harten Bleistift mehr;

Führe Mädchen nie spazieren,
Denn dies Beispiel zeigt es klar,
Daß es erstens sehr gefährlich,
Zweitens auch nicht nötig war."

Trauriges Resultat einer vernachlässigten Erziehung.

Ach, wie oft kommt uns zu Ohren,
Daß ein Mensch was Böses tat,
Was man sehr begreiflich findet,
Wenn man etwas Bildung hat.

Manche Eltern sieht man lesen
In der Zeitung früh bis spät;
Aber was will dies bedeuten,
Wenn man nicht zur Kirche geht?

Denn man braucht nur zu bemerken,
Wie ein solches Ehepaar
Oft sein eignes Kind erziehet,
Ach, das ist ja schauderbar!

Ja, zum Instheatergehen,
Ja, zu so was hat man Zeit,
Abgeseh'n von andren Dingen,
Aber wo ist Frömmigkeit?

Zum Exempel, die Familie,
Die sich Johann Kolbe schrieb,
Hatt' es selbst sich zuzuschreiben,
Daß sie nicht lebendig blieb.

Einen Fritz von sieben Jahren
Hatten diese Leute bloß,
Außerdem, obschon vermögend,
Waren sie ganz kinderlos.

Nun wird mancher wohl sich denken:
Fritz wird gut erzogen sein,
Weil ein Privatier sein Vater;
Doch da tönt es leider: Nein!

Alles konnte Fritzchen kriegen,
Wenn er seine Eltern bat,
Äpfel-, Birnen-, Zwetschgenkuchen,
Aber niemals guten Rat.

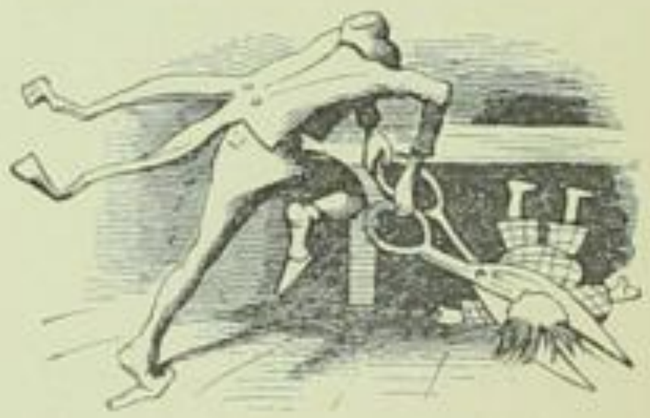
Das bewies der Schneider Böckel,
Wohnhaft Nummer 5 am Eck;
Kaum, daß dieser Herr sich zeigte,
Gleich schrie Fritzchen: meck, meck, meck!

Oftmals, weil ihn dieses kränkte,
Kam er und beklagte sich,
Aber Fritzchens Vater sagte:
Dieses wäre lächerlich.

Wozu aber soll das führen,
Ganz besonders in der Stadt,
Wenn ein Kind von seinen Eltern
Weiter nichts gelernet hat?

So was nimmt kein gutes Ende. —
Fast verging ein ganzes Jahr,
Bis der Zorn in diesem Schneider
Eine schwarze Tat gebar.

Unter Vorwand eines Kuchens
Lockt er Fritzchen in sein Haus,
Und mit einer großen Schere
Bläst er ihm das Leben aus.



Kaum hat Böckel dies verbrochen,
Als es ihn auch schon geniert,
Darum nimmt er Fritzchens Kleider,
Welche grün und blau kariert.

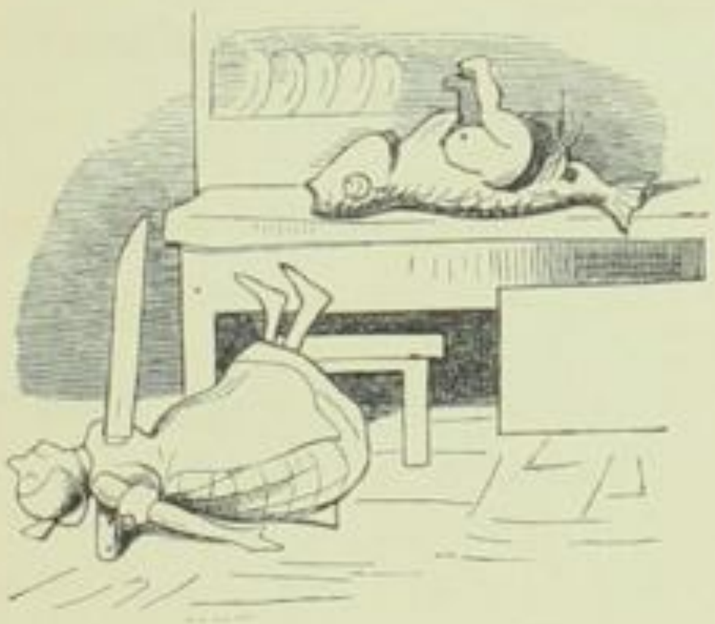
Fritzchen wirft er schnell ins Wasser,
Daß es einen Plumpser tut,
Kehrt beruhigt dann nach Hause,
Denkend: So, das wäre gut!

Ja, es setzte dieser Schneider
An die Arbeit sich sogar,
Welche eines Tandlers Hose
Und auch sehr zerrissen war.

Dazu nahm er Fritzchens Kleider,
Weil er denkt: dich krieg' ich schon!
Aber ach! ihr armen Eltern,
Wo ist Fritzchen, euer Sohn?

In der Küche steht die Mutter,
Wo sie einen Fisch entleibt,
Und sie macht sich große Sorge;
Wo nur Fritzchen heute bleibt?

Als sie nun den Fisch aufschneidet,
Da war Fritz in dessen Bauch. —
Tot fiel sie ins Küchenmesser,
Fritzchen war ihr letzter Hauch.



Wie erschrak der arme Vater,
Der g'rad' eine Prise nahm;
Heftig fängt er an zu niesen,
Welches sonst nur selten kam.

Stolpern und durchs Fenster stürzen,
Ach, wie bald ist das geschehn!
Ach! und Fritzchens alte Tante
Muß auch g'rad' vorübergehn.

Dieser fällt man auf den Nacken,
Knacks! da haben wir es schon! —
Beiden teuren Anverwandten
Ist die Seele sanft entfloh'n.

D'rob erstaunten viele Leute,
Und man munkelt allerlei,
Doch den wahren Grund der Sache
Fand die wackre Polizei.

Nämlich eins war gleich verdächtig:
Fritz hat keine Kleider an!
Und wie wäre so was möglich,
Wenn es dieser Fisch getan?

Lange fand man keinen Täter,
Bis man einen Tandler fing,
Der, es war ganz kurz nach Ostern,
Eben in die Kirche ging.

Ein Gendarm, der auf der Lauer,
Hatte nämlich gleich verspürt,
Daß die Hose dieses Tandlers
Hinten grün und blau kariert.

Und es war ein dumpf' Gemurmel
Bei den Leuten in der Stadt,
Daß 'ne schwarze Tandlersseele
Dieses Rind geschlachtet hat.

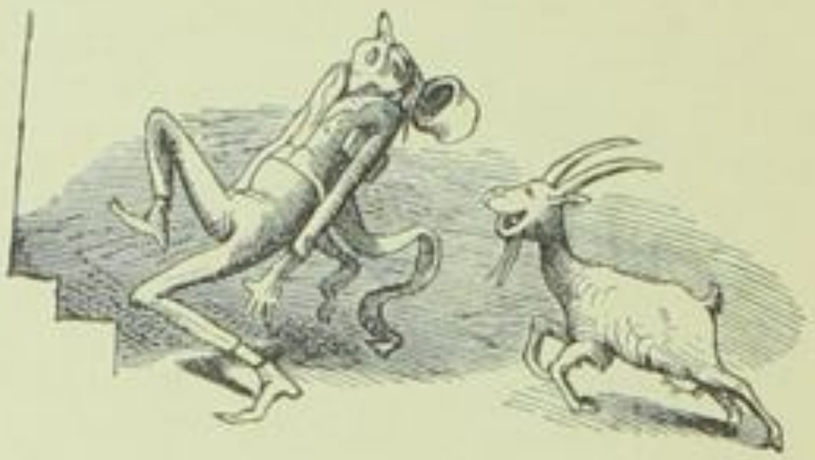
Hochentzücket führt den Tandler
Man zur Exekution;
Zwar er will noch immer mucksen,
Aber wupp! da hängt er schon. —

Nun wird mancher hier wohl fragen:
Wo bleibt die Gerechtigkeit?
Denn dem Schneidermeister Böckel
Tut bis jetzt man nichts zuleid.

Aber in der Westentasche
Des verstorbnen Tandlers fand
Man die Quittung seiner Hose
Und von Böckels eigner Hand.

Als man diese durchgelesen,
Schöpfte man sogleich Verdacht,
Und man sprach zu den Gendarmen:
Kinder, habt auf Böckel acht!

Einst geht Böckel in die Kirche.
Plötzlich fällt er um vor Schreck,
Denn ganz dicht an seinem Rücken
Schreit man plötzlich: Meck, meck, meck!

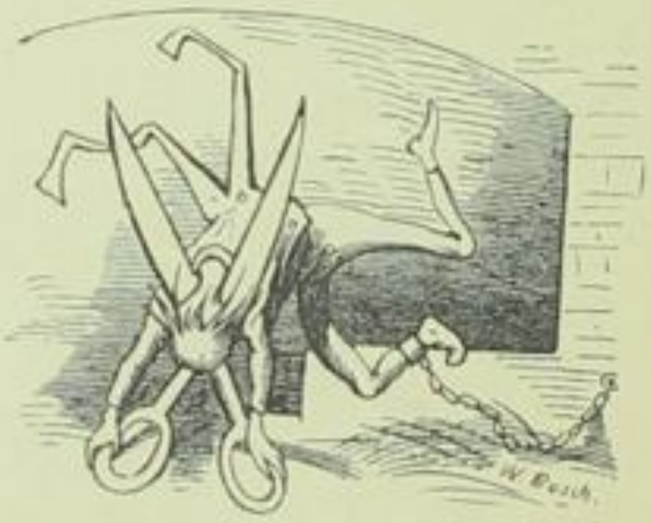


Dies geschah von einer Ziege;
Doch für Böckel war's genug,
Daß sein schuldiges Gewissen
Ihn damit zu Boden schlug.

Ein Gendarm, der dies verspürte,
Kam aus dem Versteck herfür,
Und zu Böckel hingewendet
Sprach er: Böckel, geh' mit mir!

Kaum noch zählt man 14 Tage,
Als man schon das Urteil spricht:
Böckel sei aufs Rad zu flechten.
Aber Böckel liebt dies nicht.

Ach! die große Schneiderschere
Ließ man leider ihm, und schnapp!
Schnitt er sich mit eignen Händen
Seinen Lebensfaden ab.



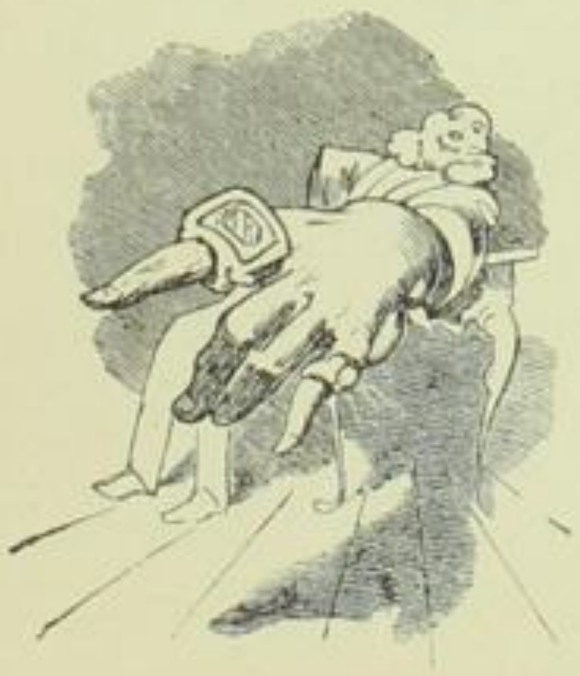
Ja, so geht es bösen Menschen.
Schließlich kriegt man seinen Lohn.
Darum, o ihr lieben Eltern,
Gebt doch acht auf euern Sohn!

Ehre dem Photographen! Denn er kann nichts dafür!

Wie häufig tadelt man den Photographen und doch wie ungerecht! Der Photograph ist eigentlich Maler; denn

er zeichnet

und lasiert,



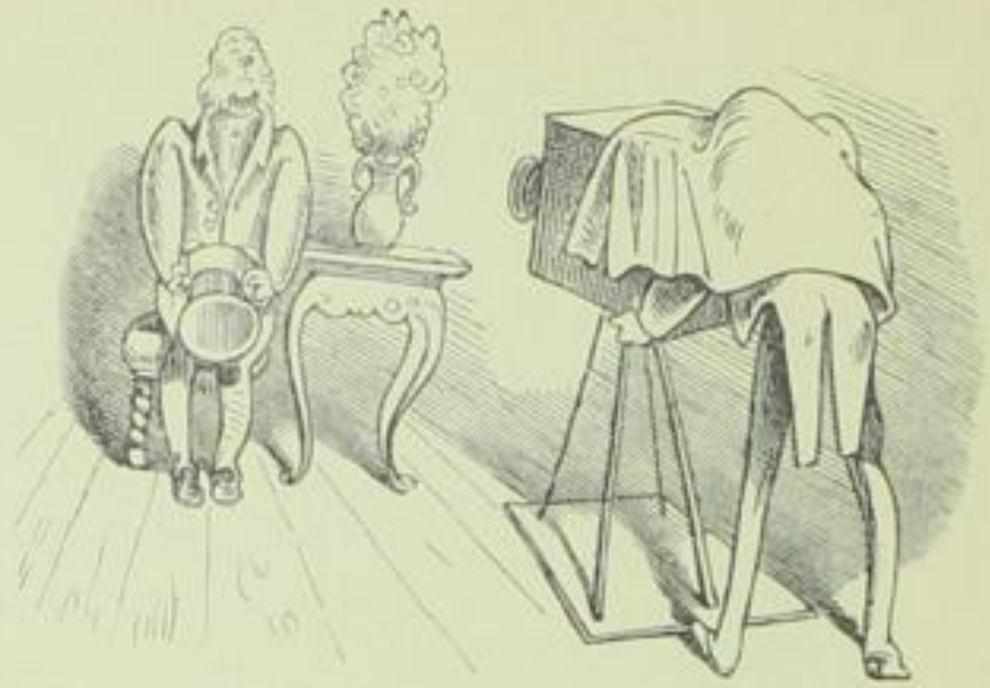
er wählt die richtige Distanz für Goldsachen

und neue Zylinder.

Er arrangiert die Neuverlobten, und wohlgelungen wäre die Gruppe, hätte nicht das männliche Objekt der Kunst die rechte untere Extremität eigenmächtig nach vorne geschoben.

Hier ist Fräulein Adele im Begriffe, für ihren Ferdinand sich abphotographieren zu lassen.

Der Photograph verfährt mit der äußersten Sorgfalt.

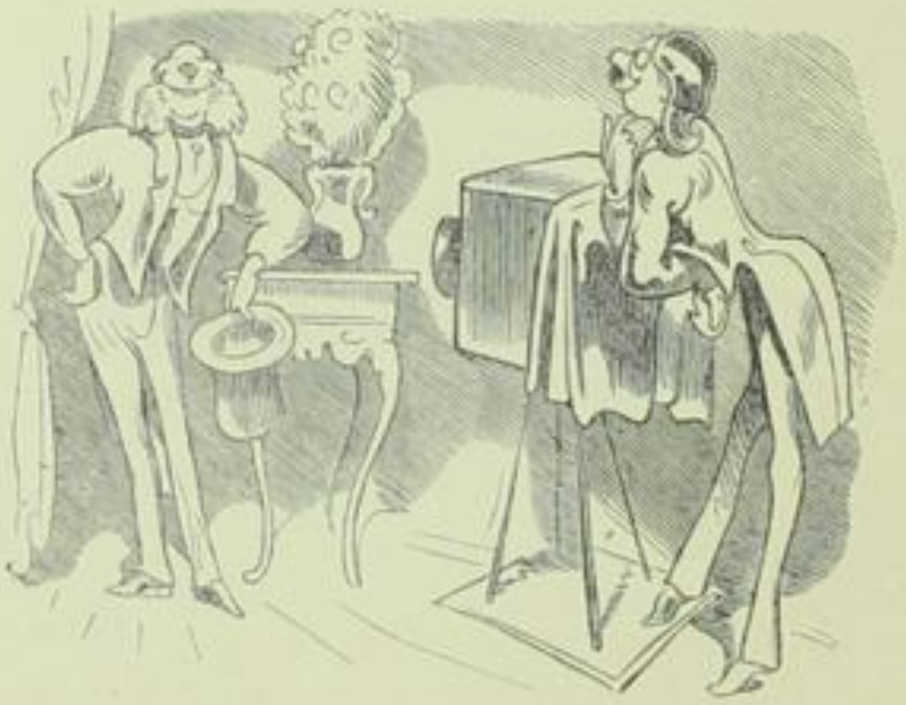


Auch Hanno von Hinkelsmark will sich aufnehmen lassen.

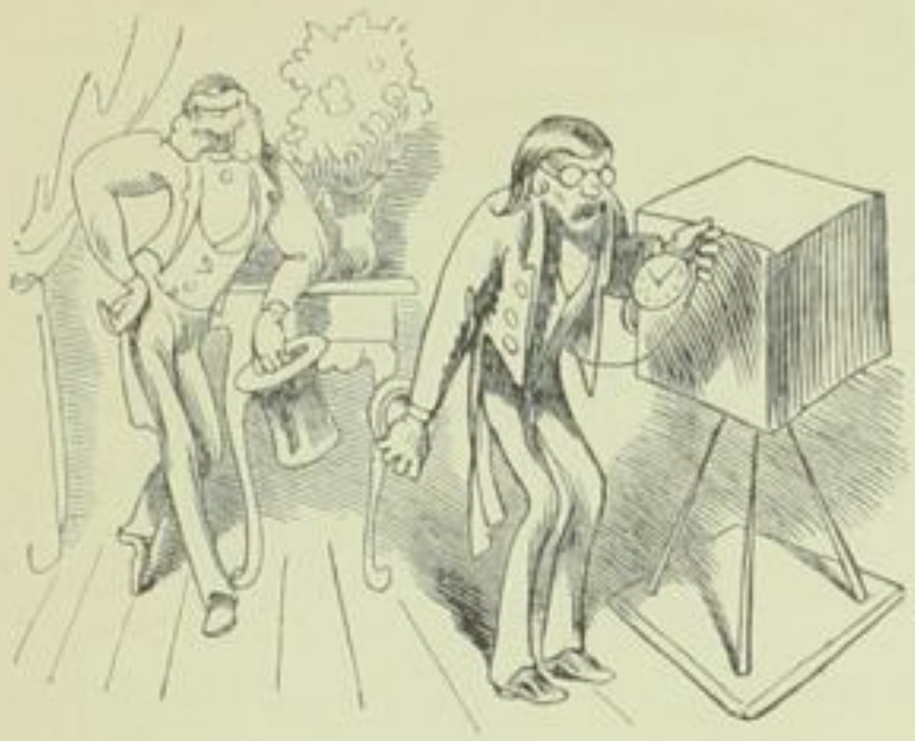
Er hat die Position zu seiner Zufriedenheit geordnet.

„Den Kopf etwas mehr nach rechts!"

Aber unbefriedigend ist das Resultat; denn was kann der Apparat gegen die unaufhaltsamen Schwingungen eines zärtlich erregten Herzens.

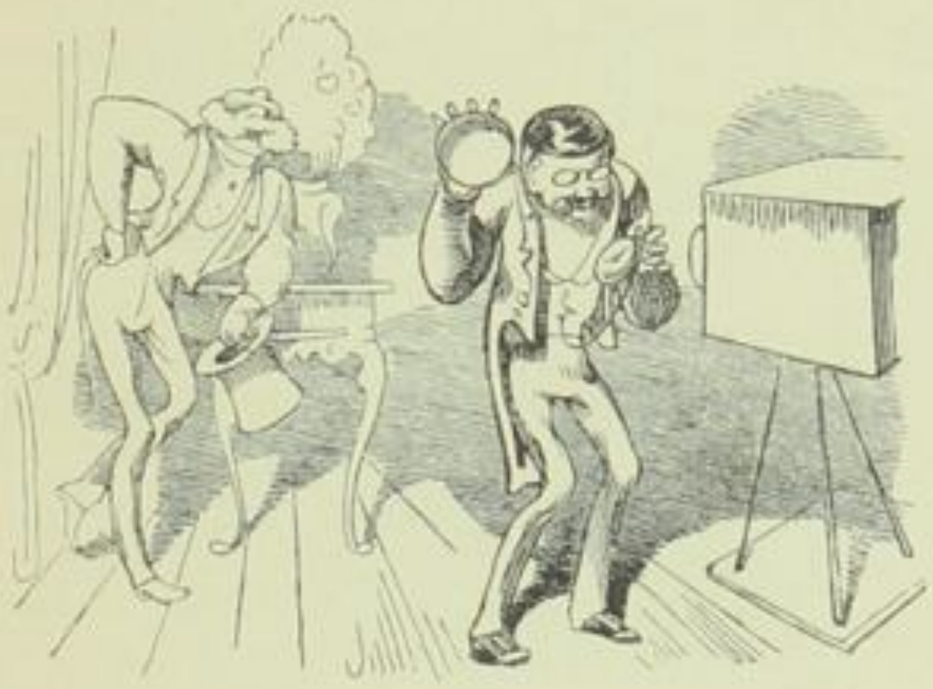


„Oder, bitte, stehen Sie gefälligst lieber auf! Und nur recht freundlich, wenn ich bitten darf!"



„So! Es beginnt!

Fertig!



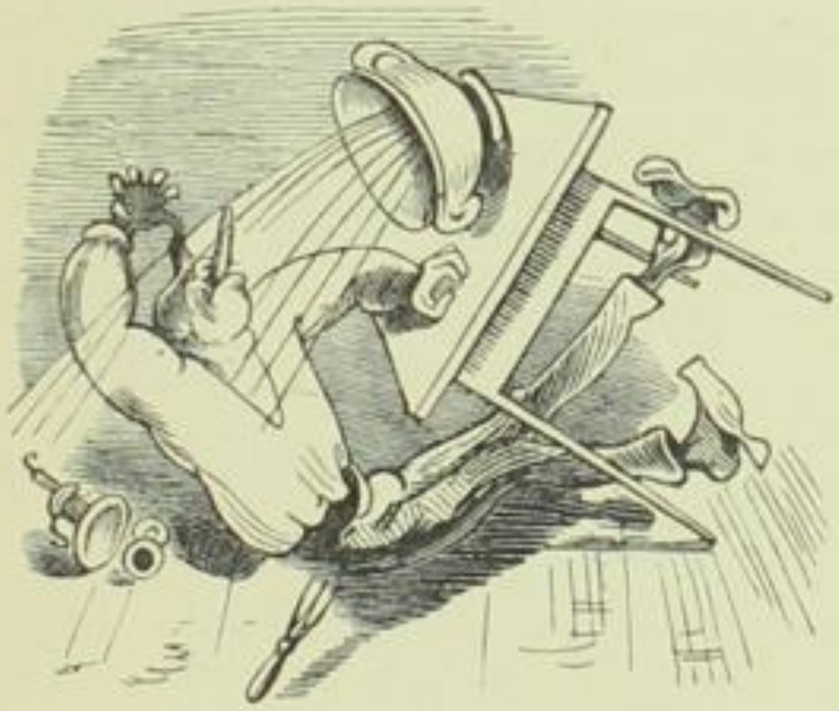
Sieben — acht — neun — zehn — elf —

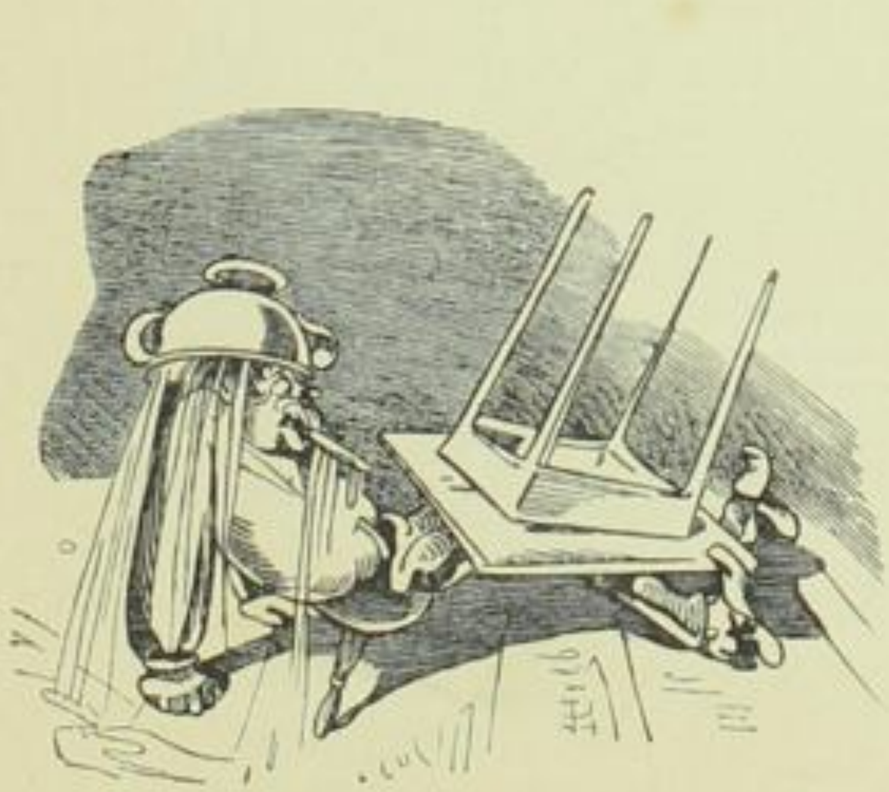
Hier ist die Platte!"

Was die Kritik von einem guten Kunstwerk verlangt, ist drin: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Bloß die ruhige Haltung fehlt. Wie kommt das nur? Der Mensch tut's, der Apparat macht's und der Photograph verkauft's! Drum Ehre dem Photographen! Denn er kann nichts dafür!

Der vergebliche Versuch.

Herr Lehmann hat seinen Freunden in der Sylvesternacht eine Punschpartie gegeben und beabsichtigt nach Entfernung seiner Gäste sich noch eine Zigarre anzuzünden.

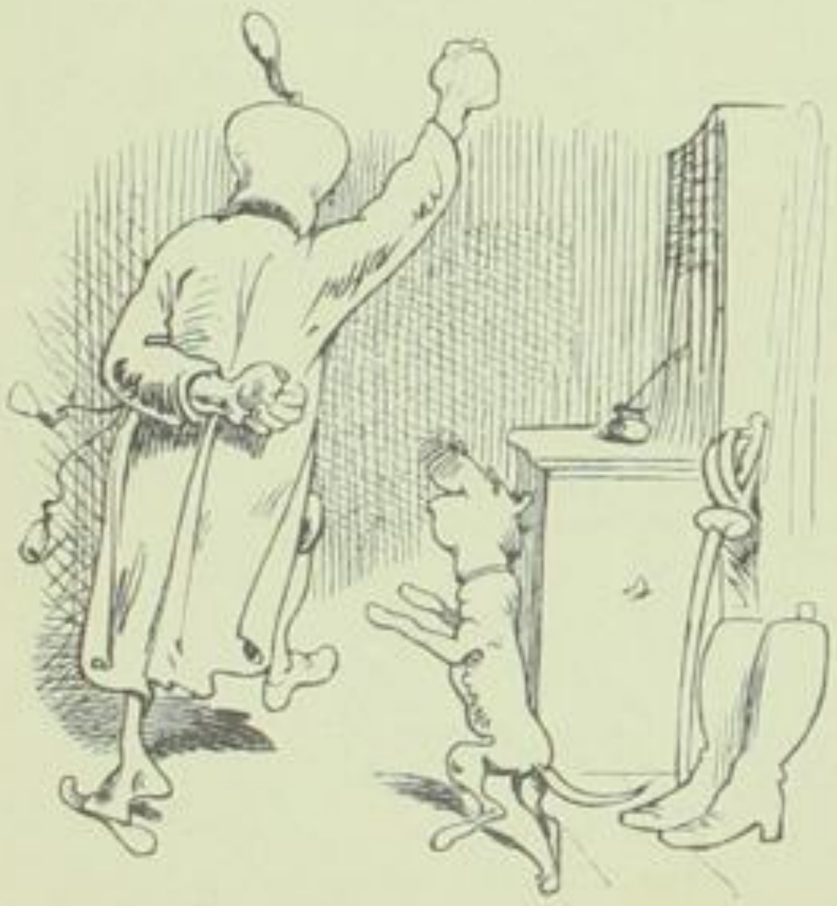




Monsieur Jacques à Paris
während der Belagerung im Jahre 1870.

Die Preußen setzen ihren Marsch auf Paris fort.

Die Beleuchtung in Paris wird immer spärlicher.



Vive la république!

Milch gehört zu den Seltenheiten.

Was Zigaretten anbelangt, so ist Monsieur Jacques bereits auf seine Seegrasmatratze angewiesen.

Anfang der Selbst-Zernierung.

Häusliches Wildbret.

Moustache richtet sein Augenmerk auf das kleinere Geflügel.

Monsieur Jacques bratet seinen Kanarienvogel.

Monsieur Jacques wird lebhaft an die Gestalt erinnert, welche man Wurst zu nennen pflegt.

Excusez, mon ami, mais c'est la guerre.

Erſter Verſuch.

Moustache fährt Schlitten.

Günſtiger Erfolg der neuen Erfindung.

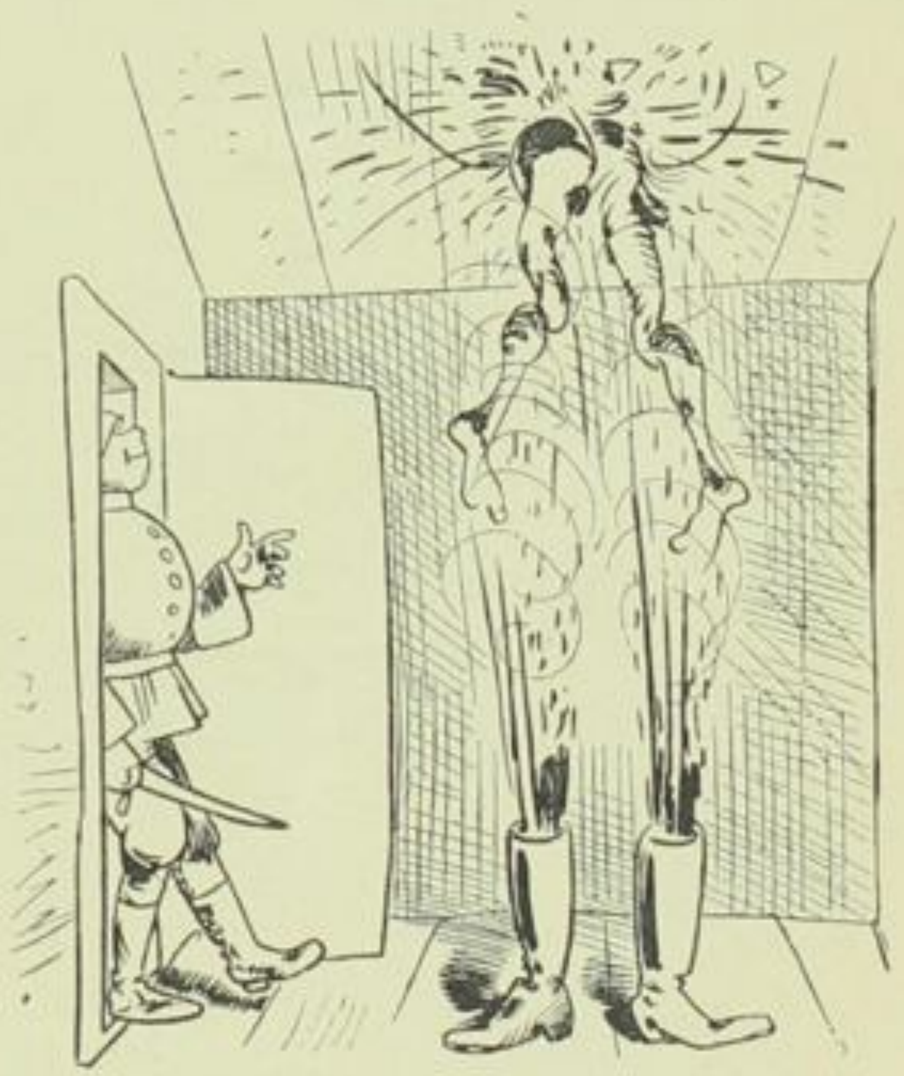
Monsieur Jacques erfindet die Exploſionspillen.

Zwei Karbonaden pour les Prussiens.

Statt der Preußen stürzen sich zwei hung'rige Citoyens auf die geladenen Karbonaden.

Monsieur Jacques wird desperat, ladet seine eigenen Stiefel,

Furchtbare Wirkung der neuen Sprenggeschosse.



und sprengt sich selbst gegen die Decke.

Der Partikularist.

„Jetzt kommen die Franzosen — die Preußen kriegen Schläge."

„Pah! Der Mac Mahon zeigt's ihnen schon!"

„Saba! Saarbrücken! Gelt, der kleine Lulu!"

„Wörth! Wörth! Hm, sonderbar!!"

„Weißenburg ——! Wer's glaubt!"

„Mars-la-Tour. Siehst Du wohl!"

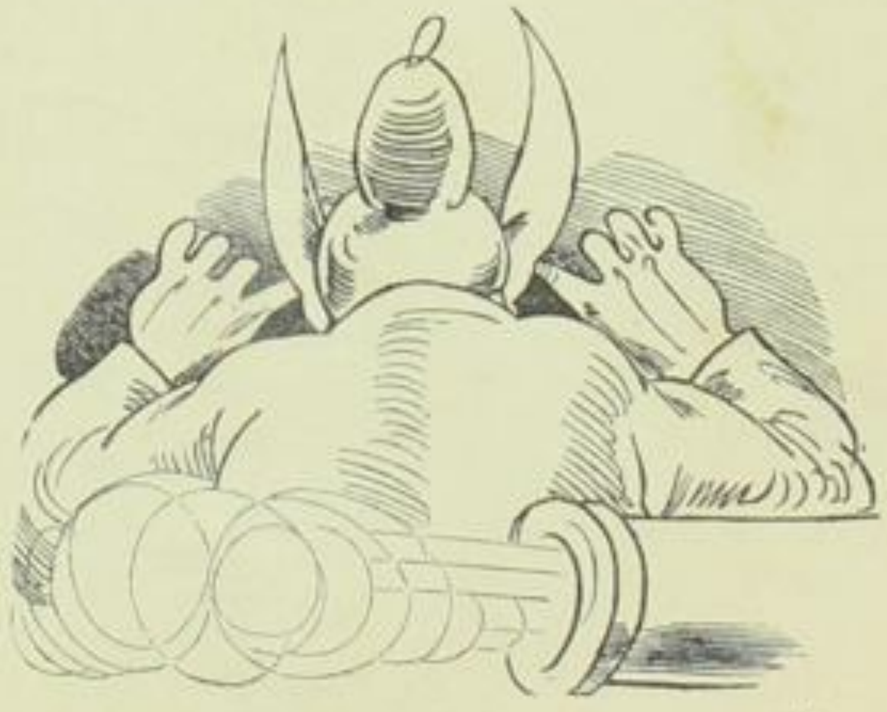
„Aber der Max Mahon fangt's fein an. H — u — iii!!"

„Sedan. Pfui Teufel!"

„Gefangen! Was — gefangen — er?"

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!"

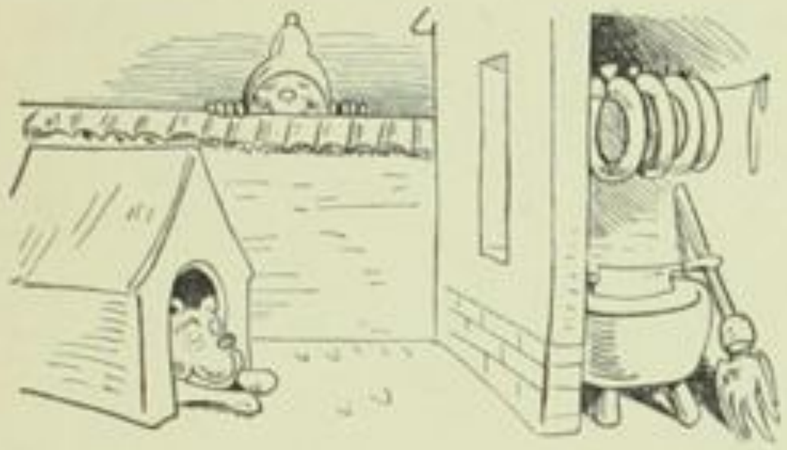
Sie: „Metz, Metz, Metz!" — Er: „Verrrrat!"



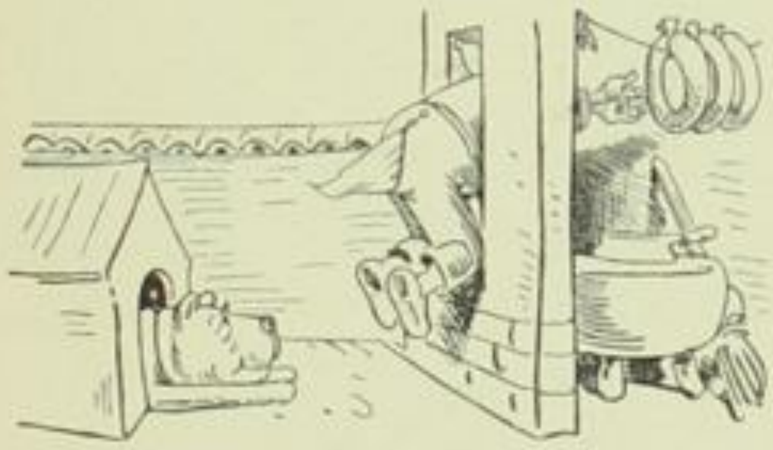
„Und das Viktoria-Geschieß' auch noch!"

Der Wurstdieb

Der Wurstdieb.



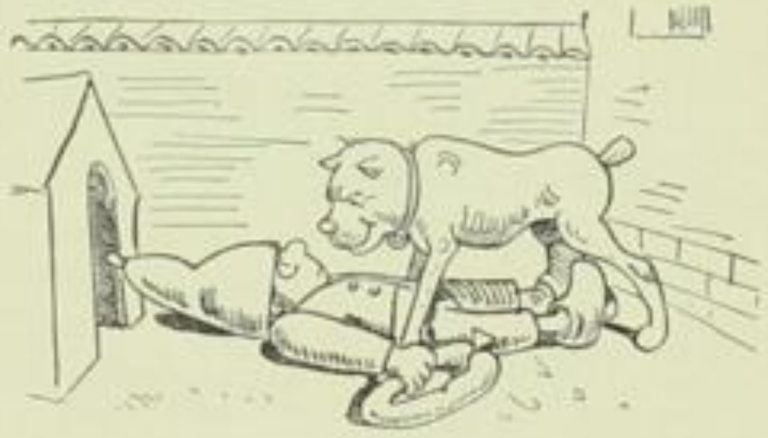
Hier hängt die Wurst — dort an der Mauer
Steht Louis heimlich auf der Lauer.



Und schon bemerkt man sein Bestreben,
Sich eine Wurst herauszuheben.

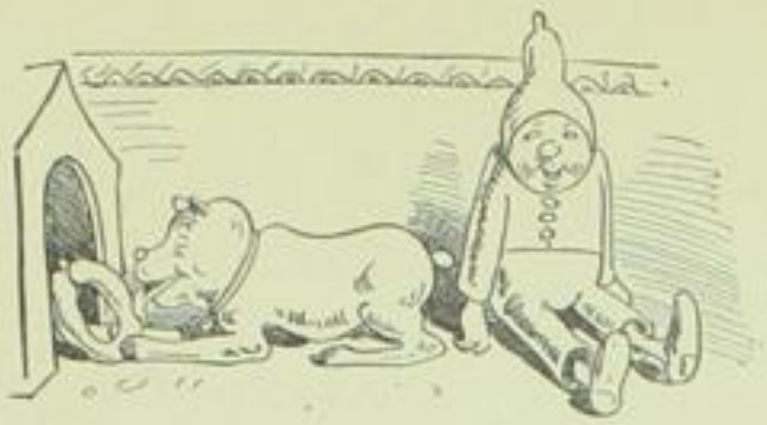
Jetzt hat er sie und schleicht davon;
Doch Graps, der Hund, erblickt ihn schon.

Eh' Louis denkt, daß er ihn packe,
Hat Graps ihn hinten bei der Jacke.

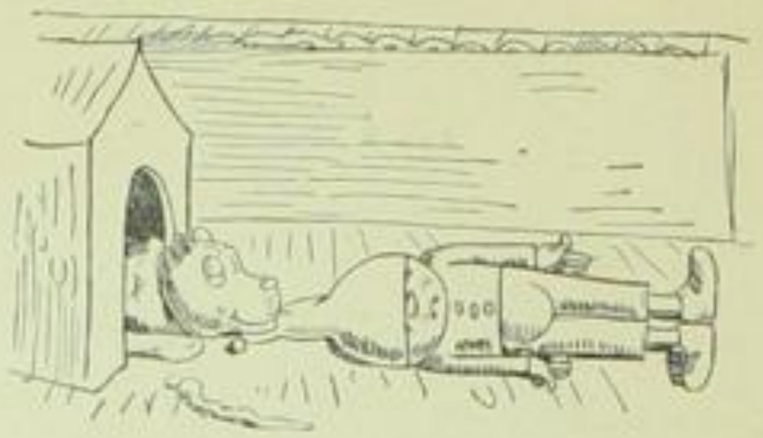


Die zwei, die schaun sich ins Gesicht,
Der eine froh, der andre nicht.

Graps aber trägt mit sanftem Schritte
Die Wurst zu seiner stillen Hütte.

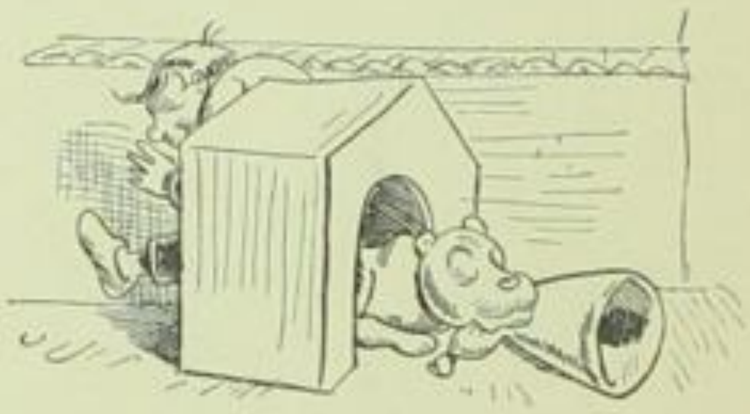


Indeſſen Graps ſich ſo ergötzt
Hat Louis aufrecht ſich geſetzt.



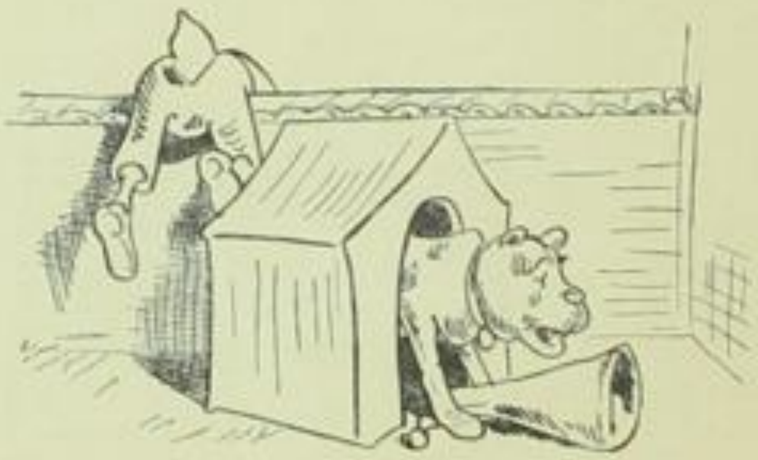
Er legt ſich klüglich auf die Spitze
Von Louis ſeiner Zipfelmütze.

Und will ganz heimlich ſich ſo eben
Aus dieſer Gegend fortbegeben.

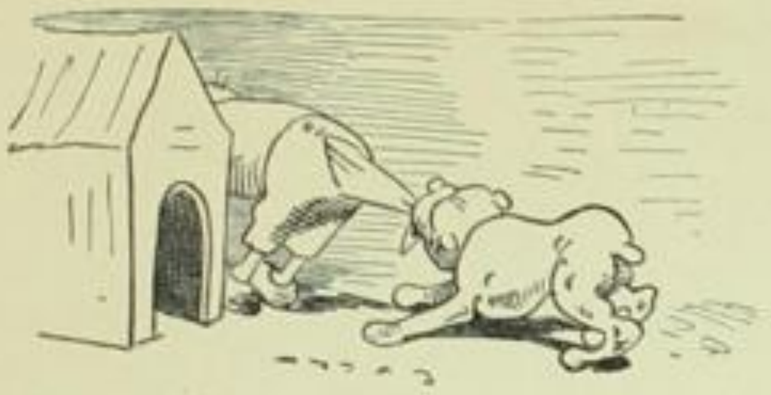


Der treue Graps, der denkt ſich: Nun
Kann ich getroſt ein wenig ruhn!

Doch Graps, der wachſam, zieht ihn wieder
Mit kühnem Griff nach hinten nieder.



Doch Louis zog ganz in der Stille
Den Kopf aus ſeiner ſpitzen Hülle;

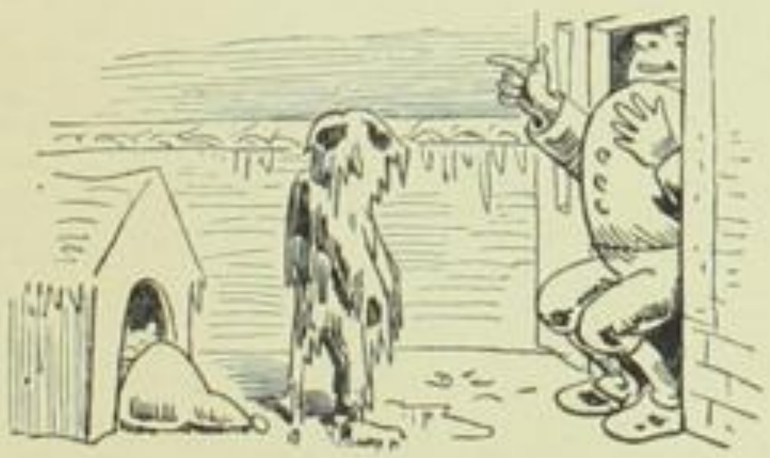


Und wäre glücklich faſt entkommen,
Hätt' ihn der Graps nicht feſtgenommen.

Der gute Nachbar ſah ihn ſtehn
Und will mit ihm zum Ofen gehn.

Er ſteht und darf ſich nicht bewegen;
Von oben ſtrömt ein kühler Regen.

Bauz! Klirr! — er ſtolpert an der Schwelle;
Der Louis iſt ein Eisgerölle.



Der Regen wird zu kaltem Reif;
Der Louis friert ganz ſtarr und ſteif.

Da nimmt der gute Nachbar ſchnell den Beſen
Und fegt hinaus, was Louis einſt geweſen.

Neues Wilhelm Busch Album

Drittes Buch

Schein und Sein/ Hernach.

Schein und Sein

Kyrie und Trio.

Mein Kind, ich sind willkins die Dinge,
Ohnlichsins, ob grosse, ob geringe,
Im Wesentlichen so vorgericht,
Dass man sie nicht wie Nüsse knackt.

Also wolltest du dich unterwinden,
Deutungen die Menschen zu ergründen.
Du kennst sie nur von aussenwärts.
Du siehst die Schale, nicht das Herz.

Abschied.

Die Bäume hören auf zu blühn,
Mein Schatz will in die Fremde ziehn;
Mein Schatz der sprach ein bittres Wort:
Du bleibst nun hier, aber ich muß fort.

Leb wohl, mein Schatz, ich bleib dir treu,
Wo du auch bist, wo ich auch sei.
Bei Regen und bei Sonnenschein,
So lang ich lebe, gedenk ich dein.

So lang ich lebe, lieb ich dich,
Und wenn ich sterbe, bet für mich,
Und wenn du kommst zu meinem Grab,
So denk, daß ich dich geliebet hab.

Der fremde Hund.

Was fällt da im Boskettgesträuch
Dem fremden Hunde ein?
Geht man vorbei, so bellt er gleich
Und scheint wie toll zu sein.

Der Gärtner holt die Flinte her.
Es knallt im Augenblick.
Der arme Hund, getroffen schwer,
Wankt in's Gebüsch zurück.

Vier kleine Hündchen liegen hier
Nackt, blind und unbewußt.
Sie saugen emsig alle vier
An einer toten Brust.

Unbeliebtes Wunder.

In Tours, zu Bischof Martins Zeit,
Gab's Krüppel viel und Bettelleut.
Darunter auch ein Ehepaar,
Was glücklich und zufrieden war.
Er, sonst gesund, war blind und stumm;
Sie sehend, aber lahm und krumm
An jedem Glied, bis auf die Zunge
Und eine unverletzte Lunge.
Das paßte schön. Sie reitet ihn
Und, selbstverständlich, leitet ihn
Als ein geduldig Satteltier,
Sie obenauf, er unter ihr,
Ganz einfach mit geringer Müh,
Bloß durch die Worte Hott und Hüh,
Bald so bald so, vor allen Dingen
Dahin, wo grad die Leute gingen.
Fast jeder, der's noch nicht gesehn,
Bleibt unwillkürlich stille stehn,
Ruft: „Liebergott, was ist denn das?"
Greift in den Sack, gibt ihnen was
Und denkt noch lange gern und heiter
An dieses Roß und diesen Reiter.
So hätten denn gewiß die zwei
Durch fortgesetzte Bettelei,
Vereint in solcherlei Gestalt,
Auch ferner ihren Unterhalt,
Ja, ein Vermögen sich erworben,
Wär' Bischof Martin nicht gestorben.
Als dieser nun gestorben war,
Legt man ihn auf die Totenbahr
Und trät' ihn unter Wehklagen
Fein langsam nach dem Dome tragen
Zu seiner wohlverdienten Ruh.

Und sieh, ein Wunder trug sich zu.
Da, wo der Zug vorüber kam,
Wer irgend blind, wer irgend lahm,
Der fühlte sich sogleich genesen,
Als ob er niemals krank gewesen.
Oh, wie erschrak die lahme Frau!
Von weitem schon sah sie's genau,
Weil sie hoch oben, wie gewohnt,
Auf des Gemahles Rücken thront,
„Lauf, rief sie, laufe schnell von hinnen,
Damit wir noch beizeit entrinnen."
Er läuft, er stößt an einen Stein,
Er fällt und bricht beinah ein Bein.
Die Prozession ist auch schon da.
Sie zieht vorbei. Der Blinde sah,
Die Lahme, ebenfalls kuriert,
Kann gehn, als wie mit Öl geschmiert,
Und beide sind wie neu geboren
Und kratzen sich verdutzt die Ohren.
Jetzt fragt es sich: Was aber nun?
Wer leben will, der muß was tun.
Denn wer kein Geld sein eigen nennt
Und hat zum Betteln kein Talent
Und hält zum Stehlen sich zu fein
Und mag auch nicht im Kloster sein,
Der ist fürwahr nicht zu beneiden.
Das überlegten sich die Beiden.
Sie, sehr begabt, wird eine fesche
Gesuchte Plätterin der Wäsche.
Er, mehr beschränkt, nahm eine Axt
Und spaltet Klötze, daß es knackst,
Von morgens früh bis in die Nacht.
Das hat Sankt Martin gut gemacht.

Luidor!

Wo ist's in alter Zeit gewesen,
Wo ist es, fürcht ich, auch noch heut.
Aber nicht besonders auserlesen,
Denn meist die Tugend Scheinwichtel.

Aufstrebend müßt du dich bemühen,
Doch ohne Mühe findest du.
Der liebe Gott muß immer ziehen,
Den Teufel fällt's von selber zu.

W. B.

Der Stern.

Hütt Linner auch fast unser Abendstund,
Ob wir die drei Schritten auf Morgenland,
Und hinten sich dünken, wo wär wohl wir
Dem Sternlein nachgereist, wenn für;
Dennoch, wenn wir den Scheinsuchtschritt
Dem Lichtlein ungewiglich scheinen hört,
Fällt auch auf seine unverständig Geschrift,
Ist unser es merken oder nicht,
Ein freundlicher Strahl
Der Wunderstunde von herüber.

W. B.

Woher, wohin?

Wo sich heimlichen Herzen
Hoffen die Andachten auf,
Nur dort hervorgehn fromme Herzen
Apfel, wund offen Lebenslauf.

Wo wir wissen, wo wir bleiben,
Fragt kein Klügel Menschengeist;
Doch die Grübelgeister schreiben:
Weißt du wenig, so bleibe fort.

Laßt Euch nicht auf's Neu gelüsten.
Alles geschah, es wird geschehe.
Heimlich an der Lebend Küsten
Pflanzt die Sehnsucht Unsterblichkeit.

W. B.

Gedankenvoll.

Ich weiß ein stilles Fensterlein
Liegt heimlich und versteckt,
Das hat mit Laub der grüne Wein
Und Ranken überdeckt.

Im Laube spielt der Sommerwind,
Die Rebe schwankt und nickt,
Dahinter sitzt ein hübsches Kind
Gedankenvoll und stickt.

Im jugendklaren Angesicht
Blüht wunderfüß der Mund
Als wie ein Rosenknösplein licht
Früh in der Morgenstund.

Im Netzgeflecht das blonde Haar
Umfaßt ein braunes Band,
Das liebe blaue Augenpaar
Blickt sinnend auf die Hand.

Und's Köpfchen scheint so still zu sein.
Ist doch ein Taubenschlag.
Gedanken fliegen aus und ein
Den lieben langen Tag.

Sie fliegen über Wald und Flur
Ins weite Land hinaus.
Ach käm ein einzig Täubchen nur
Und flöge in mein Haus.

Empfehlung.

Du bist nervös. Drum lies doch mal
Das Buch, das man dir anempfahl.
Es ist beinah, wie eine Reise
Im alten wohlbekannten Gleise.
Der Weg ist grad und flach das Land,
Rechts, links und unten nichts wie Sand.
Kein Räderlärm verbittert dich,
Kein harter Stoß erschüttert dich,
Und bald umfängt dich sanft und kühl
Ein Raumvorhandenseinsgefühl.
Du bist behaglich eingenickt.
Dann, wenn du angenehm erquickt,
Kehrst du beim „stillen Wirte" ein.
Da gibt es weder Bier noch Wein.
Du schlürfst ein wenig Äpfelmost,
Ißt eine leichte Löffelkost
Mit wenig Fett und vieler Grütze,
Gehst früh zu Bett in spitzer Mütze
Und trinkst zuletzt ein Gläschen Wasser.
Schlaf wohl, und segne den Verfasser!

Immerhin.

Mein Herz, sei nicht beklommen,
Noch wird die Welt nicht alt.
Der Frühling ist wiedergekommen,
Frisch grünt der deutsche Wald.

Seit Ururvätertagen
Stehen die Eichen am See,
Die Nachtigallen schlagen,
Zur Tränke kommt das Reh.

Die Sonne geht auf und unter
Schon lange vieltausendmal,
Noch immer eilen so munter
Die Bächlein ins blühende Tal.

Hier lieg ich im weichen Moose
Unter dem rauschenden Baum,
Die Zeit, die wesenlose,
Verschwindet als wie ein Traum.

Von kühlen Schatten umdämmert,
Versink ich in selige Ruh;
Ein Specht, der lustig hämmert,
Nickt mir vertraulich zu.

Mir ist, als ob er riefe:
Haija, mein guter Gesell,
Für ewig aus dunkler Tiefe
Sprudelt der Lebensquell.

Gründer.

Geschäftig sind die Menschenkinder,
Die große Zunft von kleinen Meistern,
Als Mitbegründer, Miterfinder
Sich diese Welt zurecht zu kleistern.

Nur leider kann man sich nicht einen,
Wie man das Ding am besten mache.
Das Bauen mit belebten Steinen
Ist eine höchst verzwickte Sache.

Welch ein Gedrängel und Getriebe
Von Lieb und Haß bei Nacht und Tage,
Und unaufhörlich setzt es Hiebe,
Und unaufhörlich tönt die Klage.

Gottlob, es gibt auch stille Leute,
Die meiden dies Gewühl und hassen's
Und bauen auf der andern Seite
Sich eine Welt des Unterlassens.

Frisch gewagt.

Ich komme nach spanischen Reisebuch
An meinen deutschen Geburtsort.
Der nächste Sperling pfeifendoch,
Verwundert ihn sehr ja hinderlich.
Wer das nicht kennt?
Der gewinkt, sein Besenmann,
Ich war das Wunder bugsiermann,
Verwirrung in dem Dorf.

W. B.

Waldfrevel.

Ein frischer Knabe ging einmal
Hinaus in den Wald zu spielen.
Ein scharfes Beilchen ohne Stiel,
Der Schneid mich in die Finger.

Der schlechtgeratene Förster sieht's.
Was sind das für Geschichten?
Er pfeift sein Hund, wo einmal Notig
Und meint den Fall berichten.

W. B.

Selbstbegräbnis

Mein Leichenlied
Ich mag so klein,
Ich mag so fein,
Ein armes Blümlein,
Muß stillen hingehn
Der seinen Augen
Nur hat noch keine Zähr'.
Ätsch, ätsch!
Nun ich bin Bon so groß.

W. B.

In trauter Verborgenheit.

Ade, ihr Sommertage,
Wie seid ihr so schnell enteilt,
Gar mancherlei Lust und Plage
Habt ihr uns zugeteilt.

Wohl war es ein Entzücken,
Zu wandeln im Sonnenschein,
Nur die verflixten Mücken
Mischten sich immer darein.

Und wenn wir auf Waldeswegen
Dem Sange der Vögel gelauscht,
Dann kam natürlich ein Regen
Auf uns hernieder gerauscht.

Die lustigen Sänger haben
Nach Süden sich aufgemacht,
Bei Tage krächzen die Raben,
Die Käuze schreien bei Nacht.

Was ist das für Gesause!
Es stürmt bereits und schneit.
Da bleiben wir zwei zuhause
In trauter Verborgenheit.

Kein Wetter kann uns verdrießen.
Mein Liebchen, ich und du,
Wir halten uns warm und schließen
Hübsch feste die Türen zu.

Ich bin Papa.

Mitunter schwitzen muß der Schreiner,
Er stößt auf manchen harten Ast.
So geht es auch, wenn unsereiner
Sich mit der Grübelei befaßt.

Zum Glück hat meine gute Frau,
Die liebevoll an alles denkt,
Mir einen kleinen Fritz geschenkt,
Denn oft erfreut mich dieser Knabe
Durch seinen kindlichen Radau,
Wenn ich so meine Schrullen habe.
Heut Mittag gab es wieder mal
Mein Leibgericht, gespickten Aal,
Und wie ich dann zur Körperpflege,
Die Weste auf, die Augen zu,
Die Hände friedlich auf dem Magen
Im Polsterstuhl mich niederlege,
O weh, ein Schwarm von dummen Fragen
Verscheucht die heißersehnte Ruh.
Ach, wird es mir denn niemals klar,
Wo ich gewesen, eh ich war?
Schwamm ich, verkrümelt in Atome,
Gedankenlos im Wirbelstrome,
Bis ich am Ende mich verdichtet
Zu einer denkenden Person?
Und jetzt, was hab ich ausgerichtet?
Was war der Mühe karger Lohn?
Das Geld ist rar, die Kurse sinken,
Dagegen steigt der Preis der Schinken.
Fast jeden Morgen klagt die Mutter:
Ach Herr, wie teuer ist die Butter!
Ja, selbst der Vater wird gerührt,
Wenn er sein kleines Brödchen schmiert.
Und doch, trotz dieser Seelenleiden,
Will keiner gern von hinnen scheiden.
Wer weiß?
Ei sieh, wer kommt denn da?
Hallo, der Fritz! Nun wird es heiter,
Nun machen wir den Eselreiter.
Flugs stell ich mich auf alle Viere,
Indem ich auf und ab marschiere,
Und rufe kräftig mein Ih — ah!
Vor Wohligkeit und Übermut.
Ih — ah! Die Welt ist nicht so übel.
Wozu das närrische Gegrübel?
Ich bin Papa, und damit gut.

Die Nachbarskinder.

Ihr Andern gar zu wenig traurig,
Ihr Arme an allem Leben;
Ihr gar zu viel auf Andre baut,
Euch selbst mit Schranken.

Es kommt für uns nur ein leichter Tod,
Die beiden Vergnügungssüchtigen;
Zu wenig und zu viel Verantwortung
Sind Nachbarskinder.

W. B.

Mißmut.

Sage nie: Dem Volk geschehen!
Öffne dir nie Hintergedanken
Durch "Mißmut", der matte Mördchen,
Ihr sag: Ich will und stehen!

Denke an die Geschichte Walter.
Wie die Schiffer auf den Flüssen
Ihren Fahrten Halt verbissen:
Wind und Wetter vorbehalten!

W. B.

Ausgleich.

Auf der Mühle Flügel der Müller,
Der so gerne mahlen will.
Mühlen mißt der Wind und Müller,
Und die Mühle Korbe still.

So groß immer, wie ich finde,
Reich der Mühle vollen Korn.
Hat man Korn, so fehlt's am Winde,
Hat man Wind, so fehlt das Korn!

W. B.

Der Türmer.

Der Türmer steht auf hohem Söller
Und raucht sein Pfeifchen echten Kneller,
Wobei der alte Invalid
Von oben her die Welt besieht.
Es kommt der Sommer allgemach.
Die Schwalben fliegen um das Dach,
Derweil schon manche stillbeglückt
Im Neste sitzt und fleißig drückt.
Zugleich tritt aus dem Gotteshaus
Ein neuvermähltes Paar heraus,
Das darf sich nun in allen Ehren
Getreulich lieben und vermehren. —
Der Sommer kam, und allenthalben
Schwebt ungezählt das Heer der Schwalben,
Die, wenn sie flink vorüberflitzen,
Des Türmers alten Hut beschmitzen.
Vom Platze unten tönt Juchhei,
Die Klosterschüler haben frei,
Sie necken, schrecken, jagen sich,
Sie schlagen und vertragen sich
Und grüßen keck mit Hohngelächter
Des Turmes hochgestellten Wächter. —
Der Sommer ging, die Schwalben setzen
Sich auf das Kirchendach und schwätzen.
Sie warten, bis der Abend da,
Dann flogen sie nach Afrika.
Doch unten, wo die Fackeln scheinen,
Begraben sie mal wieder einen
Und singen ihm nach frommer Weise
Ein Lebewohl zur letzten Reise.
Bedenklich schaut der Türmer drein.
Still geht er in sein Kämmerlein
Zu seinem großen Deckelkrug,
Und als die Glocke zehne schlug,
Nahm er das Horn mit frischem Mut
Und blies ein kräftiges Tuhuht.

Wassermuhmen.

In dem See die Wassermuhmen
Wollen ihr Vergnügen haben,
Fangen Mädchen sich und Knaben,
Machen Frösche draus und Blumen.

Wie die Blümlein zierlich knicksen,
Wie die Fröschlein zärtlich quacken,
Wie sie flüstern, wie sie schnacken,
So was freut die alten Nixen.

Rechthaber.

Seine Meinung ist die rechte,
Wenn er spricht, müßt ihr verstummen,
Sonst erklärt er euch für Schlechte,
Oder nennt euch gar die Dummen.

Leider sind dergleichen Strolche
Keine seltene Erscheinung.
Wer nicht taub, der meidet solche
Ritter von der eignen Meinung.

Beneidenswert.

Sahst du noch nie die ungemeine
Und hohe Kunstgelenkigkeit,
Sowohl der Flügel, wie der Beine,
Im Tierbereich mit stillem Neid?

Sieh nur, wie aus dem Felsgeklüfte
Auf seinen Schwingen wunderbar,
Bis zu den Wolken durch die Lüfte
In stolzen Kreisen schwebt der Aar.

Sieh nur das Tierchen, das geringe,
Das zu benennen sich nicht ziemt,
Es ist durch seine Meistersprünge,
Wenn nicht beliebt, so doch berühmt.

Leicht zu erlegen diese beiden,
Das schlag dir lieber aus dem Sinn.
Wer es versucht, der wird bescheiden,
Sei's Jäger oder Jägerin.

Verschämt.

Zur Arbeit ist kein Trieb geschaffen,
der Lumpen findet nie sein Ziel;
sie müssten träumen, müssten schlafen
und Morgenluft statt Fusel saufen.

Sie liebt es, lang im Bett zu liegen.
Und wenn es hoch im Leben geht:
Gerad zu den frühen Morgenzügen
kommt man am leichtesten zu Fuß.

W. B.

Der Blick

Wie ein Ertrinkender, den der Tod
Zum letzten Male aufwirft und untergehen läßt,
Sich aufbäumt und hinübersinkt
Auf die andere Seite taucht –

So ihr Blick. Voll Hoffnung und Hader
Hat sie einmal noch gegrüßt.
Dann floß durch jede Ader
Tod der alten Sündenflut.

W. B.

Gedrängnis.

Schnell wachsende Finsternis
Schleicht um sie her;
Zu langen Träumen
Verlocken im Wind.

Schütz vor der Länge
Müde der Entscheidungen;
Hilf im Gedränge
Stehn der Gedrängten.

W. B

Erbauliche Bescheidenheit.

Sehr schlecht befand sich Mutter Klöhn.
Sie kann nicht gehn,
Ist krumm und lahm
Und liegt zubett und rührt sich nicht.
Seit zwanzig Jahren hat sie schon die Gicht.
Herr Küster Bötel, welcher häufig kam,
Um gute Besserung ihr zu wünschen,
Erzählt ihr auch des weitern,
Um sie ein wenig zu erheitern,
Die Mordgeschichte, die man jüngst verbrochen.
Ja, denken Sie nur mal,
Der Präsident von Frankreich ist erstochen
Von einem Strolch
Mit einem Dolch.
Ist das nicht ein Skandal?
Oh, Lü und Kinners, rief sie voller Graun,
Wat gift et doch vär Minschen.
Sau wat könn eck doch nich e daun!!
Herr Bötel sprach und sah sie freundlich an:
Dies Wort von Ihnen mag ich leiden.
Ein guter Mensch ist niemals unbescheiden
Und tut nicht mehr als was er kann.
Adieu, Frau Klöhn!
Auf fröhlich Wiedersehn!

Das traurige Röslein.

Ein Röslein war gar nicht munter,
Weil es im Topfe stand,
Sah immer traurig hinunter
Auf die Blumen im freien Land.
Die Blumen nicken und winken.
Wie ist es im Freien so schön
Zu tanzen und Tau zu trinken
Bei lustigem Windeswehn.
Von bunten Schmetterlingen
Umgaukelt, geschmeichelt, geküßt;
Dazwischen der Vöglein Singen
Anmutig zu hören ist.
Wir preisen dich und loben
Dich, fröhliche Sommerzeit;
Ach, Röslein am Fenster droben
Du tust uns auch gar zu leid.
Da ist ins Land gekommen
Der Winter mit seiner Not.
In Schnee und Frost verklommen
Die Blumen sind alle tot.
Ein Mägdlein hört es stürmen,
Macht fest das Fenster zu.
Jetzt will ich dich pflegen und schirmen,
Du liebes Röslein du.

Peinlich berührt.

Im Dorfe wohnt ein Vetter,
Der gut versichert war
Vor Brand und Hagelwetter
Nun schon im zehnten Jahr.

Doch nie seit dazumalen
Ist ein Malör passiert,
Und so für nichts zu zahlen,
Hat peinlich ihn berührt.

Jetzt, denkt er, überlasse
Dem Glück ich Feld und Haus.
Ich pfeife auf die Kasse
Und schleunig trat er aus.

Oweh, nach wenig Tagen
Da hieß es: Zapperment!
Der Weizen ist zerschlagen
Und Haus und Scheune brennt.

Ein Narr hat Glück in Masse,
Wer klug, hat selten Schwein.
Und schleunig in die Kasse
Trat er halt wieder ein.

Modern.

Hinweg mit diesen alten Herrn,
Sie sind zu nichts mehr nütz!
So rufen sie und nähmen gern
Das Erbe in Besitz.

Wie andre Erben, die in Not,
Vergeblich warten sie.
Der alte reiche Hoffetod
Der stirbt bekanntlich nie.

Rüschen vor.

Rüschen und schöne Herzogshüten,
Die ihm vor den Damen schwanken,
Macht der Dichter gut bemühten.
Wovon aber soll er denken?

Doch vor sein zusammen Hocken,
Taubes ringsbündiges Nachdenken,
Führt vor allem auch zu Morden,
Wenn der Dichter seinen Franken.

W.B.

Armer Hünchen.

Doch, wenn offen rufte Mittel
Dich der Poesie verwüstet.
Täglich dünner wird der Kittel,
Und die Milch im Hause fehlt.

Ängstlich schwirrend müßt vor sitzen,
Fort ist jeder Dichtermut,
Und vergeblich an den Zitzen
Zupft vor Hunger euer Kuh.

W.B.

bis auf weiteres.

Doch Mensch bleibt, die Poesie schwein,
Wenn müßt sie stets bemühen,
Denn jeder denkt: Wozu der Reimen,
Wenn wir es nicht genießen?

Und jeder Schwängelt, jeder wrogt
Nach Art der Romiberlen,
Bis unser Donnings Pfui Teufel! sagt
Zum Schinken auf Westfalen.

W.B.

Was das Großmütterlein sang.

Surre furre furre!
Mein gutes Rädchen schnurre!
Für unser kleines Rätchen
Dreh mir ein feines Fädchen
So lang von hier bis Köllen
Wohl mehr als tausend Ellen.

Wir wollen es winden
Und Docken von binden,
Meister Weber es geben,
Soll Leinen uns weben,
Das breiten wir beide
Auf blumige Heide
Auf Anger und Wiesen
Und wollen es sonnen
Benetzen und gießen
Aus Bächen und Bronnen.

Ach, komm du lieber Sonnenschein
Und bleiche unser Leinen rein.

Dann kriegt mein Herzenstäubchen
Wohl manch ein feines Hemd
Und Tüchlein oder Häubchen,
Bis daß der Freier kömmt.

Schön guten Tag Herr Freiersmann:
Was schaut er so mein Rätchen an?
Das Rätchen geben wir nicht her,
Und wenn's für tausend Taler wär.
Ei, Mutter, nur nicht gleich geschmält!
Den hübschen jungen Knaben
Den will und muß ich haben;
Den Krauskopf, den Krauskopf
Hab ich mir auserwählt.
Und willst du denn ein Bräutchen sein,
So geb ich meinen Segen drein.
So manches Blümlein wachsen mag
Von Ostern bis Michelistag,
So manches Körnlein, als man sät,
So mancher Halm in Ähren steht,
So vielmal Gutes wünsch ich dir
Aus meines Herzens Grund herfür.
Und wenn die Pfeifen klingen,
Dann tanzen wir und springen;
Dann spring ich wohl und tanz ich
Von Danzig bis nach Nanzig —
Knipp knapp!
Da reißt mein Faden ab!

Vertraut.

Wie liegt die Welt so frisch und tauig
Vor mir im Morgensonnenschein.
Entzückt vom hohen Hügel schau ich
Ins frühlingsgrüne Tal hinein.

Mit allen Kreaturen bin ich
In schönster Seelenharmonie.
Wir sind verwandt, ich fühl es innig,
Und eben darum lieb ich sie.

Und wird auch mal der Himmel grauer;
Wer voll Vertraun die Welt besieht,
Den freut es, wenn ein Regenschauer
Mit Sturm und Blitz vorüberzieht.

Unbillig.

Nahmst du in diesem großen Haus
Nicht selbst Quartier?
Mißfällt es dir, so zieh doch aus.
Wer hält dich hier?

Und schimpfe auf die Welt, mein Sohn,
Nicht gar zu laut.
Eh du geboren, hast du schon
Mit dran gebaut.

Nörgeln.

Nörgeln ist das Allerschlimmste,
Keiner ist davon erbaut;
Keiner fährt, und wär's der Dümmste,
Gern aus seiner werten Haut.

Lust ist ...

Sie ist verliebt, weiß ihn gewähren,
Entkümmern sich um ihre Blöße,
Und kommt sie gar, ihn zu entbehren,
Schickt er sich schnell vor die Tür.

Mit Gründen ist da nicht zu nahen.
Was keine mag, ist seine Lust,
Denn kurz gesagt: Die Herzensachsen
Gehn jedes seinen Weg allein.

W. B.

Immortelle.

Der Vormittagsträumchen Frau im Revier,
Der Frühlichen, der ein Gras blinkt,
Der dürren Blättchen, der vom Baume
Den Druck der Blindheit niedersinkt —

Sie jedes wirkt an seinem Örtchen
Still emsig, spinnt und webt und wagt,
Der Vielheit ein einfach Flüchtwerdendes
Klingt fort bis an den jüngsten Tag.

W. B.

Glückspiel.

Geboren wird wo ohne Wahlen
Die Lüfte, die mit Gold umwehen.
Sie schwingt die Schale, kennt nicht Ziel,
Hat Glück bei Würfen und im Spiel,
Nimmt eine Form sich, eine Schöne,
Vergnügt mit ihr zum Klang Töne,
Hat Appetit, Verlangt nimmer Leere,
Und wenn Armut Verlangt wo früh,
Und stirbt, wo schon wo aufgestanden
Ein graue Milliönchen, Sorgenlos;
Obgleich wie jeder weiß und sagt:
Es waren mit Tränenperlen gewürfelt!

W. B.

Der Renommist.

In einem Winkel, genannt die Butze,
Wo allerlei Kram,
Der nichts mehr nutze,
Zusammenkam;
Bei alten Hüten, alten Vasen,
Bei Töpfen ohne Henkel und Nasen,
Befand sich ein Reiterstiefel auch,
Jetzt nur noch ein faltiger Lederschlauch.
Großmächtig hat er das Wort geführt
Und ganz gewaltiglich renommiert:
„Ha, damals! Ich und mein Kamerad!
Immer fein gewichst von hinten und vorn,
Blitzblank der Sporn,
Durch die Straßen geklirrt,
Alle Herzen verwirrt,
Es war ein Staat!
Hurrah, der Krieg,
Raustot oder Sieg!
Unser Herr Leutenant,
Schneidig, Schwert in der Hand;
Doch hätt ich nicht gespornt sein Pferd,
Verloren wär die Schlacht von Wörth."
In dem Moment, zu aller Schrecke,
Trat plötzlich hervor aus seiner Ecke
Ein strammer Reiserbesen.
„Hinaus! rief er, du alter Renommist!
Was schert es uns, was du gewesen;
Wir sehen, was du bist!" —
Ein Schubbs. Ein Schwung.
Der Stiefel liegt draußen auf dem Dung.

Frühlingslied.

In der Laube von Syringen,
Oh, wie ist der Abend fein.
Brüder laßt die Gläser klingen
Angefüllt mit Maienwein.

Heija, der frische Mai,
Er bringt uns mancherlei.
Das Schönste aber hier auf Erden
Ist lieben und geliebt zu werden,
Heija, im frischen Mai.

Über uns die lieben Sterne
Blinken hell und frohgemut,
Denn sie sehen schon von ferne,
Auch hier unten geht es gut.

Wer sich jetzt bei trüben Kerzen
Der Gelehrsamkeit befleißt,
Diesem wünschen wir von Herzen,
Daß er bald Professor heißt.

Wer als Wein- und Weiberhasser
Jedermann im Wege steht,
Der genieße Brot und Wasser,
Bis er endlich in sich geht.

Wem vielleicht sein altes Hannchen
Irgendwie abhanden kam,
Nur getrost, es gab schon manchen,
Der ein neues Hannchen nahm.

Also, eh der Mai zu Ende,
Aufgeschaut und umgeblickt,
Keiner, der nicht eine fände,
Die ihn an ihr Herze drückt.

Jahre steigen auf und nieder;
Aber, wenn der Lenz erblüht,
Dann, ihr Brüder, immer wieder
Töne unser Jubellied.

Heija, der frische Mai,
Er bringt uns mancherlei,
Das schönste aber hier auf Erden
Ist lieben und geliebt zu werden,
Heija, im frischen Mai.

Nimmersatt.

Nimmersatt die Schnecke auskroch,
sie wanderte die Rebstöcke.
Die breitmäulige und gierige Kuh:
Futsch sind sie mir meine Freunde!

Ach, Freundchen, werde nicht so wild.
Besinne deine Zunge.
Ein jeder Mensch, wenn er aufstellt,
Braucht augenblicklich Zunge.

W. B.

Verschmitzt.

Er hört, als wenn von den Lippen,
Die hohen Stirn und hohen Augen,
Bereits zu seinem besten Dichten,
Sich Leise wieder neue entspinnen.

Und wenn von den Mitmenschen?
Er lebt von seine Feind geschieden,
Sein Schelten, ist nicht immer nützlich —
Aber, jetzt sind wir schon zufrieden!

W. B.

Schlangenstern

Fritz war ein kluger Junge
Und sehr gewitzig mit der Zunge.
Einstmals ist er beim Abendessen
Heraus im Feld gewesen,
Als die Mäusegroßen, ja zu sagen,
Ihr Häuslein in den Reihen stehen.
Ein Schatten zog herauf.
Er spricht zu: Lauf!
Und flink, wie ein Mäuslein
Schlüpft es ins nächste Feldmauselein.
Knack! — Kolkrabenschnabel!
Dies Abendbrot zündet den Schattenstrahl.
Ätsch! rief der Junge, der nicht bange,
Und streckt die Zunge aus, die lange:
Schlangenstern, deine Blitz!
Deine Hass der Fritz!

W. B.

Entrüstet.

Zu gräßlich hat er mich geneckt.
Wie weh war mir zu Sinn.
Und tief gekränkt und aufgeschreckt
Zum Kirchhof lief ich hin.

Ich saß auf einem Leichenstein,
Die Augen weint ich rot.
Ach lieber Gott, erbarm dich mein
Und mach mich endlich tot.

Sieht er mich dann in meinem Sarg,
So wird er lebenssatt
Und stirbt vor Gram, weil er so arg
Mein Herz behandelt hat.

Kaum war's gesagt, so legten sich
Zwei Arme um mich her,
Und auf der Stelle fühlte ich,
Wer das getan, war er.

Wir kehrten Arm in Arm zurück.
Ich sah ihn an bei Licht.
Nein, solchen treuen Liebesblick
Hat doch kein Bösewicht.

Beruhigt.

Zwei mal zwei gleich vier ist Wahrheit.
Schade, daß sie leicht und leer ist,
Denn ich wollte lieber Klarheit
Über das, was voll und schwer ist.

Emsig sucht ich aufzufinden,
Was im tiefsten Grunde wurzelt,
Lief umher nach allen Winden
Und bin oft dabei gepurzelt.

Endlich baut ich eine Hütte.
Still nun zwischen ihren Wänden
Sitz ich in der Welten Mitte,
Unbekümmert um die Enden.

So nicht.

Ums Paradies ging eine Mauer
Hübsch hoch vom besten Marmelstein.
Der Kain, als ein Bub ein schlauer,
Denkt sich: Ich komme doch hinein.

Er stieg hinauf zu diesem Zwecke
An einer Leiter mäuschenstumm.
Da schlich der Teufel um die Ecke
Und stieß ihn samt der Leiter um.

Der Vater Adam, der's gesehen,
Sprach, während er ihn liegen ließ:
Du Schlingel! Dir ist recht geschehen.
So kommt man nicht ins Paradies.

Zu Neujahr.

Will das Glück nach seinem Sinn
Dir was Gutes schenken,
Sage Dank und nimm es hin
Ohne viel Bedenken.

Jede Gabe sei begrüßt,
Doch vor allen Dingen:
Das, warum du dich bemühst,
Möge dir gelingen.

Verzeihlich.

Er ist ein Dichter, also eitel.
Und, bitte, nehmt es ihm nicht krumm,
Zieht er aus seinem Lügenbeutel
So allerlei Brimborium.

Juwelen, Gold und stolze Namen,
Ein hohes Schloß im Mondenschein
Und schöne höchstverliebte Damen,
Dies alles nennt der Dichter sein.

Indessen ist ein enges Stübchen
Sein ungeheizter Aufenthalt.
Er hat kein Geld, er hat kein Liebchen,
Und seine Füße werden kalt.

Künftig.

Ich komme spröde, die goldne Zeit,
Wenn alle, die jetzt säumen,
Zur Stunde Pünktlichkeit
Sich bis zur Arbeit säumen.

Der Lärm, womit der Musikant
Euch stört, wird dann gewinnen.
Wenn Dichter sehr, wenn Farben brennt,
Dann verträumen sich die Sinnen.

W. B.

Von und Zu.

Zur Schanden lenkt mit Wolfbegossen
Der jüngre Abend seinen Schritt
Und bleibt, bis daß die Laternen sprossen.
Er singt die letzten Strophen mit.

Dagegen ist nichts zu bekämpfen,
Daß vor die Kürze ein Entwurf.
Nur, leider, kann man niemals sagen:
Er singt die letzten Strophen mit.

W. B.

Die alten Sorgen.

Der kleinste Gott. Die Sorge weiß,
Die ihn bisher bekämpfen.
Er hat die Dächer schüchtern sich
Zu seinem Sitz genommen.

Die trockenen Atmen, die arbeitsamen,
Die Lungen zum Verderben;
Doch wie die Luft so rauh auch strömen,
Der Kleinste ist an die Stirn.

Die alten Sorgen wissen's auch,
Die wenigsten der Sorgen.
Sie stehen sich in Scharen
Und wünschen Guten Morgen.

W. B.

Verfrüht.

Papa, nicht wahr,
Im nächsten Jahr,
Wenn ich erst groß
Und lesen kann und schreiben kann,
Dann krieg ich einen hübschen Mann
Mit einer Ticktackuhr
An einer goldnen Schnur.
Der nimmt mich auf den Schoß
Und sagt zu mir: Mein Engel,
Und gibt mir Zuckerkrengel
Und Kuchen und Pasteten.
Nicht wahr, Papa?
  Der Vater brummt: Na na,
Was ist das für Gefabel.
Die Vögel, die dann flöten,
Die haben noch keinen Schnabel.

Gründliche Heilung.

Es saß der fromme Meister
  Mit Weib und Kind bei Tisch.
Ach, seine Lebensgeister
  Sind nicht wie sonst so frisch.

Er sitzt mit krummem Nacken
  Vor seinem Leibgericht,
Er hält sich beide Backen,
  Worin es heftig sticht.

Das brennt wie heiße Kohlen.
  Au, schreit er, au, verdammt!
Der Teufel soll sie holen,
  Die Zähne allesammt!

Doch gleich, wie es in Nöten
  Wohl öfter schon geschah,
Begann er laut zu beten:
  Hilf, Apollonia!

Kaum daß aus voller Seele
  Er diesen Spruch getan,
Fällt aus des Mundes Höhle
  Ihm plötzlich jeder Zahn.

Und schmerzlos, Dank dem Himmel,
  Schmaust er, wie sonst der Brauch,
Nur war es mehr Gemümmel,
  Und lispeln tät er auch.

Pohsit! Wie klingt so niedlich
  Des Meisters Säuselton.
Er trank, entschlummert friedlich,
  Und horch, da schnarcht er schon.

Von selbst.

Wenn deine guten Lehren
Für den eigenen Gebrauch,
Kaum auch meinst du deinen Herzen bekehren,
Zeigst du, wie man's machen muß.

Lust ist ein Galopp bellen,
Reiten tüchtig deinen Trab.
Für zu ungestümen Rollen
Bleibt von selbst der Reiter ab.

W. B.

Es ist mal so.

Wenn mit deinem losen Mund
Meinst an dein Herzchen.
Dabei ist der Hof ein Grund
Für bunte Farben.

Die an deine Freunde wendet,
Bildet deine Blicke,
Denn wie Funke, der ihn kennt,
Flammt auf deine Mücke.

W. B.

Narkose.

Ganz wichtig, daß Arzt ist wichtig.
Auch du, der im Spital verschwindet,
Bist ebenfalls nicht ganz so wichtig,
Wie deine Liebsten vermeinen.

Was hilft es dir, daß du geboren,
Hast du mir gerad Menschenkind?
Müßt du nicht qualvoll Atmen spüren,
Obwohl die Lungen dein sind?

Wünscht du vielleicht auch, du wärest
Losgelöst vom Gut und Schlechte,
Trotzdem beherrscht dich in Massen
Als ganz gemeinen Instinkt.

Lang bleibst du überhaupt nicht wachen.
Der Äther kommt und zieht dich traurig
Und stößt dich rücksichtslos hinunter
In dunkles Totenschweigen.

Endlich entspringt dich der Gefangnis
Der Unsichtbaren, wie gierig,
Es dir vorkommt, und nur der Himmel
Weiß, ob und wann du wiederkehrst.

W. B.

Bös und gut.

Wie kam ich nur aus jenem Frieden
Ins Weltgetös?
Was einst vereint, hat sich geschieden,
Und das ist bös.

Nun bin ich nicht geneigt zum Geben,
Nun heißt es: Nimm!
Ja, ich muß töten, um zu leben,
Und das ist schlimm.

Doch eine Sehnsucht blieb zurücke,
Die niemals ruht.
Sie zieht mich heim zum alten Glücke,
Und das ist gut.

Doppelte Freude.

Ein Herr warf einem Bettelmann
Fünf Groschen in den Felber.
Das tat dem Andern wohl, und dann
Tat es auch wohl ihm selber.

Der Eine, weil er gar so gut,
Kann sich von Herzen loben;
Der Andre trinkt sich frischen Mut
Und fühlt sich auch gehoben.

Zwei Jungfern.

Zwei Jungfern gibt es in Dorf und Stadt,
Sie leben beständig im Kriege,
Die Wahrheit, die niemand gerne hat,
Und die scharmante Lüge.

Vor jener, weil sie stolz und prüd
Und voll moralischer Mücken,
Sucht jeder, der sie nur kommen sieht,
Sich schleunigst weg zu drücken.

Die andre, obwohl ihr nicht zu traun,
Wird täglich beliebter und kecker,
Und wenn wir sie von hinten beschaun,
So hat sie einen Höcker.

Greulig.

Er hatte, was sich nicht gehört,
Drei Bräute an der Zahl
Und nahm, nachdem er sie betört,
'ne vierte zum Gemahl.

Allein, es war ein kurzes Glück.
Kaum waren sie getraut,
So hat der Hund auch diesen Strick
Schon wieder abgekaut.

Verborgenes.

Kennst du denjenigen, folgst nie nur
Meinung nach auf Schritt und Tritt:
Sorgen nicht nur für den Schein,
Sondern für den Sinn.

Immerfort will ich unbekannten
Dank nie von Herzen genießen,
Um den Guten zu wissen?
Ich, ich will unbegangen.

W.B.

Freiheit.

Die Lehre von der Mündigkeit
Ist gewichtigstes Ding.
Es fragt sich, ob man wirklich
Noch sagen kann: Ich bin.

Allein und Stille, wenn mich die Zeit
Sich ändert, die Gestalt?
Die Fähigkeit zu Lust und Leid
Vergeht wohl nicht so bald.

W.B.

Abendstunde

Die Zeit, die vergeht emsig eilend,
Eine Lindenau singt die andre Frag,
Abendwind mit Töne, die nicht heißen,
Als Sinnen und von schönen sorg.

Die Klingen fort. Und mit den Farben
Wird draußen ein volles Dingsymbol
Es ist, um auf der Brust zu tragen.
Du möchtest gern wo anders sein.

Nun gut. Du machst ja doch vergnügen.
So fülle denn den Abendbecher.
Vielleicht gewinnst du neue Blicken,
Und Hoffnungen bringst du auch.

W.B.

Zum Geburtstage im Juni.

Den Jahreszeiten allen
Selbviert sei Preis und Ehr!
Nur sag ich: Mir gefallen
Sie minder oder mehr.

Der Frühling wird ja immer
Gerühmt, wie sich's gebührt,
Weil er mit grünem Schimmer
Die graue Welt verziert.

Doch hat in unsrer Zone
Er durch den Reif der Nacht
Schon manche grüne Bohne
Und Gurke umgebracht.

Stets wird auch Ruhm erwerben
Der Herbst, vorausgesetzt,
Daß er mit vollen Körben
Uns Aug und Mund ergötzt.

Indeß durch leises Tupfen
Gemahnt er uns bereits:
Bald, Kinder, kommt der Schnupfen
Und's Gripperl seinerseits.

Der Winter kommt. Es blasen
Die Winde scharf und kühl;
Rot werden alle Nasen,
Und Kohlen braucht man viel.

Nein, mir gefällt am besten
Das, was der Sommer bringt,
Wenn auf belaubten Ästen
Die Schar der Vöglein singt.

Wenn Rosen, zahm und wilde,
In vollster Blüte stehn,
Wenn über Lustgefilde
Zephire kosend wehn.

Und wollt' mich einer fragen,
Wann's mir im Sommer dann
Besonders tät behagen,
Den Juni gäb ich an.

Und wieder dann darunter
Den selben Tag gerad,
Wo einst ein Kindlein munter
Zuerst zu Tage trat.

Drum flattert dies Gedichtchen
Jetzt über Berg und Tal
Und grüßt das liebe Nichtchen
Vom Onkel tausendmal.

Zum Geburtstag.

Der Juni kam. Lind weht die Luft.
Geschoren ist der Rasen.
Ein wonnevoller Rosenduft
Dringt tief in alle Nasen.

Manch angenehmes Vögelein
Sitzt flötend auf den Bäumen,
Indeß die Jungen, zart und klein,
Im warmen Neste träumen.

Flugs kommt denn auch dahergerennt,
Schon früh im Morgentaue,
Mit seinem alten Instrument
Der Musikant, der graue.

Im Juni, wie er das gewohnt,
Besucht er einen Garten,
Um der Signora, die da thront,
Mit Tönen aufzuwarten.

Er räuspert sich, er macht sich lang,
Er singt und streicht die Fiedel,
Er singt, was er schon öfter sang;
Du kennst das alte Liedel.

Und wenn du gut geschlafen hast
Und lächelst hold hernieder,
Dann kommt der Kerl, ich fürchte fast,
Zum nächsten Juni wieder.

Im Sommer

Im Sommerwalde
Rauscht jeder nur sein
Und lacht sonnig.
Der arme Dichter,
Zu früh geht er
Konkursmelden.

Von Blütenschnee,
Von Rosenduft schwer,
Träumt sein Gemüt,
Wenn, Druck der Götter,
Die Hundstagshitze
Sein Blut peinigen bläst.

W. B.

Widerspruch.

Was nicht will, wird nie Wunsch,
Kraft beständig wandre ihm.
Leicht schwankt dem alten Lichte
Bringt der neue Lebenskeim.

Keine Stunde so verschieden,
Die mich nicht Wunder lehrt.
Tausend Möglichkeiten ziehen
Hin, der eignen Weisheit wert.

Immer Ich ist dir geboren,
Ist die in die Arme kroch.
Weil die Enge vor dem Leben
Groß die vor dem Tode Angst.

W. B.

So war's.

Der Abschied war so wundervoll,
Die liebte ihn, wie ihr Leben.
Sie sah ihn leider nicht wieder
Der Tod hat ihn gegeben.

Doch die sein Kommen so ersehnt,
Die weint die so verweinten.
Die finden die Scherben am Grunde
Und sprechen: So hat's gehen sein!

W. B.

Einfalt

Ein Töpferhaus stand im Dünkeltal
An stillverborgener Stelle.
Der, wisst ihr, wie wollt ich künden,
Heim ich nur mal ins Land fänd.

Es geht so, wie einem Kinde.
Das seine Lust findet im Winkel,
Wo fast es doch seine Heimat
Und seinen engsten Winkel.

W. B.

Morgenlied

Schon wach. Du willst als Philosoph
Die Nachtruh hier gewinnen;
Du machst mit Worten ihr den Hof,
Um so sie hinzubringen.

Nur sorge nicht, dass zwischen dir
Und ihr schon alles richtig.
Sie ist und bleibt, das wissen wir,
Jungfräulich, keusch und züchtig.

W. B.

Gedicht.

Ich andre will ein Bildnis,
Das Sehnsucht bringen der Fremden:
Du müsstest gehen, berühren, schreiben,
Um so stark, wie wir, zu bleiben.

Und sie wollten mir nach ihrer
Mode keine Ruhe gönnen,
Gleich wie Lotos und Heuschrecke
Wollt ich sein und wilder werden.

Ich brauch mir dich Geister,
Dich ungestümen Fremden.
Oft sind solche wüsten Meister
Gerad die ärgsten Erzieher.

W. B.

Lust, als mir's mir
ausgaben!
Weist vom Leben
abgeschieden.
Positiv ein Leug der
Leben
Dass ausgeschaut nun
der Lieben.
Ob ein Mann oder Fleck
Und ausbleiben, Zeugt
Der Tyrann.

W. B.

Zernach

Hernach.

Prosaischer Kauz.

Der holde Mond erhebt sich leise.
Ein alter Kauz denkt nur an Mäuse.

Unwillkommener Besuch.

Wird man im Mittagschlaf gestört,
Das ist verdrießlich, das empört.

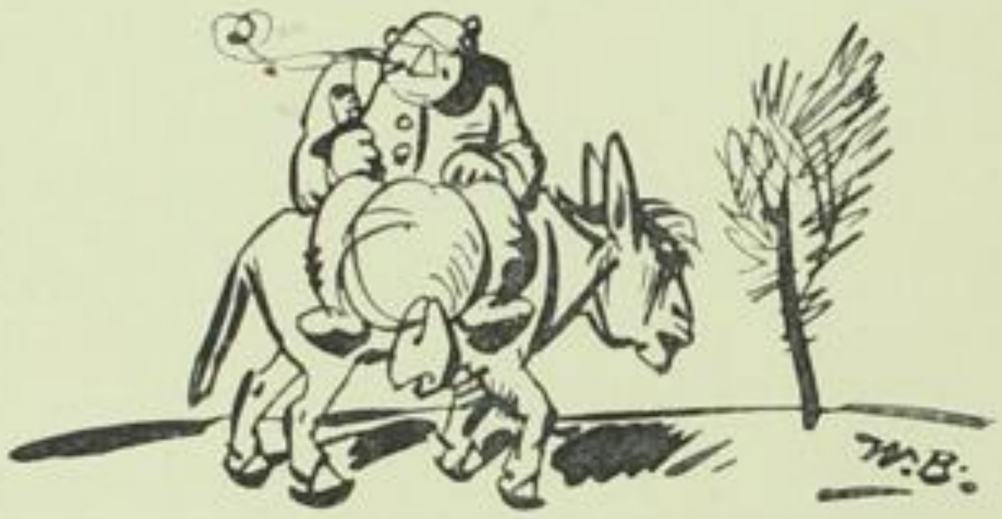
Ständchen.

Ein Ständchen in der Frühlingsnacht
Ist leicht gebracht.
Nur ist es fraglich, ob's gelingt,
Daß es zu Röschens Herzen dringt.

Abendkonzert.

Ein Konzert von Dilettanten.
Stimmt auch grad nicht jeder Ton,
Wie bei rechten Musikanten,
Ihnen selbst gefällt es schon.

Schnitzeln.



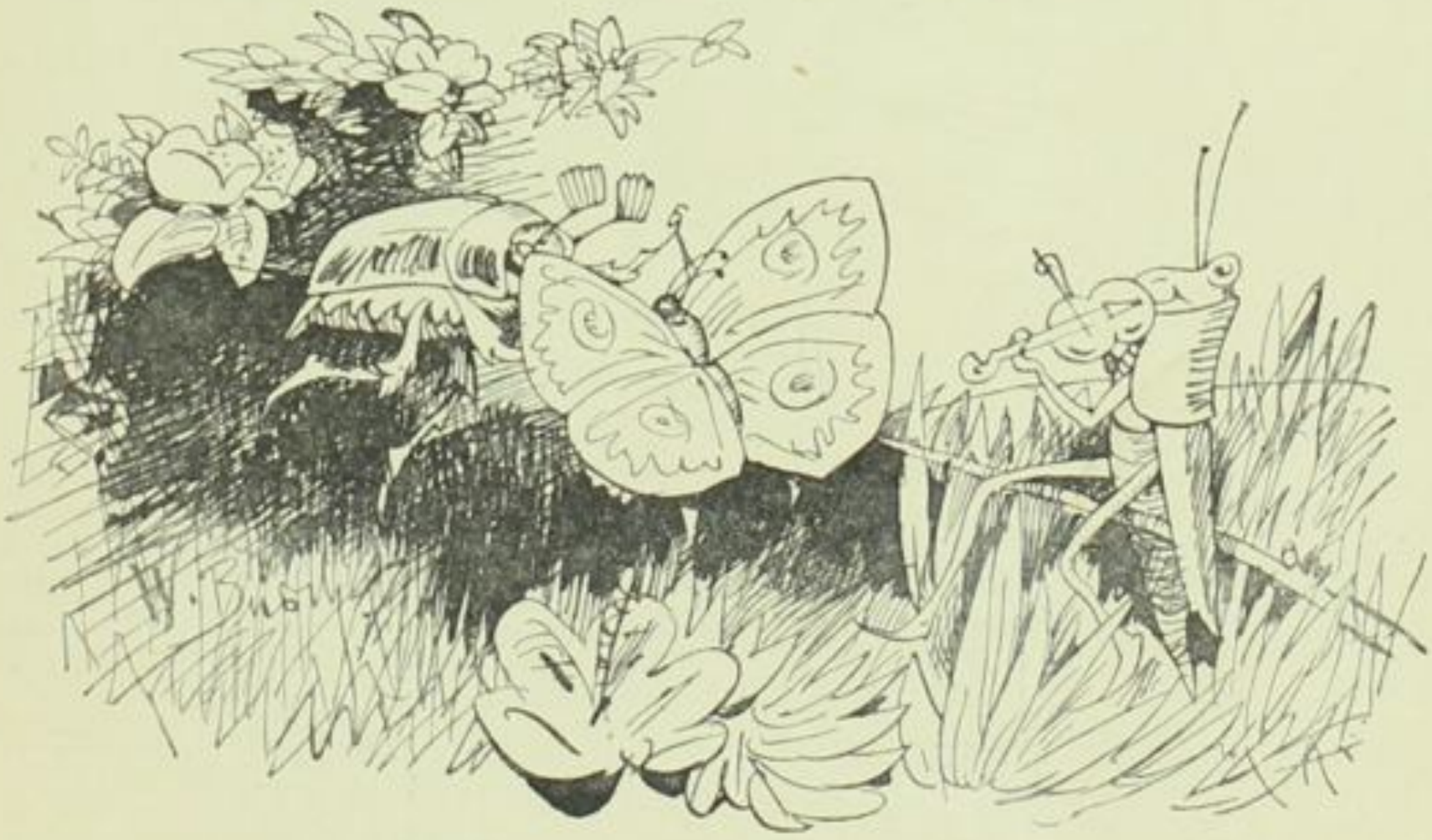
Rast im Walde.

Es hielten mal Wandrer
Im Walde Ruh,
Da kamen zwei Häslein
Und schauten zu.

Die brave Großmutter.

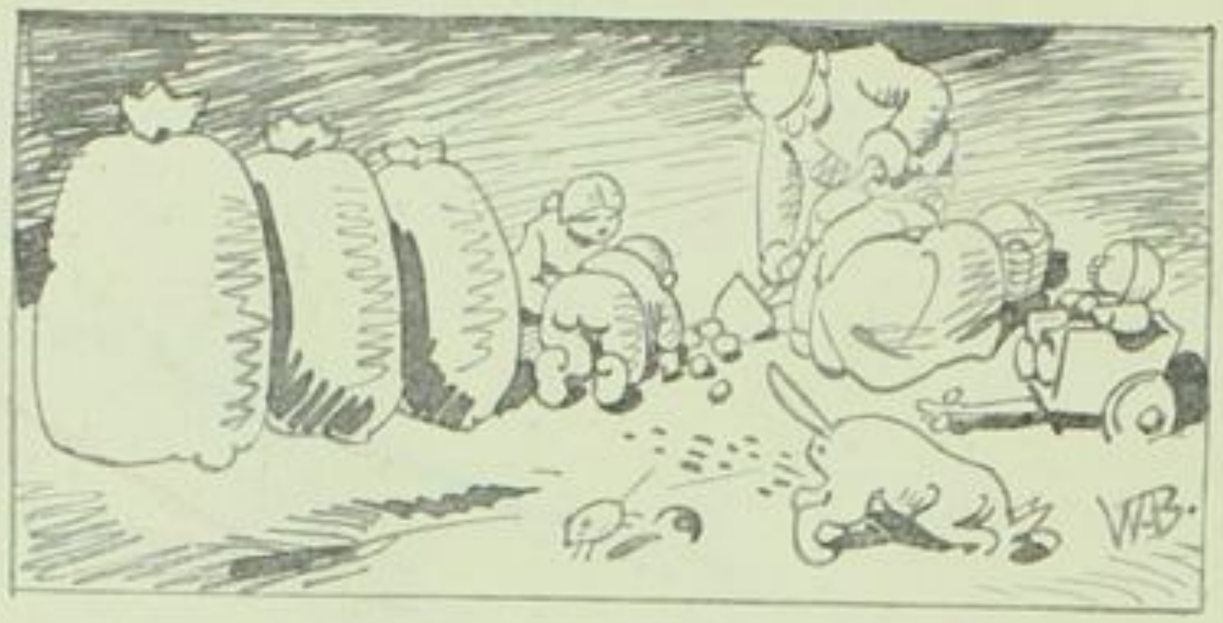
Großmütterchen tut alles gern
Für Hänschen, ihren kleinen Herrn.

Maitanz.



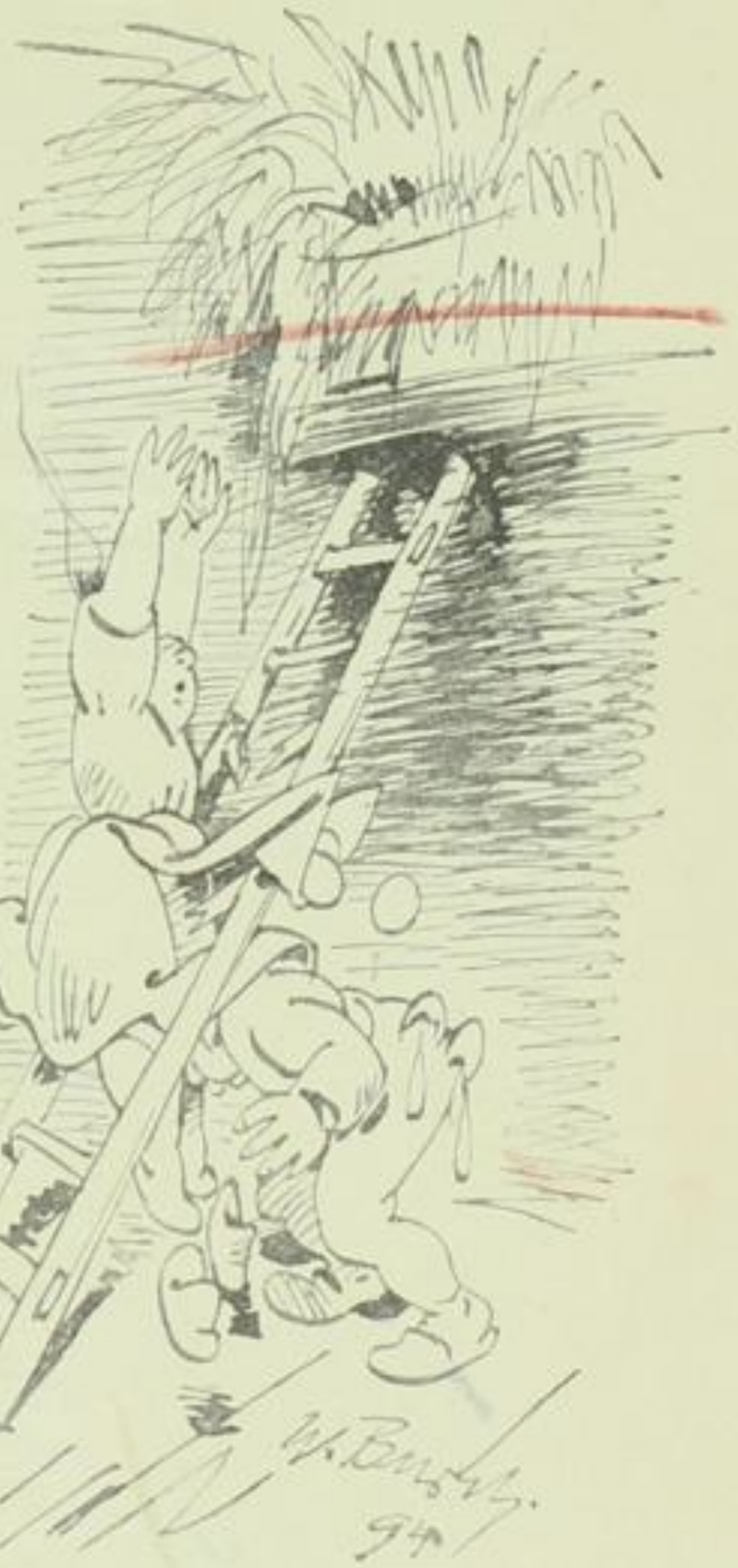
Fritz Heuschreck spielte Schrippdiddellitt!
Auf seinem Violinchen;
Der Käferkasperl tanzte mit
Dem Schmetterlingskathrinchen.

Kartoffelidyll.



Der Gefällige.

Die Grete steigt zum Hühnernest.
Der Hansel hält die Leiter fest.



Die Leiter bricht von dem Gewicht.
Erfreulich ist's für Beide nicht.

Idyll.

Die Zeit.

So ist nun mal die Zeit allhie,
Erst trägt sie dich,

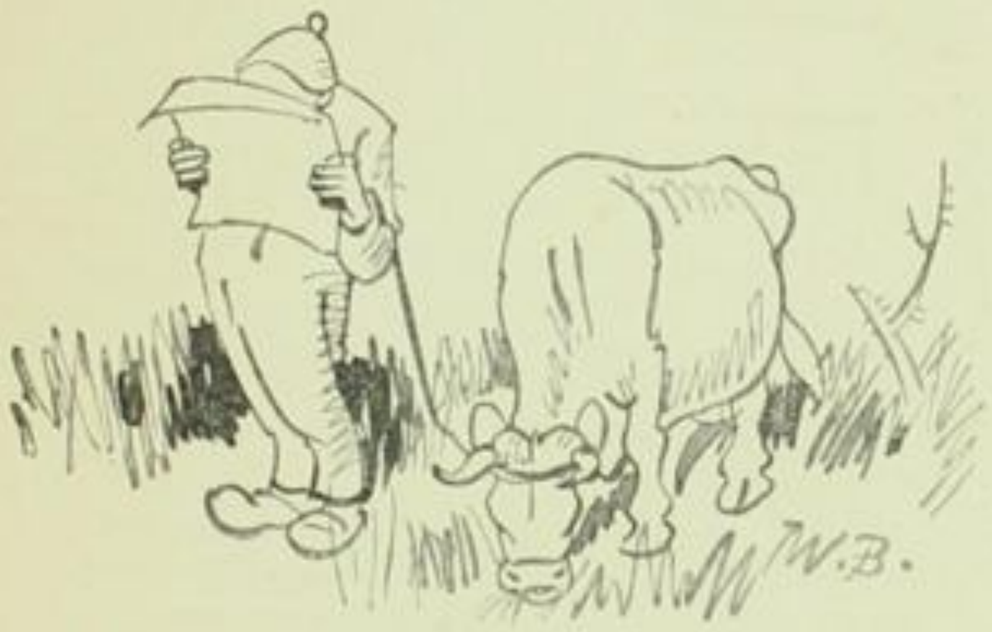
— Dann trägst du sie;

Und wann's vorüber, weißt du nie.

Das Nilpferd.

Das Nilpferd pflückt sich oft gemütlich
Ein Blümchen ab. Das macht sich niedlich!

Dorfpolitiker.



Altentheiler lieſt mit Ruh
In der Landeszeitung;
Friedlich graſt die treue Kuh
Unter ſeiner Leitung.

Wenn ſich zwei ſo einig ſind
Und ſich lange kennen,
Ach, wie kommt dann oft geſchwind,
Einer, ſie zu trennen.

Daß die Trennung möglichſt kurz,
Die die zwei betroffen,
Daß nicht gar zu hart der Sturz,
Nun, wir wollen's hoffen.

Der Verdächtige.

Trau keinem Filou,
Und hätt' er auch beide Augen zu.

Osterhas.

Es ist das Osterfest alljährlich
Doch für den Hasen recht beschwerlich.

Die böse Ziege.

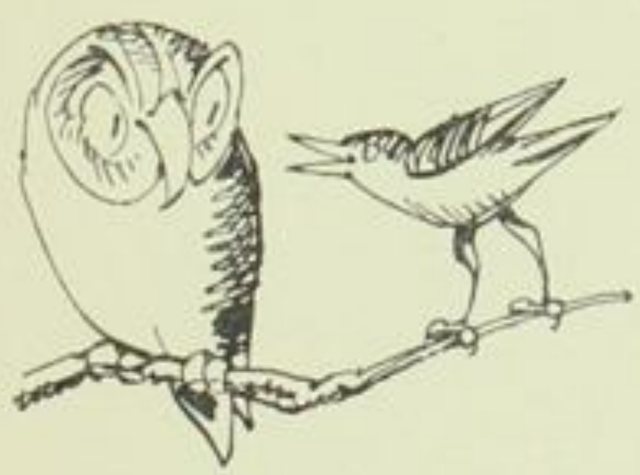
Ein Sträußlein, abgepflückt,
Damit es schmücke,

Wird oft, eh' daß es schmückt,
Ein Raub der Zicke.

Künstlers Hoffnung.

Armer Künstler hat es sauer,
Doch Erfolg kommt allgemach!
Zeigt sich nur erst ein Beschauer,
Folgen wohl die andern nach.

Eule und Star.

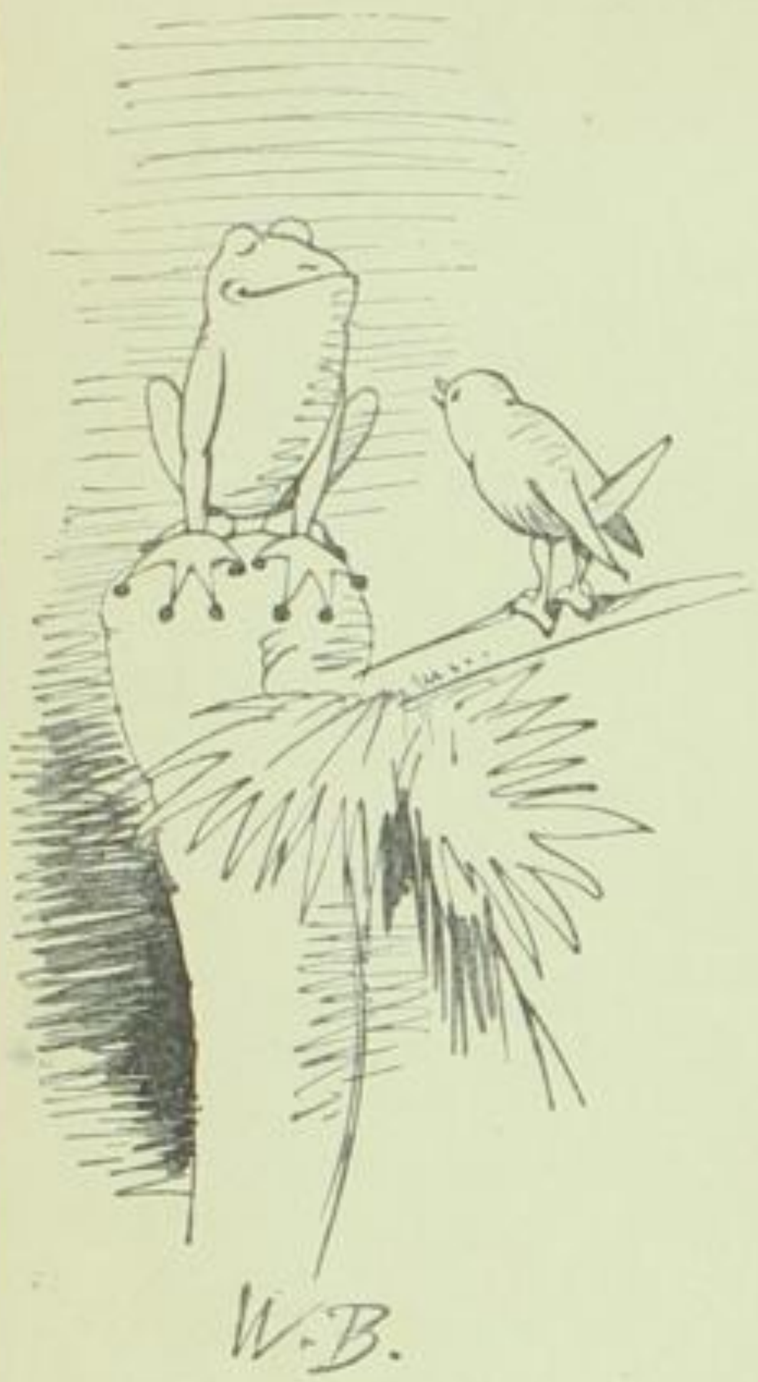


Guten Tag, Frau Eule!
Habt Ihr Langeweile? —
Ja, eben jetzt,
So lang Ihr schwätzt!

Prosit Neujahr!

Da steht und kräht er.
Vielleicht gerät er.

Der fliegende Frosch.

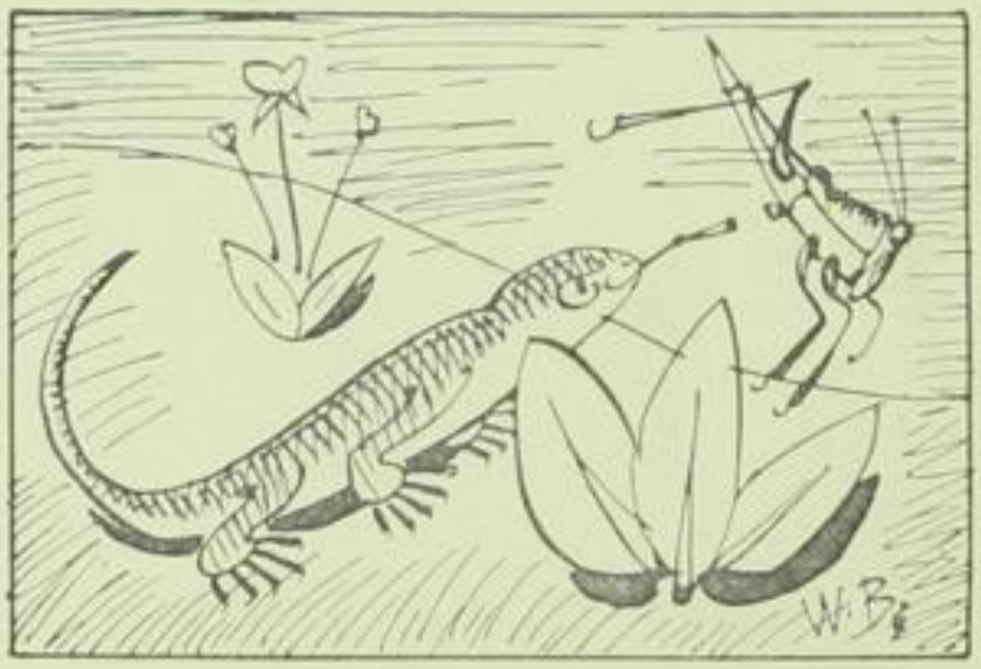


Wenn einer, der mit Mühe kaum
Gekrochen ist auf einen Baum,

Schon meint, daß er ein Vogel wär,

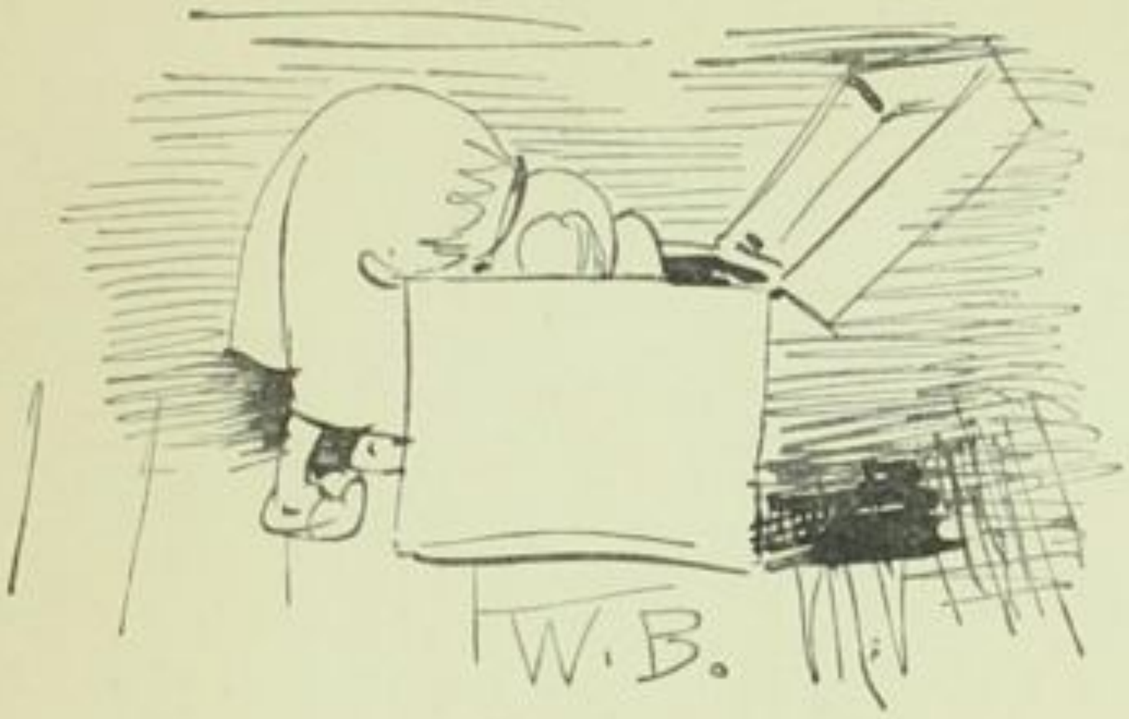
So irrt sich der.

Glück im Unglück.



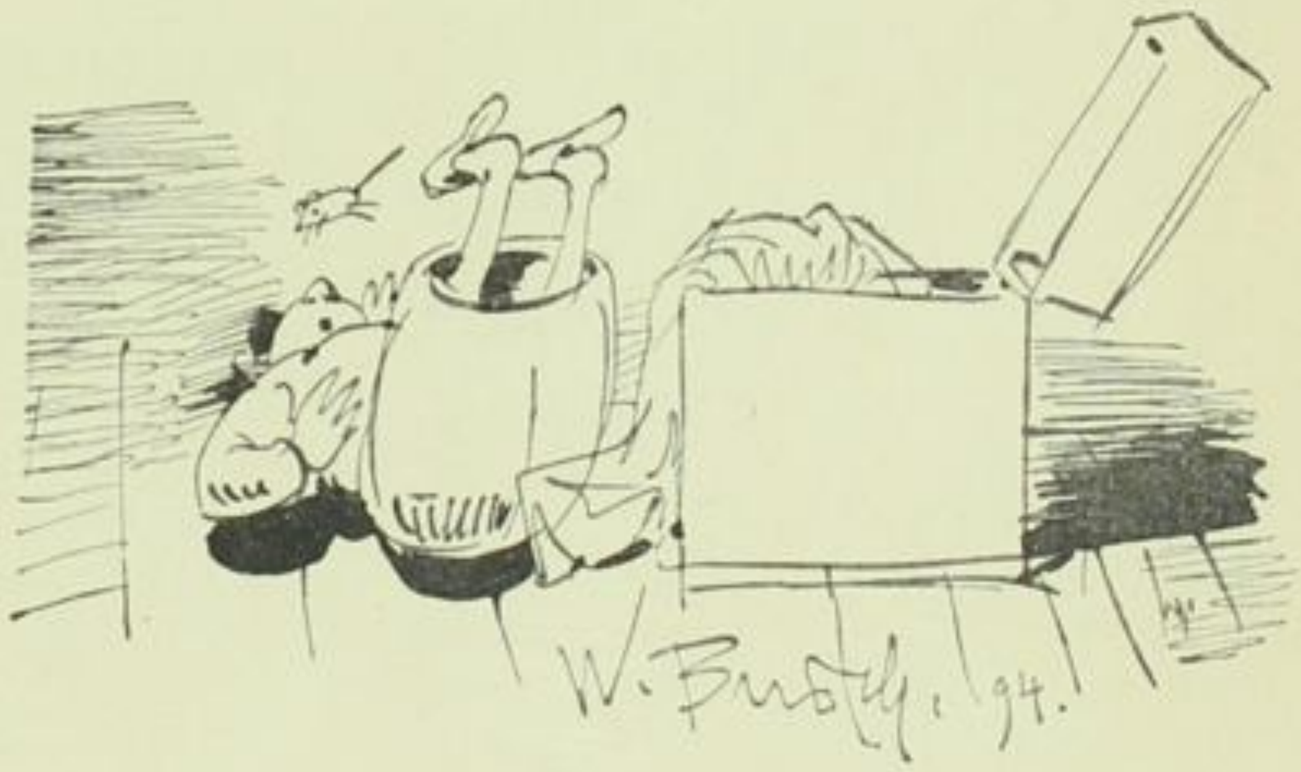
„Das war noch 'n Glück!"
Rief der Heuschreck. Da ließ er ein Bein zurück.

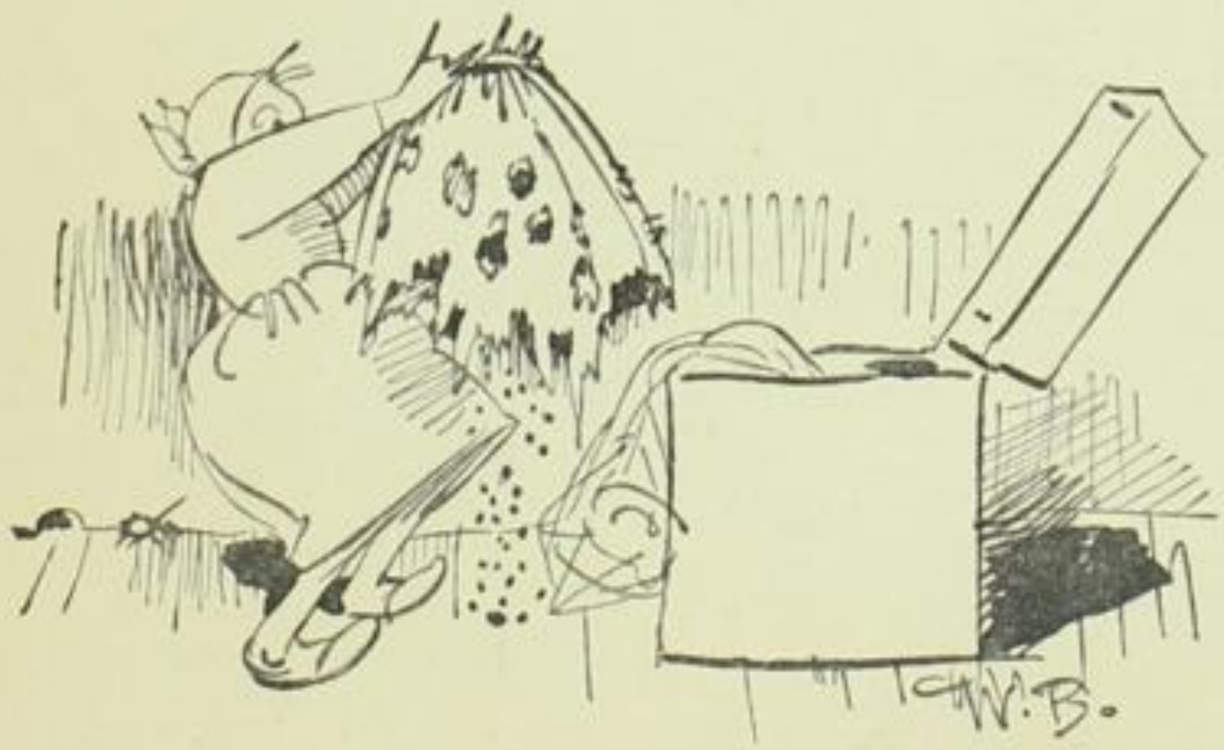
Überraschung.



Stets findet Überraschung statt
Da, wo man's nicht erwartet hat;

Doch daß dieselbe überall
Grad angenehm, ist nicht der Fall.





Gar oft erschreckt uns eine sehr,
Und eine andre noch viel mehr.

Der unverschämte Igel.

In einem Baumstamm, unten hohl,
Da sitzt der Has und fühlt sich wohl,

Ein Igel, dem der Ort gefiel,
Möcht auch hinein, weil's draußen kühl.

Der Hase, voller Gütigkeit,
Macht höflich Platz und rückt beiseit.

Doch kaum ist er beiseit gerückt,
Fühlt er bereits, daß ihn was prickt.

Und plötzlich so geprickelt hat's,
Er muß heraus mit einem Satz.

Oh, unverschämtes Stachelтier!
Aha, der Fuchs ist auch schon hier.

Zwar gleich macht sich der Igel dick
Und zieht sich in sich selbst zurück.

Der Fuchs, der gern den Igel frißt,
Weiß aber, was zu machen ist.

Und weiß, wie man ihn fassen kann,
Und schüttelt und verzehrt ihn dann.

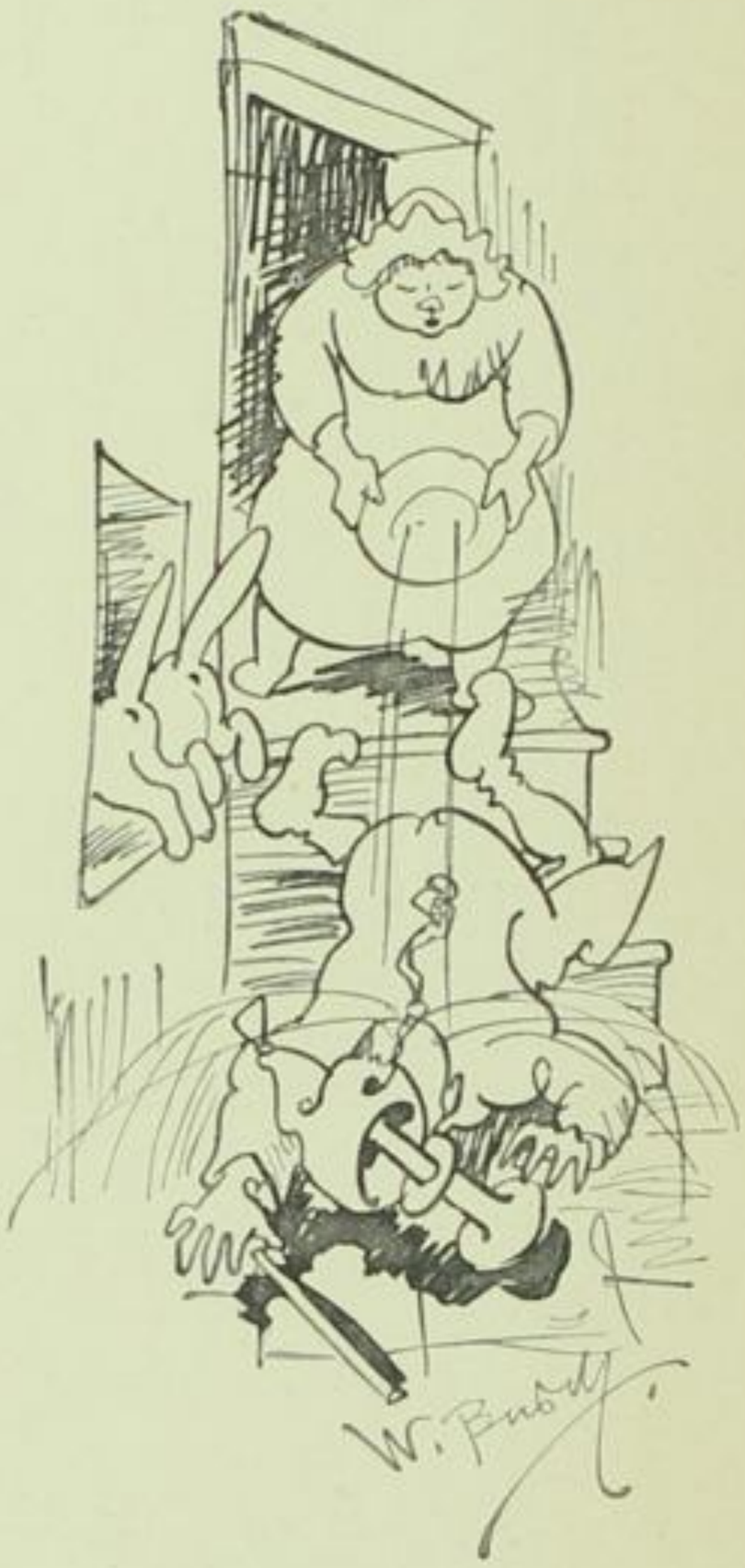
Hier liegt die Haut, ganz hohl und leer.
Den Hasen, scheint's, erfreut es sehr.

Doch innerlich, so wie man sieht,
Ging ihm die Sache zu Gemüt.

Gottlob, nun sitzt der gute Has
Gemütlich wieder, wo er saß.

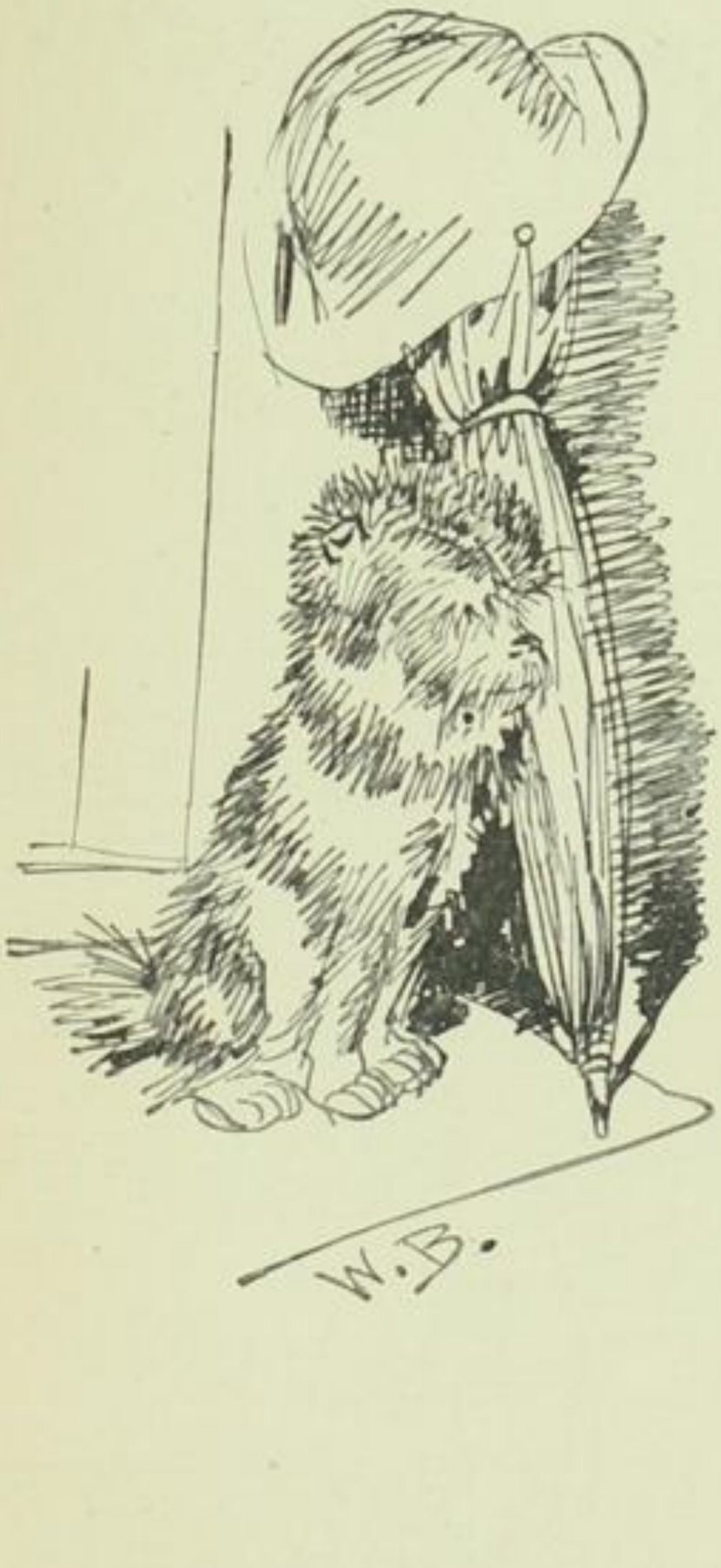
Gestörtes Duett.

Melodisch sangen Katz und Kater
Ihr zärtlich Lied des Abends spät.
Den Stock ergreift des Hauses Vater,
Die Mutter nimmt das Waschgerät.



Die sanften Liebestöne schwiegen;
Es zischt und kracht im Treppenhaus.
Der Vater purzelt von den Stiegen,
Die Mutter gießt die Schale aus.

Schnauz.

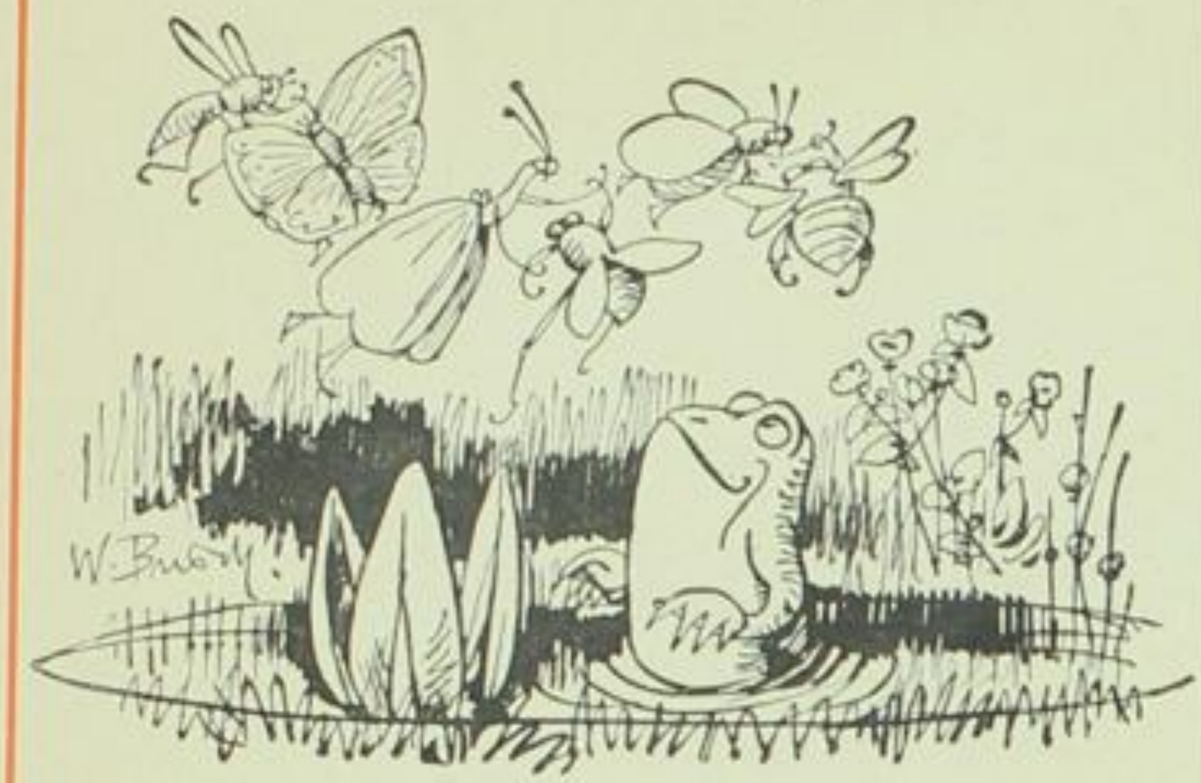


Derweil sein Herr Besuche macht,
Hält Schnauz bei Hut und Schirm die Wacht.

Prosit Neujahr!

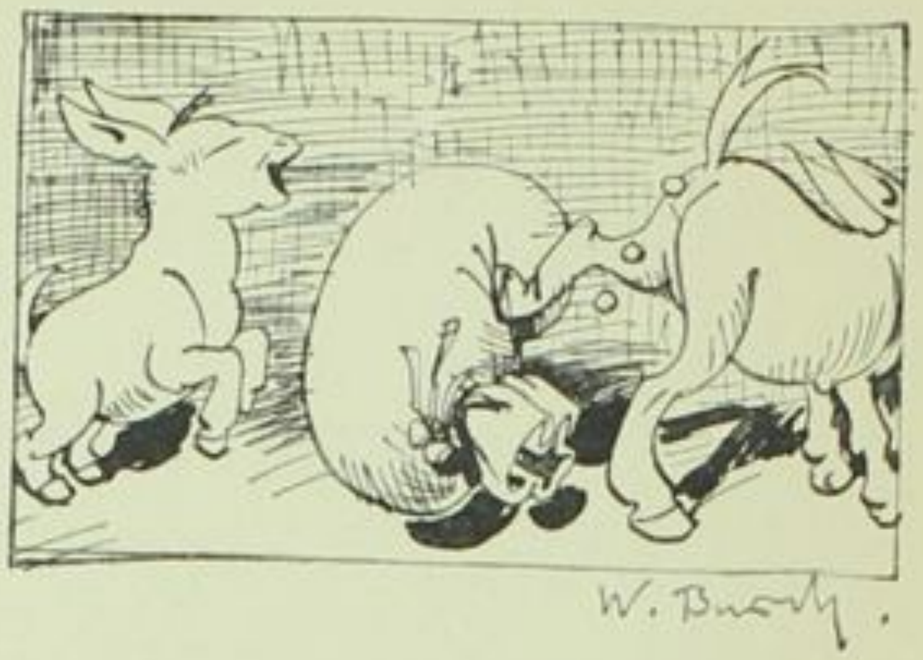
Das Schwein
Sei Dein!

Drohendes Verhängnis.



Es machen sich die Fliegen
Ein luftig Tanzvergnügen.
Der Frosch der denkt: Nur munter!
Ihr kommt schon noch herunter!

Prosit Neujahr!



Das alte Jahr gar schnell entwich.
Es konnt sich kaum gedulden,
Und ließ mit Freuden hinter sich
Den dicken Sack voll Schulden.

Zerstörte Hoffnung.

Mutter und Sohn mit frohem Gesichte
Gingen zu Markt. — Es sind die Eier
Heuer hübsch teuer,
Das Stück zwei Dreier. —
Perdatsch! Da liegt die ganze Geschichte!

Der Gratulant.

Zu spät, mein Lieber!
Der Namenstag ist längst vorüber.

Schnitzeln.

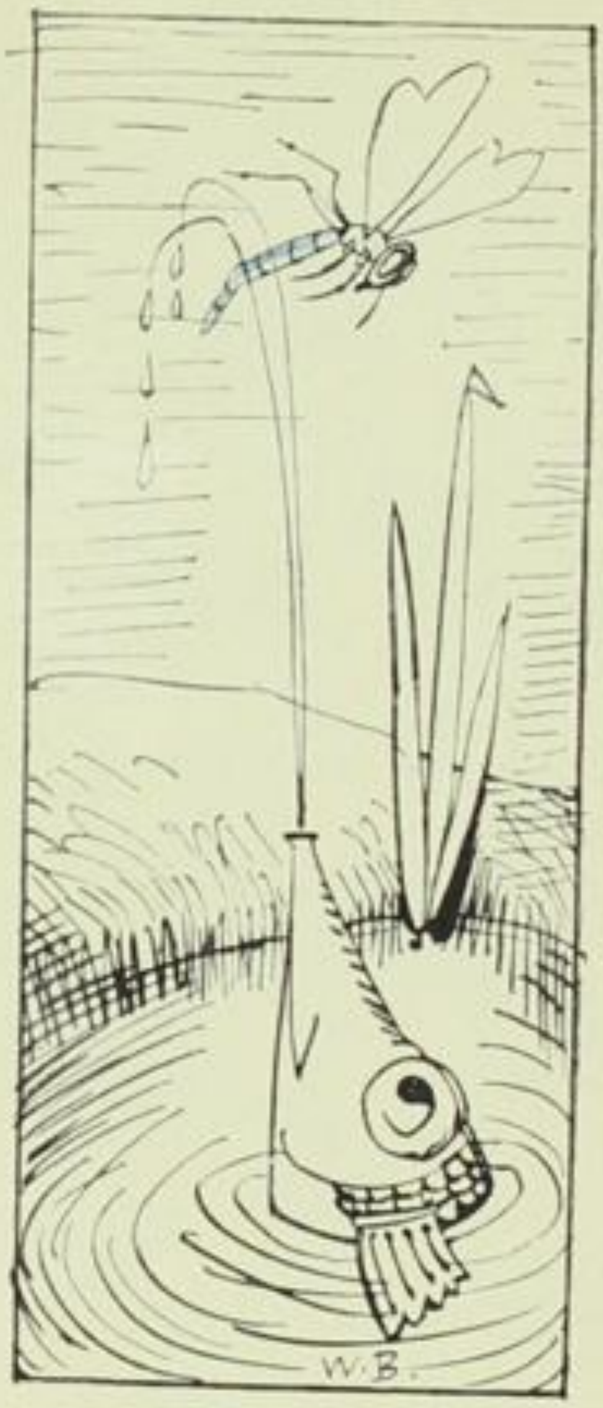
Schnitzeln.

Alter schützt vor Torheit nicht.

Nein sowas! Ein altes verständiges Schwein,

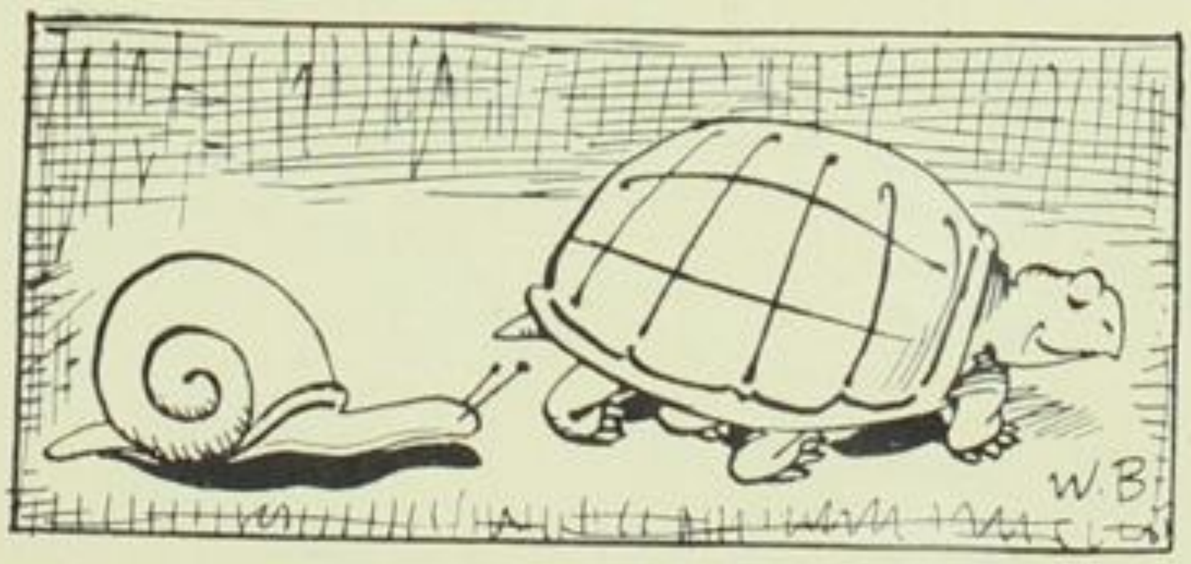
Und fällt kopfüber ins Faß hinein!!

Drohendes Verhängnis.



Der Spritzefisch ist ein
Gar listiger Geselle.
Gib acht und hüt' dich fein,
Leichtsinnige Libelle!!

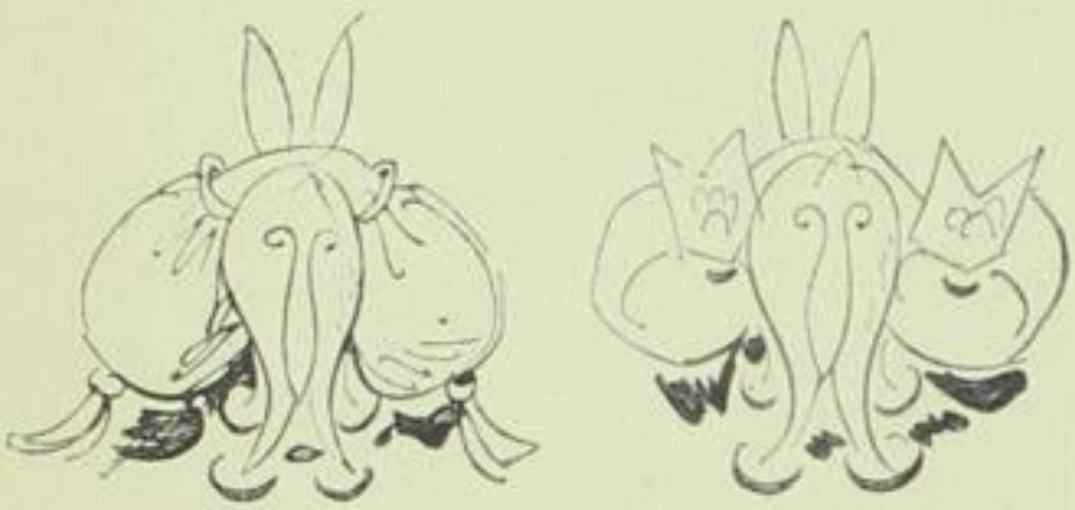
Ein Muster der Schnelligkeit.



Die Panzerkröte sprach zur Schnecke:
Pfui! Schäme dich!
Du kommst ja gar nicht recht vom Flecke!
Da sieh mal mich!!

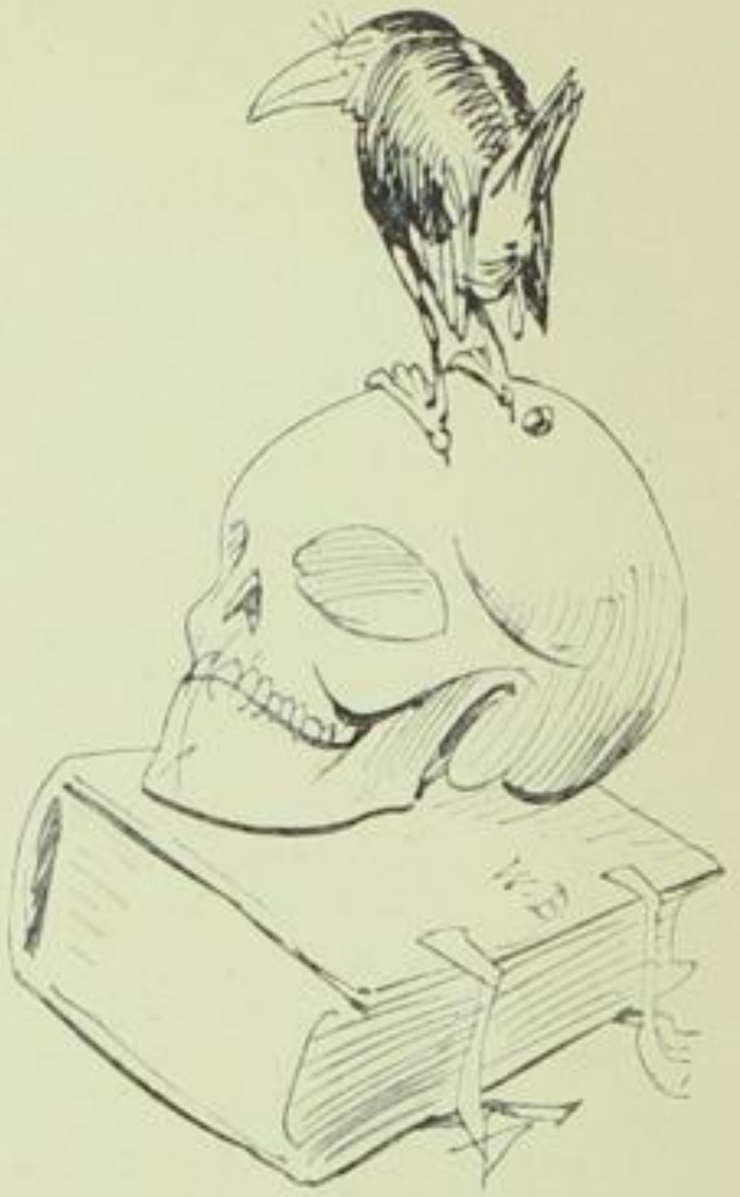
Prosit Neujahr!

Geld laßt von Herzen Allen uns gönnen,



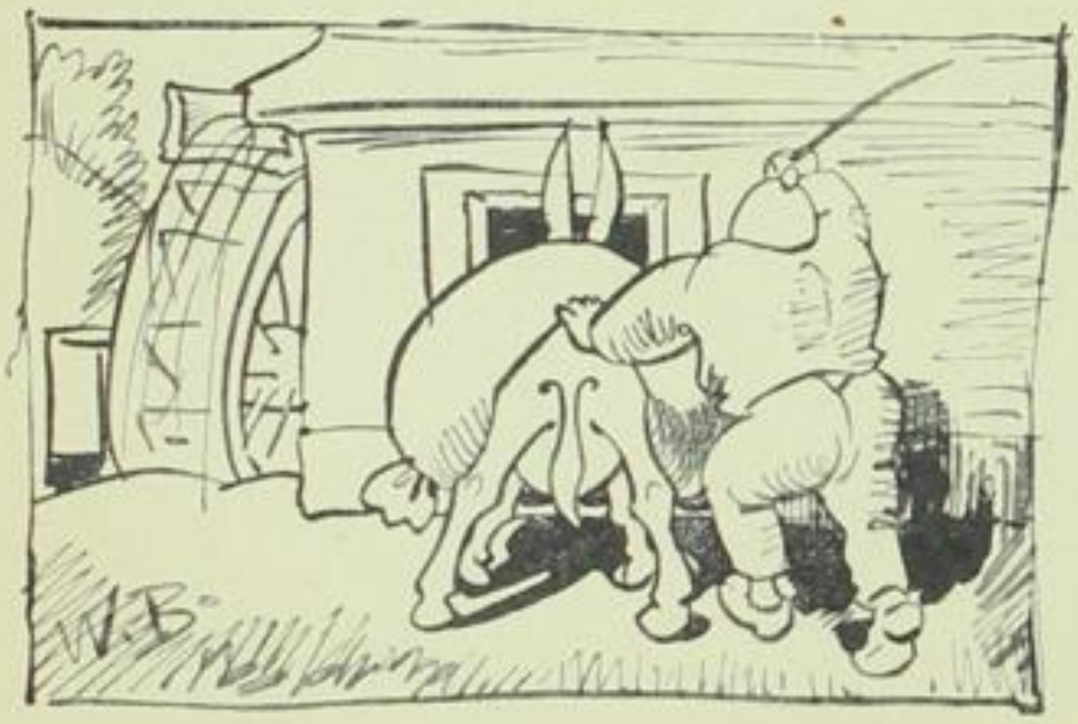
So viel die Esel nur tragen können.

Sorglos.



Selbst mancher Weise
Besieht ein leeres Denkgehäuse
Mit Ernst und Bangen. —
Der Rabe ist ganz unbefangen.

Nachhilfe.



Dem Esel, störrisch im Geschäfte,
Verleiht der Knittel neue Kräfte.

Gefahr im Verzuge.

Wenn das Rhinozeros, das schlimme,
Dich kriegen will in seinem Grimme,
Dann steig auf einen Baum beizeiten,
Sonst hast du Unannehmlichkeiten.

Kühlung.

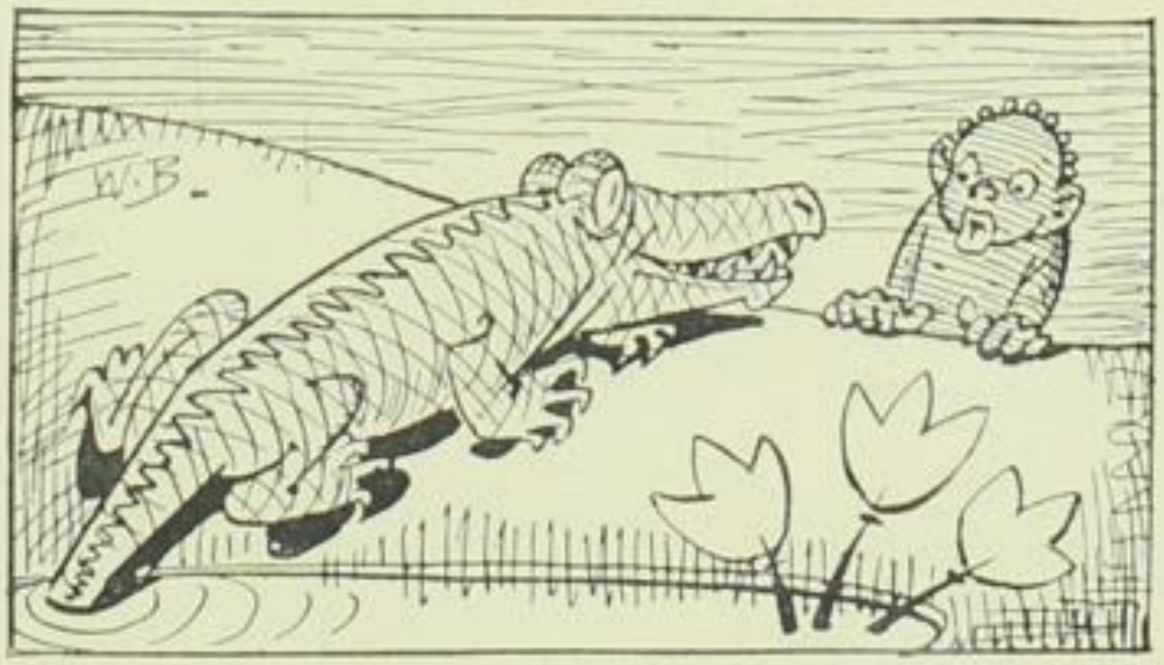
Es ging Professor Schretter
Ins Feld bei heißem Wetter.

Da kam die Geiß, und bubbs!
Gibt sie ihm einen Schubbs.

Er bückt sich tief, auf daß er
Mal tränke, übers Wasser.

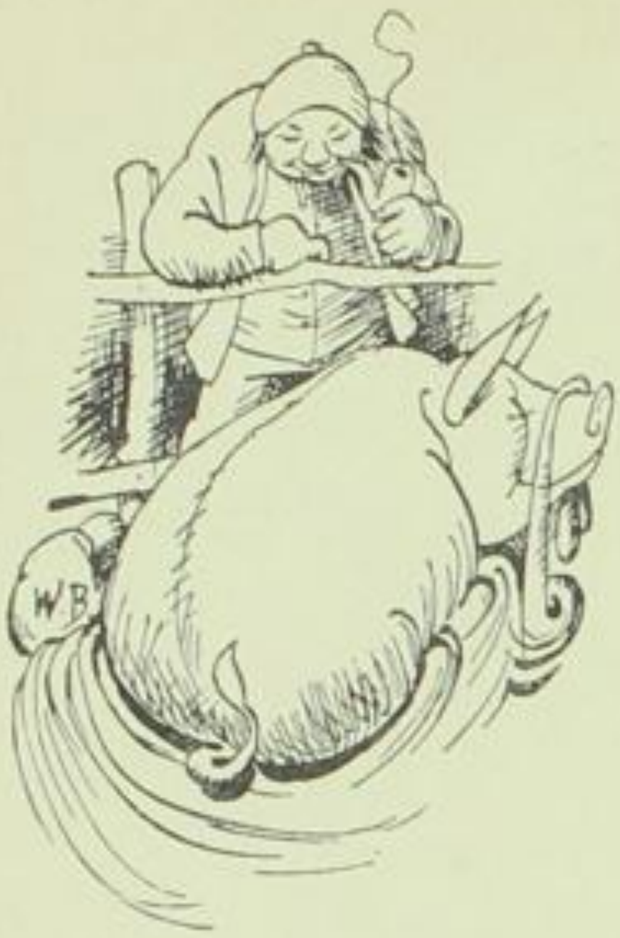
Und wer es sieht, der fühlt:
Jetzt ist er abgekühlt.

Unverhofft.



Der Negerknabe ging so still
Am Nil dahin. Plötzlich erblickt er
Ein unverhofftes Krokodil.
O, wie erschrickt er!!

Innerer Wert.



Ein kluger Mann verehrt das Schwein;
Er denkt an dessen Zweck.
Von außen ist es ja nicht fein,
Doch drinnen sitzt der Speck.

Messerschleifen.

Der Vater schleift das Messer schön,
Gemütlich tut er das.
Das Hänschen muß den Schleifstein dreh'n,
Tät lieber anders was.

Komm, komm!

Mit Güte lockt fast überall
Die Frau ihr Schweinchen in den Stall.

Neues Wilhelm Busch Album

Viertes Buch

Wilhelm Busch. Heiteres und Ernstes
aus seiner Lebenswerkstatt.
Von Hermann, Adolf u. Otto Nöldeke

Wilhelm Busch.

Heiteres und Ernstes aus seiner Lebenswerkstatt.

von

Hermann, Adolf u. Otto Nöldeke

Inhalts-Übersicht

Heimat und Elternhaus 319
Ebergötzen und Lüethorst 322
Auf der „Polytechnischen" in Hannover . . . . . Von Otto Nöldeke 327
Düsseldorf und Antwerpen 331
Heimatgeschichten „ut öler Welt" 334

Volksmärchen „Ut öler Welt":
- Der harte Winter 340
- Lustige Hochzeit 341
- Die alte Slüksche 338
- Das Hemd des Zufriedenen 340
- Zur Unterhaltung der Kinder 341

München . . . . . Von Otto Nöldeke 342

- Schuster und Schneider 361
- Der Geigenseppel 363
- Die Uhren 365
- Lieder eines Lumpen 371
- Zum Neujahr 384
- Romanze vom nützlichen Soldaten 387

Frankfurt . . . . . Von Otto Nöldeke 388
Der „Einsiedler" von Wiedensahl . . . . . Von Adolf Nöldeke 391

- „Fipps der Affe" für Kinder 409
- Die Versuchung des heiligen Antonius 422
- Meiers Hinnerk 436
- Der Privatier 414
- Die Spinne 426
- Was mich betrifft 439

Lebensanschauung und Charakter . . . . . Von Hermann Nöldeke 445
Mechtshausen . . . . . Von Otto Nöldeke 477

„Wo bei den Abbildungen nicht anderes bemerkt, sind die Originale von Wilhelm Busch gezeichnet oder gemalt.

Heimat und Elternhaus.

Wilhelm Busch ist am 15. April 1832 als der Älteste von sieben Kindern geboren. Sein Heimatort ist Wiedensahl, ein kleiner Flecken, der zum Stiftsbezirk des alten Zisterzienserklosters Loccum gehört und im Hannoverschen hart an den Grenzen der Provinz Westfalen und des Fürstentums Schaumburg-Lippe liegt, und über den er gelegentlich folgendes mitteilt: „Wiedensahl, platt „Wiensaol", hat seinen Namen zum Theil von dem in der Mitte des Orts befindlichen Teiche, „dat saol" genannt, so daß jemand, der Freude am Vermuthen findet, sich denken mag, die Bedeutung des Ganzen könnte vielleicht Wald-, Weiden- oder Heiligen-See sein.

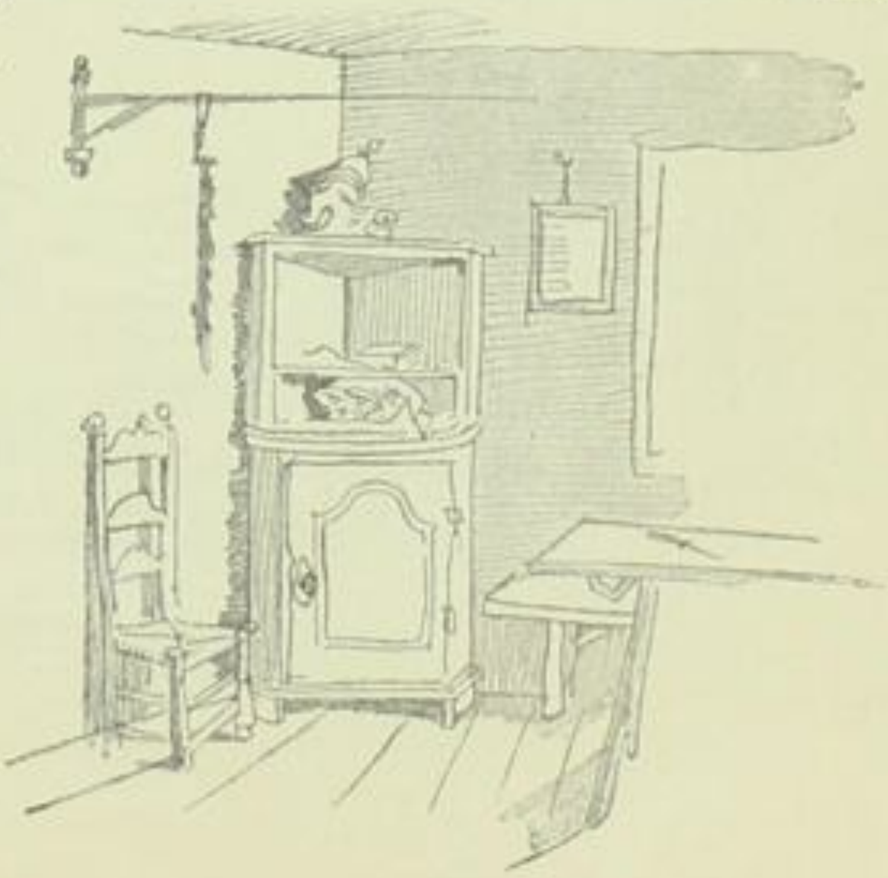
H. Brenner, Hamburg phot.

Altes Wohnhaus der Eltern und Geburtshaus Wilhelm Buschs.

Neben der Pfarre lag einst der Edelhof. Einer der edlen Herren, die dort gehaust, ist wohl ein grimmiger Herr gewesen; denn es heißt, er habe aus Ärger über einen Hahn, der oft über die Hecke flog und im adligen Garten krazte, seinen Nachbar, den Pastor, maustodt geschossen.

Draußen, wo jetzt die alte Windmühle ihre Flügel dreht, hat vor Zeiten ein Schloß gestanden. Es ist lange verschwunden; nur der Brunnen blieb später noch sichtbar, bis schließlich das Gras darüber wuchs. Als die drei Frölen, denen das Schloß gehörte, nach Bockeloh zogen, schenkten sie ihr Land, die „Wiäme", der Pfarre, den Wald der Gemeinde. Dafür mußten die Wiedensahler eine Abgabe in Geld entrichten. Mal ließ sich der Mann, der es hob, mehrere Jahre nicht blicken. Dem damals regierenden Burgemeister kam es bedenklich vor, wenn es so weiter ginge und dann die Summe auf einmal gefordert würde. Drum ging er los, um sich persönlich deßhalb zu erkundigen. In Bockeloh, wo die Sache bereits gründlich vergessen war, hat man ihn sehr gelobt und freundlich entlassen mit der festen Versicherung, daß die Rückstände eingezogen und die Abgabe wieder regelmäßig geholt werden sollte, was denn auch pünktlich geschah.

Nicht weit von der Wiedensahler Grenze zieht sich im Schaumburger Walde der Schanzgraben oder Drusenwall hin. Eine Stelle, an der er doppelt ist, nennt man den Pferdestall. Rückten nun die Schlüsselburger von der Weser her, wie sie öfters thaten, zum Sengen und Plündern aus, dann zogen sich die Wiedensahler hinter den Wall



zurück, und regelmäßig eilte ihnen der tapfere Ritter von Bückeburg mit seinen Leuten zu Hülfe. Die Wiedensahler waren nicht undankbar. So oft die gnädige Frau in Wochen kam, brachten sie ihr Eier und junge Hähnchen. Was aber gutswillens geschah, wurde später ein Zwang. Die Eier und Hähnchen mußten nach Bückeburg geliefert werden, ob die Gnädige in Wochen war oder nicht. Bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts ist die Verpflichtung inkraft geblieben.

Der Apotheker von Wiedensahl auf dem Wege nach Nonnenberg.
Farbige Tuschzeichnung.

Die Zeit kramt alles um; nur thut sie es in abgelegener Gegend etwas später als anderswo. — Erst mit den zwanziger Jahren verlor sich der Brauch, in der „hespe", einem Fahrweg zwischen zwei Hecken, die Schweine von gemeindewegen durchs wilde Feuer* zu treiben. — Noch zu Ende der dreißiger oder anfangs der vierziger Jahre sah man das Halseisen, als Wahrzeichen einstiger Bußen, am steinernen Kirchhofsthor. —

Scheune und alte Eiche in Wiedensahl.

Alle ländlichen Häuser waren mit Stroh gedeckt. Über dem offenen Heerde unter der „oosten" hing der Kessel oder stand der Topf auf dem Dreifuß. In der „dönxen" (Stube) am drehbaren Holzarm schwebte abends der „Krüsel" mit Thran gefüllt. — Noch immer wurde der Tabak, dreißig Pfund für'n Thaler, auf dem Wiedensahler Jahrmarkt von den Landsberger Bauern verkauft. Noch immer holten sich die Großväter aus dem Wald ihren „tunder" und dörrten und klopften ihn tüchtig, damit er gut Funken fing. — So war es einmal." —

So war es einmal, um die Zeit noch, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Großvater mütterlicherseits, der Wund-

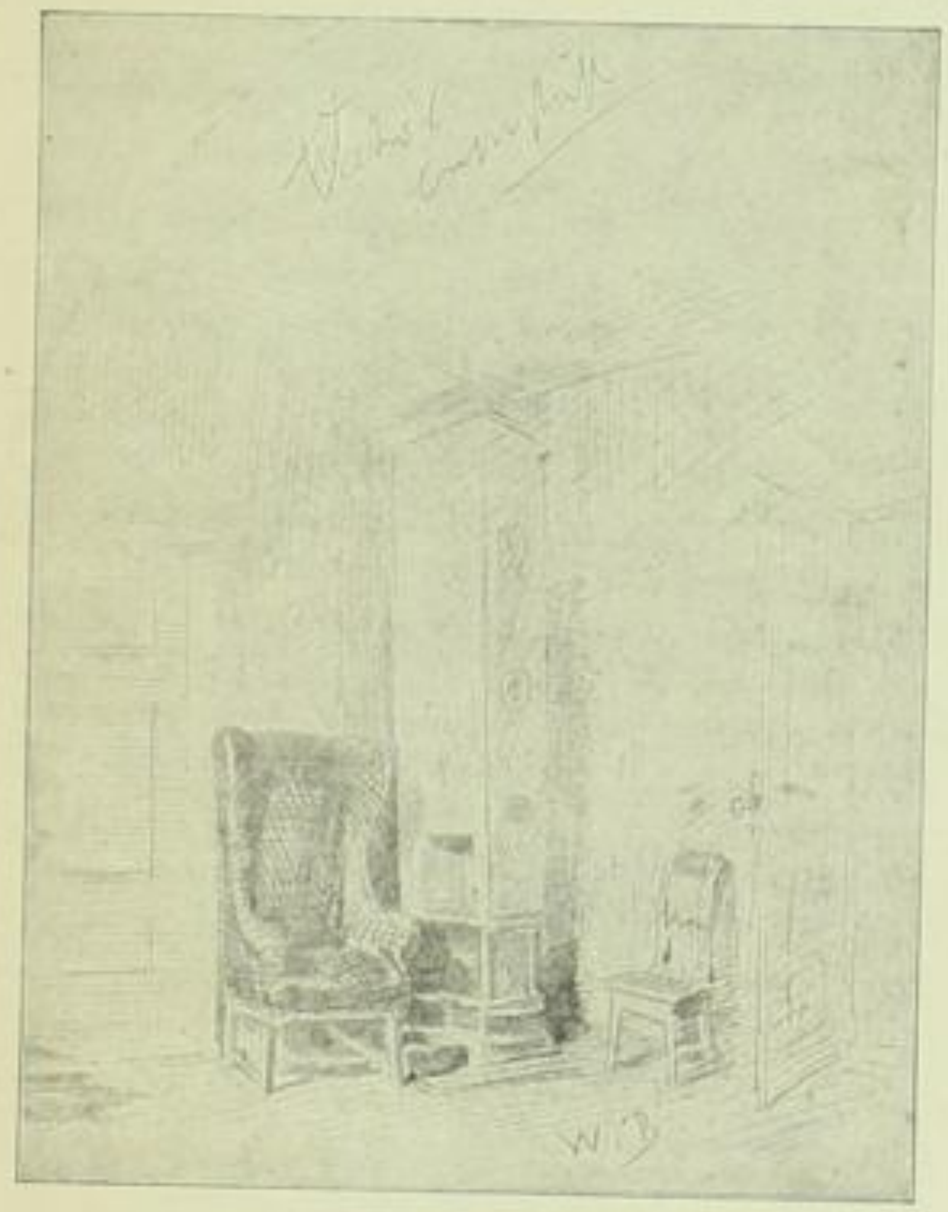
* Ein Feuer, das nicht mit dem Streichholz, sondern durch schnelles Aneinanderreiben zweier Hölzer, wie bei Naturvölkern, entzündet wurde.

Kirche in Wiedensahl.

arzt und Feldscher Kleine aus dem nicht weit entfernten Hessischen nach Wiedensahl zog. Sein Vater war bei dem Verkauf hessischer Landeskinder als Arzt mit nach Amerika gesandt. In interessanten Briefen, die noch in der Familie erhalten sind, hat er seine Schicksale geschildert. Der Sohn des nach

Das neue Wohnhaus der Eltern.

nach seiner Loccumer Lehrzeit als Kaufmann nach Wiedensahl gekommen. Dort war der alte Wundarzt Kleine inzwischen gestorben; seine Witwe hatte mit der Tochter, während die zwei Söhne studierten, auf dem sog. Keller, einer alten Herberge, einen kleinen Kramladen angefangen; spä-



Vater Buschs Lehnstuhl.

Der Vater Buschs.

Amerika Verkauften wollte einem gleichen Lose entgehen und floh mit den Seinen ins „Ausland", ins Hannoversche, durfte deshalb aber noch in späteren Jahren seine alte Heimat nicht wieder aufsuchen. Der Vater Busch stammte aus einem Bauernhause im nahen westfälischen Dorfe Ilwese und war

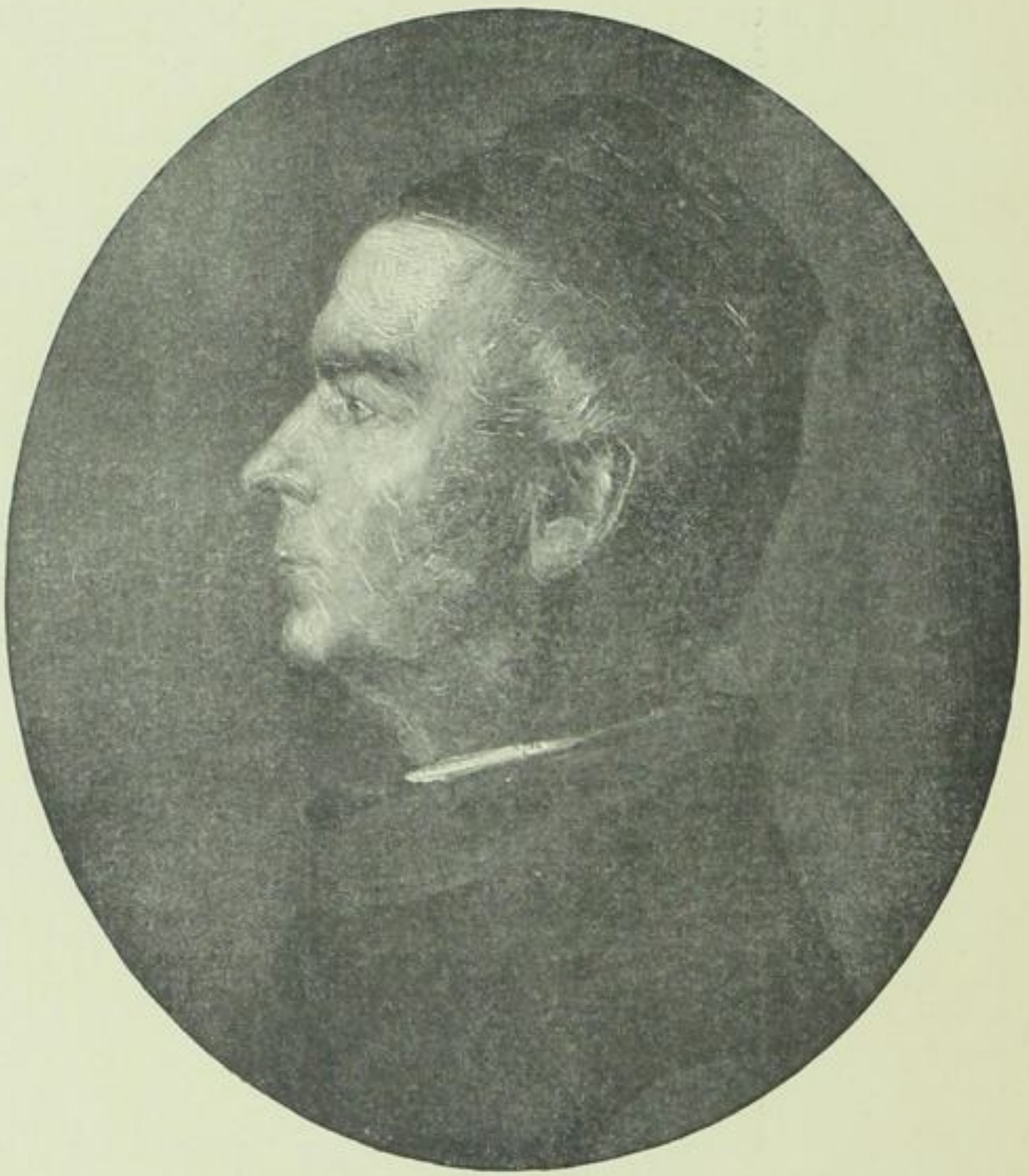
ter hatten sie ein Bauernhaus gekauft, das noch heute steht und als das Geburtshaus von Wilhelm Busch bekannt ist. Ende der Vierziger Jahre wurde davor nach der Dorfstraße zu ein neues Wohnhaus erbaut und das alte nur noch als Stallgebäude und Lagerraum benutzt.

Am Dorfteich.

Ebergötzen und Lüethorst.

Nur die früheste Kindheit hat Wilhelm Busch in Wiedensahl verlebt. Im zehnten Jahr kam er zu dem Bruder seiner Mutter, dem evangelischen Pastor Kleine, der damals gerade in Ebergötzen bei Göttingen seine erste Stelle, eine kleine Landpfarre, bezogen hatte und im Herbst 1846 auf die besser dotierte Dorfpfarre Lüethorst unweit Einbeck übersiedelte. Dieser Onkel hat mit größter Liebe und Aufopferung die älteren Kinder seiner Schwester mit seinen eigenen unterrichtet und erzogen. Bei regem Interesse für naturwissenschaftliche Fragen galt sein besonderes Studium dem Bienenvolk. Zusammen mit dem katholischen Pfarrer Dzierzon in Schlesien stand er in dem zeitweise erregt geführten Kampfe um die sog. Parthenogenesis. Durch viele sorgfältige Forschungen, die er in dem von ihm herausgegebenen hannoverschen bienenwirtschaftlichen Centralblatt mitteilte, hatte der Onkel Kleine diesen Kampf mit entschieden und seinen ältesten Neffen Wilhelm in diese Bienenstudien mit eingeweiht, auch die große Liebe zur Natur und die scharfe Beobachtungsgabe schon früh bei ihm gefördert. Doch blieb bei Busch die Imkerei auf die Theorie beschränkt und veranlaßte ihn damals nur zu gelegentlichen Artikeln in der Bienenzeitung und später zu der reizenden, im ersten Buch dieses Werkes abgedruckten, Menschen- und Bienengeschichte „Schnurrdiburr oder Die Bienen".

In des Onkels Bienenzeitung schildert er einmal „Unser Interesse an den Bienen" in folgenden Worten:



Pastor Kleine in Lüethorst.
(Bildbild im Besitz von Frau Rechnungsrat Meyer geb. Kleine in Münster.)

„Sehr verdrießlich mag wohl derjenige unserer Vorfahren über das Ungeziefer geschimpft haben, der zuerst unversehens in den Urwäldern einem Bienennester

zu nahe trat; aber wir trauen seinen intellektuellen Fähigkeiten, seiner urwüchsigen Pfiffigkeit hoffentlich nicht zu viel zu, wenn wir annehmen, daß er dem eigentlichen Sachverhalte baldigst auf die Spur gerathen. Furchtsam hinter einem Baume versteckt, hat er vielleicht seinem haarigen Waldbruder, dem Bären, zugeschaut, welcher, besser bewandert in diesen Dingen, den süßen Inhalt des Honigstamms mit behaglichem Brummen sich zu Gemüthe führte. Es läßt sich annehmen, daß der Bär, von seinem Frühstücke zurückkehrend, den listig lauschenden Zweihänder gar wohl bemerkt und, einen Konkurrenten witternd, ein recht verdrießliches Gesicht geschnitten habe; worauf denn auch die uralte poetische Strophe:

Gar grimmig ist der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her,

ohne allen Zweifel zurückzudeuten ist. Unser geehrter Vorfahr wird sodann ohne Verzug sich ermannt, den Honig verkostet und approbirt, den Baumstumpf aber abgesägt und, in mißtrauischem Hinblick auf den gefräßigen Bären, ganz in der Nähe seiner heimathlichen Hütte aufgestellt haben. Sicher hatte unser Freund auch schon Familie; der Honig fand Beifall, der Bedarf ward größer, und nach Verlauf einer nicht geraumen Zeit zierte wahrscheinlich eine hübsche Reihe von Klotzbeuten sein Gehöfte. Hier hätten wir nun den ersten regelrechten Imker, den Stammvater unserer ehrenwerten Zunft, die nun in vollem Glanze über alle deutschen Gauen sich verbreitet hat.

* * *

Sinnig vertieft, steht der Bienenfreund inmitten seiner Schaaren und läßt mit harmlosem Stolze die furchtsame Welt an sich vorüberziehen. Er sieht mit Befriedigung unter seinen Augen die wohlgeordneten Staaten aufblühen, in denen Haupt und Glieder, durch innige Bande vereint, in schöner Harmonie zusammenwirken. — Wie der Kopf sich bestrebt, seine mannigfaltigen Begriffe in einem einzigen Prinzip zur Ruhe zu bringen, so betrachtet und genießt ein wahrer Imker Wind, Regen und Sonnenschein, das Aufblühen der Jahreszeiten und ihr Verwelken unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte seiner Bienen. Eben darin, in dem ungleich fortschreitenden Jahre, findet er eine beweglich sprudelnde Quelle des Vergnügens, einen immer neuen Reiz zu Experimenten und Beobachtungen, eine Spannung des Interesses, die durch das Interregnum des Winters bis aufs Höchste gesteigert wird; so daß ihn sein „ewig blühender" Kollege im amerikanischen Süden um diese Mannigfaltigkeit wohl schließlich beneiden dürfte. Nichts, mein' ich, kann auch eines deutschen Imkers Herz so sehr bewegen, wie der andrängende Frühling seiner Heimath, wenn viel tausend Blüten ihre Schänken und Brodläden aufthun, die durstigen Immlein zu erquicken; wenn wir nach dem Donnern der Wetternacht durch den Garten ins frisch aufathmende Feld zu unsern kleinen goldgereiften Herzensfreunden hinauswandern, die schon emsig von Blüte zu Blüte schweben; oder wenn wir heiter grübelnd vor den Stöcken sitzend, ihren jugendlichen Spielen zuschaun. Ich muß gestehen, daß ich dann neben den vortrefflichen Kästen auch gern einen alten, malerischen Strohkorb sehe. Er kommt mir immer vor wie ein altes, würdiges Menschenhaupt, wo die Gedanken ein- und ausfliegen. Bald spielen sie gemüthlich vor, wie am heiteren Morgen bei Pfeife und Mokka; bald sitzen sie behaglich brummend an der Stirn in traulicher Dämmerstunde; bald fliegen sie emsig ab und zu im Sonnenglanz des vollen Tages und suchen und sammeln, theils in Blüten, theils aber auch in den Häuptern der Herrn Nachbarn, und legen ihre Schätze dann nieder in die goldnen Gefäße der

Altes Pfarrhaus in Lüethorst.

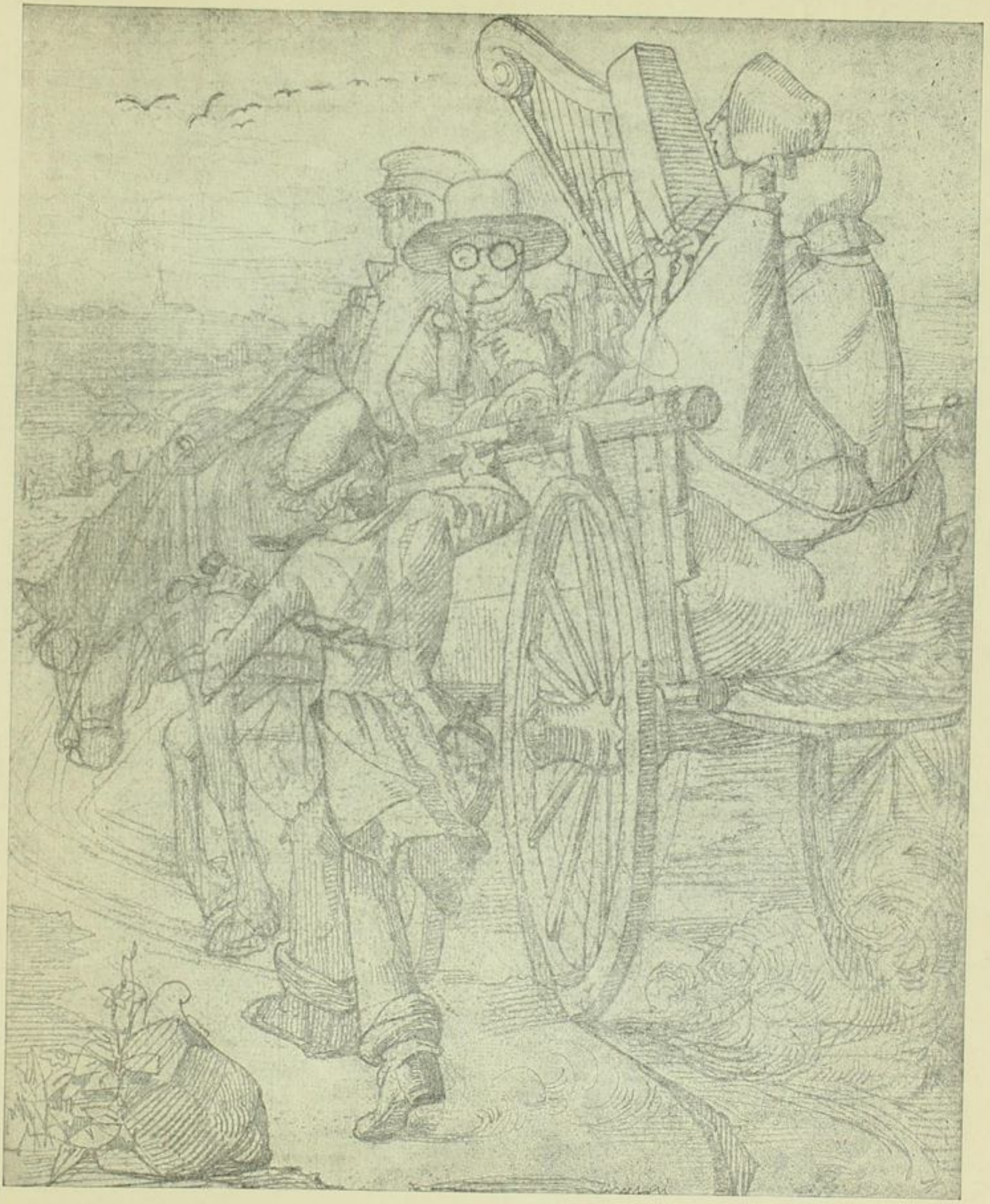
Erinnerung. Wie bös wird solch ein Kopf, wenn man nur ein wenig dran rüttelt und rührt, mit welchem Stolze saust und braust es drinn; und doch — wenn der Herbst kommt, so muß er sich vielleicht ganz demüthig bescheidentlich als Bettelschwarm vor die Thore des Himmels setzen. — Das wäre nun ein ganz respektabler Vergleich, wenn er nicht hinkte; denn leider ist bei vielen unserer Köpfe das Verhältniß umgekehrt, wie beim Bienenkorbe: das Stroh ist drinnen und die Insekten sitzen draußen.

So sitzt nun der heitere Bienenzüchter stundenlang vor den vielgeliebten Bienen, rauchend und grübelnd, über vieles im Klaren, über manches im Dunkeln; der Bau, die Brut- und Geschlechtsverhältnisse sind ihm durch Lehre und Anschauung bekannt genug; aber gewisse absonderliche Dinge, wie die willkürliche Eierlage der Königin, die Anlage der Diagnose bei den Arbeitsbienen und ihr demgemäßes Handeln, alles das, was er im Gefühl seiner Menschenwürde Instinkt zu nennen pflegt, wird seinem Kopfe wohl so lange anstößig bleiben, bis er, in sein eigenes Herz vertieft, sich entschließen kann, den kleinen, aber rechtmäßigen Antheil des gemeinsamen Erbes seinen bescheidenen Brüdern nicht länger vorzuenthalten. Er wird dann auch in innerster Seele die Quelle finden, aus der sein Interesse an der Natur, also auch seine Liebe zu den Bienen, hervorströmt; er wird sich das Gefühl der innigen, alles umschlingenden Sympathie zum Bewußtsein bringen, die nur in voller Einheit, in einer gemeinsamen Wurzelverwandtschaft aller Dinge ihren letzten Grund haben kann." In Ebergötzen, wohin Busch 1841 kam, hatte er mit dem gleichaltrigen Sohne des dortigen Müllers Bachmann Freundschaft geschlossen, die über 60 Jahre gedauert hat. Noch im letzten Frühling vor ihrem Tode hatten die beiden alten Jugendfreunde die Freude, sich in Mechtshausen zu sehen, alte Ebergötzer Erinnerungen auszutauschen und sich über die auch dort völlig veränderten neuen Verhältnisse zu unterhalten.

Dorfstraße in Wiedensahl.

Im Walde.
Farbige Bleistiftzeichnung.

Mehr zur Heimat wurde ihm



Karikatur aus der Lüethorster Zeit (um 1860).

und den anderen Wiedensahler Familiengliedern das Pfarrdorf Lüethorst im Solling. Die Reisen dorthin wurden in den ersten Jahren vor Eröffnung der Eisenbahn ganz zu Wagen gemacht; der Knecht Heinrich spannte das Ackerpferd vor, und es ging durch den Schaumburger Wald über Hameln, wo bei Verwandten gerastet wurde, dann durch das Bergland des Ith und Hils in das Sollingdorf. Noch in späten Jahren konnte mein Onkel sich erregen, wenn er an die Zollschikanen bei diesen Fahrten dachte; jedesmal an den Grenzen im Bückeburgischen, Hessischen, Hannoverschen und Braunschweigischen gab es neue Weitläufigkeiten und Scherereien. Weil es keine vornehmen Reisenden waren, weil sie keine Trinkgelder gaben, mußten sie an den Zollschranken endlos warten. Am schlimmsten war ein rothaariger Zöllner bei Eschershausen gewesen, ein roher brutaler Mensch, der einmal sogar bei der mitreisenden Mutter eine „Leibesvisitation" nach zollpflichtigen Sachen vornahm. Einige Jahre später, 1848, hätten ihm erbitterte Bauern sein Haus über dem Kopfe angesteckt und ihn gründlich durchgehauen. Mit Befriedigung hatte mein Onkel das im Postwagen gehört, und er fügte hinzu: wer das mit durchgemacht, wer diese elende Plackerei und Schinderei am eigenen Leibe erfahren, der könnte gar

Im Dorfwirtshaus bei Hameln.

nicht froh genug sein, daß es mit der deutschen Kleinstaaterei vorbei wäre. Auch in Geldsachen sei man damals böse geschnitten; am Taler habe er jedesmal in Bayern 2½ Groschen eingebüßt, was ihn besonders bei dem Taschengeld verdrossen, das seine Mutter aus ihren durch Eier- und Butter-Verkauf gewonnenen Spargroschen beim Abschied ihm extra einzustecken pflegte.

Börries, der Gänsehirt.
Lüethorst.

Ostern 1847 wurde Wilhelm Busch in Lüethorst konfirmiert; es verwunderte und ergötzte ihn noch der Gedanke daran, daß er und seine dörflichen Mitkonfirmanden in schwarzen Schoßröcken und Zylindern zu dieser Feier erscheinen mußten. Sein hannoversches Gesangbuch, das er damals erhielt, hat ihn auf allen seinen Fahrten begleitet, wie aus eingetragenen Bemerkungen zu sehen ist. So wird eine Predigt über „die christliche Demut" erwähnt, die er am 12. Juli 1862 in München von Harleß gehört hat.

Auf der „Polytechnischen“ in Hannover.

Der Onkel in Lüethorst hatte seinen Neffen Wilhelm vor allem im deutschen Unterricht so weit gebracht, daß der Besuch einer höheren Schule ins Auge gefaßt wurde; er sollte Techniker werden, und im September 1847 wurde er auf der Technischen Hochschule in Hannover aufgenommen, wenn auch sein Wissen bei der Prüfung allerlei Lücken zeigte. Ein Sonett — so erzählt er selber — das er verfaßt, hätte den damaligen Direktor bestimmt, die Aufnahme zu gestatten. Drei und einhalb Jahr hat er „die Polytechnische“ besucht; in elementarer Mathematik hat er es zu der besten Nummer „Eins mit Auszeichnung“ gebracht; auch im Bossieren und freien Handzeichnen steht in seinen Zeugnissen die erste Note; auch wird darin bekundet, daß er viel guten Willen bewiesen, daß er aufmerksam und mit rühmlichem Fleiß gearbeitet und sich tadellos betragen habe. Die drei ersten Jahre seiner hannoverschen Studienzeit war er bei Verwandten seiner Mutter, dem Justizrat Ebhardt, im Hause. Im letzten Wintersemester wohnte er mit einem Freunde, dem aus Alfeld stammenden C. Bornemann, zusammen auf einer Studentenbude. Bornemann war ein starker Raucher, und es spricht für diese Stärke und für die Güte des von ihm gerauchten Knasters, daß er auf Verlangen Busch's die lange Pfeife zum Fenster hinaushalten mußte, wenn er rauchte. Die Studiengenossen, die über keinen großen Wechsel verfügten, aßen billig und gut in einer kleinen Speisewirtschaft. Nur wäre es anfangs etwas störend gewesen, daß der Mann der Wirtin ein Friseurgeschäft betrieben und in der Nebenabteilung des Lokals auch während ihres Mittagessens seinen Beruf ausgeübt hätte.

Mit großer Freude, ja mit Begeisterung erzählte mein Onkel oft, wie er in Hannover die schwedische Sängerin Jenny Lind gehört, für sechs gute Groschen im Theater in Stücken aus dem Freischütz und in Liedern wie: „Es sang im Busch ein Vögelein“ und anderen. Abends wäre ihr vor dem Hotel Bristol am Heumarkt eine große Huldigung dargebracht worden, und sie hätte, ohne wie heute manche Sängerin und Schauspielerin für ihre Stimme etwas zu fürchten, vom Balkon in der Abendluft Stücke aus Preziosa gesungen. Sie wäre keine große Schönheit gewesen, aber lieblich, blond, und ihre ganze Erscheinung wäre ihm unvergeßlich geblieben.

Wilhelm Busch. Hannover 1850.
(Zeichnung von C. Bornemann.)

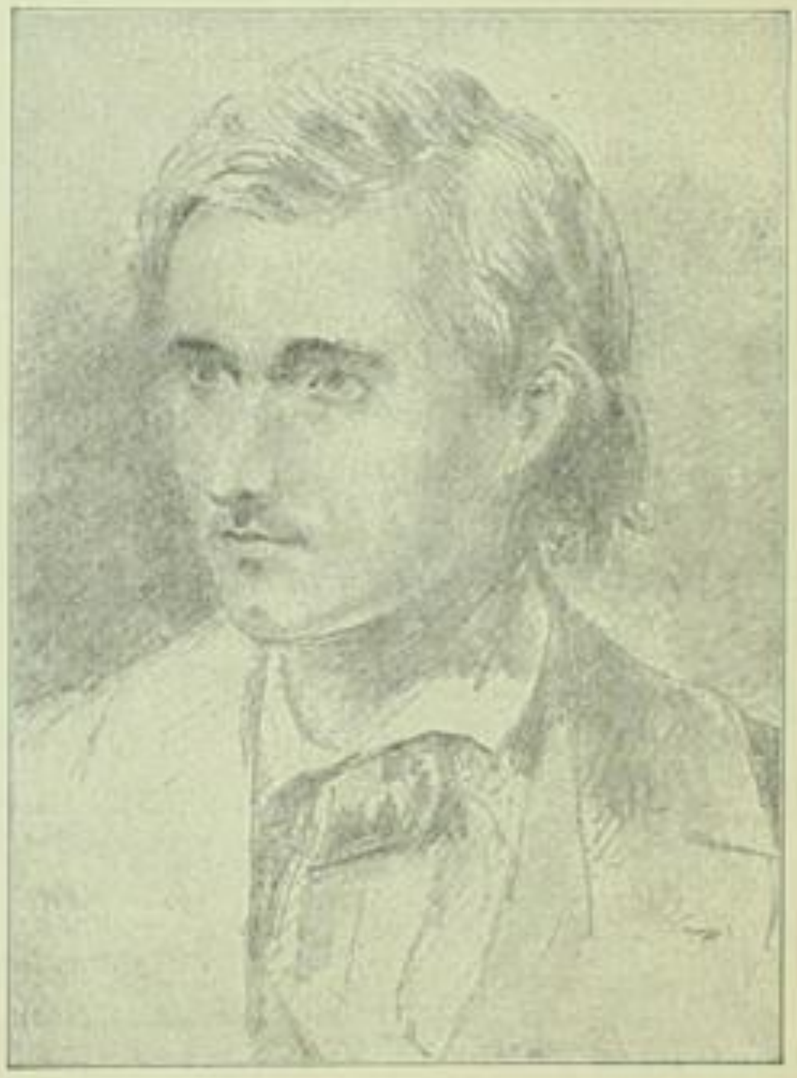
Hannover um 1850.

Durch seine Freunde Bornemann und den schon vorher fortgezogenen Maler Klemme wurde Busch bestimmt, das auf des Vaters Wunsch begonnene Studium zum Maschinentechniker aufzugeben. Am 9. März 1851 ist sein Abgang in den Listen der Hochschule eingetragen mit der kurzen, aber so inhaltreichen und entscheidungsvollen Bemerkung: „um in Düsseldorf Maler zu werden".

Über die hannoversche Zeit hat er außer in seiner kurzen Selbstbiographie bei Gelegenheit der Jubelfeier der Technischen Hochschule im Jahre 1906 sich in folgenden Aufzeichnungen geäußert: „Die Polytechnische, wie man ehedem sagte, habe auch ich mal besucht. Wann war es nur gleich? Die Grundmauern des Theaters stiegen eben aus der Erde herauf, als ich vom Direktor Glünder mich prüfen ließ. Die Prüfung fiel kümmerlich aus: aber er meinte, wir wollen's versuchen. Damals ging so was noch. Ich war 16 Jahre alt, und da ich vom Lande eine gewisse Schüchternheit mitgebracht hatte, die mich nie eine Stunde versäumen ließ, so gingen meine Studien, besonders im Zeichnen, Modellieren und in den Elementen auch ganz leidlich voran. Anfangs wohnte ich auf der Schmiedestraße bei lieben Verwandten; nachher zog ich wo anders hin; denn wer sich im Rauchen und Biertrinken übt, will einen eigenen Hausschlüssel haben.

Das Jahr 48 machte bedenklichen Lärm. Um den Wall die Ketten verschwanden. Aus uns Polytechnikern wurden Kompanien gebildet unter Führung der Lehrer. Den Stock in der Hand, eine weiße Binde um den Arm, zogen wir durch die Straßen und riefen den Frauen „Guten Abend, Bürgerin" zu. Nur waren wir, als Schergen der Ordnung, beim „Volke" recht unbeliebt. Aus den Hausthüren im Rösehof

Busch mit dem Onkel Ebhardt
auf dem Morgenspaziergang in Wiedensahl.
(Zeichnung im Besitz von Prof. Bodo Ebhardt in Berlin.)



Selbstbildnis.
(Bleifederzeichnung im Besitz von Prof. Bodo Ebhardt in Berlin.)

Beim Landdoktor. (Bleistiftzeichnung.)

gossen unsichtbare Hände uns Schmutzwasser an die Beine.

Bald kriegten wir Waffen; alte Steinschloßflinten, die Ohrfeigen austheilten und die Gesichter mit Pulverdampf schwärzten, wenn wir draußen an der Schwedenschanze im Feuer exerzierten.

Unsere Uniform war bloß kurz angedeutet durch eine Mütze mit schwarzrothgoldenem Streif drumherum. Das dreikantige Bajonett, im Bandelier zu tragen, diente als furchtbares Seitengewehr.

Meine Kompanie hatte die Ehre, als erste die Hauptwache am Markt abzulösen. Freundlich grinsend standen uns die Soldaten gegenüber. Sie hinterließen uns munter belebte Matratzen zur behaglichen Ruhestatt.

Daß man uns keine scharfen Patronen anvertraute, war ärgerlich. Einstmals, während der Nacht, hatten wir an der Ecke der Ballhof- und Knochenhauerstraße eine leichte Barrikade zu nehmen. Oben aus der Herberge flogen Backsteine herunter, unten bewarf uns

Hannover um 1850.

Dornröschen. Bleistiftzeichnung.

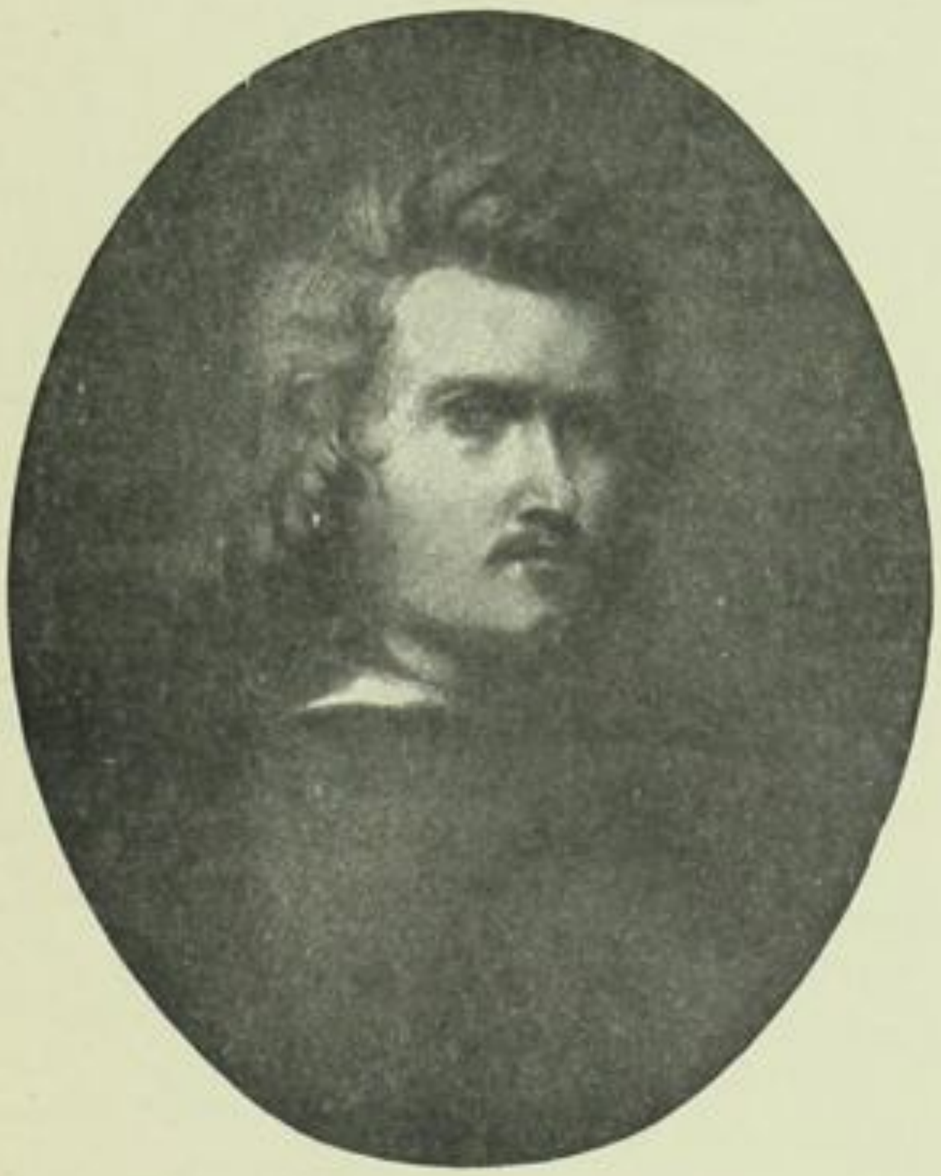
von weitem die verwegene Menge. Vergebens verfolgten wir sie. Schießen konnten wir nicht. Da sprang ein langer Kollege, der die Geduld verlor, aus dem Gliede voran und pickte einem Kerl das Bajonett durch die Hose, daß er bölkte wie ein Ochse. Im Lindener Spital hat man ihn wieder kuriert. Und dies, soviel mir bekannt, ist unserseits die einzige grausame Blutthat während der ganzen Revolution.

Übrigens gab es unruhige Geister auch in unserer eigenen Mitte. Sie brachten dem Direktor Karmarsch, ich weiß nicht warum, eine Katzenmusik. Für die Radaumacher schloß man die Schule. Für uns anderen, die brav gewesen, ging der Unterricht weiter. Allmählich kamen die schwierigen Fächer an die Reihe. Vor allem die Voraussetzungen der höheren Mathematik, von denen Berkeley behauptet, sie wären shocking to good sense und deren hohe Bedeutung ich erst später erkannte, machten mich stutzig. Mein Eifer erlahmte. Auf Anrathen des Malers Klemme ging ich bis auf weiteres nach Düsseldorf zur Akademie."

Bemerkenswert ist noch, daß Busch in Hannover zum ersten und einzigen Mal ein Bild ausgestellt hat, während er nach Angaben von den Hochschulen in Hannover, Düsseldorf, Antwerpen und München sonst nie dergleichen getan, auch nie eine Preisarbeit eingereicht hat. In Hannover aber stellte er eine Zeichnung aus, die in einer an Richter oder Schwind sich anlehnenden Manier das Märchen Dornröschen behandelt; der Entwurf, in feinster Bleifederzeichnung, ist noch in unserem Besitz. Wo der farbig ausgeführte Karton selber sich befindet, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Düsseldorf und Antwerpen.

Von Düsseldorf, wo er von Ostern 1851 bis Ostern 1852 studierte, erzählte mein Onkel durchweg am wenigsten. Nur wie gleich das Maifest des Malkastens ihn begeistert



Selbstbildnis.
(Kreidezeichnung.)

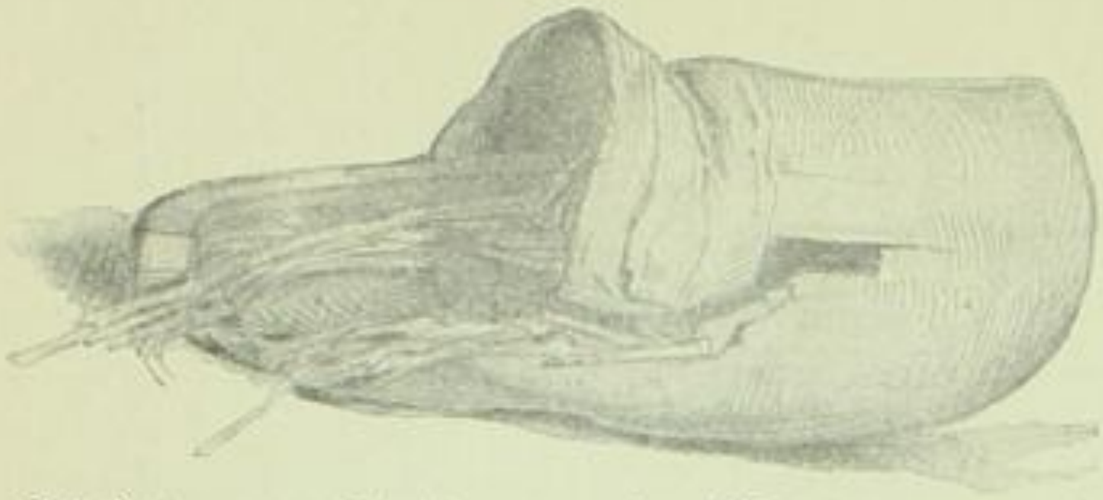
und wie ein damals viel besprochenes Gemälde, die „Spieler" von Knaus, großen Eindruck auf ihn gemacht. Wenige Jahre vor seinem Tode fuhr er um dieses Bildes willen nochmal nach Düsseldorf, meinte aber, er oder das Bild müsse sich sehr verändert haben. Von großem Interesse war für ihn, den Protestanten, das erste eingehendere Bekanntwerden mit dem Katholizismus im

Rheinland. Er hörte die Missionspredigten des Paters Roo und erzählte noch manches von dessen derber, volkstümlicher Beredsamkeit. So habe er gegen das Duell in einer Predigt über das 5. Gebot geeifert: „Wenn die Messer so lang sind — dabei zeigte er seine Hand — dann sind's dumme rohe Bauernlackl; wenn sie aber so lang sind — dabei reckte er seinen Arm — dann sind's feine Kavaliere". Zwischendurch hätte er seinen Kopf, der so rund und blank wie eine Billardkugel gewesen, mit einem roten Schnupftuch poliert.

Von Altersgenossen aus der Düsseldorfer Zeit wird Wilhelm Busch als ein ernster zurückhaltender Mensch geschildert, der wenig sprach, etwas Sarkastisches in seinen kurzen Bemerkungen an sich hatte, recht fleißig war und im Antikensaal seine Studien in strenger konturierter Weise zeichnete. Mit dem späteren Düsseldorfer Genre- und Porträtmaler E. Schultz-Briesen war er in Düsseldorf und Antwerpen eng befreundet; er brachte in dessen Familie auf einem Landgut in der Nähe wiederholt die Ferien zu und erregte schon da durch Zeichnen von Karrikaturen Aufsehen.

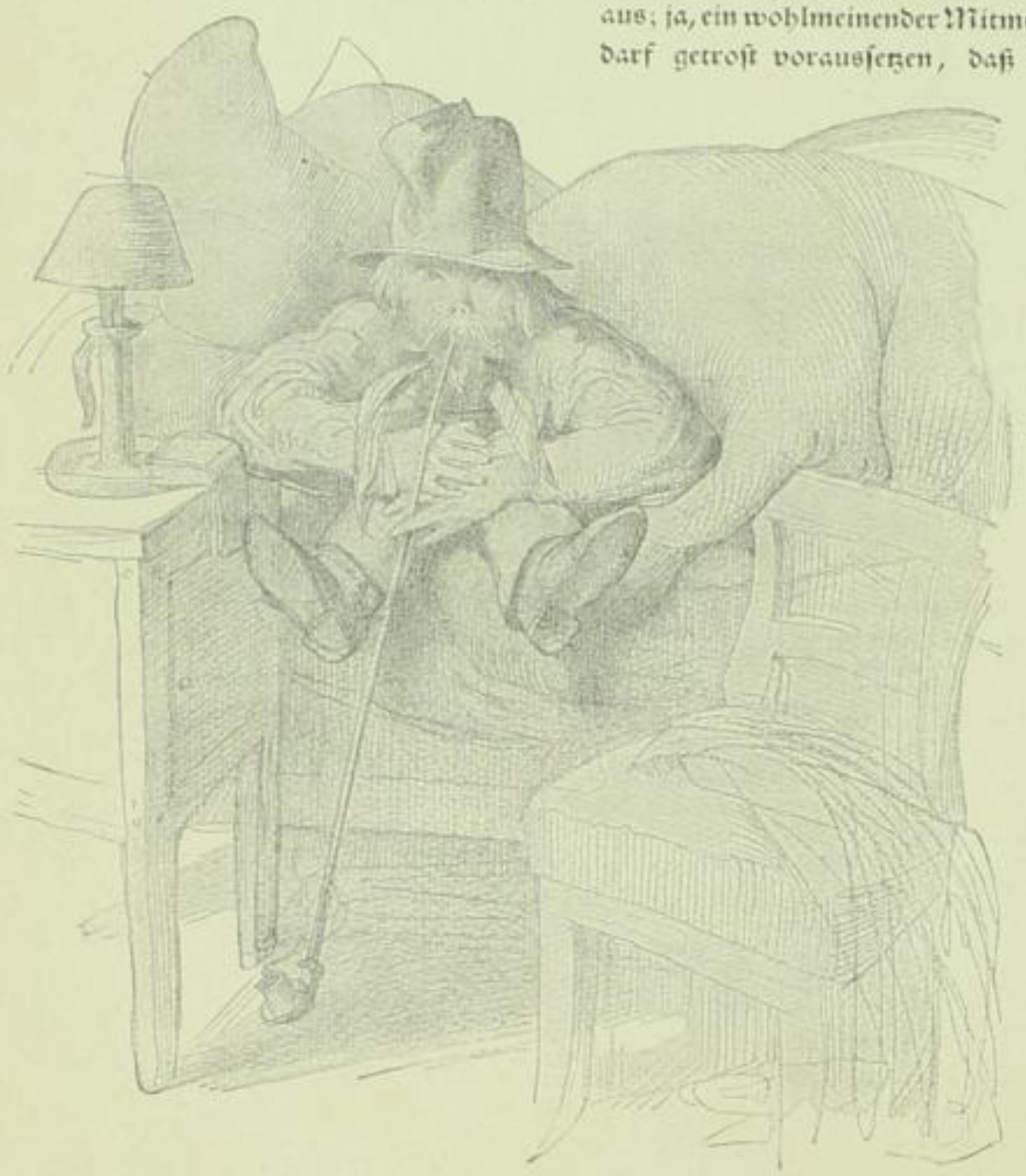
Schultz-Briesen und Klemme, die inzwischen nach Antwerpen gegangen waren, zogen ihren Freund Busch dorthin nach. Außer ihnen gehörten noch Moritz Delfs und Ernst Stückelberg zu dem kleinen Kreise gleichgesinnter Studiengenossen. Wie bedeutungsvoll und

Düsseldorf 1851.
(Blume und Gärtner.)



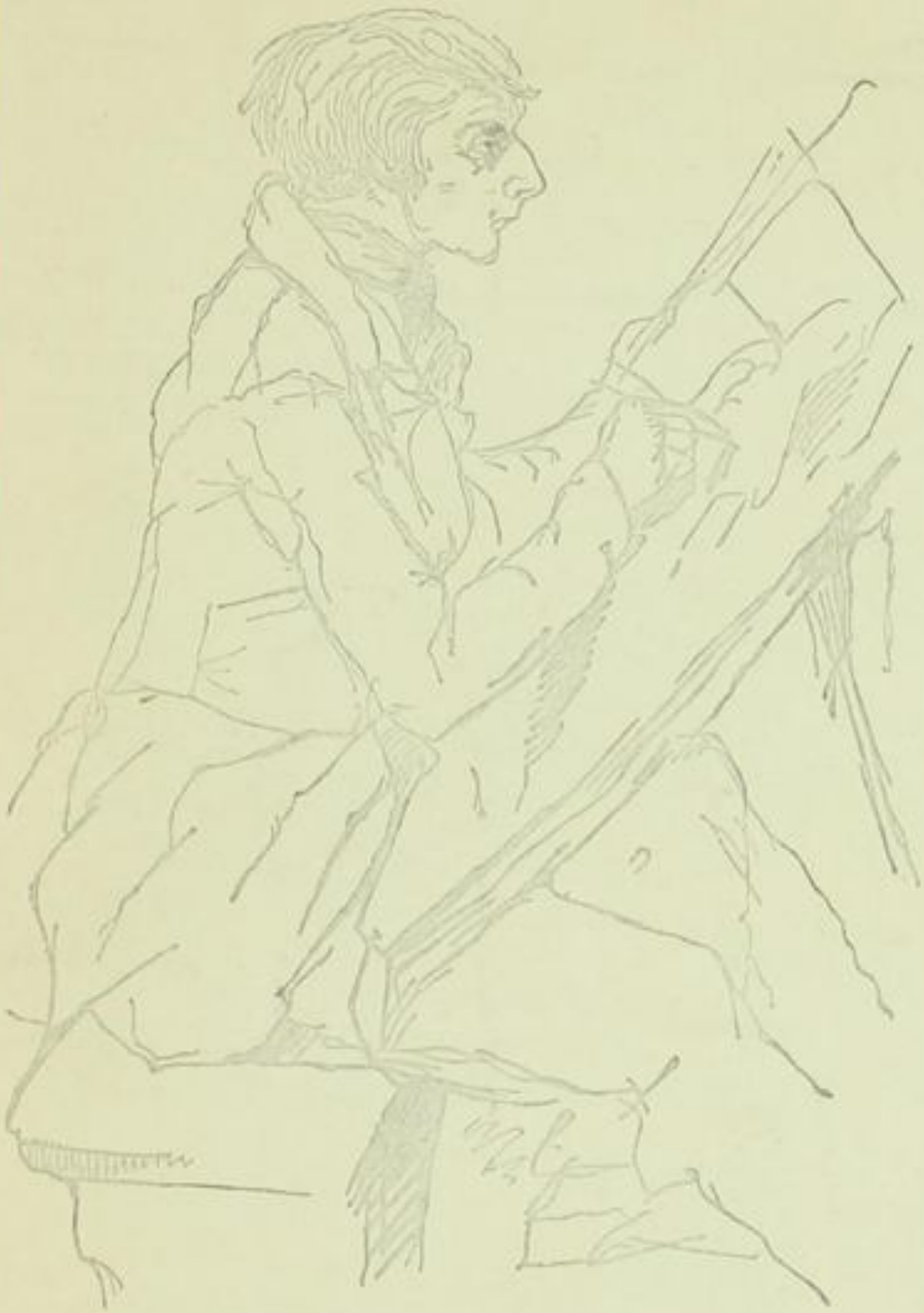
entscheidend für die künstlerische Entwicklung meines Onkels das eine Jahr von Ostern 1852 bis Ostern 1853 geworden ist, sagt er selber in seinem „Was mich betrifft“: „In Antwerpen sah ich zum ersten Mal in meinem Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen, und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brod mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, welche mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen.“ Diese jetzt an die Öffentlichkeit gekommenen

Antwerpen. Juli 1852.



Düsseldorf 1851.

Antwerpen 1852.



Antwerpen. Juli 1852.

„Versuche", Ölbilder und Skizzen, zeigen anschaulich und deutlich, was die alten Holländer ihm waren. Unter den wenigen Bildern, die sein einfaches Zimmer in Niechtshausen schmückten, waren Photographien nach Rubens und Hals ihm die liebsten.

Am Ende seines Aufenthaltes in Antwerpen erkrankte er und wurde von seinen Wirtsleuten „Jan und Nie" treulich gepflegt. Kaum wieder hergestellt, machte er sich auf die Heimreise, im offenen Eisenbahnwagen, wie sie damals in den unteren Klassen, ähnlich den offenen Sommerwagen unserer Straßenbahnen, noch eingerichtet waren. In Preußisch-Minden, dicht vor dem Ziel, wollte ihn noch das böse Geschick der Kleinstaaterei ereilen; er hatte keinen Paß bei sich und sollte deshalb arretiert werden. Der ihm bekannte Bahnhofsvorsteher, auf den er sich berief, war gerade beurlaubt. Da, als sich der Zug gerade in Bewegung setzte und ihn der preußische Scherge einen Augenblick unbeachtet ließ, sprang er in den letzten Wagen und enteilte so in das nahe bückeburgische „Ausland".

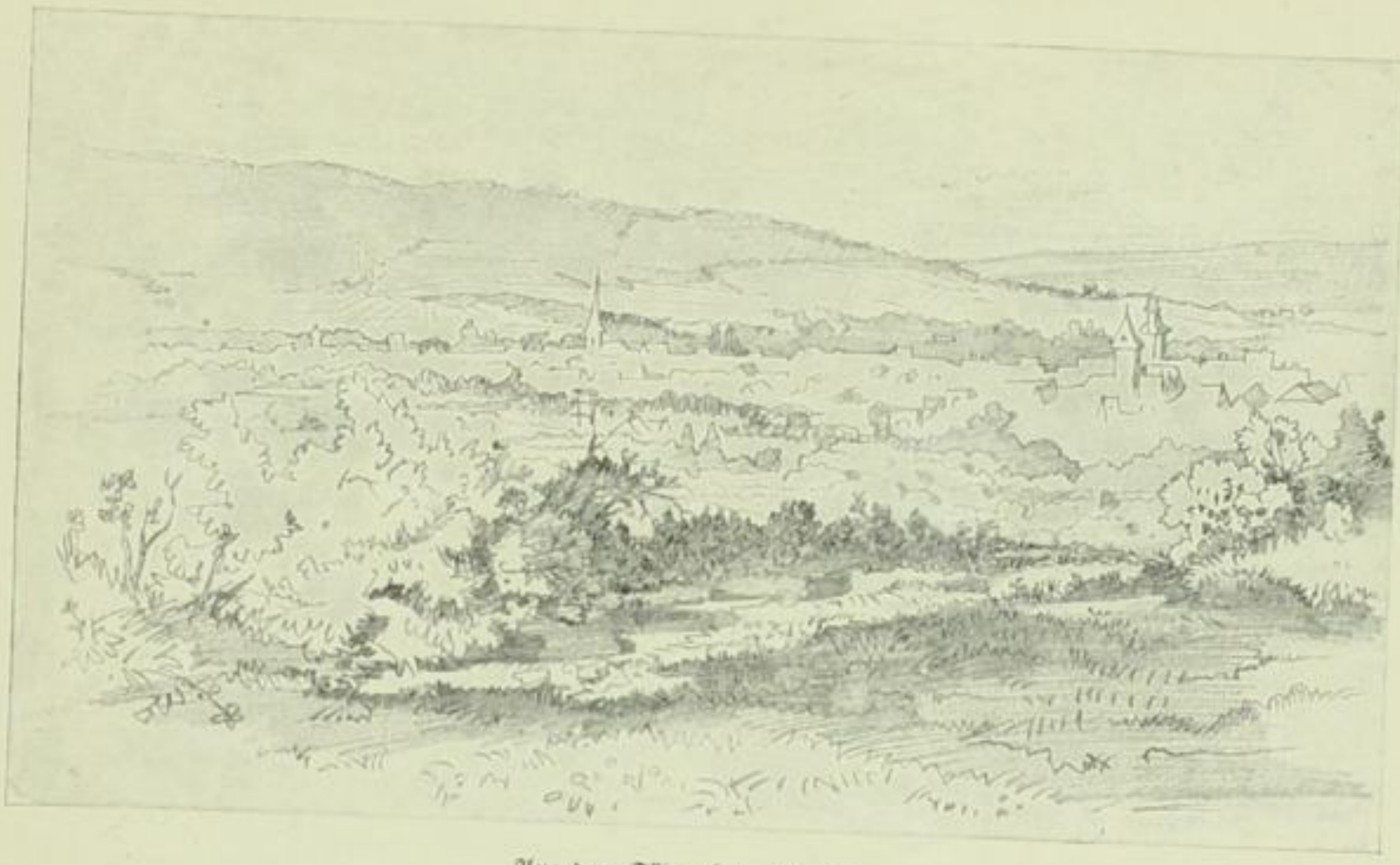
Antwerpen 1852.

Buschs Zimmer in Düsseldorf (1851).

Heimatgeschichten „ut ôler welt“.

Nun blieb Busch eineinhalb Jahre lang den Studien der Hochschule fern, zunächst um sich im Elternhaus in Wiedensahl gründlich von seiner Krankheit zu erholen und bald die alte Frische und körperliche Gesundheit wieder zu gewinnen. Zwischendurch reiste er 1853 und Sommer 1854 wiederholt nach Lüethorst und hielt sich auch bei Verwandten in Hameln auf. Die Skizzenbücher jener Zeit enthalten

Aus den Skizzenbüchern der Jahre 1854—55.



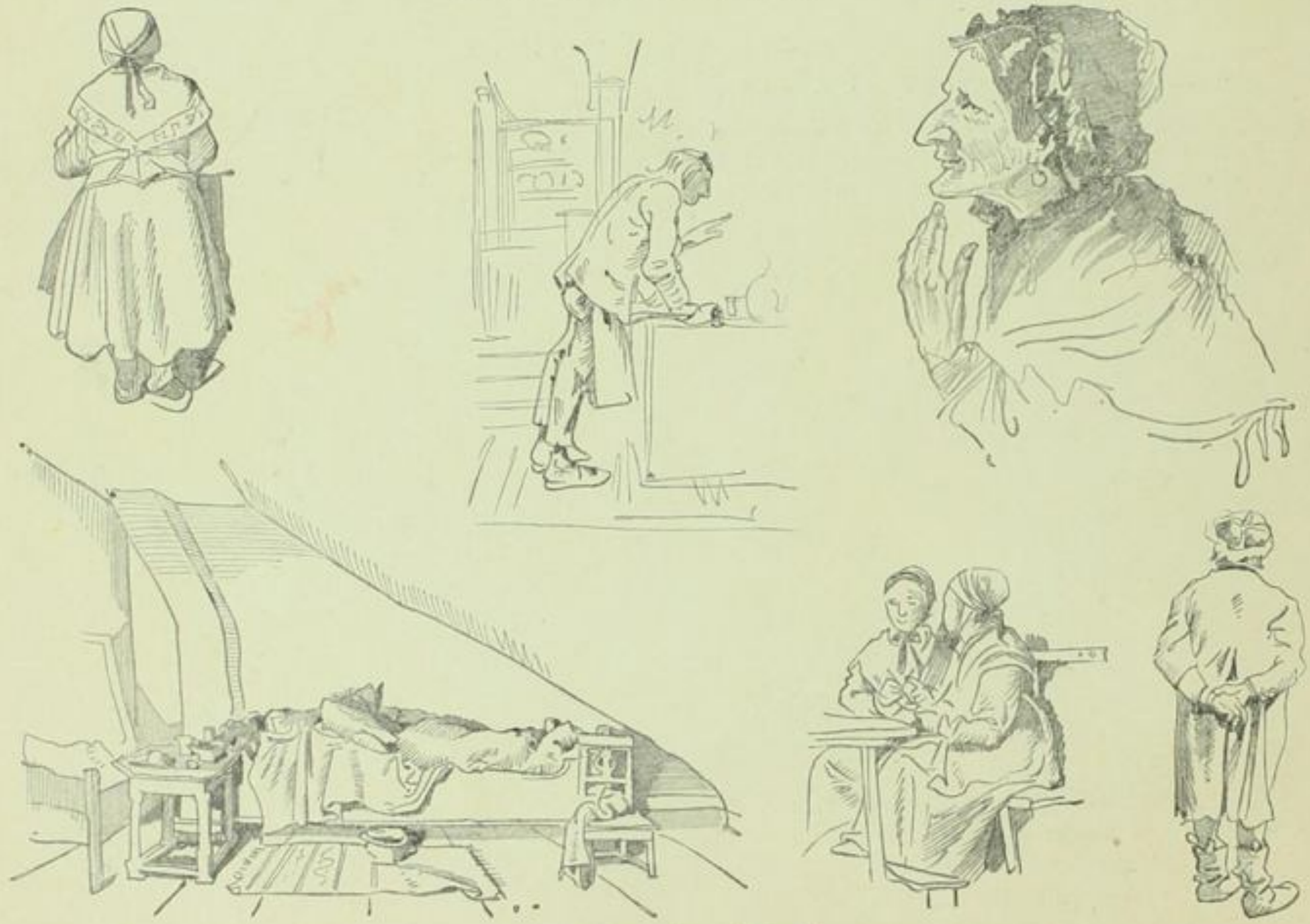
Aus dem Skizzenbuch von 1855.

Darstellungen aus **Wiedensahl**, aus dem **Wesertal**, Typen von **bückeburgischen** und **hessischen** Bauern, wie er sie im elterlichen und in dem Kaufmannshause des Onkels in Hameln sah. (Seite 334 bis 337.) Die **Muße**zeit in **Lüethorst** benutzte er, um seine Bienenstudien

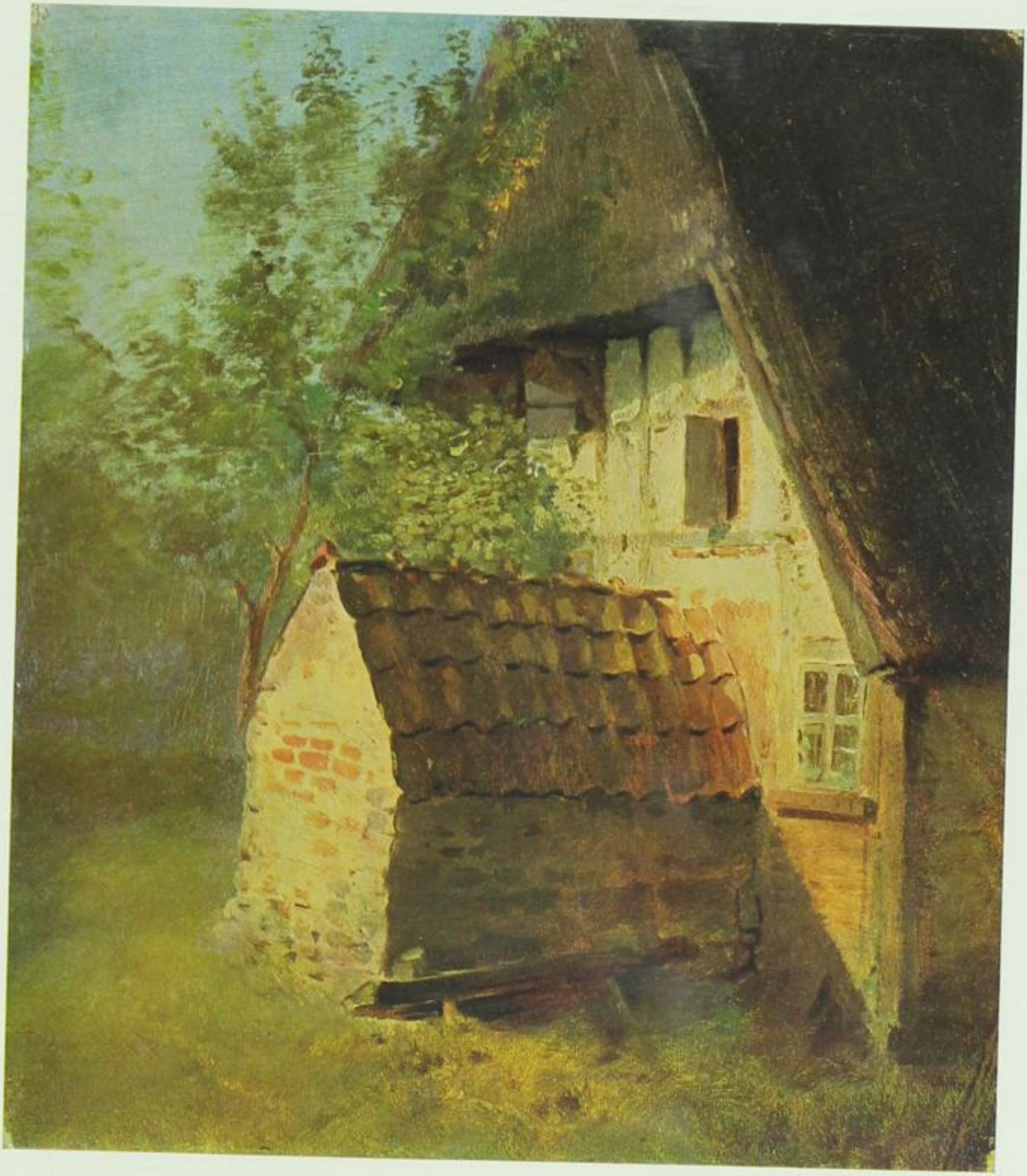
unter kundiger Anleitung gründlicher fortzusetzen. Besonders aber sammelte er in diesen Jahren in der Heimat Geschichten „ut öler welt“, d. h. aus alter Zeit, wie er selber sie nennt. In sorgfältig geschriebenen Manuskripten hat er diese Märchen, Sagen, Volks-

Bückeburger Bauer.

Dorfstraße in Hess. Oldendorf bei Hameln.



Aus den Skizzenbüchern 1855—56.



Bauernhaus in Wiedensahl

(Um 1863)

Im Ratskeller.

„Schubuh".
Aus dem Skizzenbuch 1855—56.

lieder, Reime und Sprüche in großer Zahl damals zusammengestellt. Er hat auch später noch vorgehabt, sie herauszugeben und schon ein Titelblatt zu den Volksmärchen (S. 338) gezeichnet. Dann fand er bei den Brüdern Grimm und anderen ähnlichklingende Erzählungen und meinte, die von ihm gesammelten hätten deshalb keinen Wert. Erst später sagte er sich, daß vielleicht gerade die Wiedensahler Abweichungen und Besonderheiten Interesse haben könnten.

Aus dem Skizzenbuch 1855—56.

Doch fehlte ihm da die Lust zu dieser Arbeit, und erst in Mechtshausen ist er dazu gekommen, einige wenige Stoffe im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu veröffentlichen.

Aus der vollständigen Sammlung „Ut öler welt"* seien ein paar Proben hier mitgeteilt.

* Erschienen im Verlage von L. Joachim in München.

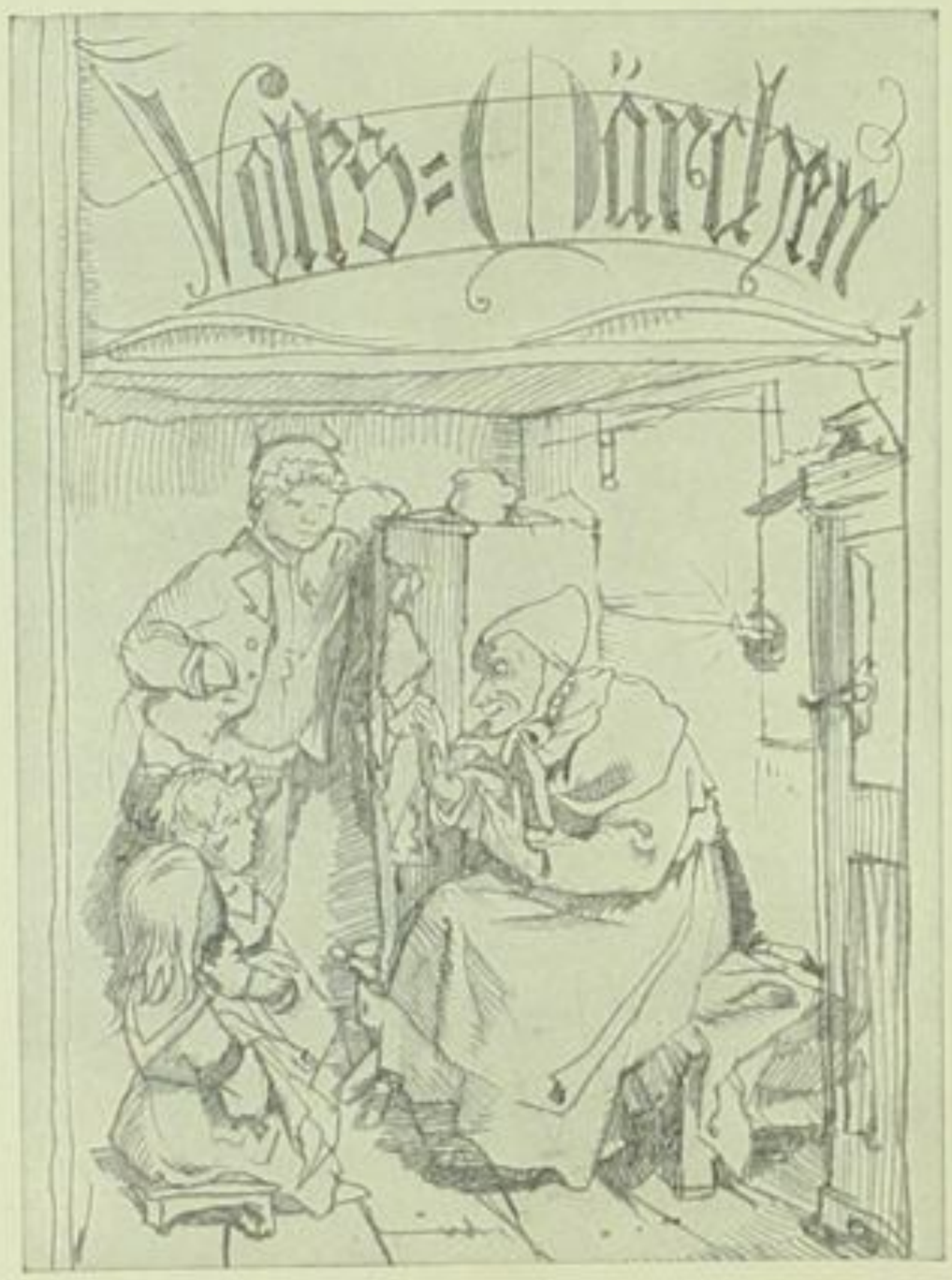
Der Apotheker von Wiedensahl.

Die alte Slükſche.

Die alte Slükſche hatte eine rechte Schnüffelnaſe und konnte gleich alles riechen, was im Dorfe gebacken oder gebraten wurde. Nun wohnte da auch ein junger Bauer mit ſeiner Frau, der fing, da er eines Tages auf dem Felde pflügte, einen Haſen, gab ihn dem Knechte und ſchickte ihn damit zu ſeiner Frau, daß ſie ihn auf den Mittag braten und zurichten ſollte. Die Frau kriegte den Haſen auch zu Feuer, und als er nun recht briet und brutzelte und ſchön braun wurde, ſo hatte es die alte Slükſche gleich gewittert, kam in die Küche und ſchnüffelte mit ihrer langen Naſe um den Braten herum. „Ach Gott, Nachbarin", ſprach ſie zu der Bauersfrau; „das riecht mal ſchön und iſt ſo appetitlich, laſſe Sie uns mal ein Stück davon probiren!" „Nein, nein," ſagte die Frau, „wenn das mein Mann merkt, ſo kriege ich Schläge." „Ach Gott", ſagte die alte Slükſche und hielt ihre Schnüffelnaſe dicht über den Braten, „nur ein ganz kleines Stückchen, das merkt er ja nicht." Da ließ ſich die Frau bereden und ſchnitt ein Stück von dem Braten ab, und das ſchmeckte ſo ſchön, daß ſie noch ein zweites Stück abſchnitt, und als ſie erſt in den Geſchmack kamen, da verzehrten ſie endlich den ganzen Braten. „O weh," ſprach da die Frau, „was ſoll ich nun ſagen, wenn mein Mann zu Hauſe kommt und findet den Braten nicht." „Och," ſagte die alte Slükſche, „wenn er fragt, ſo ſagt nur, Ihr wüßtet von nichts; er möchte wohl geträumt haben." Damit wiſchte ſie ihr Maul und ging weg.

Den Mittag, da der Bauer zu Hauſe kam und die Frau ihm ſein gewöhnliches Eſſen vorſetzte, fragte er, wo denn der Haſe wäre, den ſie ihm auf den Mittag hätte zurichten ſollen. „Ich habe keinen Haſen geſehen," antwortete die Frau und ſtellte ſich ganz verwundert. „Ei!" ſprach der Mann „ich habe dir doch dieſen Morgen durch den Knecht einen Haſen geſchickt und dabei ſagen laſſen, du ſollteſt ihn auf den Mittag zurechtmachen, und nun weißt du von nichts?" „Ach Mann, das hat dir die Nacht wohl nur geträumt; beſinne dich nur recht, ſo wird es dir wohl einfallen." Es iſt doch ſonderbar, dachte der Bauer, daß man ſo lebhaft träumen kann, meinte ich doch, ich hätte meiner Frau einen leibhaftigen Haſen geſchickt, und nun iſt es doch nur ein Traum geweſen.

Eine Zeit danach trug es ſich zu, daß der Bauer auf dem Felde eine Wachtel fing; da ſchickte er ſie durch den Knecht zu ſeiner Frau und ließ ihr ſagen, ſie ſollte die Wachtel auf den Mittag braten und zurecht machen. Die Frau kriegte das Wachtelchen auch gleich in die Pfanne, und als es nun recht briet und brutzelte, ſo hatte es die alte Slükſche mit ihrer Schnüffelnaſe gleich gewittert und kam in die Küche geſchlichen, und als ſie da das Wachtelchen ſo ſchön braun in der Pfanne liegen ſah, ſprach ſie zu der jungen Frau: „Ach Gott, Nachbarin, das riecht ſo ſchön und iſt ſo appetitlich; laſſe Sie uns doch ein Stückchen davon probiren." „Ach nein!" ſagte die Frau; wenn das mein Mann merkt, ſo kriege ich Schläge." „Ach nur ein kleines bißchen", ſprach die alte Slükſche; „das merkt er ja nicht." Da ließ ſich die Frau bereden und ſchnitt dem Wachtelchen erſt ein Bein ab, und dann das andere, und endlich verzehrten die beiden das ganze Wachtelchen, daß nichts davon überblieb. „O weh," ſprach da die Frau; „was fange ich nun an, wenn mein Mann zu Hauſe kommt und findet das Wachtelchen nicht?" „Och," ſagte die alte Slükſche; „wenn er fragt, ſo ſagt nur, das möchte ihm wohl geträumt haben." Damit wiſchte ſie ihr Maul und ging weg.



Entwurf zu einem Titelblatt der Volks-Märchen.

Wanderbursch und Irrlichter.
(Zeichnung zu einem Märchenbuch.)

Den Mittag, da die Frau ihrem Manne sein gewöhnliches Essen brachte, fragte er, wo denn das Wachtelchen wäre, das er ihr diesen Morgen geschickt hätte. „Du hast wohl wieder geträumt," sprach die Frau und that ganz verwundert, „ich habe kein Wachtelchen gesehen." „Ei!" sagte der Bauer, „es ist doch sonderbar, daß man so lebhaft träumen kann." Aber diesmal hatte er doch gemerkt, daß ihn seine Frau zum besten hatte und dachte, warte nur, dich will ich anführen, schnitt sich drei Haselstöcke und brachte sie heimlich in die Kammer. No ja, dachte die Frau, die es gesehen hatte, nun geht's mir aber schlecht. Sie wußte sich aber doch zu helfen.

In der Abendzeit, während ihr Mann nicht zu Hause war, ging sie zu der alten Slükschen und sagte zu ihr: „Wißt Ihr was? Ihr könntet diese Nacht wohl mal bei meinem Manne in der Kammer schlafen." „Liebend gern," sagte die alte Slükschе, „das will ich wohl thun." Und den Abend ging sie hin und legte sich in der Frau ihr Bett. Bald darnach kam der Bauer, der meinte, seine Frau läge da im Bette, im Dunkeln hereingeschlichen, schnitt ihr die Haare ab und prügelte sie so lange, bis die drei Haselstöcke in Stücken waren, dann gab er ihr noch einen Schub, daß sie aus der Thüre flog.

Am andern Morgen aber brachte die Bauersfrau ihrem Manne ganz vergnüglich den Kaffee. Sprach der Mann: „Nun Frau, wie haben die Schläge geschmeckt?" „Welche Schläge?" „Nun die mit den drei Haselstöcken." „Ich glaube gar, du hast wieder geträumt; ich habe keine Schläge gekriegt." „So? dann habe ich dir auch wohl die Haare nicht abgeschnitten? Setz mal gleich deine Mütze ab." Das that die Frau, und da sah der Bauer, daß sie noch alle Haare auf dem Kopfe hatte. „Hol mich der Kuckuck," rief er da, „nun sehe ich doch wohl ein, daß alles nur ein Traum gewesen ist."

Die alte Slükschе mit der Schnüffelnase hatte aber noch lange einen blauen Buckel zu tragen und schnüffelte so bald nicht wieder.

Der harte Winter.

Es war einmal ein unvernünftig kalter Winter, da gingen zwei gute Kameraden miteinander auf das Eis zum Schlittschuhlaufen. Nun waren aber hin und wieder Löcher in das Eis geschlagen, der Fische wegen; und als die beiden Schlittschuhläufer nun im vollen Zuge waren, versah's der Eine, rutschte in ein Loch und traf so heftig mit dem Halse vor die scharfe Eiskante, daß der Kopf auf das Eis hinglitschte und der Rumpf ins Wasser fiel. Der Andere, schnell entschlossen, wollte seinen Kameraden nicht im Stiche lassen, zog ihn heraus, holte den Kopf und setzte ihn wieder gehörig auf, und weil es eine solch barbarische Kälte in dem Winter war, so fror der Kopf auch gleich wieder fest. Da freute sich der, dem das geschah, daß die Sache noch so glücklich abgelaufen war. Seine Kleider aber waren alle ganz naß geworden; darum so ging er mit seinem Kameraden in ein Wirthshaus, setzte sich neben den warmen Ofen, seine Kleider zu trocknen und ließ sich von dem Wirthe einen Bittern geben. „Prost Kamerad!" sprach er und trank dem andern zu; „auf den Schreck können wir wohl Einen nehmen."

Nun hatte er sich durch das kalte Bad aber doch einen starken Schnupfen geholt, daß ihm die Nase lief. Da er sie nun zwischen die Finger klemmte, sich zu schnäuzen, behielt er seinen Kopf in der Hand, denn der war in der warmen Stube wieder losgetaut. Das war nun freilich für den armen Menschen recht fatal, und er meinte schon, daß er nun in der Welt nichts rechts mehr beginnen könnte; aber er wußte doch Rath zu schaffen, ging hin und ließ sich anstellen als Dielenträger, und das war eine gar schöne Arbeit für ihn, weil ihm dabei niemals der Kopf im Wege saß, wie andern Leuten, die auch Dielen tragen müssen.

Das Hemd des Zufriedenen.

Es war einmal ein reicher König, dem machte das Regiren so viele Sorgen, daß er darum nicht schlafen konnte die ganze Nacht. Das ward ihm zuletzt so unerträglich, daß er seine Räthe zusammen berief und ihnen sein Leid klagte. Es war aber darunter ein alter erfahrener Mann, der erhob sich, da er vernommen, wie es um den König stand, von seinem Stuhle und sprach: „Es gibt nur ein Mittel, daß wieder Schlaf in des Königs Augen kommt, aber es wird schwer zu erlangen sein; so nämlich dem Könige das Hemd eines zufriedenen Menschen geschafft werden könnte und er das beständig auf seinem Leibe trüge, so halte ich dafür, daß ihm sicherlich geholfen wäre." Da das der König vernahm, beschloß er, dem Rathe des klugen Mannes zu folgen und wählte eine Anzahl verständiger Männer, die sollten das Reich durchwandern und schauen, ob sie nicht ein Hemd finden könnten, wie es dem Könige noth that. Die Männer zogen aus und gingen zuerst in die schönen volkreichen Städte, weil sie gedachten, daß sie da wohl am ehesten zu ihrem Zwecke kämen; aber vergebens war ihr Fragen von Haus zu Haus nach einem zufriedenen Menschen; dem Einen gebrach dies, dem Andern das; so mochte sich keiner zufrieden nennen. Da sprachen die Männer untereinander: „Hier in der Stadt finden wir doch nimmer, wonach wir suchen; darum so wollen wir jetzunder auf das Land hinausgehen, da wird die Zufriedenheit wohl noch zu Hause sein," sprachen's, ließen die Stadt mit ihrem Gewühle hinter sich und gingen den Weg durch das wallende Korn dem Dorfe zu. Sie fragten von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, sie gingen in das nächste Dorf und weiter von da, sie kehrten bei Armen und bei Reichen ein, aber keinen fanden sie, der ganz zufrieden war. Da kehrten die Männer traurig wieder um und begaben sich auf den Heimweg. Wie sie nun so in sorgende Gedanken vertieft über eine Flur dahinwandelten, trafen sie auf einen Schweinehirten, der da gemächlich bei seiner Heerde lag; indem so kam auch des Hirten Frau, trug auf ihren Armen ein Kind, und brachte ihrem Manne das Morgenbrot. Der Hirt setzte sich vergnüglich zum Essen, verzehrte was ihm gebracht war, und nachdem so spielte er mit seinem Kinde. Das sahen die Männer des Königs mit Erstaunen, traten herzu und fragten den Mann: wie es käme, daß er so vergnügt wäre und hätte doch nur ein so geringes Auskommen? „Meine lieben Herren", sprach der Sauhirt, „das kommt daher, weil ich mit

dem, was ich habe, zufrieden bin." Da freuten sich die Männer höchlich, daß sie endlich einen zufriedenen Menschen gefunden hatten, und erzählten ihm, in welcher Sache sie von dem Könige wären ausgesandt worden, und baten ihn, daß er ihnen möchte für Geld und gute Worte ein Hemd von seinem Leibe geben. Der Saubirt lächelte und sprach: „So gern ich Euch, meine lieben Herren, in Eurem Anliegen möchte zu Willen sein, so ist es mir doch nicht möglich; denn Zufriedenheit habe ich wohl, aber kein Hemd am Leibe." Als das die Männer vernahmen, erschraken sie und gaben nun ganz die Hoffnung auf, ein Hemd zu finden, wie es dem Könige noth that. Betrübt und mit gesenkten Blicken traten sie wieder vor ihren Herrn und berichteten ihm, wie all ihr Suchen und Fragen sei vergeblich gewesen; sie hätten manchen gefunden, der wohl ein Hemd gehabt hätte, aber keine Zufriedenheit, und endlich hätten sie Einen angetroffen, der wäre freilich zufrieden gewesen, aber leider hätte er kein Hemd gehabt.

So mußte denn der König seine Sorgen ferner tragen und voll Unruhe oft Nächte lang auf seinem Bette liegen, ohne daß Schlaf in seine Augen kam, und konnte ihm nicht geholfen werden.

Initial zu einem Kinderbuch.

Lustige Hochzeit.

Anne Geske sá táon vaar:
wat eck segge dat is wahr.
krigt dat lüt[1]) nich boll 'n mann,
sáo beliáw 'r unglücke an.
flugs do word de schriewer ráopen,
dái schrew allns in áinen bráif,
wat de deeren mee kreg:
áinen pott un áinen sláif[2])
áin glad küssen un áinen púel.[3])
oh, hört áis, lüe, is dat nich viál?
heter de peter, heter de pater
kamm geswinn un gaf se tehope.[4])
's abens gung de hochtiet an,
do was lustig fráo un mann.
Anne Geske soop seck voll,
kreg dat lüt wol bi den poll.[5])
klapp, kreg se áinen an de snute,
do was de lustige hochtit ute.

1) Das Mädchen. 2) hölzerner Löffel. 3) Pfühl. 4) zusammen-traute sie. 5) Haarschopf.

Zur Unterhaltung der Kinder.

De wind de weiht,
de hahne de kreiht,
de voß sat up'n tune
un plücke gele plumen.
eck säi, häi schöll mi áine giáben,
do wolle 'e mi lütke stáine giáben
do nam eck minen bunten stock
un slóog 'n up den kalen kopp,
do ráip häi mester Jakob.
mester Jakob was nich inne.
do sá häi 't sinen kinne,
dat smeet mi met 'r tangen,
do reet[1]) eck me na Frangen,
un ans eck hen na Frangen kam,
do sat de katt in káostall
un maoke frische bottern.
de flädermus dái fege dat hus,
de lütke mus brochte den dreck henut[2])
bet achter[3]) de schünen.
dar säiten drái kapünen,
dái söchten 'r dat beste hawerkaff[4]) ut,
dar bráon[5]) se säute beer ut.
de heuner up'n wieben,
dái wollen dar beswieben.
dat beer fong an te brusen
den áinen ständer ut'n huse.
do kam de ole süáge vár't hecke,[6])
der smecke dat goe beer sáo nette.

1) ritt. 2) hinaus. 3) hinter. 4) Haferspreu. 5) brauten. 6) Gittertür.

München.

Im Herbst 1854 begab sich Busch nach München. Bei den amtlichen Akten der dortigen Königlichen Akademie befindet sich nur sein Aufnahmegesuch mit den Personalangaben und die von dem Direktor W. von Kaulbach am 25. November 1854 unterzeichnete Bezeugung, „daß Wilhelm Busch aus Wiedensaal in Hannover definitiv in die technische Malklasse aufgenommen wurde". — Es ist aus seinen eigenen

Bemerkungen und den Aufzeichnungen, die Pixis, sein Alters- und Studiengenosse, gelegentlich des 70. Geburtstages veröffentlichte, zur Genüge bekannt, daß Wilhelm Busch sich in die damalige Münchner Kunstrichtung nicht hineinfinden konnte, daß er keiner der verschiedenen Schulen bei Ph. Foltz, Schmied, Schraudolph und anderen sich anschloß. Was er eigentlich trieb, sagt Pixis, das wußte niemand. Bekam er in seiner Wohnung unerwartet Besuch, so verschwand gewöhnlich irgend etwas in seiner Tischschublade, ohne daß jemand wissen konnte, was es war, ob ein angefangenes Gedicht oder eine in Arbeit befindliche Skizze oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freunde

Skizzen aus der Münchener Zeit.

Brannenburg 1858.

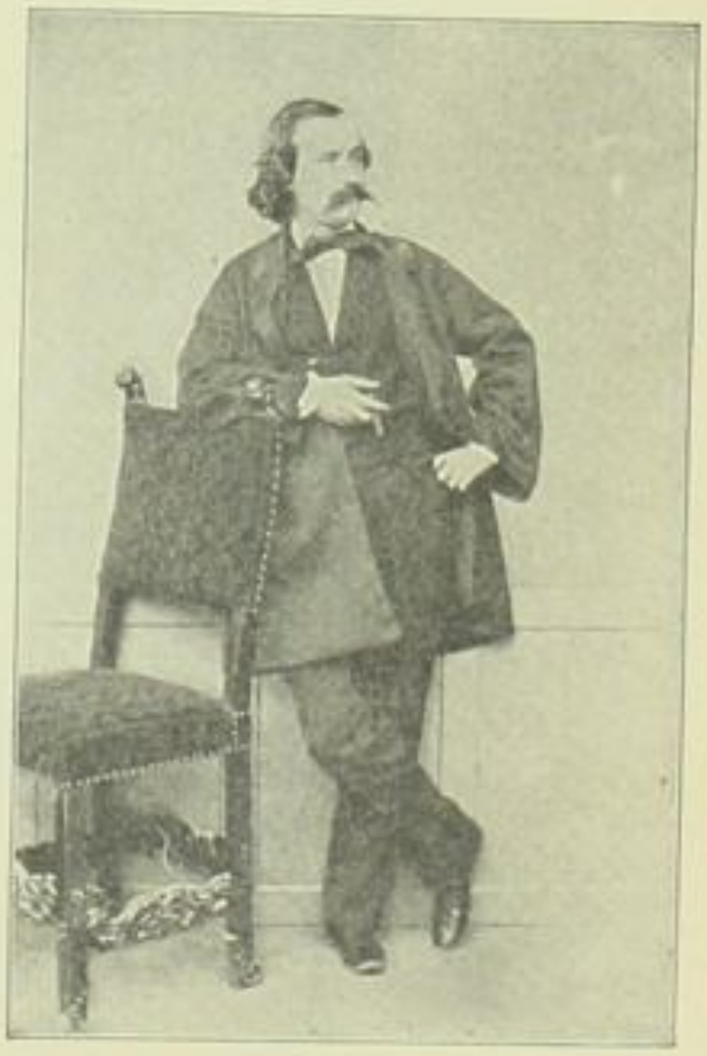
Brannenburg 1858.

retten wollte. Bei den sonntäglichen Fußwanderungen in das Isar- oder Würmtal oder an den Starnberger See hatte Busch meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm ein paar Verse ein, bald skizzierte er irgend einen Gegenstand mit wenigen Strichen. Ebenso war's bei dem Sommeraufenthalt im Gebirge, wobei besonders Brannenburg am Inn viel besucht wurde. Da schien er zu bummeln; wenn die anderen ihre Plätze aufsuchten und anfingen zu malen, lag er behaglich im Gras, rauchte sein Pfeifchen und machte seine scharfen Bemerkungen und Witze, während den Akademikern der Schweiß von der Stirne rann. Doch wanderte ganz verstohlen sein Büchlein aus der Tasche und, wenn es wieder hineinglitt, war einer oder der andere darin festgenagelt. Diese Karikaturen tauchten dann in München auf, wenn sich dort die Mitglieder des Vereins „Jung-München" wieder zusammenfanden.

Jung-München.

Diesem Verein hatte sich Busch gleich nach seiner Ankunft angeschlossen; noch im November wurde er formell als Mitglied aufgenommen. Auf die Teilnahme an diesem Vereinsleben und die Mitwirkung an den mannigfachen Veranstaltungen Jung-Münchens scheint sich in den ersten vier Münchner Jahren sein an die Öffentlichkeit tretendes Arbeiten beschränkt zu haben.*) Jung-München war eine rein gesellige Vereinigung und nicht eine Künstlergenossenschaft zu gemeinsamen Studien, wie sie sich später vielfach gebildet haben. Es gehörten Maler, Bildhauer, Musiker und andere künstlerisch Schaffende und Interessierte zu ihren Mitgliedern, von denen neben Pixis noch Fritz Lossow, Wilhelm Diez, Rögge, Stöger, von Angeli, Heinel,

* Diese Angaben verdanke ich zum größten Teil der liebenswürdigen Vermittlung des Herrn Baron v. Cederström, der mir die Aufzeichnungen des von ihm um 1890 begründeten historischen Archivs der Münchner Künstlergenossenschaft zugänglich machte.

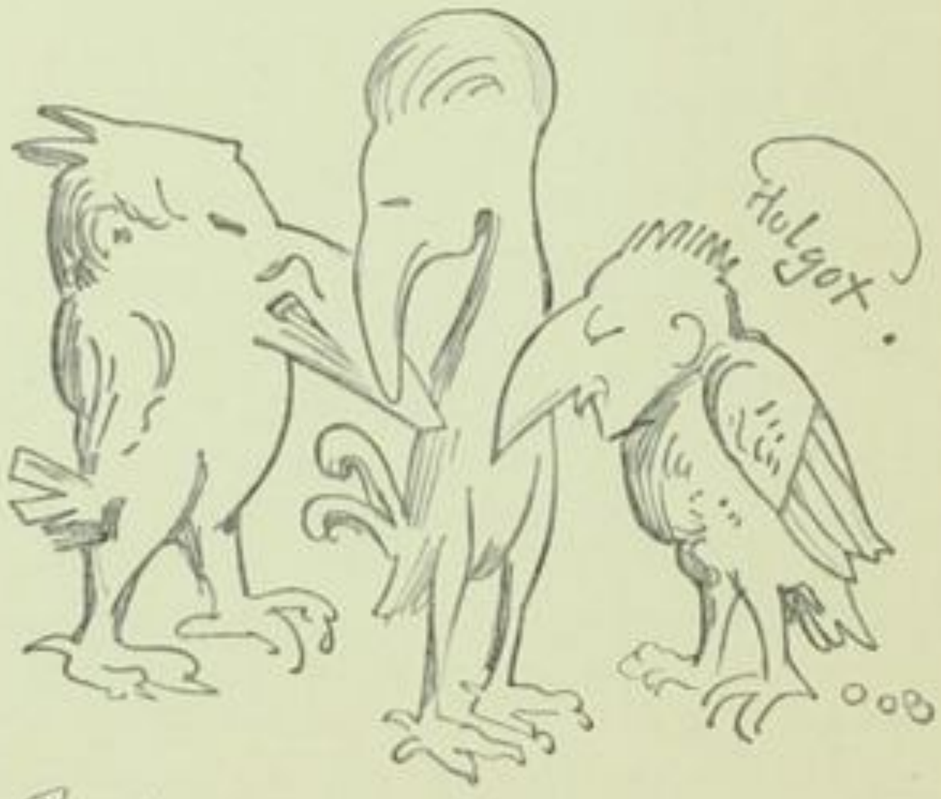


Photographie aus der Münchener Zeit.

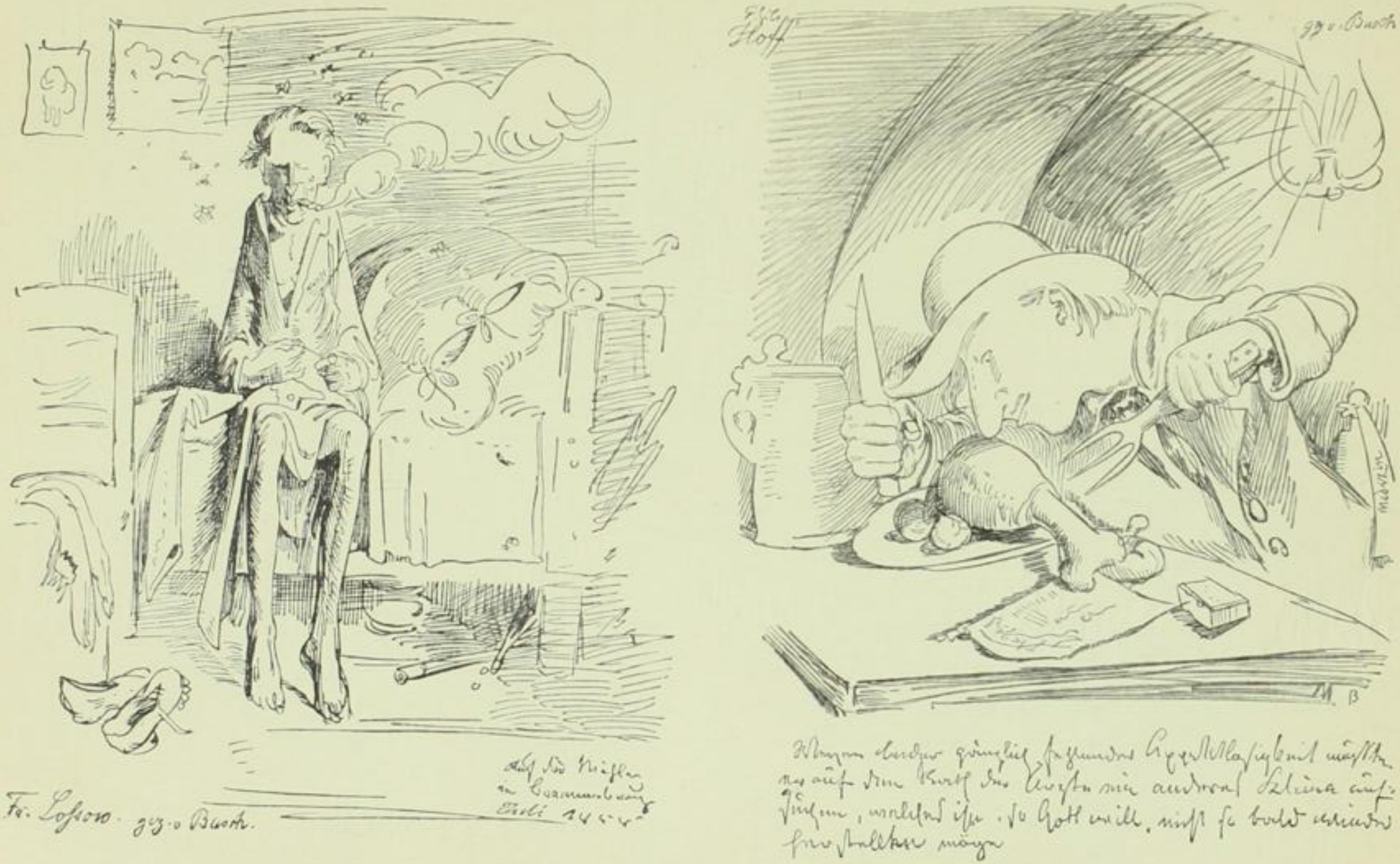
Schwörer, Krempelsetzer, der Vereinskomponist, und Bassermann, der spätere Verleger Buschs, genannt sein mögen. Eine hervorragende Rolle in der Organisation des Vereins hat Busch nie gespielt; nur ungern übernahm er eins der Ämter, meist nur als Ersatzmann. Auch der eigentliche Vereinsdichter, wie man vermuten könnte, ist Busch nicht gewesen; er hat anderen, besonders dem sehr produktiven Otto Stöger, gern den Vortritt gelassen. In der alten Kneipzeitung, die nicht mit dem Karikaturenbuch identisch ist, sind wenig Beiträge seiner Hand enthalten. Die spätere Kneipzeitung Jung-Münchens, der „Beiwagen" genannt, „weil sie dem Kneipwart als Substitut zur Seite gestellt wurde", entstand erst im Jahre 1863, als schon unter der Führung der Freunde Wilh. Diez und Wilh. Busch die Sezession vom Kappler, dem alten Kneiplokal, zum Lettenbauer stattgefunden hatte. Diese Sezessionisten gaben gegen den „Beiwagen" gleich eine andere Kneipzeitung heraus, die aber auch nur wenige Artikel von Busch enthält; es war dies der „Knotenstock, ein christlich-politisches Tendenzblatt mit Illustrationen". Diez hatte ein

satirisches Blatt dafür gezeichnet, wie der Beiwagen auf einem Gebirgspasse umzukippen droht, als ihm zwei mit Knotenstöcken bewaffnete Handwerksburschen, Heinel und Busch, in den Weg treten, so daß die Pferde scheuen.

Bald auf den Mann zum Umwerfen. WB.



Busch. Fr. v. Busch.



Aus dem Karikaturenbuch „Jung-München".

gängen der „Kunst für Alle", auch aus Anlaß seines 70. Geburtstages in der „Woche" und sonst noch, veröffentlicht. Daelen hat für seine Broschüre „Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung" 1886 den größten Teil jener alten Zeichnungen durchgepaust und nach diesen dem Original natürlich nicht gerecht werdenden Durchpausungen die Karikaturen auch neuerdings noch wieder abdrucken lassen. Hier erscheinen sie in annähernder Vollständigkeit zum ersten Male getreu nach den eigenhändigen gut erhaltenen Bleistiftzeichnungen des Meisters. Er selbst hat von diesen und den in den Fliegenden Blättern erschienenen Erstlingswerken seiner Hand nicht so viel gehalten und das übertriebene Lob enthusiastischer Verehrer dieser Anfängerarbeiten abgelehnt, auch die Veröffentlichung der meisten selber nicht gewünscht. Da sie anderweit doch schon erfolgt ist, wird sie hier originalgetreu gegeben.

Manches in den Karikaturen ist besonderen Ereignissen im Vereinsleben, besonderen Situationen einzelner Mitglieder entsprungen und, wie es auf der jedesmaligen Kneipe beim ersten Bekanntwerden begeisterten Beifall erregte, wie Pixis aus eigener Erinnerung es s. Zt. schildern konnte, so ist es natürlich nur dem Kreis der Einge-

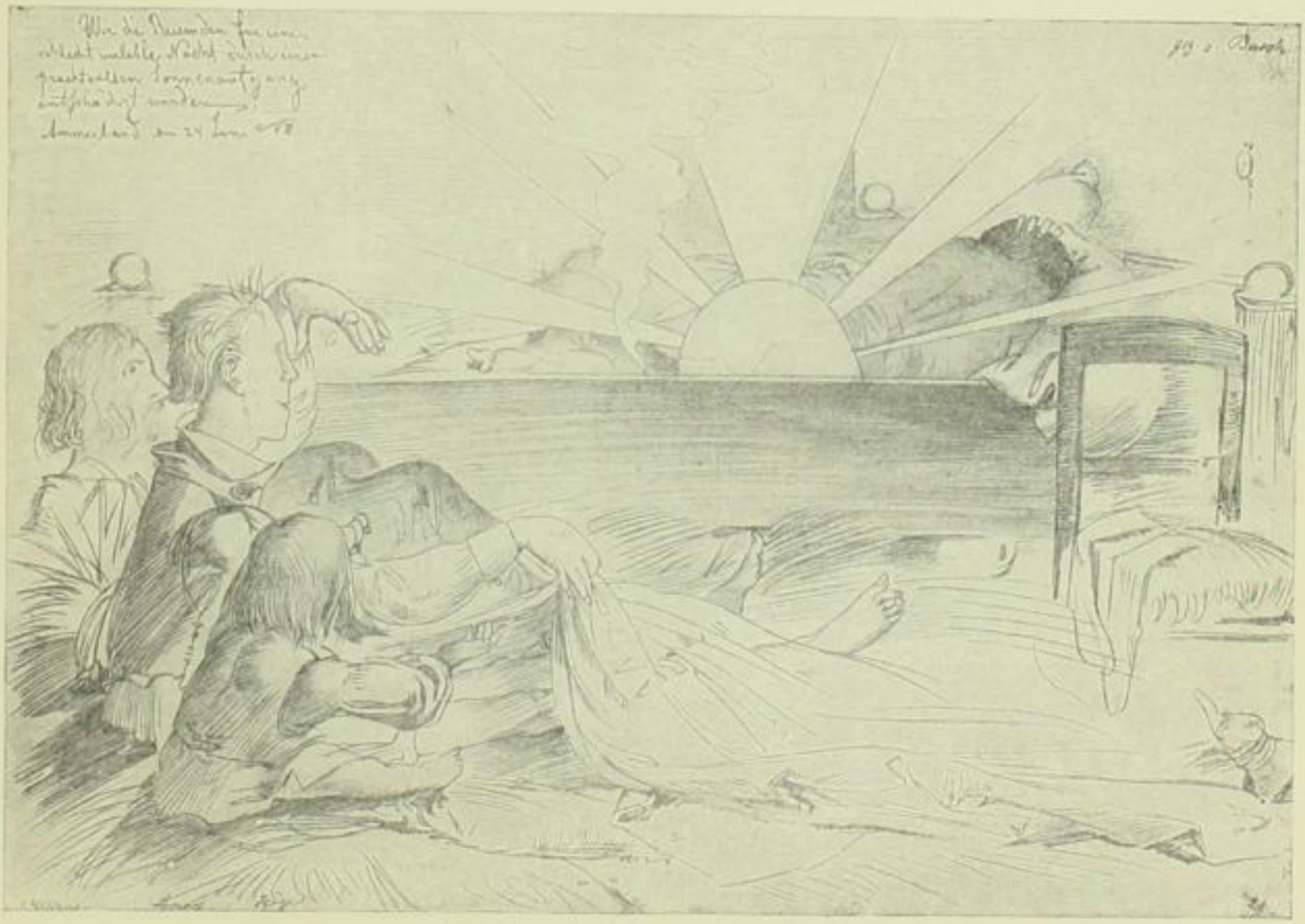
Daß Busch als Redner sich nicht hervorgetan hat, dagegen schon damals durch seine epigrammatischen, sarkastischen Zwischenbemerkungen und durch sein Augenzwinkern bekannt war — wie es in einem Berichte heißt, „ja schau mich nur an, Busch, zwinkere nur immerhin mit den Augen" — sei nur kurz erwähnt.

Seine Haupttätigkeit im Verein, die auch jetzt noch die Öffentlichkeit am meisten interessieren wird, die den werdenden Zeichner und Satiriker uns am besten in seinen ersten Entwicklungsjahren vor Augen führt, ist die schon erwähnte rege Mitarbeit an dem Karikaturenbuch, das sich jetzt im Besitz der „Geselligen Vereinigung Münchener Künstler" befindet. Einige dieser für Busch schon charakteristischen Blätter sind in früheren Jahr-

Spiess v. Memmen

Brannenburg d. 94

J. v. Busch

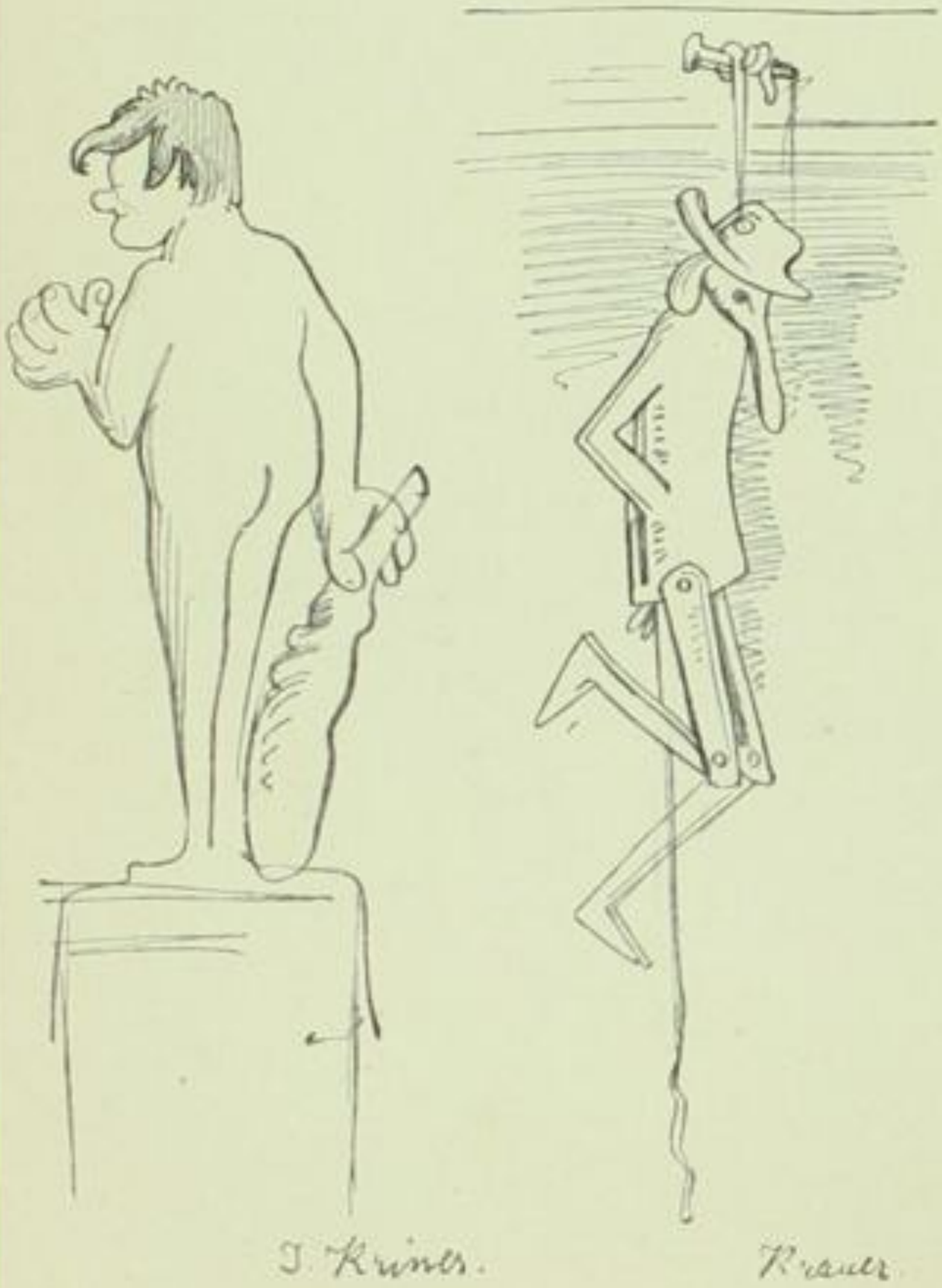


J. v. Busch

Aus dem Karikaturenbuch „Jung-München".

weihten verständlich und interessant gewesen. Dahin gehören Zeichnungen wie die vom Ameisentöter Schwörer (S. 346), von dem Dreierkollegium nachdenklicher Vogelgestalten (S. 344), von den beiden Freunden Spieß und Munsch, die in Brannenburg tiefsinnige Betrachtungen über den Kreislauf des Stoffwechsels anstellen (S. 347), von Fritz Lossow, der braver Junggesellentätigkeit obliegt (S. 345), von dem liebevollen (S. 345) und dem heißhungrigen Fresser (S. 348) und Walker, dem säumigen Zahler, der sich mit der charakteristischen Miene und Gebärde aller zu eigener Unzufriedenheit gemahnter Schuldner den gierigen Händen des Kassenwarts entzieht (S. 346); dahin gehören auch die derben Erinnerungsblätter an feuchtfröhliche Stunden, der Sonnenaufgang in Ammerland (S. 347) und die Rede an den Mond (S. 349).

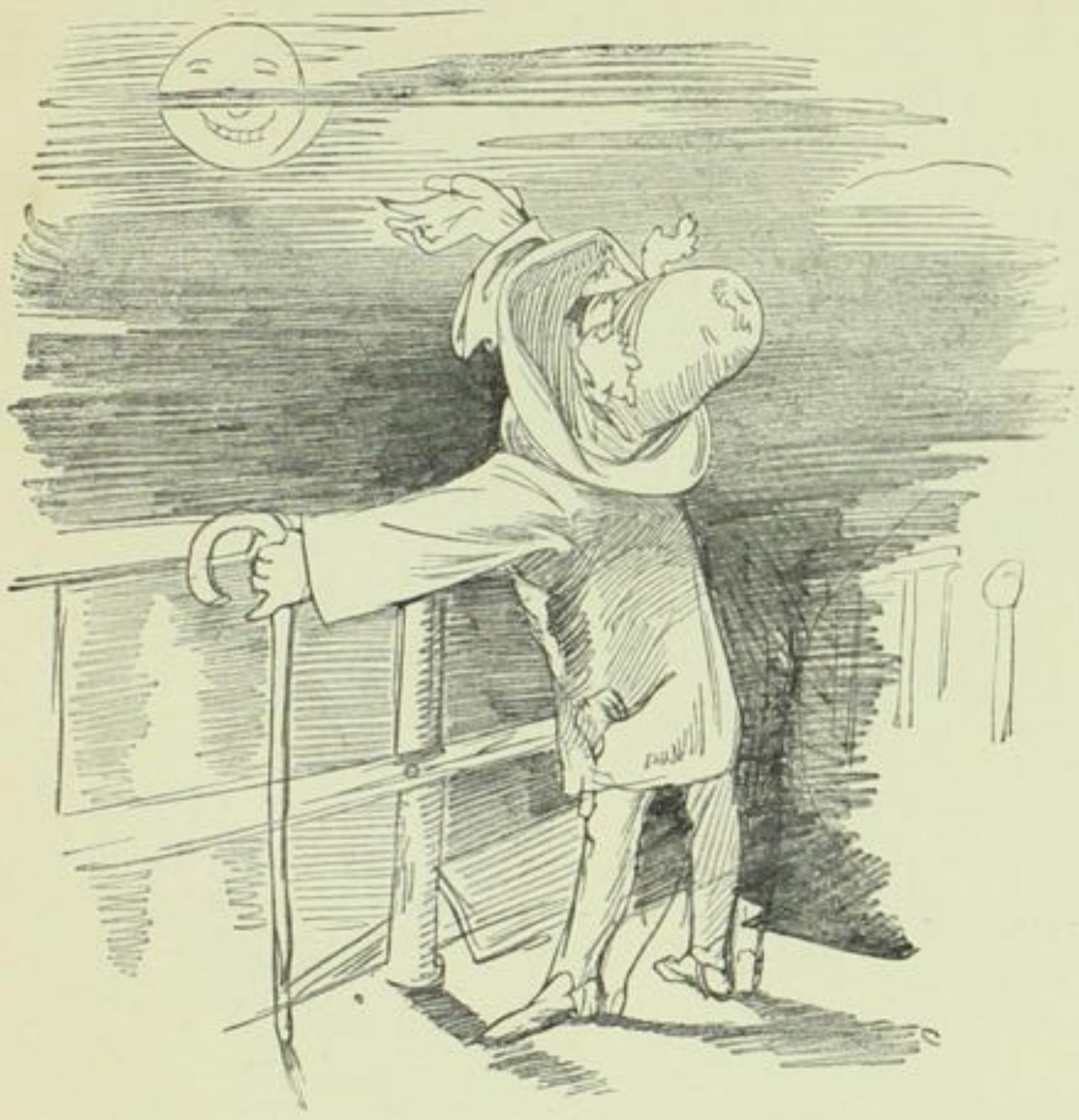
Die Bildsäule des Herkules mit der Keule und der Hampelmann an der Wand (S. 348), „Das Jaussi im Winter" (S. 350) und die beiden Reibeisengesichter (S. 350) mögen in ihren offenbar charakteristischen Karikierungen mehr den Freunden der Dargestellten als diesen selbst gefallen haben.



J. Kainer. Kainer

Auf eine „maskierte Kneipe" Jung-Münchens führen uns nach der Angabe von Pixis die Bilder vom Aktuar, und dem Polizeibüttel mit seinem Gefangenen (S. 350/51) den wir mit mehreren konfiszierten Gestalten in den Fliegenden Blättern noch wieder auftauchen sehen (S. 351).

Die Vereinsaufführungen größeren Stils mit Theaterstücken und Kompositionen vertritt aufs würdigste „Der Kompositeur am Morgen" (S. 351), Krempelsetzer; von ihm erzählte Busch noch gern und oft in alten Tagen; ihm hat er ein Denkmal seiner Freundschaft noch in den nachgelassenen Gedichten „Schein und Sein" gesetzt, unter die er das Lied aufnahm „Abschied", „einst in München geschrieben als Ergänzung zu der letzten Strophe, die Freund Krempelsetzer, der das Ganze komponierte, aus dem Volksmunde



Aus dem Karikaturenbuch „Jung-München".

behalten hatte"; es ist das Lied, das in der Operette „Der Vetter auf Besuch" die Müllerin und die Base singen:

Die Bäume hören auf zu blühn,
Mein Schatz will in die Fremde ziehn;
Mein Schatz der sprach ein bittres Wort:
Du bleibst nun hier, aber ich muß fort.

Leb wohl, mein Schatz, ich bleib dir treu,
Wo du auch bist, wo ich auch sei.
Bei Regen und bei Sonnenschein,
So lang ich lebe, gedenk ich dein.

So lang ich lebe, lieb ich dich,
Und wenn ich sterbe, bet für mich,
Und wenn du kommst zu meinem Grab,
So denk, daß ich dich geliebet hab.

Von den mitwirkenden Künstlern lernen wir die auf einer Medaille „Tenore I^mo" verewigten Küster und Rögge, den hannoverschen Landsmann Buschs, kennen (S. 352); ferner den ersten Cellisten von Beckerath auf zwei Blättern (S. 352), auf dem zweiten als Heuschrecke dargestellt, offenbar eine erste Studie zu dem Bild in „Schnurrdiburr" (S. 102), wo es von der dort abgebildeten „Hofkapelle der Königin" heißt:

Die Fliege blus Trompete,
Der Mück Klarinette,
Die Hummel die Trummel,
Der Heuschreck die Geigen;
Das gab fürwahr einen lustigen Reigen.

„Der Kompositeur am Morgen."

Ähnlich kehrt er uns beim „Maitanz" in „Eernach" (S. 295) noch einmal wieder:

Fritz Heuschreck spielte Schrippdiddelitt!
Auf seinem Violinchen;
Der Käferkasperl tanzte mit
Dem Schmetterlingskathrinchen.

Ein wenig schmeichelhaftes Bild zeigt uns den auf dem Schweinepegasus reitenden Dichter (S. 352); vielleicht gehört es zu der in der Kneipzeitung aufbewahrten Rezension über das schlüpfrige Theaterstück „Der Bravo von Venedig", von dessen Verfasser dort gesagt wird: „Wir werden schwerlich den Autor errathen, wenn er sich nicht selbst nennt, der Edle, dem die neun Musen in Gestalt von neun Ferkeln im Bauche herum gegangen zu sein scheinen."

Dem Hauptdichter des Vereins, Stoeger, sind mehrere Karikaturen gewidmet, die ihn mit seinem Christophorus und weiter schon als das Urbild des in den Münchener Bilderbogen dargestellten „Kleinen Malers mit der grosien Mappe" vorführen. (S. 353).

Gnome.

Krempelsetzer. F. Lossow. W. Busch. v. Angeli. Andreas Müller.

Wenn Menschenknochen vorzugsweise zum Raffinieren des Zuckers tauglich sind, dann müssen die Knochen von Gaunern, Heuchlern, Industrieritttern und sonstigen Subjekten sicherlich den raffiniertesten Zucker geben.

(Fliegende Blätter 1882.)

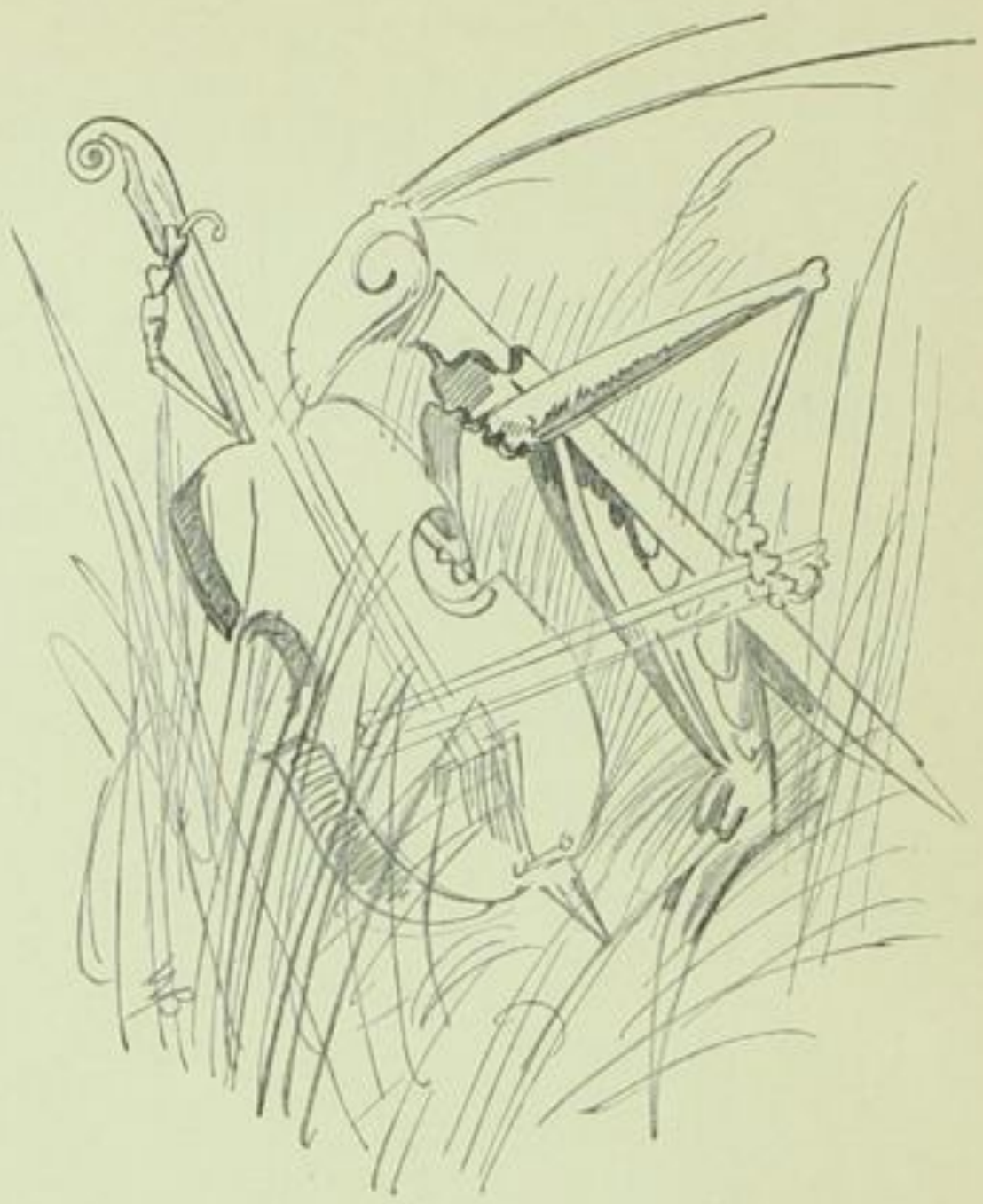
„Kompositeur" Krempelsetzer.

Der langjährige Präsident, Pixis, hat, wie seine Erinnerungszeilen zu Buschs 70. Geburtstag beweisen, die ihm geltenden satirischen Blätter und Bemerkungen

W. v. Busch Böttger v. Rüder

nicht übel vermerkt; scharf genug ist er mitgenommen mit seinem Zahnweh (S. 354), seinem wallenden Hutschmuck (S. 355), seinen Redner-Übungen und -Anstrengungen und als frisch aus Italien heimgekehrter „Mora-Spieler" und „Moralist" (S. 354). Die zweideutigen Bemerkungen auf dem letzten Blatt weisen auf das italienische Volksspiel Mora hin, bei dem die Zahl der ausgestreckten Finger schnellstens geraten werden muß. Vielleicht entstammen solchen Beobachtungen

Bockrath.



W. v. Busch v. Bockrath

im Vereinsleben, in dem nach Pixis' Urteil alle „Gschaftlhuberei" Busch sehr zuwider war, auch die treffenden Verse in der „Kritik des Herzens" (S. 22):

Wirklich, er war unentbehrlich!
Überall, wo was geschah
Zu dem Wohle der Gemeinde,
Er war thätig, er war da.

Schützenfest, Kasinobälle,
Pferderennen, Preisgericht,
Liedertafel, Spritzenprobe,
Ohne ihn da ging es nicht.

Der kleine Kayserm

Stoger.

Wagner im Anbiss.

Stoeger

Ohne ihn war nichts zu machen,
Keine Stunde hat er frei.
Gestern, als sie ihn begruben,
War er richtig auch dabei.

Daran möge gleich aus der „Kritik des Herzens" (S. 19.) das Lied vom eitlen Gecken angeschlossen werden:

Er stellt sich vor sein Spiegelglas
Und arrangirt noch dies und das.
Er dreht hinaus des Bartes Spitzen,
Sieht zu, wie seine Ringe blitzen,
Probirt auch mal, wie sich das macht,
Wenn er so herzgewinnend lacht,

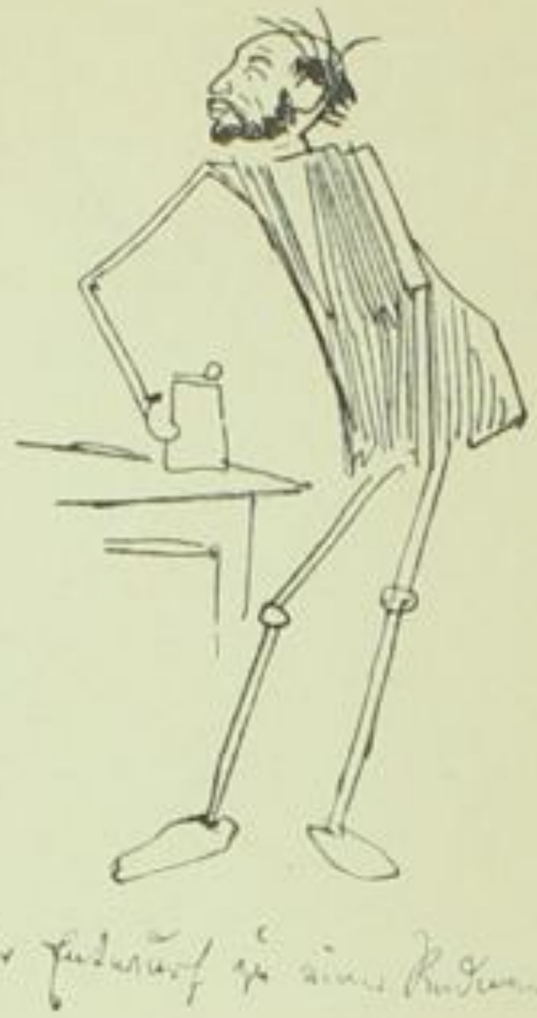
Stoeger.

Pieis g. Busch.

Übt seines Auges Zauberkraft,
Legt die Cravatte musterhaft,
Wirft einen süßen Scheideblick
Auf sein geliebtes Bild zurück,
Geht dann hinaus zur Promenade,
Umschwebt vom Dufte der Pomade,
Und ärgert sich als wie ein Stint,
Daß andre Leute eitel sind.

Da steht er vor uns in seiner eitlen Größe! und ihn und einen anderen adelsstolzen Jüngling erblicken wir noch von verschiedenen Seiten dargestellt. (S. 355.)

Wie treffend ist Zeichnung und Vers, dem eifrigen und dem neidischen Verehrer des schönen Geschlechts gewidmet (S. 357):



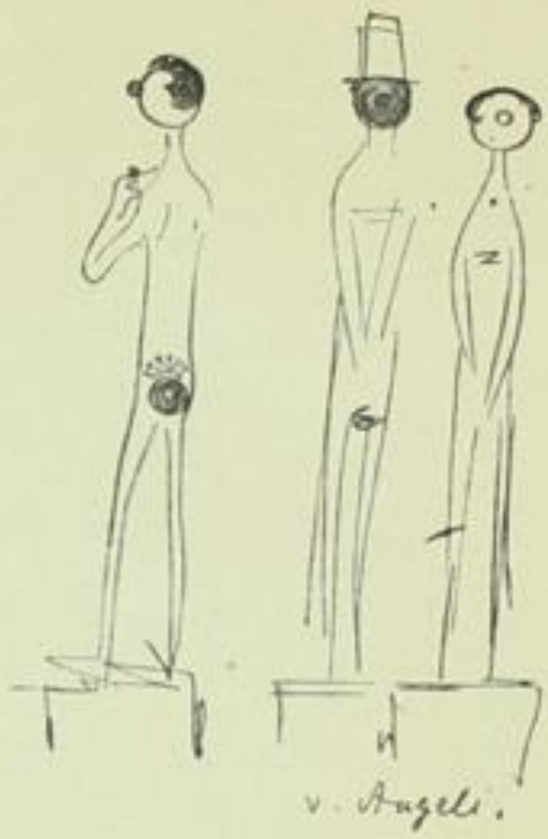
Pieis

Wen es ärgert, wen's genirt,
Daß ein anderer poussirt;
Selben hab ich im Verdacht:
Wenn er dürfte, wenn er könnte,
Daß er's bald nicht besser macht.

g. v. Busch

Pieis

Paix au Fond der Küstenkorfer. Aug. 58.

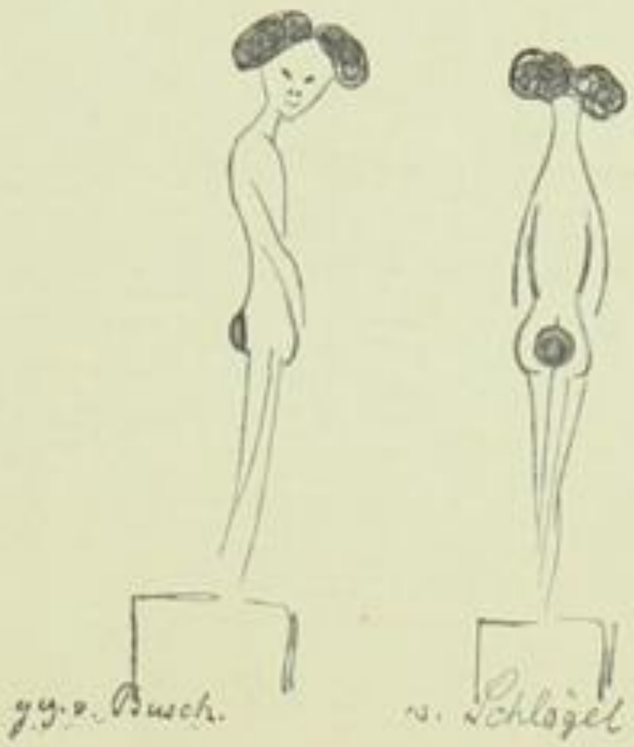


v. Angeli.

gez. n. Busch.

Wem fällt nicht bei dem Zaungast in Ammerland (S. 357) mit der scharfen Bemerkung: „Es ist schon greulich, wie scheußlich schön die Natur ist" das ähnliche Bild mit Vers („Trübe Aussicht", S. 356) aus Dideldum ein?

Schlögel



gez. v. Busch. v. Schlögel

Trübe Aussicht.

Nein höre mal! — so sprach mein Vetter —
Es wirkt doch nicht erhebend aufs Gemüth,
Wenn man bei Regenwetter
So etwas sieht.

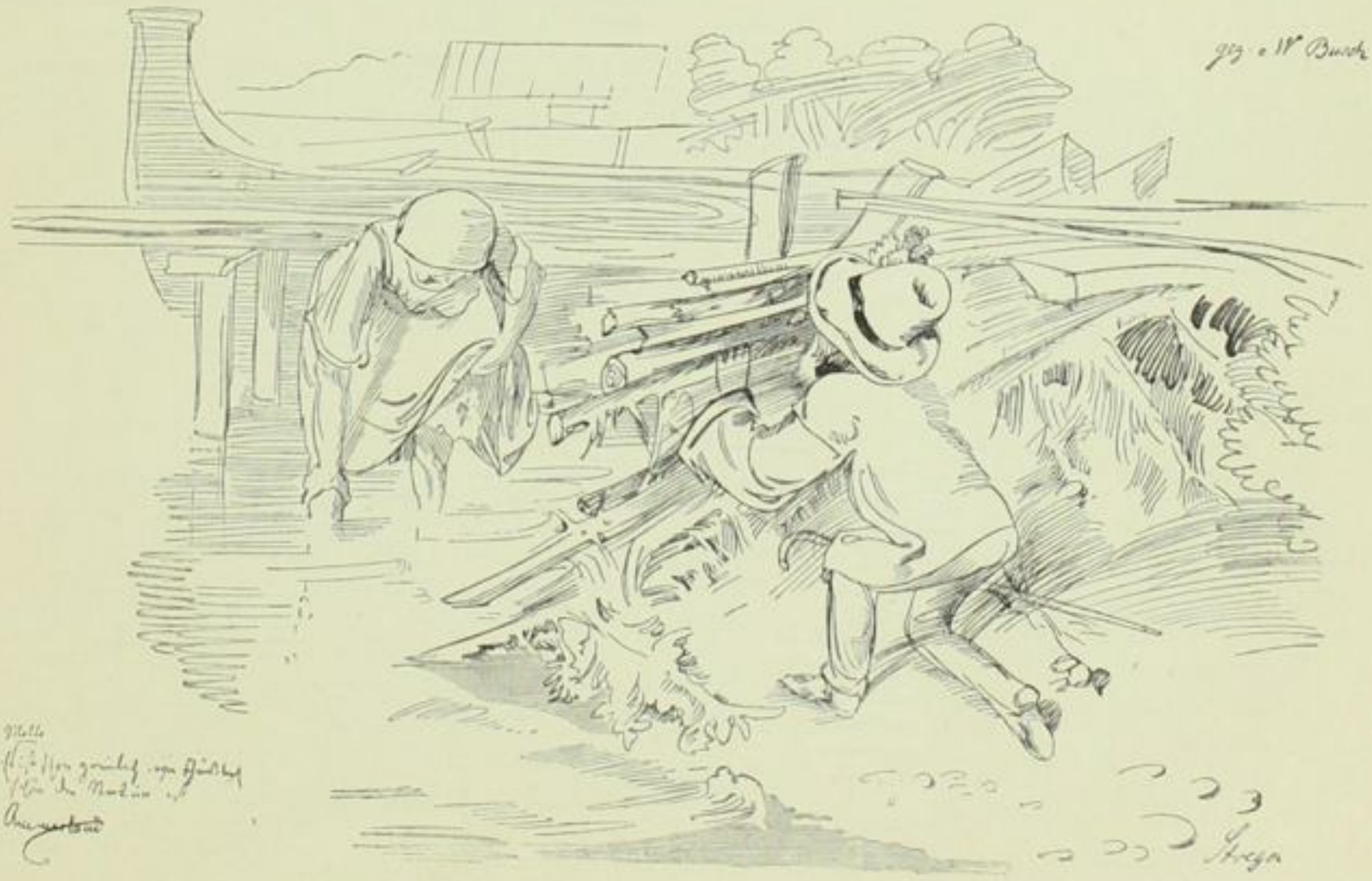
Auch schnapp ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritiküssen;
Und viertens hoff ich außerdem
Auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Daß ich ein ganz famoses Haus.

* * *

Wilh. Busch gezeichnet von F. Walker

Zum Schluß zeigt sich uns Busch, der Beobachter fremder Schwächen in der nebenstehend von Walker gezeichneten, nach dem Urteil damaliger Freunde wohlgelungenen Karikatur; aber noch treffender in den von schonungsloser Selbstbeobachtung zeugenden eigenen Darstellungen (S. 344 u. 358). Mag sein, daß ihn dabei der Gedanke geleitet hat, den er in der „Kritik des Herzens" (S. 6) so köstlich wiedergibt:

Die Selbstkritik hat viel für sich.
Gesetzt den Fall, ich tadle mich;
So hab ich erstens den Gewinn,
Daß ich so hübsch bescheiden bin;
Zum zweiten denken sich die Leut,
Der Mann ist lauter Redlichkeit;



Aus dem Karikaturenbuch „Jung-München".

Von der Vorzeitlichen Grille. WB.

Busch.

Außer diesen zahlreichen Beiträgen für das Karikaturenbuch Jung-Münchens hat Busch für die mannigfachen geselligen Veranstaltungen des Vereins, — Tanzabende, Karnevalsfeiern, Maienfahrten, operettenhafte Theateraufführungen — Stoffe und Stücke geliefert; er hat Theaterzettel gezeichnet, so zu dem Ritterrührstück von Stöger „Das graue Geheimnis", ferner zu den Stücken desselben Verfassers: „Das verrätherische Frühstück", „Das gebackene Herz" (1859) und „Heinz von Höllenstein" (1860). Bei einer Tanzunterhaltung wurde ein Zug mit Blumenausteilung veranstaltet; die dabei von den Blumen zu sprechenden Verse waren von Busch gedichtet. Als „dem jüngsten Jung-Münchner", dem Kinde des in Reichenberg i. B. lebenden Mitgliedes Sachers als Patengeschenk ein Becher gestiftet wurde, erhielt Busch den Auftrag, einen Entwurf dafür anzufertigen. (S. 359.)

Aus Hans v. Hildenbrand's Zyklus Busch.

Entwurf für einen Becher (aquarell. Federzeichnung).

An größeren Arbeiten schuf er in jener Zeit (1860) zusammen mit Heinel als Komponisten die dreiaktige komische Oper „Liebestreue und Grausamkeit"; die jugendliche Prinzessin, die darin neben dem um ihre Gunst werbenden Ritter die Hauptrolle spielt, singt:

„Keiner, keiner ist mir recht,
Alle sind sie mir zu schlecht;
Der Eine zu grad,
Der Andre zu krumm,
Der Dritte zu fad,
Der Vierte zu dumm,
Der Fünfte ist mir gar zu klug
Und der Sechste nicht reich genug."

Sie muß sich aber von ihrer ältlichen Hofmeisterin belehren lassen:

„Früher hab ich's auch gedacht,
Hab's ebenso gemacht.
Aber heute, liebe Leute,
Wäre mir ein jeder recht,
Wenn mich nur noch einer möcht."

Der Doktor, welcher der mit ihrer Grausamkeit die Liebestreue des Ritters auf eine harte Probe stellenden Prinzessin den Liebestrank eingeben soll, führt sich mit den Worten ein:

„Ich bin der Doktor, der Wundermann.
Ihr Herren und Damen, kommt heran!
Ja, ohne viel zu renommiren,
Ich kann jedes Ding kuriren. —
Kopfweh, Zahnweh, Podagra,
Rheumatismus, Cholera,
Hühneraugen und dergleichen
Müssen meinem Willen weichen.
Krumme Haxen mach ich grade,
Kahlen Köpfen hilft Pomade,
Ja, selbst die Pein im Herzen,
Heil ich ohne Schmerzen."

Doch des Ritters Liebespein kann er zunächst nicht heilen; die Prinzessin, vom Zaubertrank betört, folgt dessen Knappen nach, so daß der Verschmähte klagen muß:

„Bist auf ewig mir abwendig,
Meine Liebe bleibt beständig,
Meine Lieb ist überschwenglich,
Meine Treue unvergänglich.
Aber etwas muß der Mensch doch haben,
Sein krankes Herz daran zu laben.
Darum ist es wohl natürlich
Und durchaus nicht ungebührlich,
Wenn ein Herz, das treu geliebt,
Endlich sich dem Schnaps ergibt:

O, Kranewitter, du schmeckst nicht bitter,
Du warst mein Trost bei Tag und Nacht,
Sonst hätt die Lieb mich umgebracht. —

Erst der Geisterchor der durch Liebesgram Umgebrachten bringt die Umworbene zur Einsicht:

„Ach verzeihe, ich bereue,
Daß ich dich so schwer gekränkt,
Ewig sei dir meine Treue,
Ewig dir mein Herz geschenkt".

* * *

Mit großem Beifall und bis in die neuste Zeit in Münchener Vereinen aufgeführt wurde der von Krempelsetzer und Busch verfaßte kurze Schwank „Schuster und Schneider" (1862), der hier zum ersten Male wiedergegeben wird.

Schuster und Schneider.*

Musik von G. Krempelsetzer.

1862.

Die Schuster und die Schneider sitzen an zwei Tischen; über denselben Herbergszeichen; jeder Geselle einen Maßkrug vor sich.

Chor der Schuster
und Schneider

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

Altgeselle der Schuster

Ihr Brüder nehmt den Krug zur Hand,
Und reichet euch die Hände.
Die Schuster und die Schneider leben hoch!

Chor

Sie leben hoch!
Die Schuster und die Schneider leben hoch!

Altgeselle der Schuster

Was hab ich nur im Bauche drin,
Daß ich so schrecklich durstig bin?

Altgeselle und beide Chöre

Das muß der Vogel Bierol sein,
Mit sieben Jungen obendrein,
Die können noch nicht laufen,
Und wollen Alle saufen;
Die Alte ein Maß,
Die Jungen ein Glas.
Frisch auf, Gesellen, stoßet an!
Daß unser Vogel saufen kann!

Altgeselle der Schuster

Und nun Gesellen sagt mir an,
Ob auch der Vogel singen kann!

Altgeselle und beide Chöre

Leer du das Glas bis auf den Grund,
So fliegt der Vogel in den Schlund
Und singt in deiner Kehle
Wie eine Philomele.
Tralirum trala!
Kein Bier ist mehr da.
Frisch auf, Gesellen stoßet an!
Daß unser Vogel saufen kann!

Chor der Schuster

Mir Schuster, mir, mir, mir
Trinken doch das allermeiste Bier.

Chor der Schneider

Mir Schneider, mir, mir, mir,
Sind die allerschöneren allhier.

Chor der Schuster

Mir Schuster, mir!

Chor der Schneider

Mir Schneider, mir!

Chor der Schuster

Meck meck meck!

Altgeselle der Schuster

(Romanze vom Schneiderlein)**

Es war einmal ein Schneiderlein
Mit Nadel und mit Scheer,
Der liebt ein Mädel hübsch und fein
Ach Gott, so sehr, so sehr!

Chor der Schuster

Meck meck meck meck meck!

Altgeselle der Schuster

Er kam zu ihr in später Stund,
Und redt so hin und her,
Ob er ihr etwa helfen kunnt,
Mit Nadel und mit Scheer.

Chor der Schuster

Meck meck meck meck meck!

Altgeselle der Schuster

Da dreht das Mädel sich herum
Und sagt: „Ha, ha, o je!
Dein Nadel ist so klein und krumm,
Geh geh, mein Schneider, geh!"

Chor der Schuster

Meck meck meck meck meck!

Altgeselle der Schuster

Der Schneider schrie: „Du falsche Dirn,
Hätt ich dich nie gekannt!"
Er kauft sich einen Faden Zwirn
Und hängt sich an die Wand.

* Das Textbuch wurde vom Akademischen Gesangverein in München zur Verfügung gestellt.
** Vergl. Wilhelm Busch, Humoristischer Hausschatz: Dideldum, S. 344.

Chor der Schuster
Meck meck meck meck meck!

Altgeselle der Schneider
Es war ein Schuster schwarz und frech
Der pippt und pappte ganz von Pech,
Und wollte ohne Zagen
In der Dämmerung
Ein Madel jung
Über den Leisten schlagen.
Ein braver Schneider kam dazu —

Chor der Schuster
Meck meck meck meck meck!

Altgeselle der Schneider
Ein braver Schneider kam dazu —

Chor der Schuster
Meck meck meck meck meck!

Chor der Schneider
Potz Saprament!
Hat's bald a End?
So wie uns scheint
Sind wir gemeint!

Altgeselle der Schneider
Was hat das Meck
Für einen Zweck?

Altgeselle der Schuster
Dös kümmert di an Dreck!

Chor der Schneider
Dreck!?
Der Dreck der fordert Blut!

Chor der Schuster
Nur Muth!

Chor der Schneider
Will einer sich erdreisten
So seid mir nur nicht faul,
So schlagt ihn mit den Fäusten
Aufs Maul!

Chor der Schuster
Und kommt er dann in Zoren,
Und hat noch nicht genug,
So haut ihm um die Ohren
Den Krug!

Hier tritt der Nachtwächter ein.

Silentium! wer wagt es noch so spät die Ruhe der Nacht zu stören? schon tönte längst vom Turm zu Notre-Dam die zwölfte Stunde; auseinander, meine Herren, auseinander!

Beide Chöre
Stille, still, wir müssen gehn,
Schon hat es zwölf geschlagen!
Wir wollen uns vertragen,
Bis wir uns wiedersehn!

Bei der zweiten Wiederholung gehen die Schuster und Schneider, den Chor bis zum Schluß singend, langsam hinaus. Die Bühne ist frei und man hört hinter derselben noch eine große Schlägerei.

Das letzte, gleichfalls von Krempelsetzer komponierte Theaterstück dieser Art ist „Der Vetter auf Besuch" (1863), aus dem schon das Lied der Müllerin und der Base mitgeteilt wurde. Wohl in Gedanken an die bis ins Alter ihm lieb gebliebene alte Mühle in Ebergötzen, bei deren Rumpumpeln es sich immer wieder so gut und heimlich hausen ließe, hat Wilhelm Busch dem Helden des Stücks, dem Vetter, das Lied in den Mund gelegt:

Sei gegrüßt, du liebe Mühle!
Rausche nur, du kühler Bach!
Längst vergessene Gefühle
Rufst du in der Seele wach.

Draußen blüht der alte Flieder
Und ich träume mich zurück,
Und mir ist's als säh ich wieder
In Nannettens Kindesblick.

Wie sich schon die Blicke fanden,
Wie ihr Mund von Liebe sprach
Halb empfunden, halb verstanden,
Und vergessen bald danach.

Sei gegrüßt, du liebe Mühle!
Rausche Bächlein, nur vorbei!
O wie selig, denn ich fühle,
Daß mein Herz das alte sei.

Die Operette wurde in München am Residenztheater gegeben und soll auch in Berlin, wohl ohne Busch als Autor zu nennen, aufgeführt sein. Dort hat man eine der für die damalige Auffassung etwas derbe Szene gemildert; der Vetter, den der Müller aus Eifersucht erschlagen will, springt aus dem Bett, und, wie der in München bayrisch redende Verfasser sagt, er stößt an „ein Haferl", das er ins Bett legt und dem er seine Nachtmütze aufsetzt; während er selbst in der Mehlkiste verschwindet, erschlägt der zurückkehrende Müller unter gewaltigem Krachen das ominöse Gefäß. In der braven norddeutschen Residenz machte man aus dem in München wohlbekannten „Haferl" einen harmlosen „Krug", sollte aber Wilhelm Busch so viel Witz zutrauen, daß er unter dem Bette in der Mühle den oft von ihm gezeichneten Krug als vorhanden annahm.

Ob all diese Theaterstücke für einen über Jung-München hinausgehenden weiteren Kreis Interesse haben konnten und heute noch außer für Vereinsfestlichkeiten Wert haben, wage ich nicht zu entscheiden. Die mitgeteilten Proben lassen uns einen Einblick tun in die Art dieser Geistesarbeit Wilhelm Buschs.

Bei den von Jung-München damals veranstalteten Festen waren die ersten Namen der dortigen Künstlerwelt unter den Zuschauern und Zuhörern vertreten; die Spitzen der Gesellschaft, Mitglieder des Hofes zählten zu dem eifrig applaudierenden Auditorium. Die glänzendste Veranstaltung dieser Art und das Ereignis jener Karnevalszeit war der Märchen-Maskenball im Jahre 1862, und der eigentliche spiritus rector desselben war Busch. Der ganze Entwurf des großartig angelegten Festes stammte von ihm; in alten Aufzeichnungen, die eine Mitteilung und Aufforderung zur Teilnahme an das größere Publikum Münchens enthalten, äußert er sich selbst dazu folgendermaßen: „Getrieben von dem Verlangen, die seit Jahren unterbrochene Reihe größerer Künstlerfeste weiter fortzuführen und im Vertrauen auf die Theilnahme des Publikums haben wir's gewagt, für den nächsten Karneval ein ähnliches Fest zu unternehmen. Stoff und Grundlage dazu bot uns die deutsche Märchenwelt. — Wer kennt nicht das deutsche Märchen in seinem Bezuge auf Welt und Leben?! Wer hätte es nicht lieb gewonnen seit den Tagen frühester Jugend?! Im Schwanengewande der Phantasie trägt es uns fort zum fernen Morgenlande, wo der Graf von Gleichen die Liebe der schönen Sultanstochter gewinnt, oder es läßt sich nieder mit uns am lodernden Feuer des häuslichen Heerdes und erzählt uns von Aschenbrödels Leiden und Triumphen. Tief in der Einsamkeit des Waldes sehen wir Schneewittchen mit den sieben Zwergen; die Felsenpforten des Gebirges thun sich auf, von der Wunderblume berührt; Rübezahl erscheint, umgeben von kunstreichen Gnomen, den Hüthern der Erdschätze; wir tauchen hinab auf den Grund der Ströme und Seen und betrachten die Wunder der Wasserwelt. — Dem Märchen ist nichts unmöglich; die Thiere nehmen die Sprache der Menschen an; der Wolf redet mit Rothkäppchen und der gestiefelte Kater gewinnt durch List seinem Herrn Hand und Herz der Prinzessin. — Diese verschiedenen Richtungen des Märchens gruppenweise in einem Zuge, dem ein kleines Singspiel als Einleitung vorangehen würde, zu vereinigen, ist der Gedanke, der uns beim Entwurfe des Festes geleitet hat." — Der Entwurf selber sieht vor, daß man sich bei der Ausführung so viel wie möglich an schon bekannte künstlerische Darstellungen wie die von Schwind und Richter anschließen solle und enthält folgende Gruppen: „I. Das deutsche Märchen in seinem besonderen Bezuge auf die Kinderwelt; dafür dient das Singspiel „Hansel und Grethel", schließend mit dem Hochzeitszuge des Prinzen. II. Das Märchen, wie es sich in ferne Gegenden verliert und an Abentheuer und Sage grenzt, in der Wechselwirkung zwischen abendländischem Ritterthum und Orient; im Vordergrund steht hier der Graf von Gleichen; es schließen sich an die drei Rolandsknappen, Magier und Sterndeuter. III. Das Märchen in bezug auf Haus und Familie; Aschenbrödel nach dem letzten der größeren Tableaus von Schwind. IV. Das Waldmärchen; Schneewittchen mit den sieben Zwergen und der Prinz mit seinem Jagdgefolge leiten hinüber zu den Wundern der Bergwelt, zu Rübezahl, dem die Gnomen mit Bergmannsgeräth, Karfunkeln und Edelsteinen folgen. Einer darunter könnte ein hübsches Wickelkind, ein anderer einen Wechselbalg tragen. V. Die Wasserwelt; die Nixenkönigin, getragen auf einem phantastisch mit Wasserpflanzen und Blumen dekorierten Thronsessel; ein

Frosch als Zugführer voran und Frösche, die ihre Schleppe tragen und sie mit riesigen Blättern gegen die Sonne schützen; außerdem Irrlichter, Wassermänner, Fluß- und Meernixen in freiphantastischen Kostümen. VI. Das humoristische Märchen mit Einschluß des Thiermärchens; der gestiefelte Kater; Schwan kleb' an! Rothkäppchen; Swinegel und Hase; den Hasen vor sich hertreibend die sieben Schwaben. — Der Teufel und seine Großmutter schließen den Zug." —

So wurde im wesentlichen nach diesem Entwurfe der Märchen-Festzug ausgeführt. Das Singspiel „Hansel und Grethel" hatte Busch gedichtet und Krempelsetzer komponiert. Köstlich ist darin vor allem der Menschenfresser, „ein dicker Gourmand", geschildert; bei seinem Auftreten singt er die Klage:

Man hätte so gerne seine Ruh
Und raucht' eine Pfeife Toback dazu.
Gleich schreit der Doktor: Entweder — oder!
Spazieren oder das Leben verlieren!
Drum lauf, du dicker Fettwanst lauf!
Du dicker Fettwanst lauf!

Man äße gern so dann und wann,
So viel man eben essen kann.
Gleich schreit der Doktor . . .

Man tränke gern so dann und wann
So viel man eben trinken kann.
Gleich schreit der Doktor . . .

Wie wird der Volkston getroffen, wenn Grethel die Ballade singt, die „unsere alte Muhme vom Wassermann gesungen hat":

Die Nacht bricht an, der Mond scheint bleich;
Lieb Kind, lieb Kind! Geh nicht an den Teich!
Der Wassermann in Rohr und Sumpf,
Der sang so hohl, der sang so dumpf:
„Bald naht der Knabe, bald schlägt die Stund,
„Dann zieh ich ihn nieder in tiefen Grund". —

Der Knabe, wohl hört er das warnende Wort,
Doch heimlich, da zieht's ihn zum Teiche fort;
Haha! da lachte der Wassermann
Und faßt ihn mit froschkalten Händen an.
Er faßt ihn, er zieht ihn, ein kurzer Schrei,
Auf rauschen die Wellen, nun ist's vorbei. —

Mir wird so schwer, mir wird so bang!
„Lieb Kind, lieb Kind! Wo bleibst du so lang?
„Das Wasser, das ist von Blut so rot;
„O weh! Mein einzig lieb Kind ist tot!!"
Da rauscht es im Schilfe, ein kurzer Schrei,
Der Mond geht unter — nun ist's vorbei.

Wie treffend ist die Moral im Chor der Polizeisoldaten, die den dicken Menschenfresser gefangen nehmen:

Wehe! Wehe! —
Wehe dem, der Böses thut!
Denn das thut gar selten gut.
Die Polizei
Kommt schnell herbei,
Ihr Arm ist lang
Und leise ihr Gang,
Ihr Auge wacht
In dunkler Nacht;
Habt acht, habt acht!
Es naht die Polizei,
Eh man's gedacht!

Das Singspiel schließt mit dem Hochzeitszuge des Prinzen und dem Lied:

Nun ziehen wir fort,
An den grünen Rhein.
Da glänzet mein Schloß
Im Sonnenschein.

Die Berge umkränzt
Von der Reben Grün,
Hinunter den Strom
Viele Schiffe ziehn.

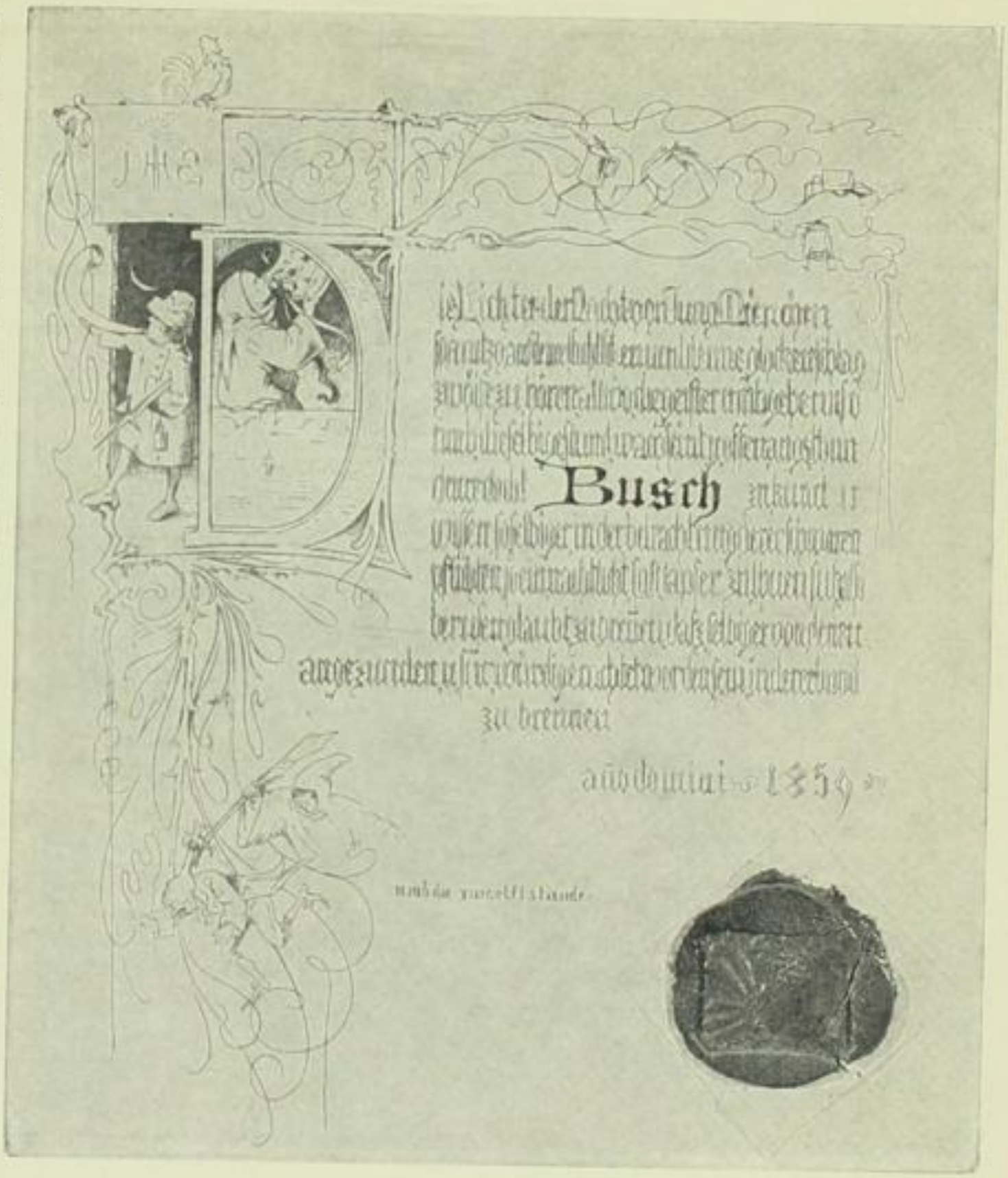
Da stehen wir beid
An des Söllers Rand
Und schauen hinaus
In das weite Land.

Und alles ist mein
Und alles ist dein,
Das herrliche Land
An dem grünen Rhein.

Die Hauptdekoration der Bühne für den Festabend hatte Chr. Jank entworfen, während Busch im Verein mit anderen für das Herausputzen der Frösche, Käfer, Schmetterlinge u. dgl. sorgte und bei der Aufführung des Singspiels als Regisseur und dann als Souffleur mitwirkte, sich aber sonst nicht als Macher des Ganzen in den Vordergrund drängte, sondern sich bescheiden zurückhielt, wenn er auch nach seiner eigenen Erzählung nicht, wie die Fama berichtet, zechend mit Krempelsetzer hinter der Bühne gesessen hat.

Wie bei diesen Festen des Vereins sorgte Busch auch, wenn die Studiengenossen draußen in der Sommerfrische weilten, für gelegentliche Unterhaltungen und Scherze. In Brannenburg, dem meist besuchten Sommerquartier, war es an Sonntagen und bei Regenwetter

neben den Tänzen mit den Dorfschönen eine beliebte Unterhaltung, daß einer der Freunde, der besonderes Geschick hatte, Puppentheater spielte. Busch hatte dazu u. a. in Anlehnung an Grillparzers Ahnfrau ein kleines Ritter-Schauerstück von Berta und dem Räuber Jaromir gedichtet. Die Puppenfiguren waren den Kellervorräten entnommen und mit alten Flicken kostümiert. Wenn Jaromir seine geliebte Berta tötet, so wurde der roten Rübe, die sie darstellte, scheibenweise der Kopf abgeschnitten, und Berta seufzte dabei: „O wie süß ist es, von der Hand des Geliebten zu sterben." Wie herzlich konnte mein Onkel noch immer wieder lachen, wenn er uns dies und Ähnliches erzählte. — Außer in Brannenburg war er öfter lange Zeit in Ammerland am Starnberger See, wo er das Fischessen gelernt, weil es nichts anderes gab; mit dem Freunde Ernst Hanfstaengl besuchte er gern dessen elterliches Landgut am Ammersee, pilgerte zum heiligen Berge Andechs hinauf und ließ sich dort in dem jetzt noch unverändert erhaltenen alten Bräustübl von den Mönchen das Bier kredenzen, wofür man damals noch



Diplom der „Nachtlichter".

Wappen der Nachtlichter von Jung-München.

keine Bezahlung leistete, sondern nur ein Kreuzerl hernach unter den Steinkrug schob. Von Brannenburg aus wurde eine größere Fußwanderung nach der Ramsau und Berchtesgaden gemacht, auch das Salzbergwerk befahren, das aber auf meinen Onkel nur einen abstoßenden Eindruck gemacht. Unter der Erde wäre doch nichts Rechtes zu sehen. Im großen und ganzen gefiel ihm, dem in der Tiefebene Großgewordenen, das Gebirge nicht. Was eigentlich am Himmel passierte, die Sonnen-Auf- und -Untergänge, die schönsten Wolkenbildungen sähe man nur da, wo der Horizont sichtbar sei.

Daß in Brannenburg wie in München im Vereinslokal und auf den Kellern wacker gezecht wurde, daß auch Busch, wie er sich selber ausdrückte, in jenen Jahren ein „Bierwanst" war, ist genug bekannt. Wie noch heute in München die erst in vorgerückter Stunde heimkehrenden Wirtshausbesucher Nachtlichter heißen, so hatte Jung-München einen besonderen Stamm derselben. Sie scheinen sich 1859 einen Bund und Orden gegründet zu haben; wenigstens stammt aus diesem Jahr eine ulkige Aufnahmeurkunde, mit Trinkeremblemen verziert, darin „die Lichter der Nacht von Jung-München . .

deme Docht Busch zu Kund und wissen thun, daß selbiger von denen angezunden und für würdig erachtet worden, in derer Bund zu brennen". Das Wappen dieser Nachtlichter, ein Hahn mit Hausschlüssel und Kerze, hat Busch gezeichnet und nach seiner eigenen Angabe als Siegel geätzt. Von ihm wird auch das Bundeslied herrühren:

Wenn der Wind weht,
Wenn der Hahn kräht,
Wenn die Wetterfahne sich auf dem Thurm dreht,
Beim Schrei der Eulen,
Bei der Wölfe Heulen;
Wenn das Geisterheer zieht übers Moor;
Dann brich hervor
Mit Wundermacht
Du Licht der Nacht.

Dem Verein scheinen solche Sonderbündeleien bald unbequem geworden zu sein. Erwähnt wurde schon die unter Diez und Busch erfolgte Sezession zum Lettenbauer. Die Folge war, daß diese Abtrünnigen dem Vereinsleben fremd wurden. Busch scheint, nachdem er um Erlegung seines Beitrags gemahnt war, im April 1864 auch formell ausgetreten zu sein. Noch in demselben Jahre löste sich der Verein Jung-München auf. Die bis zuletzt ihm treu gebliebenen gründeten „Neu-München", das nur kurzen Bestand hatte, und gingen später in der Schaffroth-Gesellschaft und anderen Vereinen auf. Busch hat denen nicht angehört. Als er in den Siebziger und Achtziger Jahren wieder nach München kam, waren in der inzwischen entstandenen Allotria seine näheren Freunde Diez, Lenbach u. a., mit denen er dort verkehrte, ohne die Mitgliedschaft förmlich zu erwerben. Er saß da schon lieber zwanglos im kleinen Kreise mit zweien oder dreien beisammen, wie Paul Lindau aus jener Zeit berichtet, der ihn bei Lenbach kennen lernte und öfter sah. Am engsten befreundet war mein Onkel in jener späteren Münchner Zeit mit Lenbach, Ernst Hanfstaengl, F. A. Kaulbach und besonders mit dem Bildhauer Lorenz Gedon, in dessen Familie er oft und gern zu Gaste war. Wie nahe Gedon ihm stand, spricht sich in dem beim Tode des Freundes an dessen Gattin gesandten Gedicht aus:

Lorenz Gedon

† 27. Dez. 1883.

So kernig schienst du uns, so wetterhart,
Ein köstlich Bild urfrischer Gegenwart;
Ein Baum, an Stamm und Wurzel unbewegt,
Ob auch der Sturm in seinen Wipfel schlägt;
Und schon, da kaum dein goldner Herbst die Welt
Zur Erndte lud, hat dich der Tod gefällt.
Die Schlange, die sich durch die Zeiten schlingt,
Vieltausendfach der Menschheit Leib umringt,
Die stets beneidet, was zu leben wagt,
Grausam hat sie auch deine Kraft zernagt.
Du warst ein rechter Sohn vergang'ner Zeit,
Der Liebling alter Kunst und Herrlichkeit;
Und dankbar nahmst du, was die Mutter dir
Als Erbtheil hinterließ zu Schmuck und Zier,
Der Mitwelt und der Nachwelt edles Gut,
Mit sorgsam kluger Hand in sich're Huth.
Schatzmeister warst du in der Schönheit Reich,
Doch Kenner auch und Könner allzugleich.
Das feine kunstvoll reizende Geräth,
Das Menschenbild in stolzer Majestät,
Den Prachtpalast, den feierlichen Saal,
Aufstrebend kühn zum höchsten Ideal,
Von dir erdacht, gebildet und erbaut,
Wie froh bewundernd haben wir's geschaut.
Wie oft hast du die festlich heitre Nacht
Verschönt durch der Erfindung Zaubermacht,
Wenn dein Genie den altgewohnten Raum
Der Wirklichkeit entrückt zum holden Traum,
Wenn du die Halle formenreich geschmückt
Und glücklich warst, weil Andre du beglückt.
Denn brüderlich und fest und liebewarm
Umschlang die Gegenwart dein starker Arm.
Voll Muth, voll Ungestüm, doch zart gesinnt,
Im Ernst ein Mann, in Fröhlichkeit ein Kind,
Der raschen That geneigt, des Redens Feind,
Ein glühend Herz warst du, ein treuer Freund,
Dazu ein wackrer Zecher, deutsch und echt;
Heil jeder Stund! die ich mit dir verzecht.
Im alten teutoburger Walde sahn
Wir uns zuletzt. Ich ging mit dir zur Bahn.
Du sprachst: Auf Wiedersehn! — Fort rollt der Zug.
Der dich für ewig in die Ferne trug.
Ach, liebster Freund! Ein Theil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück.

Für Busch, den Musikliebenden, war in den späteren Jahren der Hofkapellmeister Levi, was ihm früher Freund Krempelsetzer gewesen war. Am liebsten hatte er's, wenn Levi ihm allein vorspielte und vorphantasierte, nur nicht Wagnersche Musik; für die wäre er dreißig Jahre zu früh geboren, so daß er die Begeisterung seiner jüngeren Freunde für Wagner nicht teilen könnte.

Karikatur auf Verleger und Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter". (Im Anschluß an den Bilderbogen: „Schmied und Teufel".)

Die Mitarbeit an den Fliegenden Blättern.

Über Jung-München führte meinen Onkel der Weg zu den Fliegenden Blättern, zu Braun & Schneider, wie auch zu seinem späteren Verleger Bassermann. Hier möge nur nach zuverlässigen Ermittlungen ein kurzes Wort über die Mitarbeit an den Fliegenden Blättern Platz finden. Der alte Kaspar Braun hatte sie 1844 ins Leben gerufen und sie zu einer für jene Zeit nicht unbedeutenden Auflage von 10000 bis 11000 Abonnenten gebracht. Durch die im Karikaturenbuch Jung-Münchens sich findenden Zeichnungen war Braun auch auf den jungen Maler Busch aufmerksam geworden; es wurden einige der dort mit Beifall begrüßten persönlichen Karikaturen so wie sie waren oder mit geringen Änderungen in die Fliegenden Blätter aufgenommen. Ferner hatte Busch für das Karikaturenbuch seinen ersten Bilderzyklus, die Versuchung des heiligen Antonius, gezeichnet. (S. 422 ff.) Der alte Braun erkannte schnell, welch eine tüchtige Kraft sich ihm da bot, und bald zählte Busch, der von Hause für seine brotlose Kunst nur sehr wenig pekuniäre Unterstützung erhielt und aufs Verdienen angewiesen war, zu den regelmäßigen, bald zu den beliebtesten Mitarbeitern der Fliegenden Blätter und der Münchner Bilderbogen, für die Braun & Schneider nach ihren Abmachungen die in den Fliegenden Blättern erscheinenden Beiträge ohne weiteres oder mit geringen Umarbeitungen verwenden konnten. — Am 5. November 1858 hat Busch nach den Geschäftsbüchern der Firma die ersten Zeichnungen: „Der vergeßliche Stadtschreiber", „Enthusiastische Huldigung" und „Der harte Winter" eingesandt. Die ersten derselben sowie eine andere „Der unbequeme Posten" erschienen im ersten Heft 1859. Bis zum Jahre 1871 ist er Mitarbeiter der Fliegenden Blätter geblieben; als letzter Beitrag befindet sich darin die Bildergeschichte „Der hastige Rausch". In den Jahrgängen 1859—1864 sind je zwanzig bis dreißig Beiträge enthalten. Zuerst hat auch Busch die den Fliegenden Blättern gelieferten Witze illustriert, wenn auch gleich einige der ersten Beiträge selbst erfundene oder wie „Der harte Winter" aus heimatlichem Sagenstoff ihm bekannte Texte bringen. Ein köstliches Blatt, schon an die späteren turbulenten Szenen erinnernd, ist „Die Mittagstafel in der Rosenheimer Bahnhof-Restauration", wo mit Klystierspritzen den hungrigen Mäulern die Suppe eingespritzt wird und Engländer und andere Reisende übereinander sitzend Knödel essen. (S. 369.) —

Wie bald aber Busch in Erfindung und Ausführung selbständig wurde, und wie bald er mit seiner Art von Bildergeschichten anfing, zeigt sich in den Fliegenden Blättern schon früh. Der Jahrgang 1860 enthält neben anderen mit Texten und Illustrationen von ihm versehenen größeren Sachen die erste eigentliche Bildergeschichte: „Die Maus oder die gestörte Nachtruhe. Eine europäische Zeitgeschichte" (politische Anspielung?) ganz ohne Text. Sie wurde in die Münchner Bilderbogen übernommen, dort aber mit Prosatext versehen. Auch „Der hohle Zahn", der in den Bilderbogen Knittelverse hat, ist in den Fliegenden Blättern

Der unbequeme Posten.

Es trug sich kürzlich zu Sainte Charante inferieure ein außerordentlicher Fall zu. Ein alter Offizier, der alle Feldzüge unter Napoleon I. mitgemacht hatte, starb und wurde mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen, die einem tapferen Krieger gebören, begraben. Die ganze Gegend erschallte von dem Donner der Kanonen. Auf einmal hört man Lärm in dem Sarge, man öffnet und siehe da, unser Offizier erwacht aus seinem ewigen Schlummer durch das ihm so wohlbekannte Geräusch der Kanonen und bittet, man möchte ihm einen weniger unruhigen Posten anweisen.

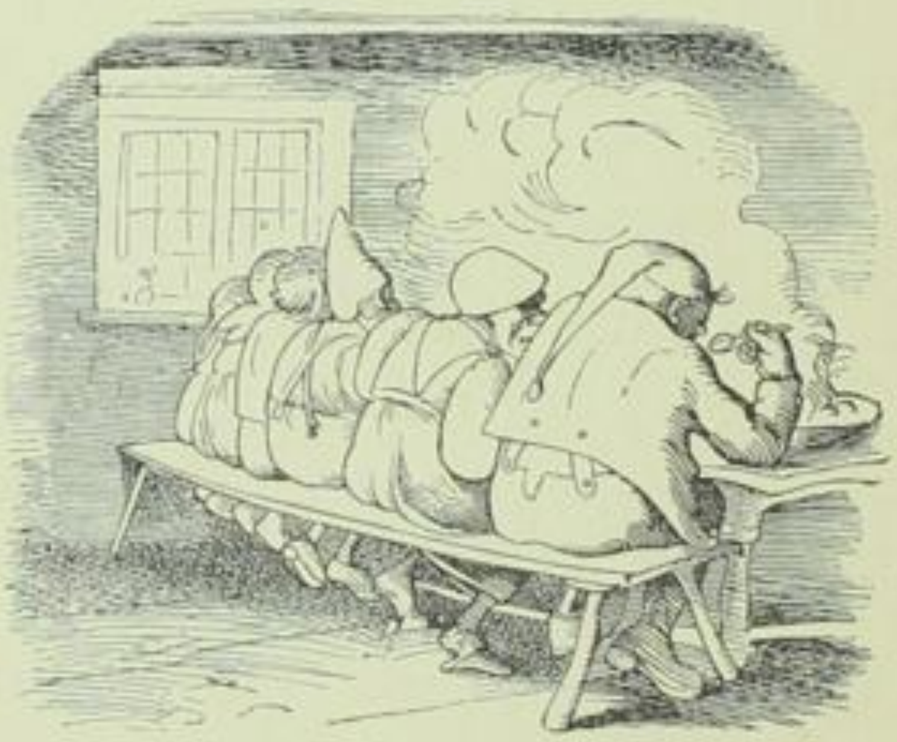
Der vergeßliche Stadtschreiber.

Es war ein kalter regnerischer Abend, als der Stadtschreiber Dröge aus dem Wirtshaus trat, seinen Regenschirm aufspannte und, da seine Wohnung ganz am Ende der Stadt lag, mit eiligen Schritten sich auf den Heimweg machte. Schon hatte er den größten Teil des Weges zurückgelegt, da — plötzlich — überkam ihn jenes sonderbare unbehagliche Gefühl, welches den Menschen zu befallen pflegt, wenn er glaubt, etwas vergessen zu haben und wußte doch nicht was. Ja es fehlt ihm etwas; er mußte etwas vergessen haben und wußte doch nicht was. Daß er aber etwas vergessen hatte, das wußte er ganz genau, denn als er ins Wirtshaus gegangen, hatte er etwas unter dem Arme getragen. — Unser Stadtschreiber entschließt sich kurz, er geht wieder zurück, das Vermißte zu suchen. In der Nähe des Wirtshauses hört der Regen auf und der Stadtschreiber klappt infolgedessen seinen Regenschirm wieder zu. — Nicht lange, so spürt er einen gewissen Gegenstand unter dem Arme, der es ihm auf einmal klar machte, daß er eigentlich nichts vergessen als dies: daß es bei seiner Einkehr ins Wirtshaus nicht geregnet und er also zu der Zeit denselben Gegenstand unter dem Arme getragen hatte, den er jetzt darunter trug — nämlich den zugeklappten Regenschirm.

Enthusiastische Huldigung.

Bei einer der Vorstellungen der so sehr gefeierten Taglioni in der französischen Oper, als man das schöne Ballet die „Sylphide" gab, geriet ein Herr so in Extase, daß er einer Dame, die neben ihm saß, die Blumen, die sie in den Haaren trug, sowie das Bouquet, welches sie in der Hand hielt, heraus riß und es zu den Füßen der Tänzerin warf.

Mißverständniß.



Doktor: „Also Appetit habt Ihr." — Bauer: „Jo!" — D.: „Ruhigen Schlaf auch?" — B.: „Jo, Herr Doktor." — D.: „Habt Ihr vielleicht keinen Stuhl?" — B.: „Gar kanen!" — D.: „Aha! also keinen Stuhl. Hm! und wie lange denn." — B. (denkt nach): „No! es könnt' schon seit letzten Weihnachten sein." — D.: „Was, seit Weihnachten?" — B.: „Jo, so lang schon." — D.: „Aber bedenkt, heute haben wir den 23. September und ihr behauptet, schon seit Weihnachten keinen Stuhl zu haben, das ist ja rein unmöglich! — B.: „Es ist halt doch so, voriges Jahr hab mer noch anen gehabt, und zu Weihnachten hat mei Bub, der Hans, den letzten Stuhl zerbrochen, und seitdem behelfen wir uns mit einer Bank." —

Vergebliches Bemühen.

Wird manchem die Lösung der wichtigsten politischen Fragen heutzutage nicht eben so unmöglich sein, als dem Peter von Simpelhausen das Aufheben seines Koffers, solange er droben sitzt? —

Ein altes Sprichwort in moderner Form.

„Scheue Recht und tue nie was!“

Die Mittagstafel in der Rosenheimer Bahnhof-Restauration.

Vom Antitierquälereiverein zu Rathhausen.

Die armen Frösche müssen von der Winterkälte stark leiden, da die grausame Natur sie weder mit Haaren, noch mit Schuppen oder Federn bekleidete, sondern ihnen nur die nackte Haut ließ. Deswegen ersucht man den löblichen Verein, für die armen Tiere Tuchkleider machen zu lassen, und mit diesen durch den Vereinsdiener die Frösche des hiesigen Stadtgrabens bekleiden zu lassen.

ohne Text zuerst erschienen. Von 1864 an finden sich darin nur noch Bildergeschichten, die später unter den Titeln „Schnaken und Schnurren" und „Kunterbunt" in Buchform erschienen sind. —

Während des deutsch-französischen Krieges versuchten Braun & Schneider ein Unternehmen „Erinnerungsblätter an das Jahr 1870" ins Leben zu rufen, das aber fehlschlug und damals nur in kleiner Auflage gedruckt wurde. Zwei dieser Blätter sind von Wilhelm Busch: „Der Partikularist", eine Satire auf die hannoverschen heimatlichen Welfen, also eine Vorarbeit für den Geburtstag, und „Monsieur Jacques à Paris". Beide Bilderserien wurden in den Fliegenden Blättern abgedruckt, und die letztere wurde gekürzt und von Kaspar Braun mit anderem Titel und Text („Die Hungerpille") versehen als letzter der fünfzig Bilderbogen später mit verwandt. Außer in diesen Blättern findet sich, so viel ich sehe, politische Satire nur noch in einer früheren Bildergeschichte: „Der freie deutsche Rhein", die eine Verhöhnung der deutschen Kleinstaaterei und der damit verbundenen Zollplackerei enthält. —

Texte ohne eigene Zeichnungen steuerte mein Onkel nur wenige zu den Fliegenden Blättern bei; als beste sind die Lumpenlieder zu nennen, die Wilh. Diez mit Darstellungen aus dem Leben seines Freundes Busch illustrierte und die anonym in studentische Kommersbücher aufgenommen sind.

Theaterbericht aus München.

Bei der letzten Aufführung von Gounods Faust hat's auf der Gallerie am Schlusse des zweiten Aktes eine solche Hitze gehabt, daß dem Herrn von Krempelsetzer der Hausschlüssel aus der Tasche geschmolzen ist.

Lieder eines Lumpen.

I.

Als ich ein kleiner Bube war,
War ich ein kleiner Lump;
Cigarren raucht ich heimlich schon,
Trank auch schon Bier auf Pump.

Zur Hose hing das Hemd heraus,
Die Stiefel lief ich krumm,
Und statt zur Schule hinzugeh'n,
Strich ich im Wald' herum.

Wie hab' ich's doch seit jener Zeit
So herrlich weit gebracht! —
Die Zeit hat aus dem kleinen Lump
'n großen Lump gemacht.

II.

Der Mond und all' die Sterne,
Die scheinen in der Nacht,
Hinwiederum die Sonne
Bei Tag am Himmel lacht.

Mit Sonne, Mond und Sternen
Bin ich schon lang' vertraut!
Sie scheinen durch den Ärmel
Mir auf die bloße Haut.

Und was ich längst vermuthet,
Das wird am Ende wahr:
Ich krieg' am Ellenbogen
Noch Sommersprossen gar.

III.

Ich hatt' einmal zehn Gulden! —
Da dacht' ich hin und her,
Was mit den schönen Gulden
Nun wohl zu machen wär'.

Ich dacht' an meine Schulden,
Ich dacht' ans Liebchen mein,
Ich dacht' auch ans Studiren,
Das fiel zuletzt mir ein.

Zum Lesen und Studiren,
Da muß man Bücher han,
Und jeder Manichäer
Ist auch ein Grobian.

Und obendrein das Liebchen,
Das Liebchen fromm und gut,
Das quälte mich schon lange
Um einen neuen Hut.

Was sollt' ich Ärmster machen?
Ich wußt' nicht aus noch ein. —
Im Wirthshaus an der Brucken
Da schenkt man guten Wein.

Im Wirthshaus an der Brucken,
Saß ich den ganzen Tag,
Ich saß wohl bis zum Abend
Und sann dem Dinge nach.

Im Wirthshaus an der Brucken,
Da wird der Dümmste klug;
Des Nachts um halber Zwölfe,
Da war ich klug genug.

Des Nachts um halber Zwölfe
Hub ich mich von der Bank
Und zahlte meine Zeche
Mit zehen Gulden blank.

Ich zahlte meine Zeche,
Da war mein Beutel leer. —
Ich hatt' einmal zehn Gulden,
Die hab' ich jetzt nicht mehr.

IV.

Im Carneval da hab' ich mich
Recht wohlfeil amüsirt,
Denn von Natur war ich ja schon
Fürtrefflich costümirt.

Bei Maskeraden konnt' ich so
Passiren frank und frei;
Man meinte am Entree, daß ich
Charaktermaske sei.

Recht unverschämt war ich dazu
Noch gegen jedermann,
Und hab' aus manchem fremden Glas
Manch' tiefen Zug gethan.

Darüber freuten sich die Leut'
Und haben recht gelacht,
Daß ich den echten Lumpen so
Natürlich nachgemacht.

Nur einem groben Kupferschmied,
Dem macht' es kein Plaisir,
Daß ich aus seinem Glase trank, —
Er warf mich vor die Thür'.

V.

Von einer alten Tante
Ward ich recht schön bedacht:
Sie hat fünfhundert Gulden
Beim Sterben mir vermacht.

Die gute alte Tante!! —
Fürwahr! Ich wünschte sehr,
Ich hätt' noch mehr der Tanten
Und — hätt' sie bald nicht mehr.

VI.

Ich bin einmal hinausspazirt,
Hinaus wohl vor die Stadt,
Da kam es, daß ein Mädchen mir
Mein Herz gestohlen hat.

Ihr Aug' war blau, ihr Mund war roth,
Blondlockig war ihr Haar. —
Mir that's in tiefster Seele weh,
Daß solch ein Lump ich war.

VII.

Seit ich das liebe Mädchen sah
War ich wie umgewandt,
Es hätte mich mein bester Freund
Wahrhaftig nicht gekannt.

Ich trug, fürwahr! Glacéhandschuh',
Glanzstiefel, Chapeau claque,
Vom feinsten Schnitt war das Gilet
Und magnifik der Frack.

Vom Fuße war ich bis zum Kopf
Ein Stutzer comme il faut,
Ich war, was mancher And're ist,
Ein Lump inkognito.

VIII.

Was that ich ihr zu Liebe nicht?!
Zum ersten Mal' im Leben
Hab' ich mich neulich ihr zu Lieb'
Auf einen Ball begeben.

Sie sah wie eine Blume aus
In ihrer Crinolinen,
Ich bin als schwarzer Käfer mir
In meinem Frack erschienen.

Für einen Käfer — welche Lust!
An einer Blume baumeln;
Für mich — welch' Glück! an ihrer Brust
Im Tanz' dahin zu taumeln.

Doch ach! mein schönes Käferglück
Das war von kurzer Dauer;
Ein kläglich schnödes Mißgeschick
Lag heimlich auf der Lauer.

Denn, weiß der Teufel, wie's geschah,
Es war so glatt im Saale —
Ich rutschte — und so lag ich da
Rumbums! mit einem Male.

An ihrem seidenen Gewand
Dacht' ich mich noch zu halten —
Ritsch ratsch! da hielt ich in der Hand
Ein halbes Dutzend Falten.

Sie floh entsetzt. — Ich armer Tropf,
Ich meint' ich müßt' versinken,
Ich kratzte mir beschämt den Kopf
Und thät' bei Seite hinken.

IX.

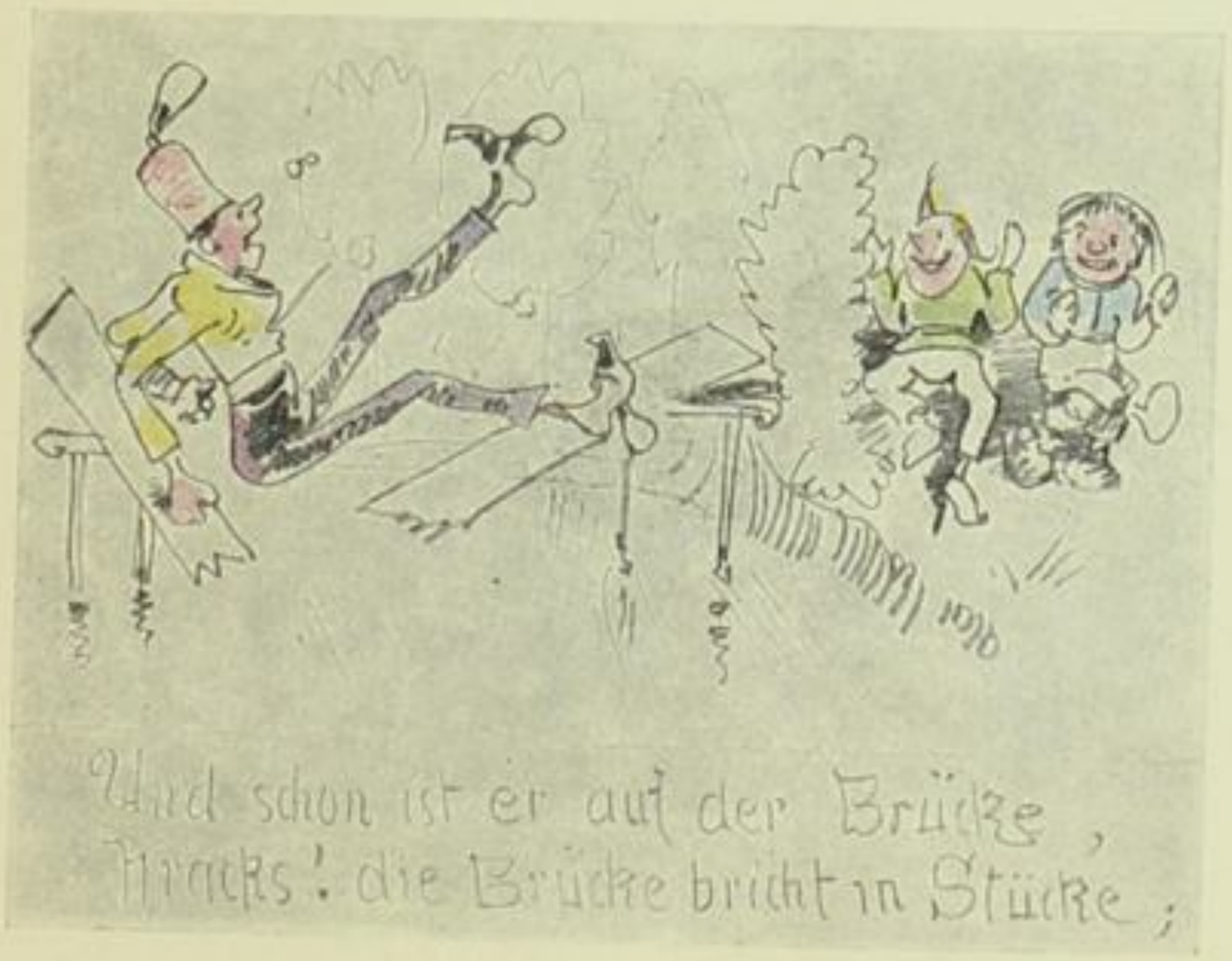
Den ganzen noblen Plunder soll,
Den soll der Teufel holen!!
Ein Leutnant von der Garde hat
Mein Liebchen mir gestohlen.

Du neuer Hut, du neuer Frack,
Ihr müßt ins Pfandhaus wandern.
Ich selber sitz' im Wirtshaus nun
Von einem Tag zum andern.

Ich sitz' und trinke aus Verdruß
Und Ärger manchen Humpen.
Die Lieb', die mich solid gemacht,
Die macht mich nun zum Lumpen.

Und wem das Lied gefallen hat,
Der lasse sich nicht lumpen;
Der mög' dem Lumpen, der es sang,
Zum Dank — 'n Gulden pumpen.

Entwurf zum Titelblatt von „Max und Moritz"



Originalgetreue Nachbildung aus der Handschrift von „Max und Moritz".

Der Grundstock der noch jetzt in Braun & Schneiders Verlag erscheinenden Lustigen Naturgeschichte und Lustigen Botanik von v. Miris (= von mir is') rührt auch von Busch her. Er hatte die anderweit gelieferten Texte: „Populäre

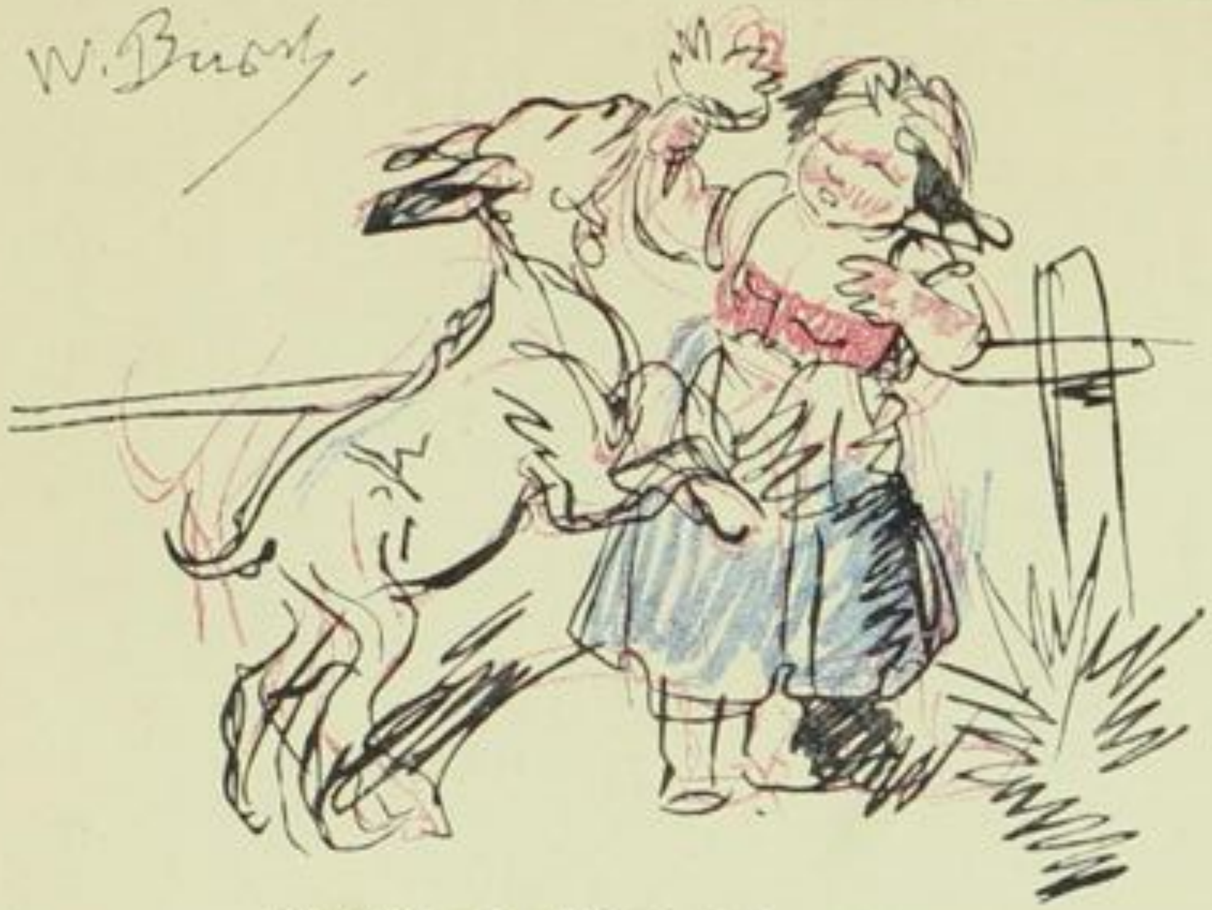
Skizze zu „Stippstörchen" (Sechs Geschichten für Neffen und Nichten).

Vorlesungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte", „Die Schöpfungsgeschichte von einem orthodoxen Berliner", über „Zoologie" und „Tiersprache" illustriert; später hat Franz Bonn, Fürstlich Thurn und Taxisscher Domänenpräsident, die Texte überarbeitet und Oberländer noch einige Illustrationen hinzugefügt. — Erwähnt sei hier gleich noch, daß das „Naturgeschichtliche Alphabet" mit den bekannten, viel zitierten Versen „Der Affe gar possierlich ist" bis zu der „Zwiebel, die des

Da nahm der Bauer Rüppel den dicken harten Knüppel.
Sprach: Danke, lieber Hase und schlug ihn auf die Nase.

Ein Rabe, der spazieren geht, hat ihn mit einem Aug' erspäht.
Er denkt: „Was ist das für ein Käfer?" Und rupft und zupft den kleinen Schläfer.

Originalgetreue Nachbildungen von Bildern aus „Stippstörchen" (Sechs Geschichten für Neffen und Nichten, Seite 4 u. 29) in den Farben des Meisters.



Entwurf zu „Die böse Ziege" (Hernach).

Entwurf zu „Rast im Walde" (Hernach).

Entwurf zu „Rast im Walde" (Hernach).

Entwurf zu „Schnauz" (Hernach).

Schnell läßt er sich an ihrem Faden
vom Baum herunter ohne Schaden.
Juchheia! Hier unten in dem Moos
gehts lustig her und ist was los.

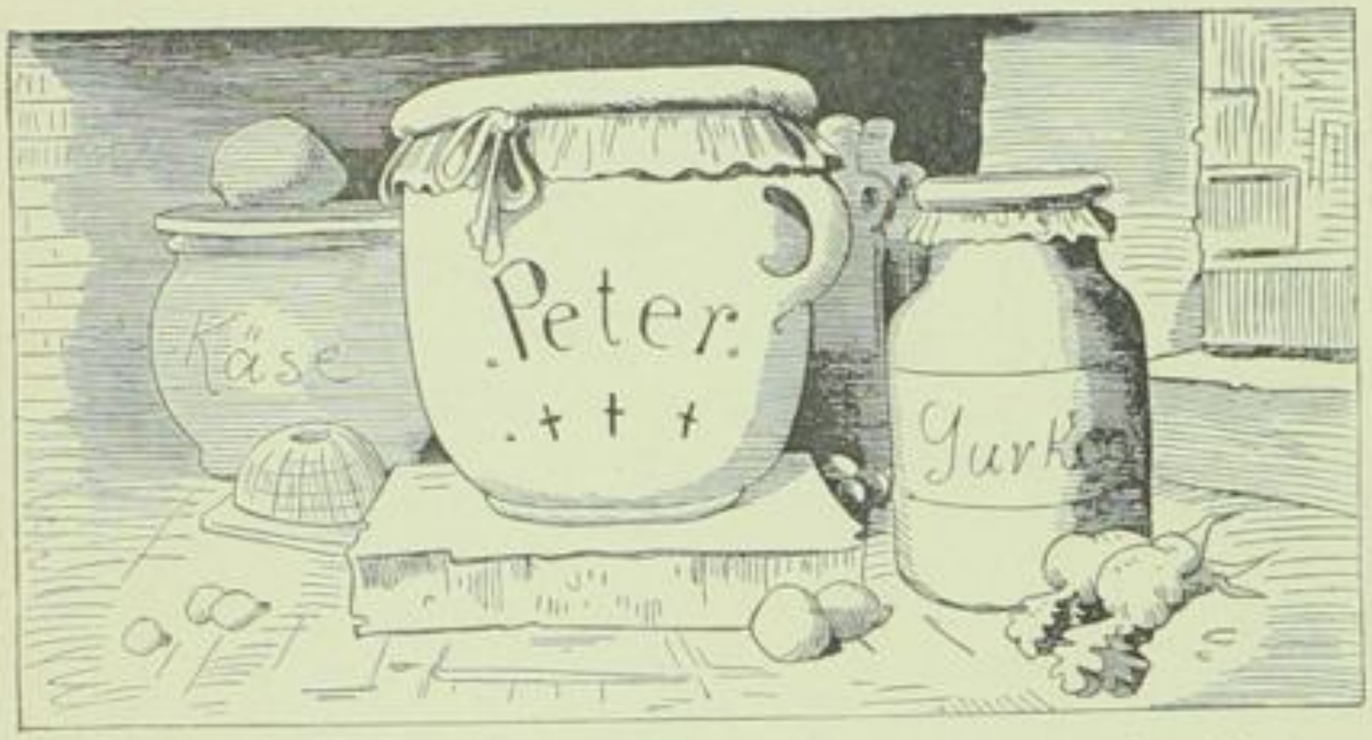
Drei muntre Käfer trinken Meth
von allerbester Qualität.

Originalgetreue Nachbildung eines Bildes aus „Stippstörchen“ (Sechs Geschichten für Neffen und Nichten, Seite 34) in den Farben des Meisters.

Skizzen zu dem Bilderbogen „Vetter Franz auf dem Esel".

Juden Speise" zwar nicht von Wilhelm Busch erfunden ist; die Idee dazu ging von dem Historienmaler Max Adamo aus, der auch ein paar der Reime zuerst angegeben haben mag. Doch rührt das Ganze in der jetzt vorliegenden Fassung mit Bildern und Versen von Wilhelm Busch her.

Außer den schon erwähnten und vielen anderen Bildergeschichten der Fliegenden, die so in die „Bilderbogen" übergingen, hat mein Onkel dafür noch einige besonders gezeichnet, so den ältesten „Die kleinen Honigdiebe" mit Prosatext, „Der kleine Maler", eine Karikatur auf Stöger, „Eugen, der Honigschlecker", letztere später wörtlich in „Schnurrdiburr" übernommen, „Das Rabennest", „Die Rutschpartie" und andere. Einige der Bilderbogen sind ohne Text geblieben, während andere,



Ja ja! In diesem Topf von Stein
Da machte man den Peter ein,

Der, nachdem er anfangs hart,
Später weich wie Butter ward.

in den Fliegenden Blättern zuerst ohne Text erschienen, hier einen solchen erhielten.

Die meisten dieser größeren Beiträge für Fliegende Blätter und Bilderbogen sind, wie das auch von den späteren Werken gilt, durchweg in der Heimat Wiedensahl entstanden und ausgeführt. Für eine ganze Reihe der älteren Sachen liegen die bestimmten Angaben in den Briefen an Kaspar Braun vor, die von Wiedensahl aus geschrieben sind, von wo die auf Papier gezeichneten Entwürfe nach München gesandt und wohin die Holzstöcke erbeten wurden, auf die mein Onkel bis in die Siebziger Jahre die Sachen für den Holzschneider und für den Druck aufzeichnen mußte. Ein erster skizzenhafter Entwurf zu „Vetter Franz auf dem Esel" (Bilderbogen Nr. 472) zeigt deutlich die Entstehung und Gestaltung der Stoffe und die Vorarbeit zu diesen Sachen. (Seite 377).

Die ersten Bilderbücher.

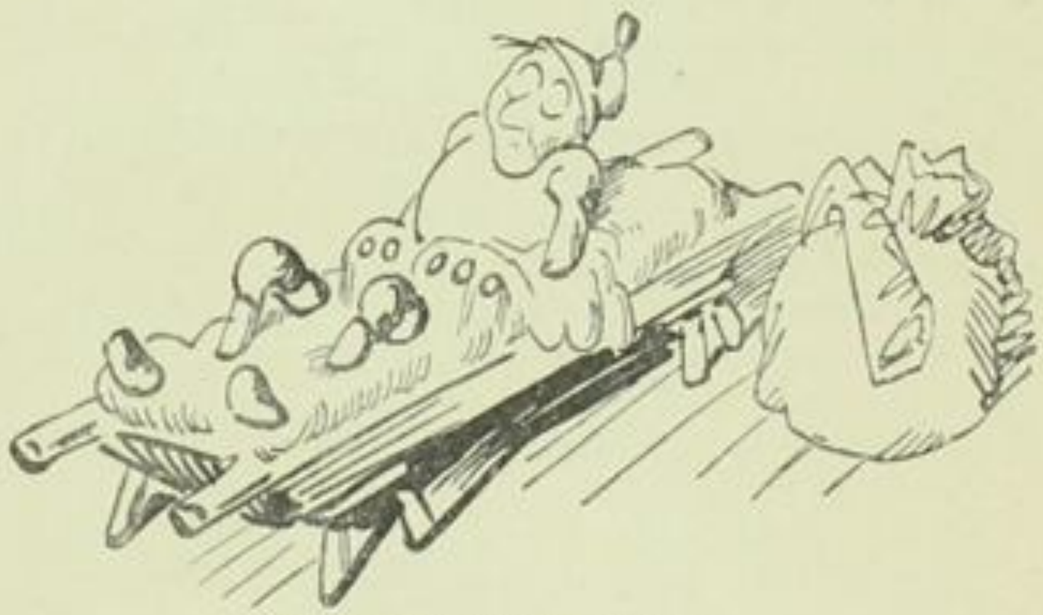
Interessanter als diese Einzelangaben ist die Vorgeschichte von Max und Moritz. Ähnliche größere Arbeiten waren schon vorhergegangen, so 1863 die bereits erwähnte Versuchung des heiligen Antonius, die aber damals so noch nicht veröffentlicht wurde. Dann hatte mein Onkel in Brannenburg Ludwig Richter kennen gelernt, der die dortige Künstlerkolonie auf einer Heimreise aus Italien besuchte. Busch und seine Freunde hatten dem Meister ein Ständchen gebracht. Bei dieser Gelegenheit wird es gewesen sein, daß L. Richter für seinen Sohn, der Verlagsbuchhändler in Dresden war, das zuerst veröffentlichte Erstlingswerk von Wilhelm Busch erwarb, die „Bilderpossen": „Der Eispeter", „Katze und Maus", „Krischan mit der Piepe" und „Hänsel und Grethel", 1864 erschienen. Da sie im Richterschen Verlage garnicht gingen, hat Bassermann sie später mit übernommen, leider aber das nebenstehende köstliche Schlußbild des Eispeters fortgelassen. — Die wenig günstige Aufnahme, die die Bilderpossen beim Publikum fanden, veranlaßte den Verleger Richter, der auch noch den Rat seines Vaters und anderer Autoritäten einholte, das Manuskript von „Max und Moritz", das Wilh. Busch ihm anbot, als ungeeignet zurückzusenden. Am 5. Februar 1865 schickte dieser von Wiedensahl aus die druckfertigen Blätter an Kaspar Braun nach München. Er schreibt dabei: „Mein lieber Herr Braun! Ich schicke Ihnen nun hier die Geschichte von Max und Moritz, die ich zu Nutz und eigenem Plaisir auch gar schön in Farben gesetzt habe, mit der Bitte, das Ding recht freundlich in die Hand zu nehmen und hin und wieder ein wenig zu lächeln. Ich habe mir gedacht, es ließe sich als eine Art kleiner Kinder-Epopöe vielleicht für einige Nummern der Fliegenden Blätter und mit entsprechender Textveränderung auch für die Bilderbögen verwenden." Als Kaspar Braun erfreut und mit günstiger Prophezeiung antwortete, schrieb ihm Busch: „Geben die Götter, daß Ihr freundlich-prophetischer Blick in die Zukunft sich bewahrheiten möge." Max und Moritz ist heute, nachdem es zuerst von Pädagogen heftig angegriffen wurde und auch dem Geschmack des Publikums in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenig zusagte, in über fünfzig Auflagen mit rund

550000 Exemplaren verbreitet. Eine portugiesische in Rio de Janeiro erschienene Ausgabe hat drei, eine englische zwei, eine schwedische und wallonische Ausgabe haben je eine Auflage erlebt. Auch ins Japanische ist Max und Moritz übertragen. Die Kolorierung der Bilder stammt von Wilh. Busch selber, während er „Schnaken und Schnurren" und „Die Bilderbogen" in Braun & Schneiders Verlag, „Hans Huckebein" und „Die kühne Müllerstochter" in Hallbergers Verlag, die jetzt auch koloriert herauskommen, nicht selbst farbig geliefert, auch die Farben nicht angegeben hat; von den bei Bassermann erschienenen Werken, das möge hier gleich hinzugefügt werden, hat Busch nur „Stippstörchen" ganz koloriert (s. S. 374 u. 376); für die farbigen Ausgaben von den „Bilderpossen" und „Der Fuchs, die Drachen" hat er nach Aussage des Verlages die Farben bei einzelnen Blättern für das Ganze angegeben; die Kolorierung der Postkarten sowie der von der Firma Liesegang in Düsseldorf vertriebenen Lichtbilder-Serien rührt nicht vom Autor her. Er hat in der Hauptsache von Anfang bis zu Ende nur schwarz in weiß gezeichnet; einige Blätter in „Hernach" bilden eine geringe Ausnahme von dieser Regel.

Interessante Einblicke in die Arbeitsweise und in die zeichnerische Entwicklung Buschs bietet ein genaues Studium der ältesten Sachen, besonders der Fliegenden Blätter von 1859 an, die jetzt in dem zuverlässigen Sammelband „Kunterbunt III" bei Braun & Schneider

Die Täuschung.

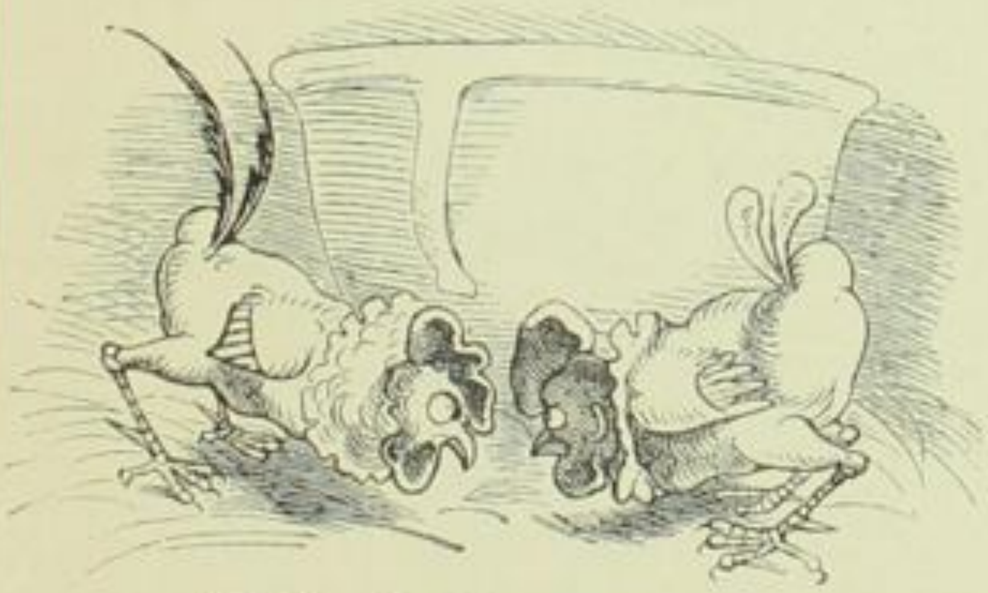
Fliegende Blätter 1859.



Unverzüglich, weil er matt
Sucht er eine Lagerstatt.
Diese kommt ihm sehr gelegen
Um darin der Ruh zu pflegen.

Die Haarbeutel. 1879.

Der Hahnenkampf.

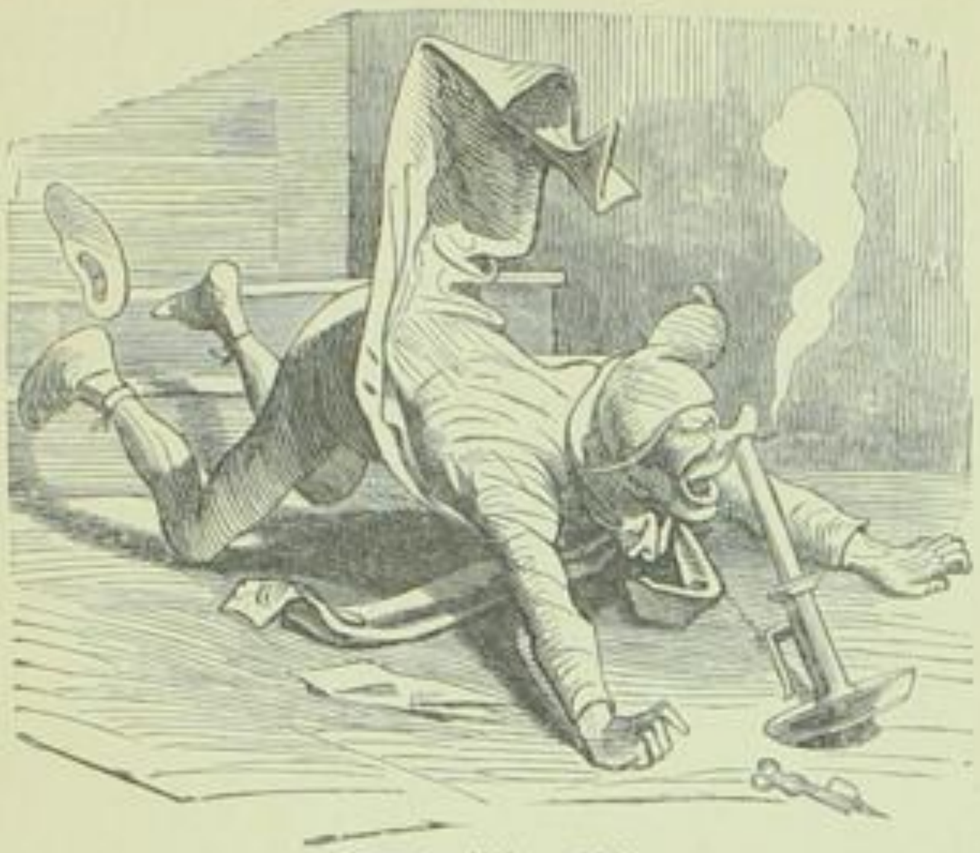


Zum Kampf gerüstet und ganz nah,
So steh'n sie Aug' in Auge da.

Fliegende Blätter 1862.

Farbige Bleifederzeichnung 1895.

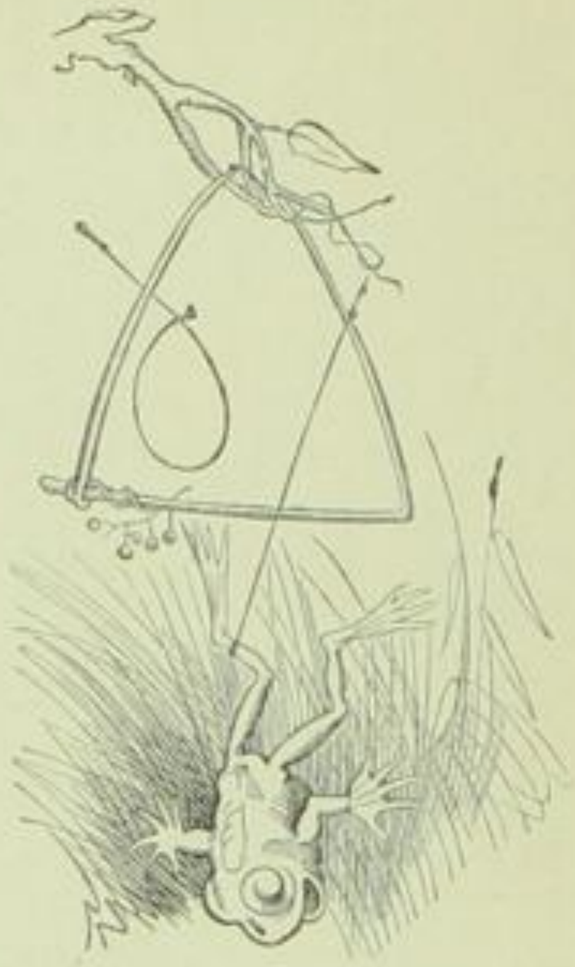
Ein interessanter Fall.



Fliegende Blätter 1860

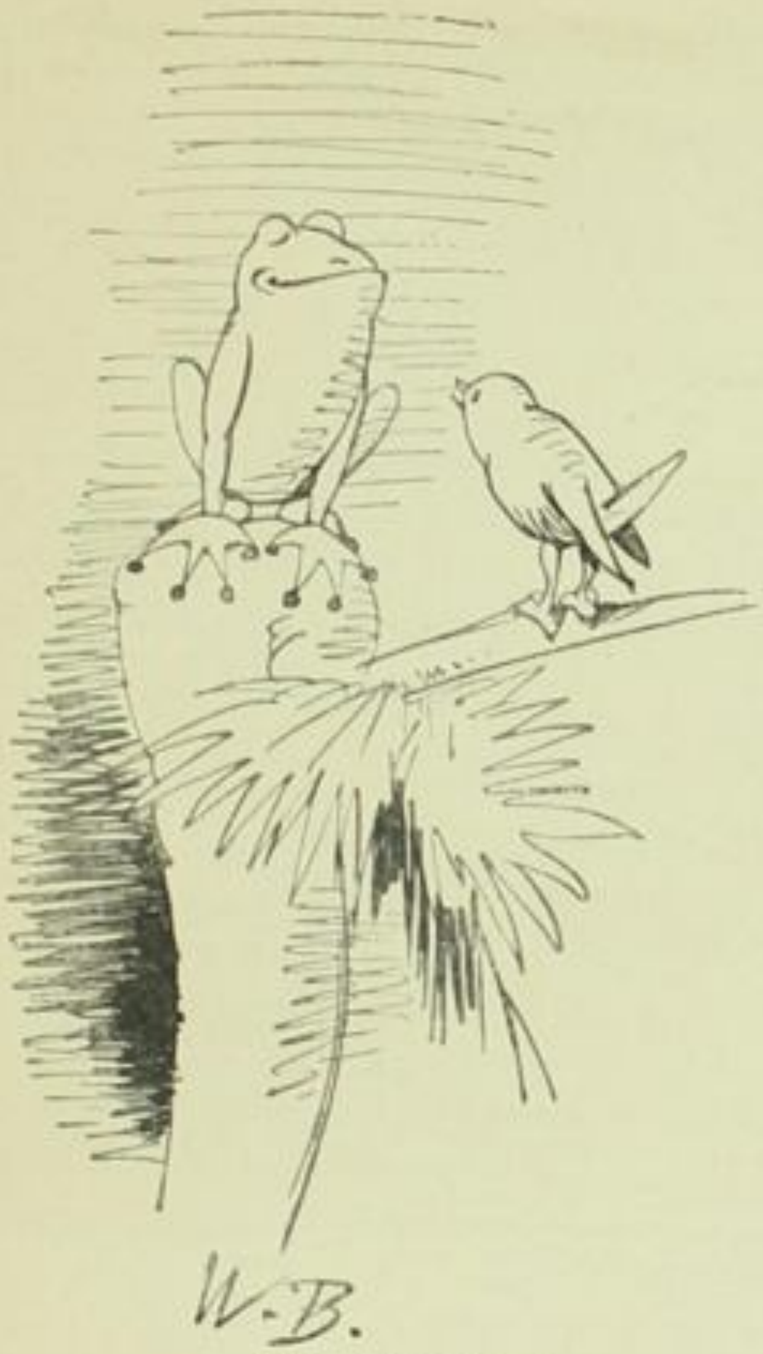
Aus „Hernach".

Trauriges Ende eines Laubfrosches, der auch einmal ein Krammetsvogel hat sein wollen.



Fliegende Blätter 1861.

Aus „Hernach".

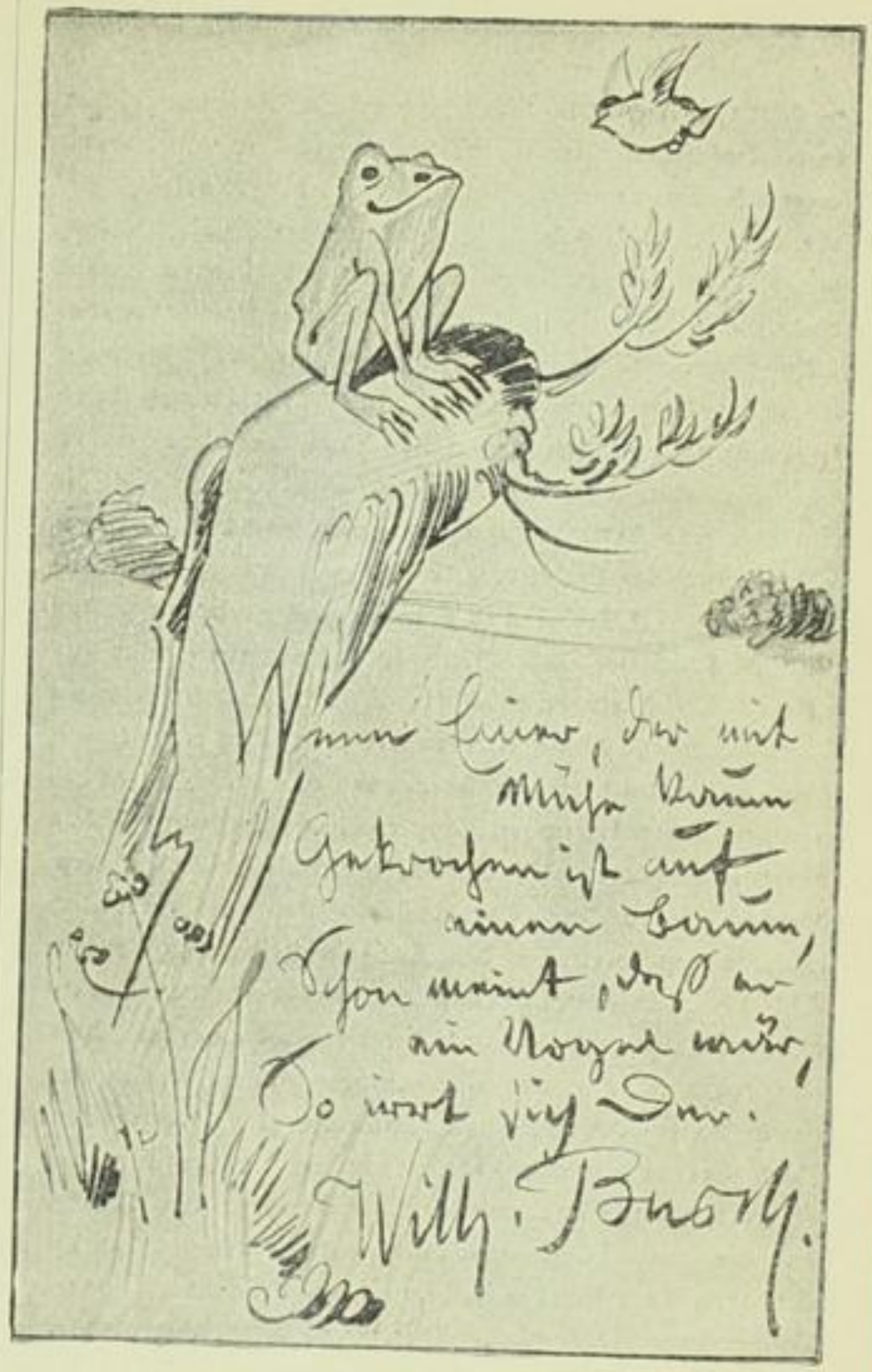


Aus „Hernach".

erschienen sind. Wie man bald, auch ohne daß die Autorschaft durch ein WB immer kenntlich gemacht ist, die charakteristischen Zeichnungen herausfindet, so ist es besonders lehrreich, erste Entwürfe und Blätter in den Fliegenden mit Zeichnungen der späteren Zeit zu vergleichen. Ich möchte das hier nur andeuten und mit wenigen Proben illustrieren. (Seite 379—381.) Eine eingehende Darstellung von berufener Hand könnte noch weitere interessante Belege beibringen.

Braun & Schneider und die Fliegenden Blätter waren bald nicht mehr die einzigen, die Sachen Buschs brachten. Ed. Hallberger in Stuttgart hatte für „Über Land und Meer" „Hans Huckebein", „Das Pusterohr" und „Die kühne Müllerstochter", „Das Bad am Samstag Abend", „Der Schreihals" und für die „Illustrierte Welt" „Die Prise" bekommen, und das „Daheim" brachte 1868 den „Wurstdieb". Hallberger gab die ihm gehörenden Sachen bald in Buchform heraus; Hans Huckebein ist das bekannteste und in etwa 50 Auflagen verbreitet.

In „Über Land und Meer" sollte, wie Busch sich gedacht, auch der aus der „Versuchung" zu einem größeren Werke ausgearbeitete „Heilige Antonius von Padua" erscheinen. Schon 1864, also vor „Max und



Beilage zur Münchener Bazarpost (um 1875).

Moritz", hatte er das druckfertige Manuskript Karl Hallberger angeboten. Doch der hatte nicht den Mut, diese scharfe antiultramontane Satire zu veröffentlichen. Später, 1867, kam er darauf zurück und erbot sich, dem inzwischen persönlich ihm bekannt gewordenen Verfasser einen geeigneten Verleger zu verschaffen. Das war Moritz Schauenburg in Lahr. Busch war damit einverstanden, daß Hallberger die für 500 Taler gekauften Holzstöcke an Schauenburg abtrat. Im Kriegsjahr 1870 zur Ostermesse kam der „Heilige Antonius" heraus. Gleich in Leipzig, wo der Verleger beim Frühschoppen die Druckbogen zeigte, waren die ersten Tausende vergriffen, und so ging es weiter. — So viel ich festgestellt habe, ist entgegen anderen Mitteilungen der „Heilige Antonius" in Bayern nie verboten gewesen,

wohl aber in Rußland und in Österreich. Doch ist auch da seit Jahren das Verbot außer Geltung. Bald nach Erscheinen des Werkes wurde Schauenburg vor dem Badischen Kreis- und Hofgericht in Offenburg wegen Religionsverletzung angeklagt, aber freigesprochen. Es handelte sich dabei vor allem um den Schlußpassus, wo Maria den heiligen Antonius mit seinem treuen Schwein in den Himmel einläßt und die Worte spricht: „Es kommt so manches Schaf hinein, warum nicht auch ein braves Schwein". Nach dem Prozeß blieb in einigen Auflagen dieser Abschnitt fort, doch später ist er wieder unverändert mit abgedruckt. Als die Anklage erhoben war, wandte sich Schauenburg an Busch mit der Bitte, das dem Werk zugrunde liegende urkundliche Material aus katholischen Heiligenlegenden ihm zu schicken. Diese Bitte, so sagte mein Onkel mir gelegentlich, hätte er nicht erfüllen können, da er wohl Anregung aus dem Studium der Legenden empfangen, aber nichts unmittelbar übernommen, auch Züge vom heiligen Antonius von Ägypten auf den von Padua übertragen hätte. Weiter hatte Schauenburg gebeten, daß Busch zu dem Termin in Offenburg persönlich erscheinen möchte. Auf den Rat seines Onkels Justizrat Ebhardt in Hannover ließ er das; denn da er nicht mit angeklagt sei, ihn auch die Verhandlung im „Ausland" Baden gar nichts anginge, machte er sich mit einer Reise dorthin nur unnötige Ungelegenheiten. Doch hat er, wie es scheint in einem ausführlichen Schreiben an Schauenburg, die Tendenz des Werkes und die ganze Darstellung auch gegenüber den unqualifizierbaren Angriffen des Tübinger Ästhetikers Fr. Theodor Vischer begründet und gerechtfertigt; das Konzept hierzu enthält folgende Bemerkungen: „Der Humor vor den Schranken des Gerichts. Wenn das kleine Buch eine Ironie enthält, so geht dieselbe gegen die Darstellung in katholischen Wunderbüchern und ist dadurch veranlaßt. Z. B. findet sich in „Unserer lieben Frauen-Kalender" eine Stelle mit Bild, wo die Maria den frommen Klosterbruder an ihren Brüsten saugen läßt. Diese Übertreibung des Marienkultus ist in dem Büchlein karikiert. Die Person der Maria ist, soweit in meinen Kräften, ideal dargestellt. Jeder Unbefangene muß diese Absicht erkennen und wird nichts Lüsternes finden. „Üppig" sind die Zeichnungen nicht; so könnte man die Darstellungen der großen Meister nennen, die die Gestalten der Heiligen Geschichte mit allen Reizen der Farbe und der Form ausgestattet haben und sie in voller Nacktheit und in der Fülle ihrer geschlechtlichen Schönheit zeigen (Rubens; Cignani; die keusche Susanna in München; Joseph und Potiphars Weib in Dresden; auch Kaulbachs bekannte Szene in Reineke Fuchs). Wer eine gesunde Phantasie hat, wird da nur das Schöne, aber in den kindisch-humoristischen Darstellungen des Büchleins auch nur das Drollige sehen. Das Lächerliche und Wollüstige sind geradezu Gegensätze, und es zeigt sich die Übertriebenheit der Anklage darin, daß sie etwas Tadelnswertes mit Gewalt finden und an den Haaren herbeiziehen will. — Das Büchlein ist nicht anders zu beurtheilen, wie vieles Ähnliche. Der alte Spruch: O, heiliger St. Florian, beschütz mein Haus, zünd andere an! ist eine Infamie, aber jeder weiß, daß es scherzhaft gemeint ist. Wie derb und satirisch sind die Pfaffenmärchen und die Legende, in der Sankt Peter als Bruder Lustig erscheint und von einem Bauern Schläge kriegt. In München soll bis vor nicht langen Jahren ein Bild unter den Bögen gehängt haben, wo Luther mit seiner Kathi auf einer Sau reitet, mit der Unterschrift, er sei da die Bratwurst schuldig geblieben, was das katholische Volk an vielen Orten erzählt." — So sagt Busch in diesen Notizen über die Tendenz und Darstellung des Heiligen Antonius. Daß er dieses Jugendwerk wie die späteren scharfen Satiren gegen ultramontane Hetze und Frömmelei in seinen alten Tagen „bereut" habe, ist mir nie bekannt geworden. Ich wüßte auch nicht, was er hätte bereuen sollen.

Während dieser ersten Münchner Zeit von Mitte der fünfziger bis Mitte der sechziger Jahre war er zwischendurch oft und lange in der hannoverschen Heimat, besonders in Wiedensahl und Lüethorst gewesen. Im gastlichen Pfarrhaus des Onkels Kleine weilten um jene Zeit in den Sommermonaten die Vettern und Cousinen, junge Mädchen, die den Haushalt dort erlernten, Eleven der benachbarten Domäne Hunnesrück, ein lustiges junges Volk, und in diesem Kreis war der „dicke Vetter" einer der unterhaltendsten und geselligsten. Beliebt waren Picknicks im Walde und Kaffeekochen in der Pfarrwiese. Damals war es, wie in der kurzen Selbstbiographie zu lesen ist, daß ihn ein Liebhabertheater im benachbarten Städtchen — Dassel — in den angenehmen Kreis seiner Tätigkeit zog; er hat dafür einige kleine Stücke gedichtet, von denen dies und das noch erhalten ist. Dabei kam die ernste Arbeit nicht zu kurz; vor allem trieb er in jener Zeit gründliche anatomische Studien.

Einige der Gedichte aus dieser und etwas späterer Zeit mögen hier ihre Stelle finden:

Der Geigenseppel*.

März 1860.

Ja ja! sprach meine alte Base
Und kratzte sich bedenklich an der langen Nase,
Ja ja! So ist es! — Bei Musik und Tanz
Da wedelt der Teufel vergnüglich mit dem Schwanz.
Drum geht denn auch bei solchem Teufelsspaß
Ein frommer Christ abseit und denkt sich dies und das
Und freut sich als ein frommer Christ,
Daß der Andre allein des Teufels ist. —
Ja, merk' nur auf und lache nicht
Und hör' vom Geigenseppel die Geschicht. —
Der Geigenseppel war ein lustig Haus,
Lebt in Saus und Braus, jahrein, jahraus,
Und zog als Spielmann von Ort zu Ort;
Bald geigt er hier, bald trank er dort.
So geigt er auch einmal beim Kirchweihfest
Von früh bis spät aufs allerbest
Und trank dazu des Weins genug,
Bis daß die Glocke zwölfe schlug;
Nachdem so trank er noch ein Glas
Und zog dann seine Straße fürbaß.
Der Geigenseppel kam alsbald
In einen Wald,
Der war so dicht,
Man sah den Mond und die Sterne nicht;
Auch munkelte man so allerlei,
Daß es da drinnen gar nicht eben geheuer sei.
Ein Weilchen ging nun das Ding recht gut.
Der Geigenseppel trabte mit gutem Muth
Durch Dick und Dünn, über Stein und Stock;
Hier faßt ihn ein dürrer Ast am Rock,
Dort kratzt ihn ein Dorn
Und auf einmal — hat er ganz den Weg verlorn.
„Das halte der Teufel länger aus!
„Da wollt ich schon lieber, ich wär zu Haus,
„Oder daß ich ein gutes Wirthshaus fänd."
„Kreuz — Himmel — Teufel — Sappermentl!"
So fluchte der Geigenseppel und sakramentirte,
Bis ihm ein seltsam Ding passirte. —
Es war ihm auf einmal und kam ihm vor,
Als klänge Musik zu seinem Ohr;
Und als er sich Bahn durch die Zweige brach,
Klang's näher und näher allgemach
Und klang so fremd und sonderbar —
Und plötzlich — stand da hell und klar
Ein mächtig großes Schloß im Mondenschein.
„Hei! dachte der Geigenseppel, da geh' ich hinein
„Denn da drinnen, scheint mir, geht's lustig her."
Gedacht, gethan; er quält sich nicht sehr,
Er tritt durch das Thor, er schlüpft in den Saal;
Da brannten die Kerzen wohl tausend an der Zahl.
Potz Blitz! War das eine Pracht!
Alles und alles war aus purem Gold gemacht.
Aber am meisten thäten ihn doch erbauen
Die vielen wunderschönen Frauen,
Die gar so seltsam und wild und eigen,
Hinauf und hinunter sich schwangen im Reigen,
Derweilen sieben alte schwarze Katzen,
Die Geigen strichen mit den Tatzen.
Hu! War das ein Gekratz und ein Gequiek!
Eine wahre Teufelskatzenmusik.
Dem Geigenseppel wurden die Ohren ganz lang.
Er sehnte sich nach einem guten Trank
Und blickte verstohlen hin und her,
Ob da nicht irgendwo etwas zu trinken wär.
Da trat zu ihm eine Frau gar hold,
Die reicht ihm einen Becher von Gold
Gefüllt zum Rand mit rothem Wein;
Sie lacht ihn an, sie grüßt ihn fein
Und sprach: „Ei, Geigenseppel, bist' auch hier?
„Da trink und spiel uns ein lustig Stücklein für!"
Der Geigenseppel, gar nicht blöd',
Alsbald den Becher leeren thät;
Und schob ihn dann, als müßt es grad so sein,
Gemächlich in seinen Kanzen hinein. —
Nachdem, als zu End' der Katzenchor,
Zog der Geigenseppel seine Geige hervor.
Juchhei! Wie flogen so lustig und munter
Die Tänzer im Saale hinauf und hinunter,
Hinauf und hinunter im wogenden Reigen,
Sie tanzten so seltsam, so wild und so eigen.
Da that der Geigenseppel den letzten Strich. —
Und wieder trat zu ihm und verneigte sich
Die schöne Frau und reicht' ihm dar
Eine Geige, die ganz von blankem Golde war.
„Die Geige von Gold, so sprach sie, schenk ich Dir,
„Spielst Du uns noch ein lustig Stücklein für."
Der Geigenseppel bedacht' sich nicht eben lang',
Er nahm die Geige von Golde blank,
Die alte aber warf er keck
Beiseit' ins Eck.

* Hier zum ersten Male veröffentlicht.

Ei, wie das klang!
Als der Geigenseppel jetzt den Bogen schwang,
So wild, so zaubervoll;
Die Tänzer rasten dahin wie toll —
Und als er den letzten Strich gethan,
Sah wieder ihn die schöne Frau so schmachtend an
Und sprach: „Was Du begehrst, ich gewähr' es Dir,
„Spielst Du uns noch ein lustig Stücklein für."
„„Gern, rief er, geigt' ich bis zum Morgenschein,
„„Dürft' ich, Du Holde, dann Dein Liebster sein!""
— Sie reicht ihm ihre Hand, sie nickt ihm zu. —
Da war's geschehn um seines Herzens Ruh.
Wild und immer wilder strich er seine Geigen;
Die Tänzer, sie flogen im wogenden Reigen;
Die Augen verglühten, die Wangen verblaßten,
Doch immer noch wollen die Tänzer nicht rasten; —
Schon flimmern die Kerzen matt und flau,
Schon scheint durch die Fenster der Morgen grau —
Da hörte man von fern die Hähne kräh'n. —
Und wie die Nebel vor dem Morgenwind verwehn,
So war zerstoben und verpufft,
Husch, husch! Zu lauter Nebelduft
Das ganze lustige Hexengesindel. —
Den Geigenseppel packte der Schwindel
Und eh' er's versah
Lag er rücklings am Boden da.

— — — — — — — — — — — — — — —

— Es war am Morgen, die Luft war grau und trüb,
Als sich der Geigenseppel die Augen rieb,
Und da, o weh! kam's an den Tag,
Daß er unter dem hellichten Galgen lag. —
Die ganze Herrlichkeit, die kehrte sich in Verdruß;
Der Becher war ein alter Pferdefuß,
Und statt der Geigen, von Golde ganz,
Hielt er eine todte Katz' am Schwanz;
Und als er endlich mit Weh und Ach
Hinunter ins Städtlein hinkte allgemach,
Da schaut gleich aus dem ersten Haus
Ein uraltes Weib heraus,
Die rief: „Ho! Geigenseppel; wohin, woher?
„Kennst du dein Liebchen von heut' Nacht
nicht mehr?!
„Hoho! Du Falscher! Ist das der Brauch?!
„Du versprachst mich zu lieben, nun halt es auch!"
Der Geigenseppel aber hat sich schnell bei Seit' gedruckt
Und dreimal herzhaft ausgespuckt. — —
„Da sieht nun Jeder wohl ganz klar,
„Daß hier der Teufel im Spiele war.
„Drum hüthe dich! . . .
So sprach meine alte Base — und schneuzte sich.

Zum Neujahr.

Bald, so wird es Zwölfe schlagen.
Prost Neujahr! wird mancher sagen;
Aber mancher ohne rren!
Denn es gibt vergnügte Herren.
Auch ich selbst, auf meinen Wunsch
Mache mir ein wenig Punsch. —

Wie ich nun allhier so sitze
Bei des Ofens milder Hitze,
Angethan den Rock der Ruhe
Und die schön verzierten Schuhe,
Und entlocke meiner Pfeife
Langgedehnte Wolkenstreife;
Da spricht Mancher wohl entschieden:
Dieser Mensch ist recht zufrieden!
Leider muß ich, dem entgegen,
Schüttelnd meinen Kopf bewegen. —
Schmerzend lüfte ich das Glas.
(Ach wie schön bekömmt mir das.) —

Sonsten, wie erfreulich war es,
Wenn man so am Schluß des Jahres,
Oder in des Jahres Mitten,
Zum bewußten Schrein geschritten
Und in süßem Traum verloren
Emsig den Coupon geschoren;
Aber itzo auf die Scheere
Sickert eine Trauerzähre,
Während dem der Unterkiefer
Tiefer sinkt und immer tiefer. —
Traurig leere ich das Glas
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —

Henriette, dieser Name
Füllt mich auch mit tiefem Grame.
Die ich einst in leichten Stoffen
Herzbeklemmend angetroffen
Nachts auf dem Kasinoballe;
Sie, die später auf dem Walle
Beim Zielwiet der Philomele
Meine unruhvolle Seele
Hochbeglückt und tiefbeseligt,
Sie ist anderweit verehlicht,

Ist im Standesamtsregister
Aufnotiret als Frau Pfister,
Und es wird davon gesprochen
Nächstens käme sie in Wochen. —
Grollend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergnüglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuscheiden,
Daß die Denkungskraft entschwindet,
Daß man sich so todt befindet,
Und es sprechen dann die Braven:
Siehe da, er ist entschlafen;
Und sie ziehn gelind und lose
Aus der Weste oder Hose
Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, obschon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden. —
Schaudernd leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —

Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duft zertheilen?
Oder wird das alte Streben,
Hübsche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen,
Oder in Behindrungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag ich angstbeklommen,
Da denn gar nicht hinter kommen?
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen,
Die ihr längst die ew'ge Sonne
Treu verspundet in der Tonne;
Überschüttet mich mit Klarheit! —
Doch vor allem hoff ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er, beim warmen Ofen,
Als der Pfiffigste von allen,
Fängt das Licht in Mäusefallen. —
Prost Neujahr! — Und noch ein Glas.
(Ei, wie schön bekömmt mir das!).

Uh! Mir wird so wohl und helle.
Himmel, Sterne, Meereswelle,
Weiße Möven, goldne Schiffe;
Selig schwanken die Be—jiffe,
Und ich tauche in das Bette
Mit dem Seufzer: Hen—i—jette!

Die Uhren.

Ein Sylvestercarmen.

Es ist Sylvester. Eine schlichte Bowle,
Von kluger Hand bereitet, schmückt den Tisch. —
Man war bei Piepenbrinks. Herr Piepenbrink,
Frau Piepenbrink und deren Fritz und Julchen,
Welch letztre beiden heute auch noch auf,
Herr Küster Klöppel, treubewährt im Amte,
Apotheker Mickefett, den diese Gegend
Von wegen seiner Pillen höchlich pries —
Dies waren die Personen, welche hier
Zum frohen Jahresschlusse sich versammelt. —
Darüber ist man einig, puncto Zwölf
Ein kräftig Prostneujahr sich zuzurufen,
Worauf getrost das Glas zu leeren sei.
„Nun aber", spricht Herr Klöppel mit Bedacht,
„Nun aber ist die Frage: Welche Uhr
Soll diesen schönen Augenblick verkünden?"
„Die beste Uhr", ruft Fritz ein wenig hastig,
„Von allen Uhren ist die Sonnenuhr."
„Ja wohl, mein Sohn!" erwidert Klöppel sanft,
„Die Sonne ist ein pünktlich Element,
Was mit der Dunkelniß von hinnen scheidet.
Insofern kommt sie hier nicht in Betracht.
Dagegen schlag ich unsre Thurmuhr vor!"
Hier lächelt Mickefett verschmitzt und spricht:
„Die Geistlichkeit in Ehren! Doch man sagt,
Ein traulich später Trunk am Samstagabend
Wirkt zögernd auf die Sonntagmorgenglocke."
Herr Klöppel schweigt; denn mild ist sein Charakter. —
Nun zieht aus ihres Busens Vorderfalte
Frau Piepenbrink bescheidentlich die Uhr.
Doch Piepenbrink ruft gleich: „Ich bitte dich,
Laß doch die Uhr im Stall. Fast alle Monat
Muß ich das Dings da repariren lassen."
„Nun, nun", spricht sie, „sei nur nicht gleich so rauh!
Ist's doch für uns ein lieblich Angedenken
An jene Zeit, da du mir Treue schwurst."
„Ahem!" macht Piepenbrink und schaut ins Glas.
„Ach!" seufzt das Julchen, „wie entzückend schön

Wär' doch so eine Dose, die so Stücke spielt."
„Sehr wahr, mein liebes Kind!" entgegnet Klöppel.
Bewundernswerth ist solch ein Kunstgetriebe,
Und gern belauscht man seine Melodien;
Nur lehrt es uns vielmehr die Zeit vergessen,
Statt sie zu schätzen, wie's die Pflicht der Uhr.
Insofern kommt das hier nicht in Betracht."
Jetzt wird der Fritz schon wieder laut: „Ja, aber
Beim reichen Schrepper die Pendüle, die . . ."
„Pst," fällt ihm Mickefett sogleich ins Wort
„Das ist 'ne böse Uhr, die nur die Dauer
Des Wehs im Zeh bemißt, die Stunden schlägt,
Wo's Pulver einzunehmen, welche ewig
Eintönig raunt: Flick, Flack, die Aktien fallen. —
Da muß ich meine Taschenuhr hier loben
Sie ist von einem überseeschen Pathen . . . ."
„Insofern", meint Herr Klöppel . . . . „Bitte sehr",
Fährt jener fort, sie ist durchaus von Gold."
„Insofern", meint Herr Klöppel ernst und kühl,
„Insofern kommt sie hier nicht in Betracht."
„Und", fährt Herr Mickefett gelassen fort,
„Und richtig geht sie. Diesen letzten Herbst
Bin ich mit Munkel dem Kaplan in Straßburg.
Wir hatten gut gelebt; in jeder Hinsicht.
Das Geld war alle, und so wollten wir
Denselben Abend spät noch weiter machen.
Wir stehn so vor dem Münster. Salbungsvoll
Hub Munkel an und sprach: „„Geliebter Freund!
Im Angesichte dieses hohen Tempels
Ermahn' ich nochmals dringend Dich, kehr' um!
O, kehre wieder in den weichen Schoß
Der heil'gen Mutter Kirche und vertraue
Dich ihrer altbewährten Führung an!""
Ich ziehe meine Uhr und sage: „„Munkel,
Es ist ein Viertel Zwölf; wir müssen eilen,
Wofern wir nicht den Zug verpassen wollen.""
Indem so schlägt die Münsterglocke Elf. —
„„Du hörst es!"" sagt er: „„Hat noch lange Zeit.""
Na gut, wir bummeln endlich so lala
Zum Bahnhof. Richtig. Tüht! Dort saust er hin!
Freudlos wär' uns die Nacht vergangen, hätt' ich
Dem Herbergsvater nicht die Uhr gereicht.
Seitdem vertrau' ich keiner Kirchenglocke.
Und wenn die Engel selbst vom Thurme bliesen,
Ich richte mich nach meiner Taschenuhr." —
Nun aber nimmt Herr Piepenbrink das Wort:
„Ich lobe mir", so spricht er, „jene Alte,
Die dorten in der Ecke ticktack macht.
Pünktlich um Sieben Morgens weckt sie uns.
Um Achte mahnt sie Fritzen an die Schule.
Zwölfmal mit freud'gem Klang allmittaglich
Ruft sie zu Tisch, und Jeder folgt ihr gern.
Getreulich zählt sie meiner lieben Frau
Beim Eierkochen die Minuten ab.
Was mich betrifft, so sorgt sie stets dafür,
Daß ich die Zeit des Clubs niemals verfehle.
Und ist die Ruhestunde dann erschienen,
Gewissenhaft um Zehne schlägt sie Zehn.
So machte sie's gar manches liebe Jahr,
Und keine Seele dachte was dabei,
Und keiner wußte, wie so gut sie war,
Bis daß sie eines Morgens stille stand.
Da wußte man's." — „Ach Gott", fiel Klöppel ein,
„So geht's mit mancher stillbescheidnen Treue.
Allein insofern ....." Baum! Da tönt es ernst
Vom nahen Thurme Zwölf, und Prostneujahr!
Ruft jeder klangvoll ausgehöhlte Mund
Und leert das Glas. (Zuerst ist Klöppel fertig).
Hierauf zieht Mutter Piepenbrink die Uhr
Bescheiden aus des Mieders warmer Spalte.
„Jetzt ist es Zwölf auf meiner!" ruft sie froh;
Und wieder folgt ein kräftig Prostneujahr!
„Und jetzt nach meiner!" schreit Herr Mickefett,
Und nochmals schallt der festlichfrohe Gruß,
Und nochmals beugt sich Jeder gern nach hinten,
Um so das neu gefüllte Glas zu leeren.
(Herr Mickefett thut's zweimal hinter'nander.)
Kaum ist's vollbracht, so fängt es in der alten
Höchst ehrenwerten Wand- und Ticktackuhr
Zu schnurren an und bemm! und also fort
Dröhnt sie des Jahres letzte Stunde her.
— „Hurrah und Prostneujahr!" das klang
mal schön.
Herr Klöppel hält den Ton noch lange aus. —
Fritz trank zu hastig; drum so muß er auch
Sehr heftig durch die Nase husten, welches
Mama und Julchen recht ins Lachen brachte.
Jedoch der biedre Vater Piepenbrink,
Der sanfte Klöppel, Mickefett, der schlaue,
Die tranken kreuzweis ew'ge Brüderschaft.
So war man froh nach ganz verschiednen Uhren,
Schlief selig dann in ganz verschiednen Betten,
(Der Vater und die Mutter ausgenommen)
Und ging des andern Tages, warm bekleidet,
Mit leichtem Schädelbrummen in die Messe.
(Herr Mickefett natürlich ausgenommen.
Der kramt in der Butike und bereitet,
Verdrießlich, doch mit Sorgfalt, einen Bittern).

Romanze vom nützlichen Soldaten.

Rieke näht auf die Maschine
Nischke ist bei's Militär,
Dennoch aber ließ sie ihne
Niemals nahe bei sich her.

Wozu, fragte sie verächtlich,
Wozu hilft mich der Soldat,
Wenn man bloß durch ihn hauptsächlich
So viel hohe Steuern hat? —

Einstmals ging sie in das Holze,
Nischke wollte gerne mit;
Aber nein, partu nicht wollt se,
Daß er ihr dahin beglitt.

Plötzlich springt aus das Gebüsche
Auf ihr zu ein alter Strolch;
Stiere Augen, wie die Fische,
Kalte Hände, wie der Molch.

Kunter, schreit er, mit die Kleider,
Denn Sie lebt in Überfluß,
Da ich ein Fabrikarbeiter,
Der sich was verdienen muß.

Weinend fällt das Kleid und Röckchen,
Zitternd löst sich der Turnür,
Nur ein kurzes Unterglöckchen
Schützt vor Scham und Kälte ihr.

Bauz! da fällt ein Schuß mit Schroten.
Fluchend lauft der Vagabund
Mit verletztem Hosenboden
In des Waldes Hintergrund.

Das that Nischke, der trotz allen
Rieken heimlich nachgeschleicht,
Die sich unter Dankeslallen
Jetzt um seinen Hals verzweigt.

O, ihr Mädchens, laßt euch rathen,
Ehrt und liebet den Soldat;
Weil er sonst vor seine Thaten
Nicht viel zu verzehren hat.

Die Bremer Stadtmusikanten.
(Bleistiftzeichnung.)

Frankfurt.

Mitte der Sechziger Jahre war Dr. Otto Busch, ein jüngerer Bruder Wilhelms, Erzieher in der Familie des Bankiers Keßler in Frankfurt a. Main geworden. Das wurde der Anlaß, daß auch Wilhelm Busch dort längeren Aufenthalt nahm, daß ihn, wie er gelegentlich an Kaspar Braun schreibt, für die nächsten Jahre die Mainlinie von München fernhielt. Der Bruder Otto war kundiger Ausleger und begeisterter Anhänger Schopenhauers, und die beiden vertieften sich zusammen in die philosophischen Probleme jener Zeit. Wie Wilhelm Busch in der Schopenhauerschen Gedankenwelt zu Hause geblieben ist und diese philosophische Form bis zuletzt beibehalten hat, auch als er längst einen anderen Inhalt seiner Welt- und Lebensanschauung gewonnen hatte, das wird dem kundigen Leser seiner Schriften bekannt sein und in anderem Zusammenhang noch erörtert werden. Im Jahre 1867 besuchte er seinen Bruder zum erstenmal in der Keßlerschen Familie und dehnte seine Besuche dort länger und länger aus. 1869 war er ein ganzes Jahr in Frankfurt, wohnte in der gerade leerstehenden Kutscherwohnung im Hinterhaus der Villa an der Bockenheimer Landstraße und hatte zeitweise auch ein eigenes Atelier und eine eigene Wirtschaft. Von seiner Haushälterin Marie erzählte er noch gern; sie gehörte einer Sekte an und wäre deshalb besonders brav und ordentlich gewesen. Bei einem Umzuge hatte sie ihm ein Neues Testament zwischen seine Sachen gelegt; wie er scherzend sagte: „Sie dachte wohl, es könnte dem alten Jungen nicht schaden." Bis zuletzt hat er das Büchlein benutzt.

Frankfurt. 1869.

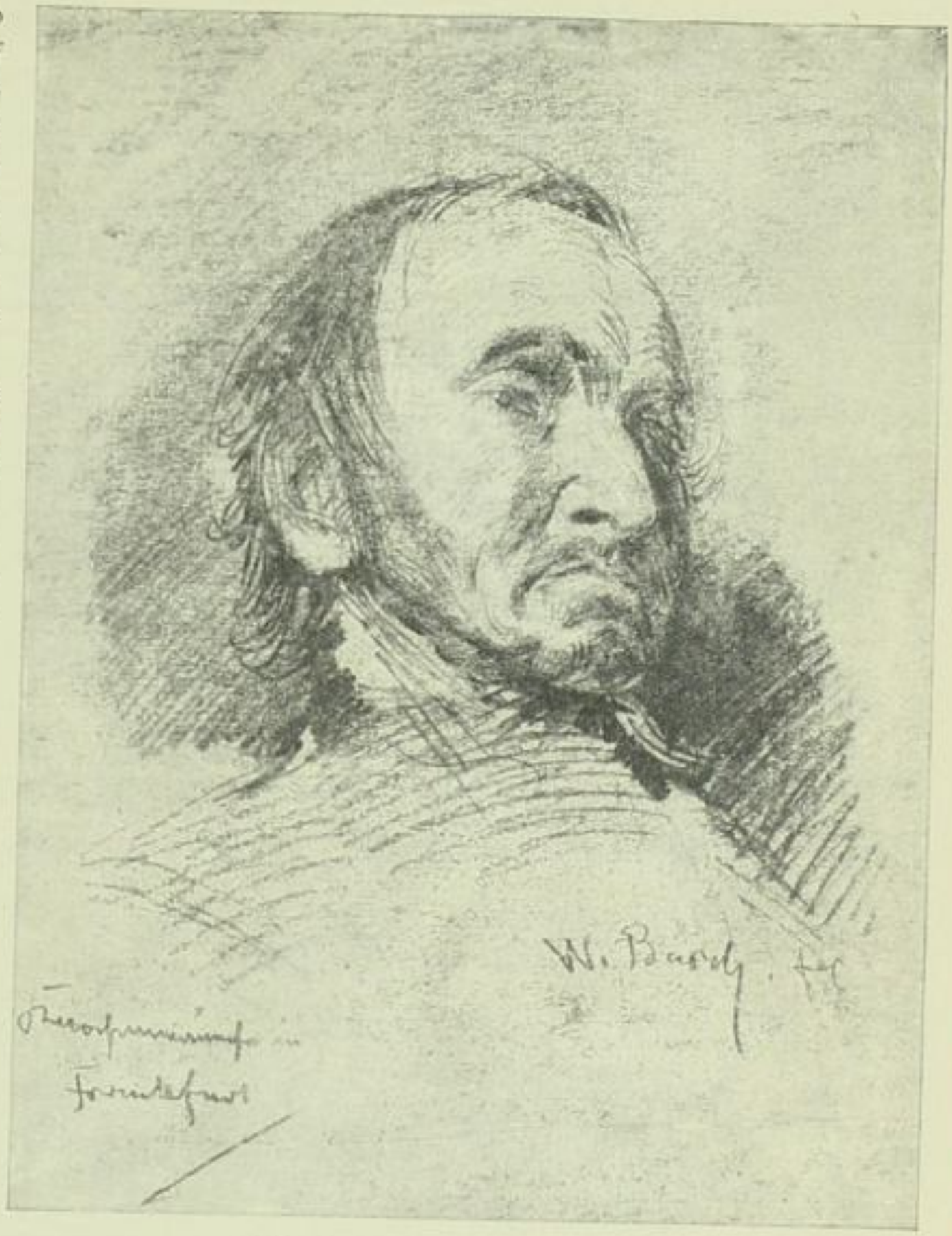
In der Frankfurter Zeit entstanden die auf Veranlassung des Verlegers Grote begonnenen „Bilder zur Jobsiade", ursprünglich als eine zeitgemäße Neu-

illustration des Kortümschen Werkes und als ein Band von Grotes Illustrierten Klassikerausgaben gedacht. Später, als Grote die Sache fallen ließ, sind sie mit eigenen Versen von Wilhelm Busch versehen und zugleich mit der auch in Frankfurt geschaffenen Frommen Helene herausgegeben, und zwar bei dem Jungmünchner Freunde Bassermann, der inzwischen in Heidelberg das väterliche Verlagsgeschäft übernommen hatte, das später nach München verlegt wurde. Von Frankfurt aus war Busch öfter und länger in Heidelberg zu Besuch und mit Bassermann zusammen manchmal als Gast bei dem Pfarrer Schmetzer, dem Freunde Scheffels, in dem neckaraufwärts gelegenen Ziegelhausen. Das eigentliche Standquartier jener Zeit aber blieb Frankfurt.

Zum Dank für die dort oft und lange genossene Gastfreundschaft schuf er, nachdem er sich schon früher in Bildhauerarbeiten versucht hatte, eine lebensgroße Büste der Frau Keßler und neben trefflichen Ölbildern als besonders eigenartiges und wertvolles Geschenk eine in Mönchsmanier mit Initialen und Aquarellen geschmückte Prachtausgabe des Heiligen Antonius auf Pergament.

An dem Künstlerleben Frankfurts beteiligten sich die beiden Brüder Busch in reger Weise, in lebhaftem Verkehr mit den Malern Burger, Klimsch, dem Bildhauer Schürholz, dem Kunsthändler Günther u. a. Für die von W. Kaulen und dem Frankfurter Lokaldichter Fr. Stoltze anstelle der 1866 unterdrückten alten „Frankfurter Laterne" neu herauszugebende „Deutsche Laterne", ein politisch-satirisches Wochenblatt, suchte Kaulen auch den ihm bekannten Wilhelm Busch zu gewinnen. Dieser zeichnete für die Probenummer, über die das Unternehmen nicht weit hinauskam, den Scherz „Wie man Napoliums macht", der später in Dideldum als „Anleitung zu historischen Porträts" aufgenommen wurde und noch ein paar kleine Sachen. Daß aber Busch für dieses Unternehmen seine ständige Mitarbeiterschaft zugesagt hätte, wie gelegentlich behauptet ist, muß bezweifelt werden. Denn authentisch ist seine Abneigung gegen eine derartige Verpflichtung für eine humoristische Zeitschrift: „Die ist wie ein gefräßiges Ungeheuer, das immer und regelmäßig gefüttert sein will. Erst gibt man ihm die besten nahrhaftesten Speisen, ja Delikatessen; nach und nach zwingt einen das nimmersatte Vieh dazu, in den zugeworfenen Brocken immer weniger wählerisch zu werden, bis man zu faulem stinkigen Fleisch und leeren Wurstschläuchen kommt. Die Bücher kann ich machen, wenn ich Lust habe und mir was einfällt."

Nachdem die Geselligkeit in Frankfurt mit dem stillen Aufenthalt in Wiedensahl vertauscht war und der Verkehr mit der Keßlerschen Familie nach dem 1879 erfolgten Tode des Bruders Otto zeitweise ganz aufgehört hatte, ist Busch dann später jedes Jahr wieder dorthin gereist und bis zum letzten Sommer

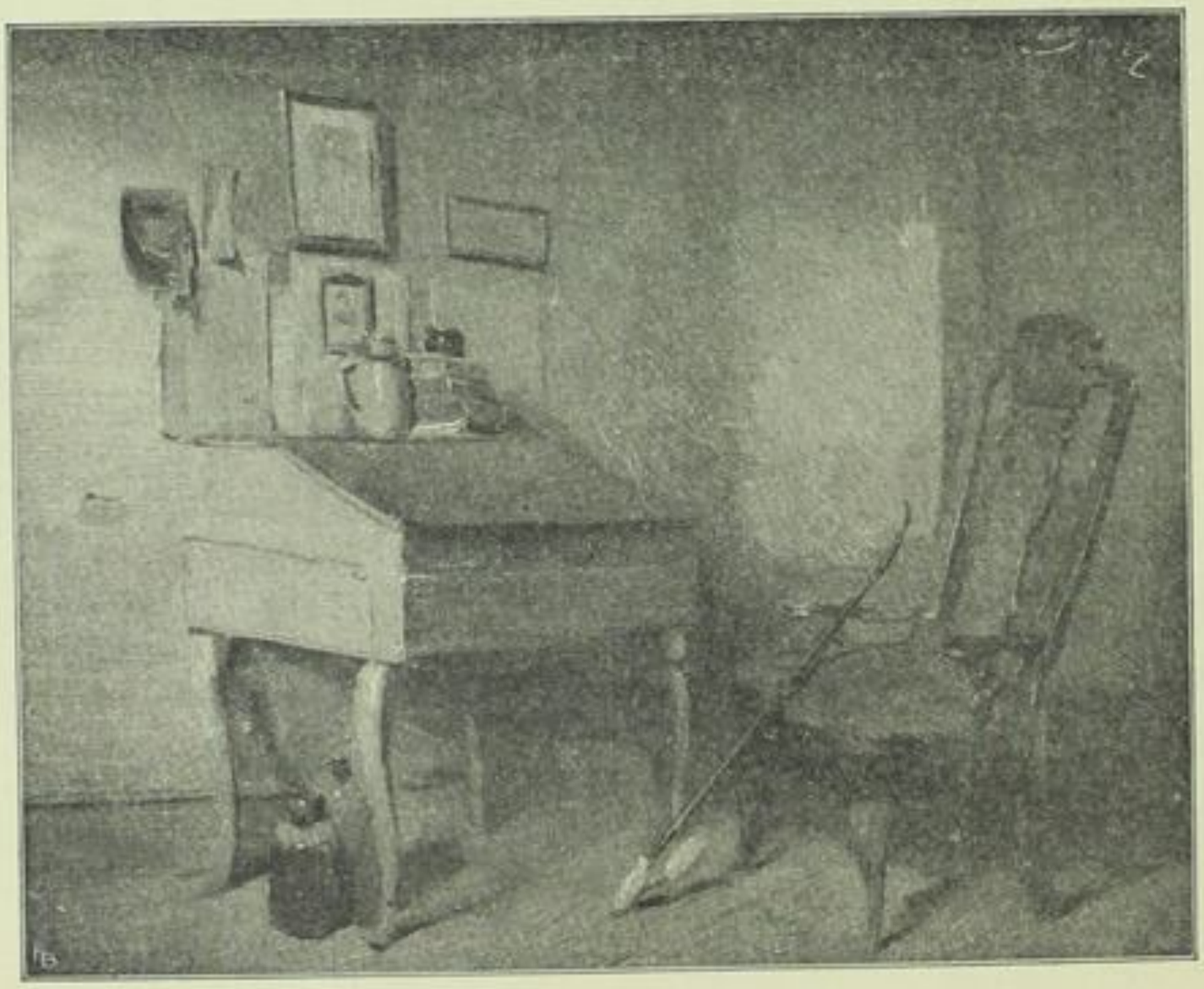


Kohlezeichnung aus der Frankfurter Zeit.

vor seinem Tode oft und gerne bei den Freunden in Frankfurt gewesen. Als er Anfang der Siebziger Jahre Atelier und eigene Wirtschaft, die er dort gehabt, aufgab und Möbel, Atelliereinrichtung u. drgl. nach Wiedensahl in mein Elternhaus schickte, bereitete sich die Periode seines Lebens vor, die ihn dem Fernerstehenden als Einsiedler und Sonderling erscheinen läßt; für uns sind das die reichsten Jahre im beständigen Verkehr mit ihm geworden. Als ich ein kleiner Junge war, bezog er die nach dem Garten zu gelegenen oberen Eckzimmer im Pfarrhaus, wo seine Schwester, unsere Mutter, seit 15 Jahren als Hausfrau waltete. Früher war er natürlich bei Besuchen in der Heimat stets im Elternhause eingekehrt, auch nachdem der

jüngere Bruder Adolf das elterliche Geschäft übernommen und sich verheiratet hatte. Aber dort war für ihn mit dem Tode der Eltern eine zu schmerzlich empfundene Veränderung eingetreten. Der Vater war schon 1868 gestorben; die Mutter starb 1870. Ihr gilt das ergreifende Schlußgedicht in der „Kritik des Herzens“:

O du, die mir die Liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr.
So manches Jahr, da ich allein,
Du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
So tritt zu mir dein treues Bild.
Dein treues Bild, was ich auch thu,
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Thun,
Du hast mir einst so oft verziehn,
Verzeih auch nun.

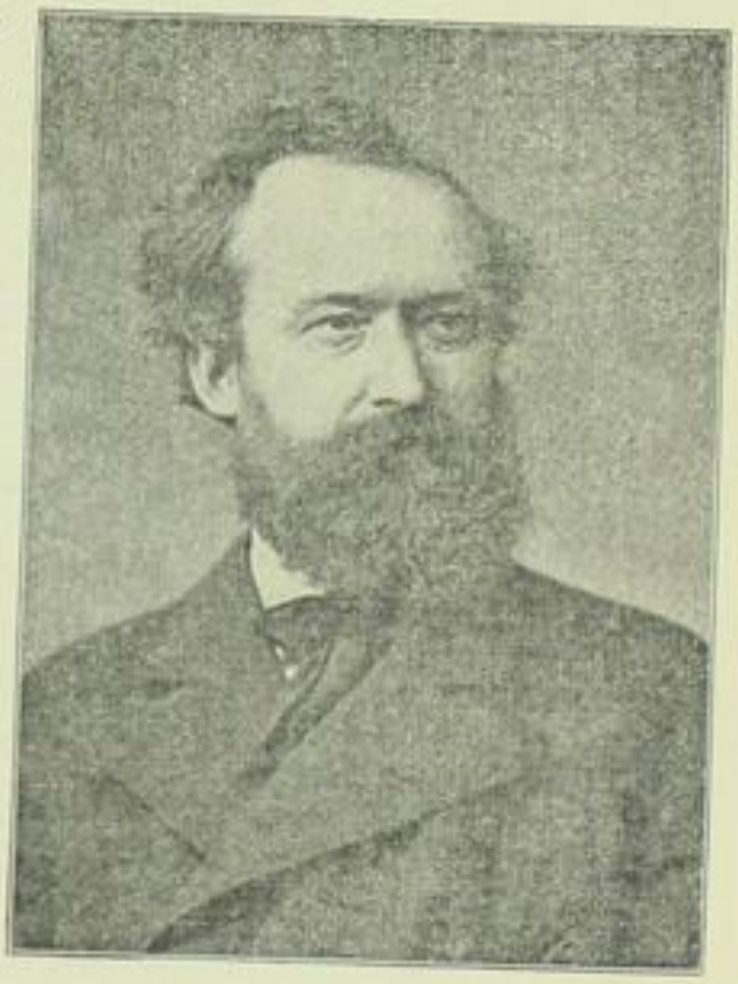


Arbeitszimmer im Elternhaus. (Bild.)

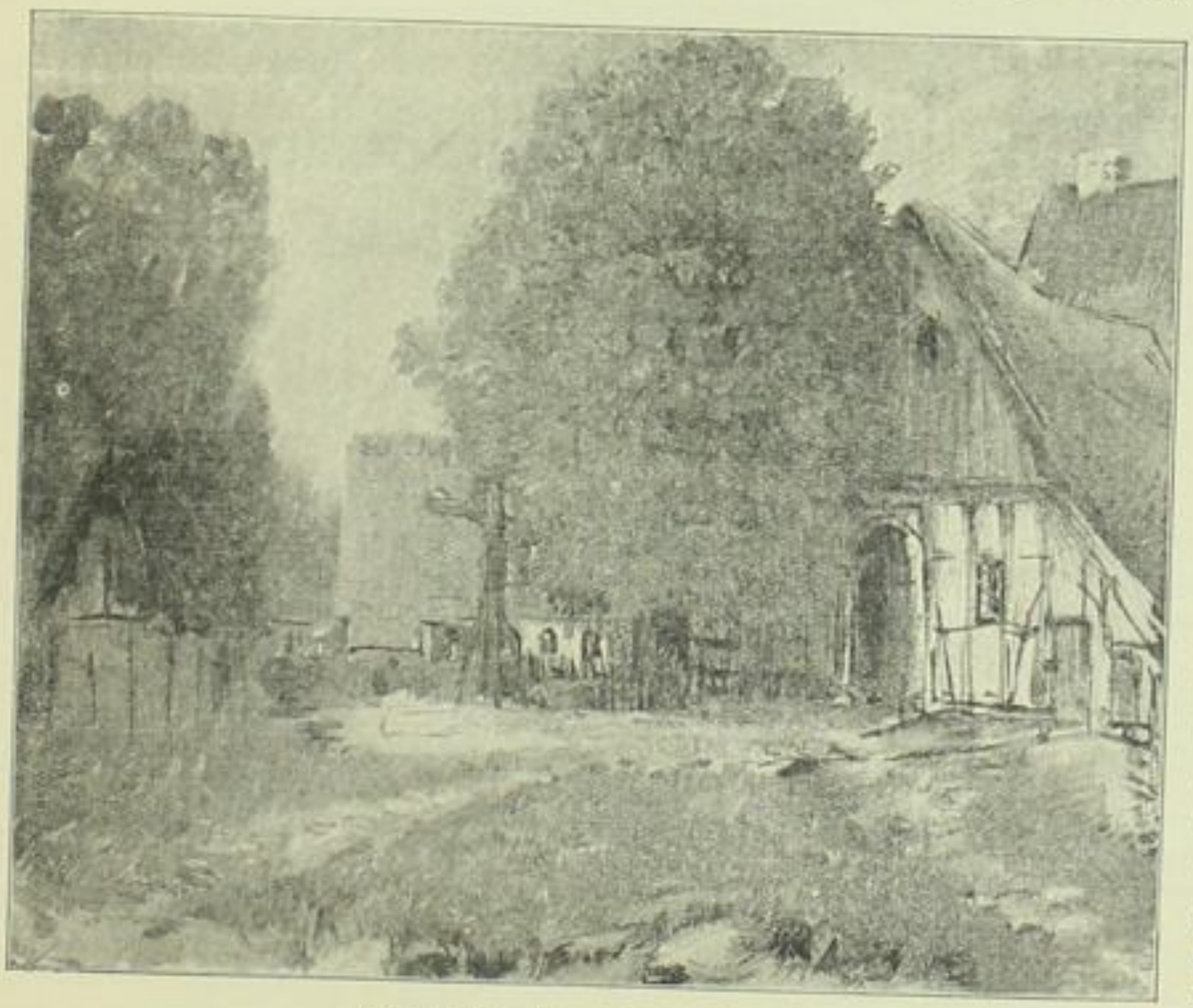
Der „Einsiedler" von Wiedensahl.

Seiner Heimat Wiedensahl hatte sich Busch niemals entfremdet; immer wieder war er ins Elternhaus eingekehrt, denn tief und innig liebte er seine Eltern. 1868 war sein Vater gestorben, 1870 seine Mutter. Aber auch jetzt löste er sich nicht los vom angestammten Boden; es ist fast, als ob er sich nur stärker noch einwurzele im Wiedensahler Erdreich. Wir hörten schon, daß Anfang der Siebziger Jahre Busch, wenn er nach Wiedensahl kam, auf der Pfarre einkehrte. Die Pfarre war ruhiger als das Elternhaus, in dem der Bruder Adolf das väterliche Geschäft fortführte. Auf der Pfarre hauste er auch dann, wenn die Eltern mit uns Kindern einmal verreisten. So schreibt er 1876: „Meine Schwester und mein Schwager werden Donnerstag auf drei bis vier Wochen nach Grund gehen. Dann hab ich das Haus und die geistlichen Angelegenheiten wieder allein zu besorgen." Oder er richtet in solchem Falle folgende Worte an einen Freund: „Für einen soliden Pfarrverweser, wie ich es jetztunder bin, geziemt es sich wohl, nach den überstandenen Sonntagsgeschäften auch ein wenig an seine abwesenden Freunde zu denken und sie zum Guten zu ermahnen und aufzumuntern. Also bete und arbeite und trinke nicht zu viel kaltes Wasser, wenn du erhitzt bist, sondern halte dich mehr an die braven geistlichen Getränke".

Stets fand er, wann er auch kam, Zimmer, die ausschließlich sein waren, hatte ferner von Anfang an einen nach Norden gelegenen Raum



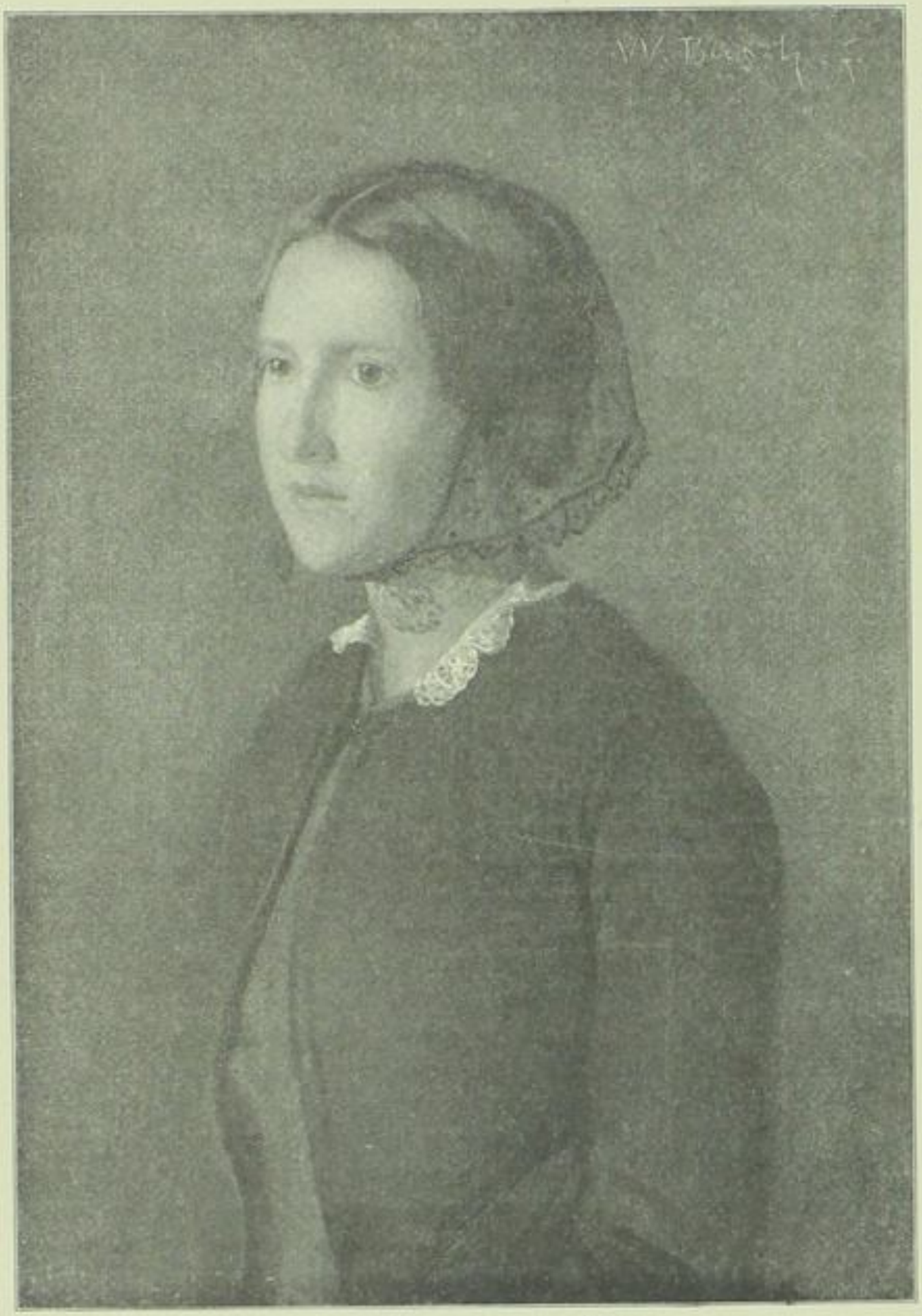
Um 1875.
(Nach Photographie.)



Pfarrhof in Wiedensahl. (Ölbild.)

als Atelier sich eingerichtet, in dem er zunächst wenig, später mehr und mehr zu malen pflegte.

Einen großen Teil des Jahres verbrachte er nach wie vor in München. Er wohnte dort im „Europäischen Hof". Tagsüber war er, so schreibt er selbst, Karlstraße 36 zu finden, wo sein Freund Gedon ihm ein Atelier eingerichtet hatte. Gegen Ende der Siebziger Jahre wird die Zeit, die Busch in München ist, kürzer und kürzer. Er fürchtet immer mehr, in die Verhältnisse, die seiner in München warten, nicht mehr so recht hineinzupassen. Schon im Oktober 1876 schreibt er, als er zur Ausstellung in München ist: „Die vielen Leute, das Fest, der Lärm, das Bier, der Rauch — mir wird ganz unklug davon. Und dann nie vor nachts zwei Uhr ins Bett". Und wenn er wieder in Wiedensahl sitzt, meint er: „Ja, da staunt der



Fanny Nöldeke, geb. Busch. (Ölbild.)

Dachs, wenn er aus dem Loch rausgeht. Das Feuer bullert im Ofen und für die nächsten sechs Wochen will ich nicht wieder über die Grenze". Über seine Pläne für 1877 schreibt er von Wiedensahl aus: „Zu Pfingsten will ich mal nach Hamburg und dann auch ein paar Wochen nach Wolfenbüttel. Den Juli durch sitze ich wieder hier. Zum Herbst denke ich in München zu sein. Den Winter schlüpf ich wieder ins Versteck (gemeint ist Wiedensahl). Das paßt mir denn mal schön." Da erscheint neben München noch Wolfenbüttel. Dort hatte ein Bruder Buschs eine Konservenfabrik, und bei diesem Bruder Gustav und dessen Frau hauste Busch gern. Im Jahre 1875 richtete er sich dort auch ein Atelier ein. Er schreibt am 1. Mai 1875: „Ich habe mir so eine Art von Gartenhaus gebaut mit Nordlicht, so daß ich drin malen kann. An Modellen fehlt es mir nicht, weil auf meines Bruders Hofe allerlei Leute zu thun haben, die ich nur herein zu rufen brauche." Weiteren Verkehr hat Busch in Wolfenbüttel nie gehabt, wenn er auch bis Ende der Siebziger Jahre einen großen Teil des Sommers dort verbrachte. Er malte dort ziemlich viel. In den Achtziger Jahren gab er das Atelier auf, und seine Wolfenbütteler Besuche gingen fortan über die Dauer einiger Tage nicht mehr hinaus, wie er ja überhaupt immer mehr sich verkriecht in das „klimperkleine Plätzchen, vom großen Weltall abgesondert, gemütlich erwärmt und feierlich beleuchtet", nach Wiedensahl. Er verreist noch mal, so z. B. nach Bozen, nach Borkum, nach Holstein; im ganzen jedoch spinnt er in Wiedensahls Einsamkeit sich ein. In München war er seit Gedons Tode (Dezember 1883) kaum noch.

Eine wichtige Entscheidung hatte das Jahr 1878 gebracht. Unser Vater war gestorben. Meine Mutter wäre gern von Wiedensahl fortgezogen, um uns Jungens erst während der Schulzeit, etwa in Bückeburg, wo wir alle drei das Gymnasium besucht haben, und hernach vielleicht auch auf der Universität, z. B. in Göttingen, bei sich haben zu können. Aber da er-

Buschs Schwester Fanny.

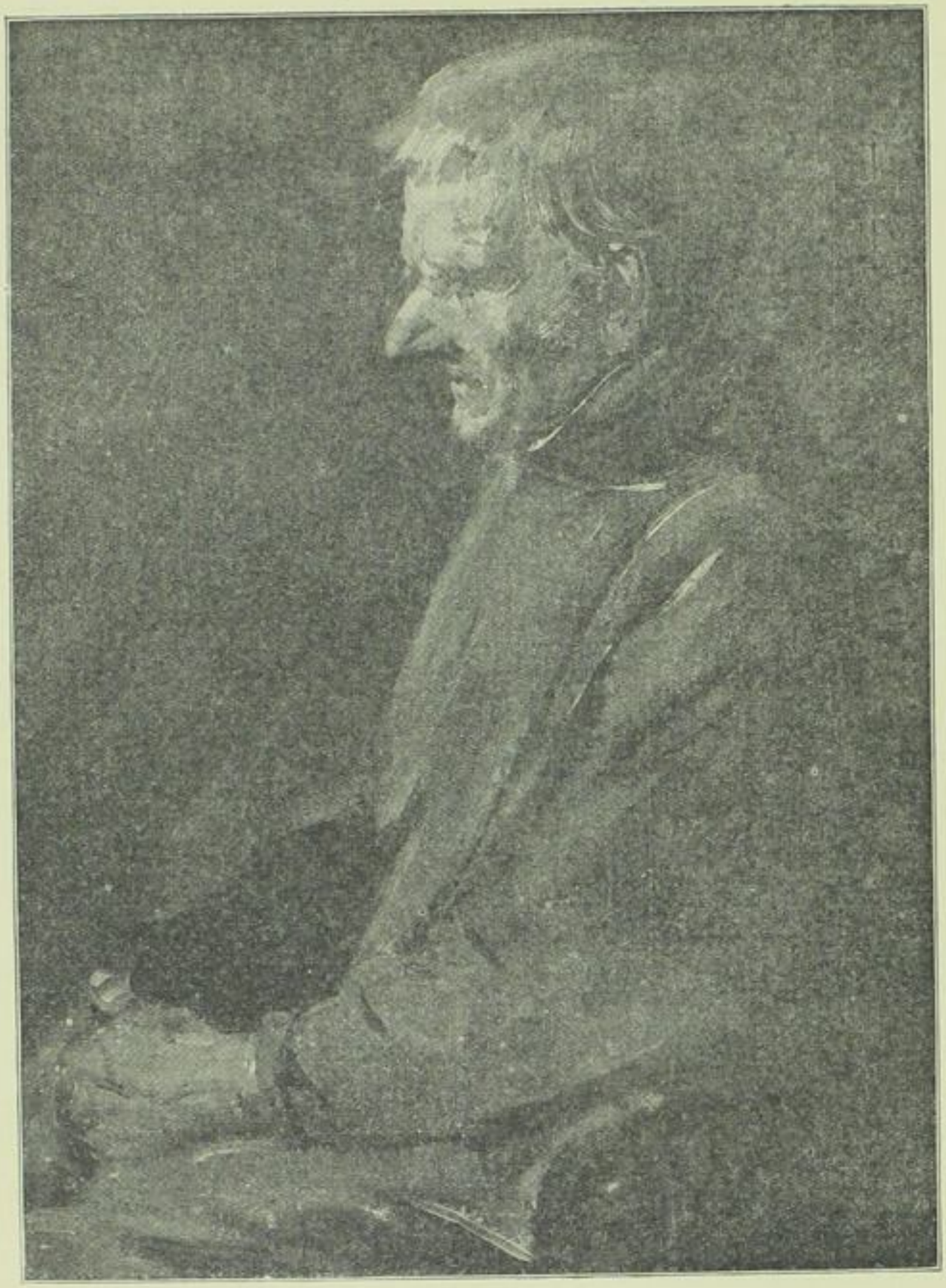
Der Kellermeiſter

(Um 1875)

klärte ihr der Onkel, ganz mit ihr zusammenbleiben und mit ihr die Sorge für uns teilen zu wollen, indessen unter der einen Bedingung, daß sie in Wiedensahl und in dessen Einsamkeit wohnen bleibe. Meine Mutter mußte die Entscheidung treffen, die sie traf: für Wiedensahl. Und so wurde denn im Winter 1878/79, zum großen Teil unter des Onkels Augen, jedenfalls ganz nach seinen Wünschen und zu des Wiedensahler Kirchenvorstandes Freude auf seine Kosten, das Pfarrwitwenhaus sehr behaglich hergerichtet. Vor allem ward die große niedersächsische Hausdiele durch Täfelung und Bretterwände zu einer Eßhalle, deren Kühle über jede Sommerhitze triumphierte. In diesem Heim mit seiner Wohnlichkeit und Winkelei haben meine Mutter und der Onkel 20 Jahre lang gehaust. Wir Jungens verlebten regelmäßig den größeren Teil der Ferien zu Hause. „Die Ferienzeit und damit die Rückkehr der Neffen sind nahe. Ob ich länger und weiter mit ihnen reise, weiß ich nicht und glaub es kaum. Meine Schwester geht ungern fort. So ist es denn natürlich, daß sie möglichst lange bei Muttern bleiben, die sonst viel allein ist", so schreibt der Onkel im Jahre 1882. War er selbst zunächst noch öfter und länger verreist, so schränkte er doch bald seine Reisen immer mehr ein. Wir Neffen kamen allmählich auch seltener zu Mutter und Onkel in unser nunmehriges Elternhaus, zumal, seit wir verlobt, verheiratet waren. Der Teil des Jahres, den der Onkel mit der Mutter in Wiedensahl allein saß, ward immer länger. „Ich krame hier so stille weg" nennt er's. Der Sommer brachte immerhin noch allerlei Besuch, aber in desto stillerer Öde dehnte sich der Winter. Verkehr hatten unsere

Selbstkarikatur (1874).

Adolf Nöldeke mit Ziegenpeter.



Bauer aus Wiedensahl.
(Ausschnitt aus einem Ölbild. Um 1875.)

beiden Alten sehr wenig. Ins Wirtshaus ging der Onkel fast nie. Die Berichte über einen „regen Verkehr mit den Bauern in einem Wirtshause am Ende des Dorfes" gehören ins Reich der Fabel. Er zog sich ganz in sich selbst zurück: er wurde zum Einsiedler. Nicht, daß er die Menschen gehaßt hätte; aber er entbehrte sie gern. Nicht, daß er je unbeschäftigt gewesen wäre; ein gutes Buch war ihm der liebste Gesellschafter, und er meinte, in seiner eigenen Gesellschaft fühle er sich stets sicher und wohl. Dabei liebte er seinen Garten sehr, über dessen Zaun der freie Blick hinausschweifte auf Feldflur, Wiesen und Wald. Viel quälte er sich drin. „Die Rosen wurden trotz regelmäßigen Lausens von Raupen recht zerknabbert", so schreibt er z. B., oder er seufzt im Juni 1890: „Es ist ein Jubeljahr des Ungeziefers". Er ließ sich's nicht verdrießen, die Raupen vom Kohl zu suchen und Unkraut jätend trotz Sonnenglut und Schweiß hin und wieder zu geben. Für uns war das Zusammensein mit dem Onkel stets überaus anregend. Vor allem waren reizvoll die täglichen Spaziergänge in den nahen Wald mit seinen eingestreuten Wiesen. Oftmals freilich konnte der Onkel auch recht einsilbig sein und in stilles Grübeln sich lange verlieren. Ja, er grübelte sich mit der Zeit in Wiedensahl so ein, daß seine Stimmung ängstigen konnte und daß öfter ernstlich erwogen wurde, ob's nicht ratsam, ja notwendig sei, der Wiedensahler Einsiedelei ein Ende zu machen. Man trat dem

Zeichnung
für eine Neujahrskarte.

Dorfstraße in Wiedensahl. (Ölbild.)

Gedanken nahe, nach Bückeburg zu ziehen, nach Celle, nach Wolfenbüttel, immer aber blieb's doch wieder bei Wiedensahl, bis endlich 1898 der Umzug nach Mechtshausen erfolgte, von dem später die Rede sein wird.

Eine Fülle von Bildern steigt vor der Erinnerung auf, wenn man die Wiedensahler Zeit, insbesondere die Jahre 1878—98 im Geiste noch einmal an sich vorüberziehen läßt. Die vielen intimen Reize jener Tage gehören nicht vor die Öffentlichkeit und haben kein allgemeines Interesse; aber überreich waren die Wiedensahler Jahre Buschs an künstlerischem Schaffen. Wie fleißig hat er gerade in Wiedensahl gezeichnet, gedichtet und gemalt!

Daß er auch letzteres tat und viel tat, ist nach den Buschausstellungen der letzten Jahre kein Geheimnis mehr. Es ist weiter oben erzählt, daß er gerade Maler eigentlich hätte sein sollen und ursprünglich hat sein wollen. Er hat aber auch, als er schon längst kein Maler war, immer noch viel gemalt, und allerlei von dem, was

Um 1872 (nach Photographie).

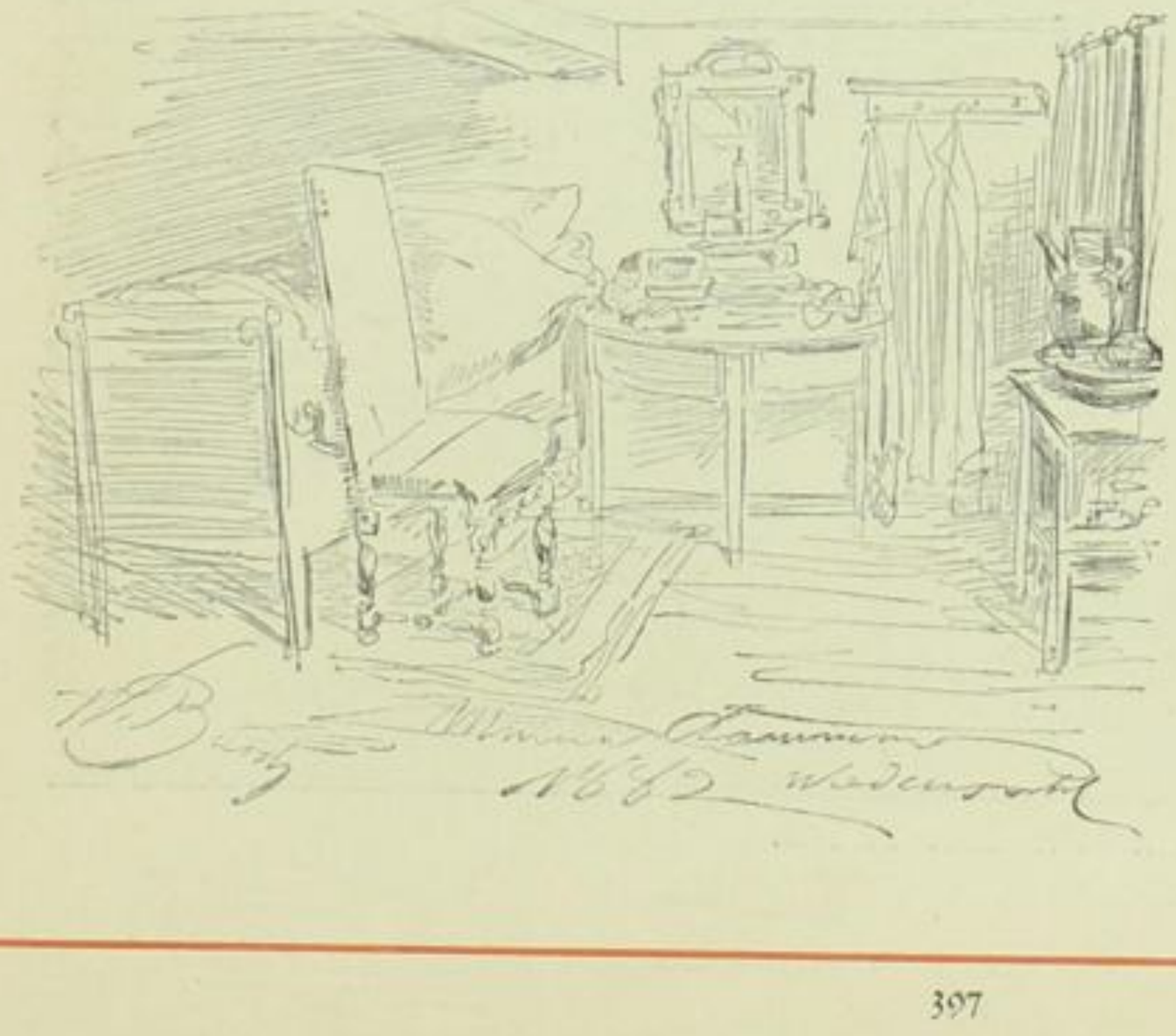
er malte, blieb erhalten, allerlei, das der Beachtung wert ist. Fritz v. Ostini schreibt z. B. in seinem Vorwort zu „Wilhelm Busch, künstlerischer Nachlaß" (bei Hanfstaengl in München erschienen) über die Buschausstellung vom Jahre 1908: „Von überraschendem Reichtum war Buschs Betätigung als Landschafter. Eine Menge von Blättern nach der Natur war zu sehen, deren altmeisterliche Sachlichkeit und Innerlichkeit verblüffte; bald waren sie mit liebevollster Durchdringung der Form ausgearbeitet, bald leicht und sicher in Wirkung gesetzt."

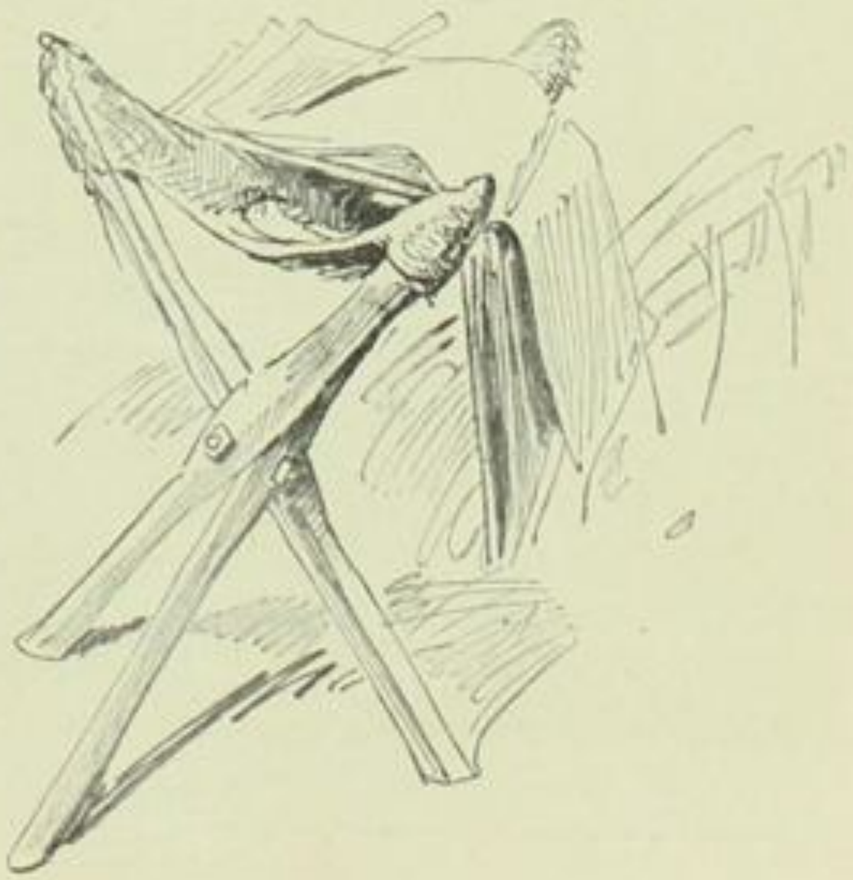
Auch als Maler muß Busch seine Verehrer und Freunde interessieren. „Welche Kraft und Farbenfröhlichkeit in diesen, binnen wenigen Minuten vollendeten Impressionen!" sagt Ostini. Wie er einst malend seinen Beruf in dieser Welt erfüllen wollte, so hat er auch noch Mitte der Siebziger Jahre an Ausführung größerer Bilder gedacht, mit denen er vor die Öffentlichkeit treten wollte; sein Wolfenbütteler Atelier hat

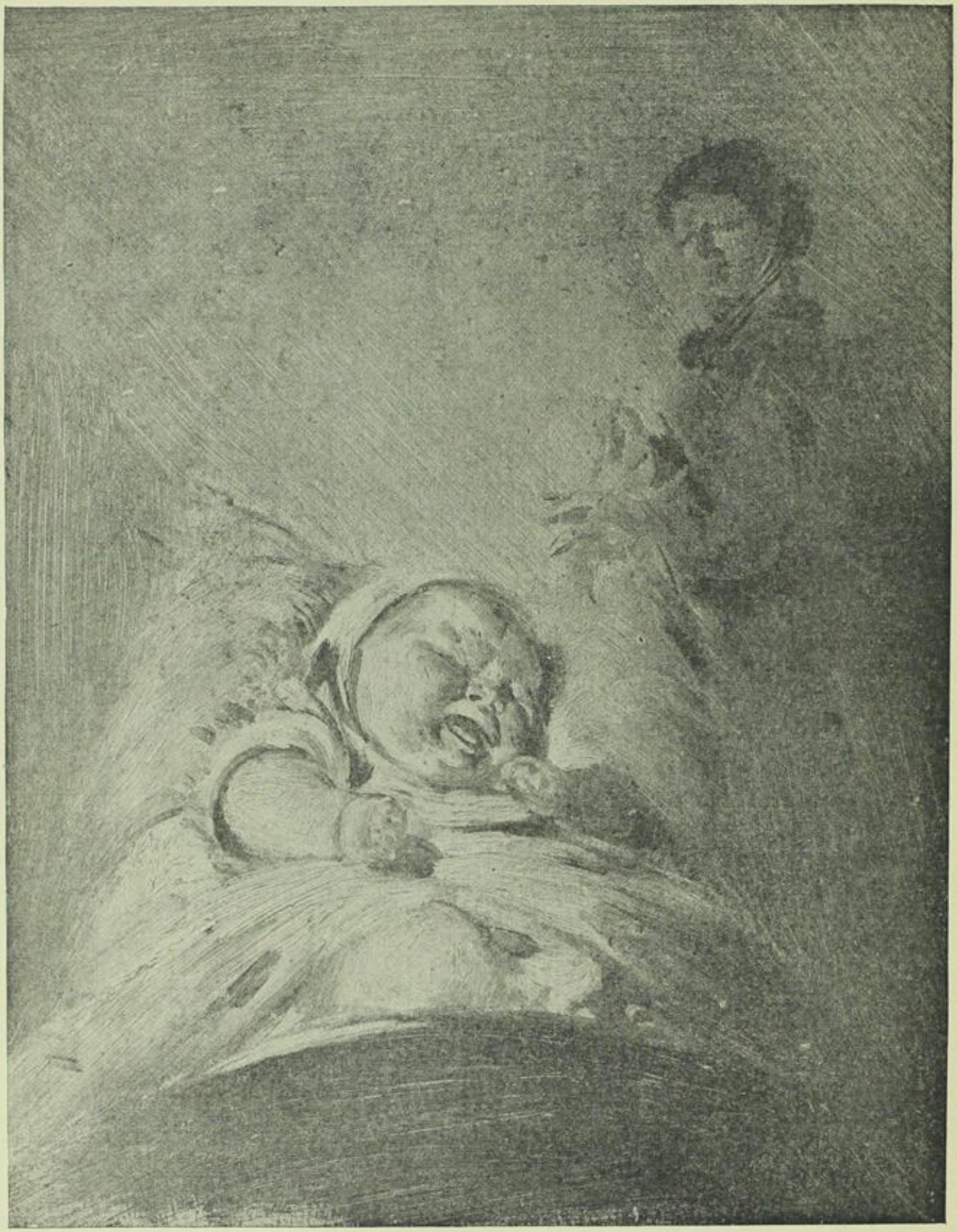
Selbstkarikaturen (um 1880).

Auf der Weide. (Öl.) Um 1885.

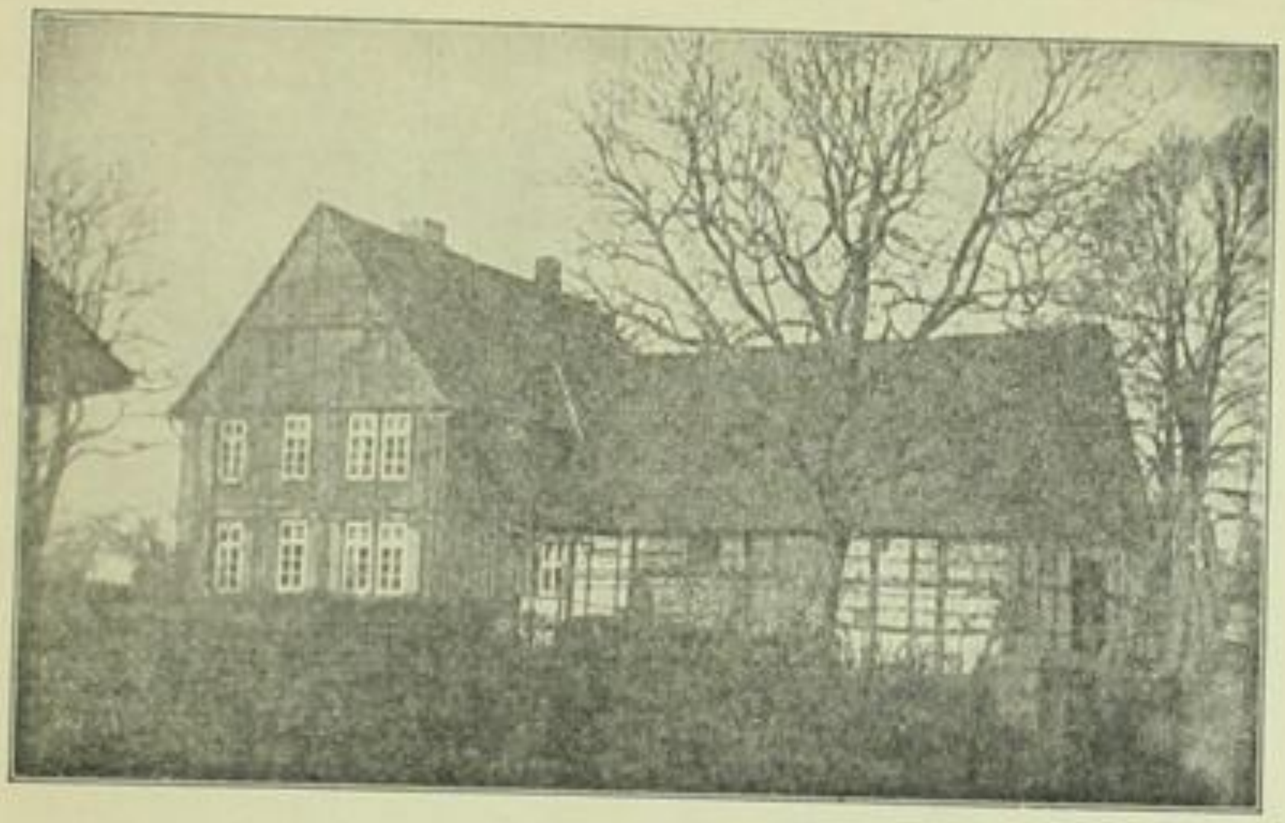
noch solche Versuche gesehen. Dann erlahmte nicht etwa das Können, sondern andere Dinge drängten sich dazwischen. Busch geriet in andere Geleise. Und weiterhin malte er dann nur noch so ganz allein für sich, für niemanden sonst, für sich aber fleißig und viel. Bei Ostini heißt es: „Er hat nicht für die Mitwelt gemalt, sondern für sich, und so ist für uns sein Werk voll von Rätseln und Geheimnissen. Aber der Schönheit voll ist es auch! Und durchdrungen vom Zauber einer eigenkräftigen, wahren und reinen Menschlichkeit." Busch sah, beobachtete alles, und was ihn interessierte, das malte er, sei's die Kuh auf der Waldwiese, der alte Steg, die Bockmühle oder der knorrige Weidenbaum, sei's das geschlachtete Schwein oder ein alter Topf, sei's die Seßhaftigkeit am Biertisch oder eine derbe Szene eigentümlichen häuslichen Glücks. Malte er zunächst besonders gern draußen in und nach der Natur, immer mehr malte er nur noch an seiner Staffelei. Vielfach probierte er dabei nur mit der Farbe und mit dem Effekt ihres Nebeneinander. Er schreibt einmal: „Ein brauner Krug, mit einem Glanzlicht drauf, ist mir bereits Idee. Geht dann so ein Ding durch ein originelles Menschenhirn und eine geschickte Hand, so wird, der Teufel weiß, ein Bild daraus. Ich habe bei Teniers und Brouwer unglaublich „geestige Töpfe" gesehen." Die Holländer liebte er, mehr als alle Rubens und Frans Hals. „In seinen Malereien", meint Ostini, „hielt er sich ganz unmittelbar an jene großen Vorbilder und kommt ihnen oft nahe genug. Und was er ihnen selbst enthusiastisch nachrühmt in seiner prachtvollen autobiographischen Skizze „Von mir über mich": „Die göttliche Leichtigkeit in der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz", das hat er selbst gezeigt in jenen Bildern, die oft so dünn und zart und flüssig und emaillehaft transparent gemalt sind wie



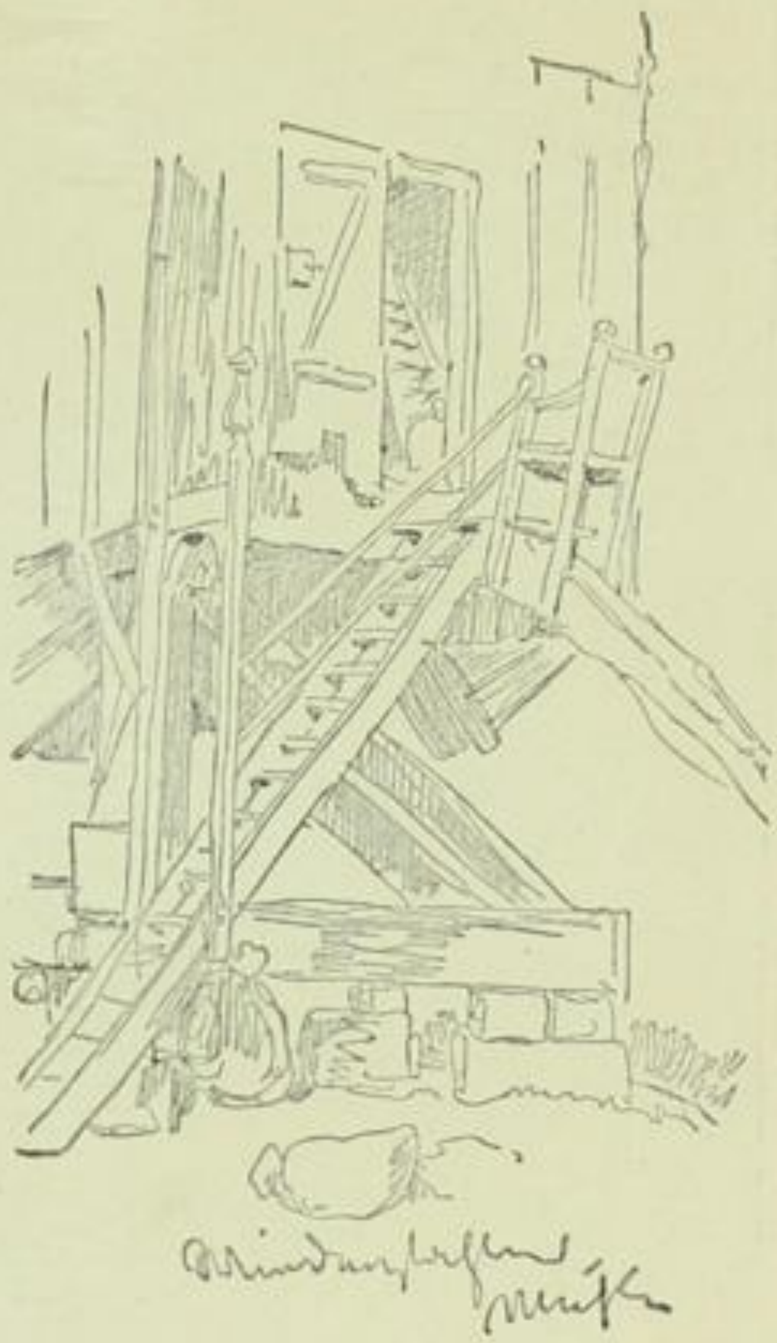




Weinendes Kind. Um 1875.

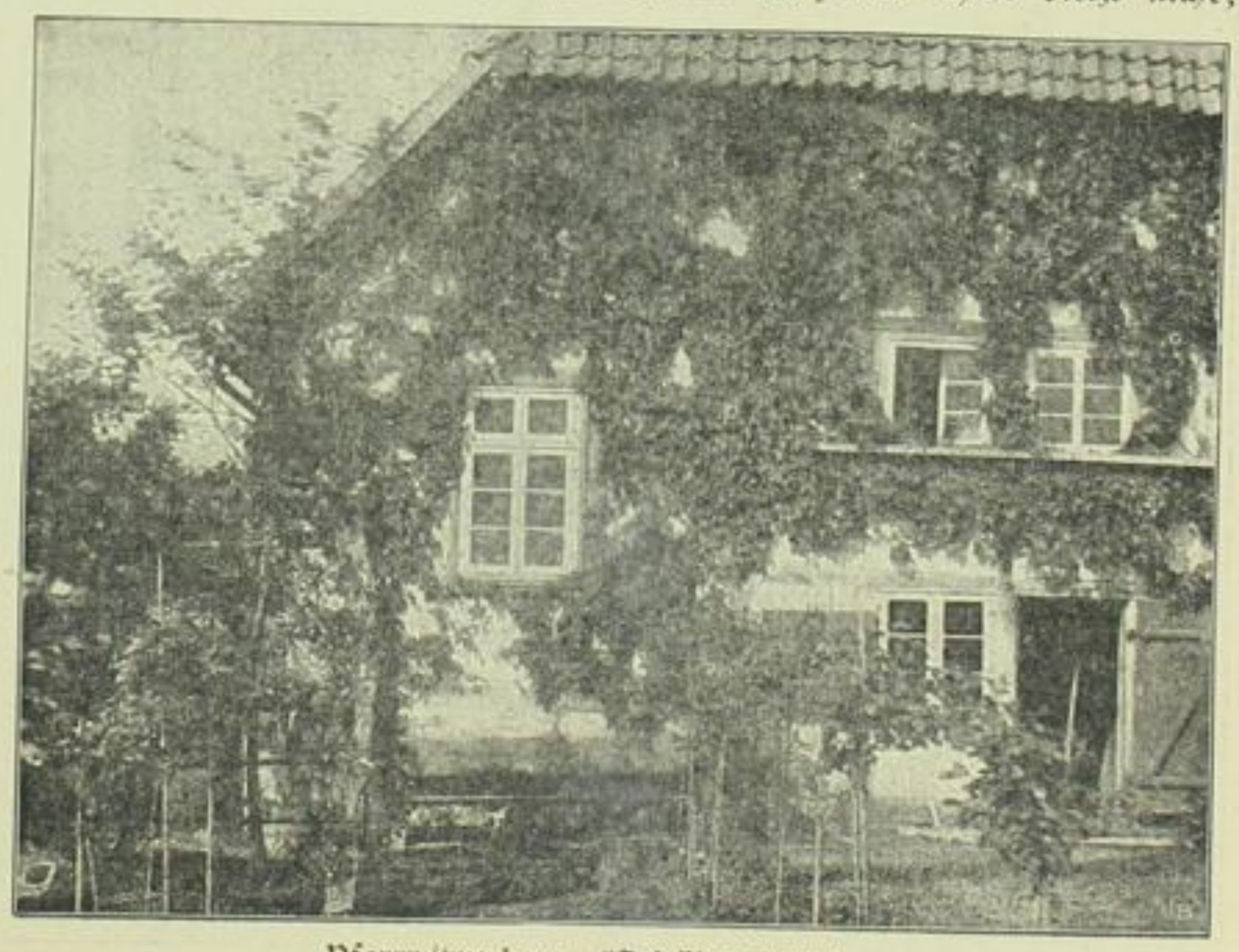


Pfarre in Wiedensahl.
(Nach Photographie).



Teniers oder Brouwer. Daß er je sich unglücklich gefühlt hätte, weil er diese seine Ideale doch nicht hätte erreichen können, und daß er deshalb nicht mehr gemalt hätte, kann nur glauben, wer in Buschs Seele keinen Einblick getan hat. „Ich male so still für mich hin. Es behagt mir von ganzem Herzen", so sagt er; und so pinselt er eine Leinwand, eine Pappe nach der andern voll, der Bilder oft ein halbes Dutzend und mehr auf ein Blatt. Alles führt er aus, solange es ihn fesselt. Vieles schiebt er halb oder weniger fertig beiseite, um anderes vorzunehmen. So häuften sich die Blätter, die, frisch gemalt aneinander gestellt, oft zu vielen unlöslich zusammenklebten. Von Zeit zu Zeit wurde Raum geschafft, indem im Garten ein großes Feuer gemacht und die Bilder, die im Wege standen, verbrannt wurden. Da ist dann wenig mit, viel ohne Wissen des Malers vom Flammentode errettet. So erklärt sich auch, daß viele Bilder von Busch gar nicht signiert sind. Die Datierung ist auch schwierig, obgleich doch einer Bildskizze meist am Stoff und an der Technik angesehen werden kann, ob sie z. B. in die Brannenburger Zeit gehört oder in die Lüethorster Periode, ob in das Wolfenbüttel-Wiedensahler Siebziger Dezennium oder in die Gruppe der Achtziger Jahre. Es ließe sich der malerische Werdegang Buschs wohl einigermaßen klarlegen, und ein solcher Versuch würde gewiß nicht ohne allgemeines Interesse sein.

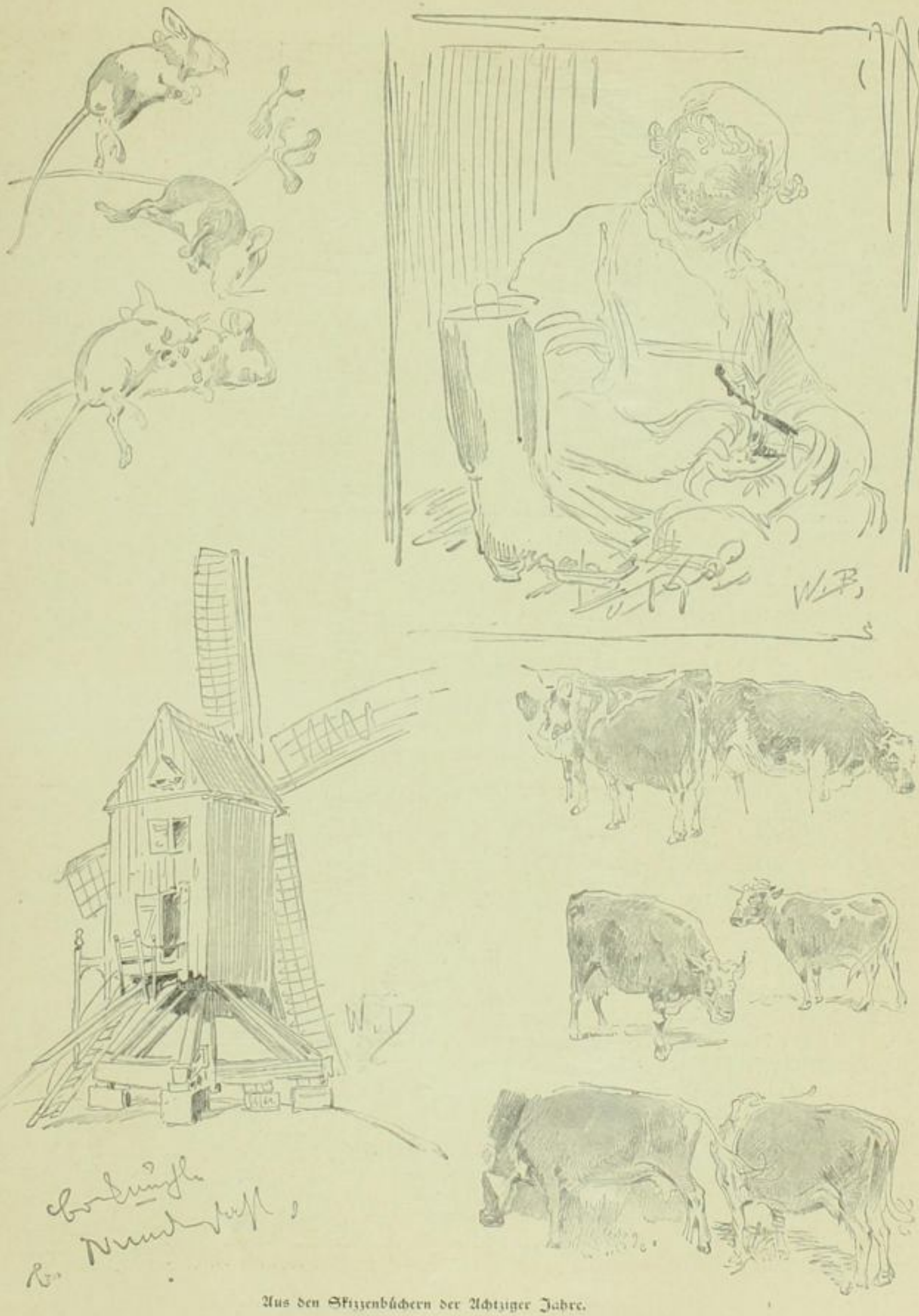
Die Lebensarbeit Wilhelm Buschs steckt in seinen anspruchslosen Bildern trotz aller ihrer Reize nicht;



Pfarrwitwenhaus. (Nach Photographie.)

Idyll. (Bildd.)
Um 1880.

Puttentanz. (Bildd.)

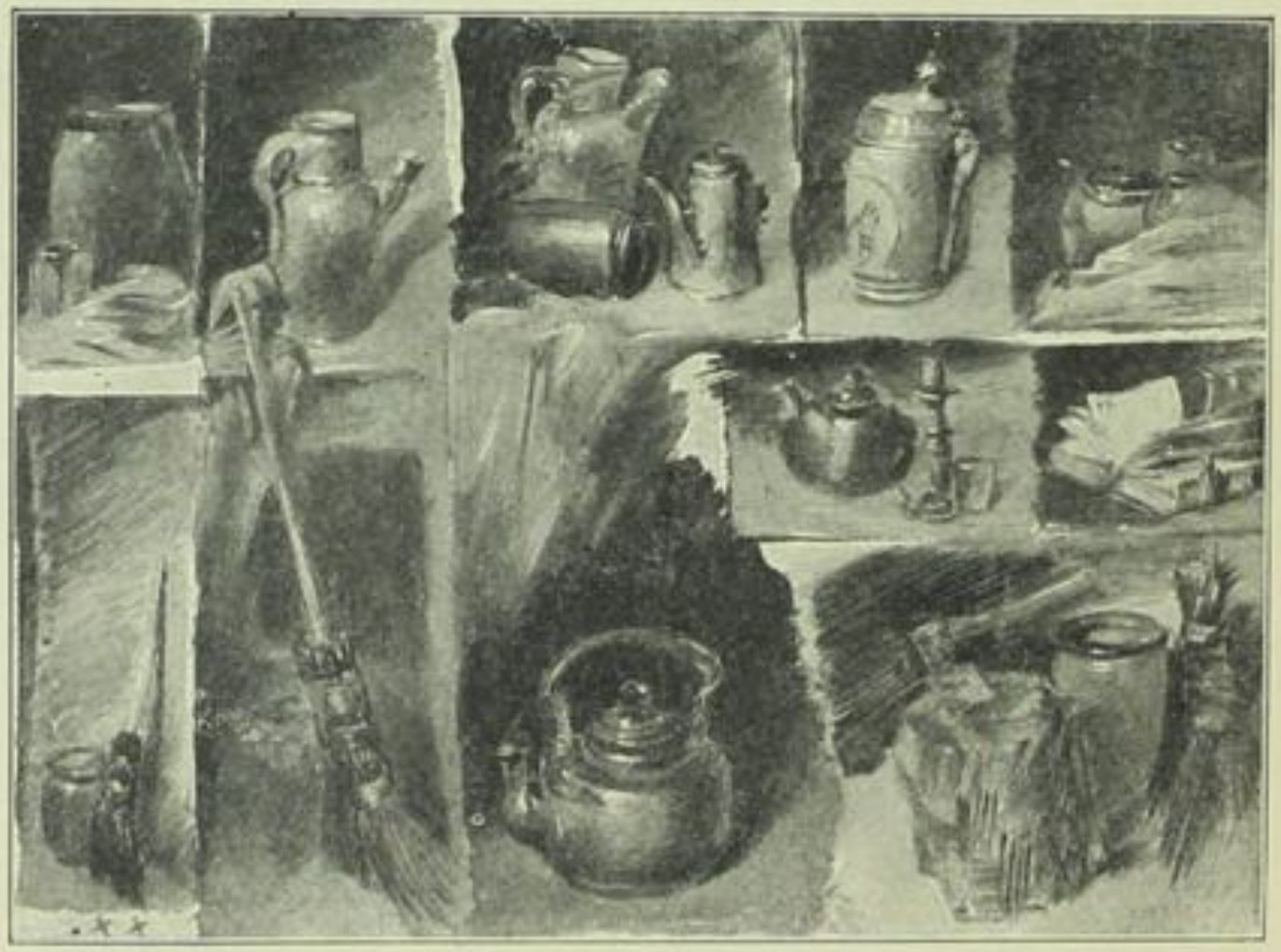


Aus den Skizzenbüchern der Achtziger Jahre.

Pappe mit Ölskizzen.

den alten „Fliegenden" gezeichnet hatte, konnte Busch selbst verwundert später, wenn er sie ansah, meinen, daß man

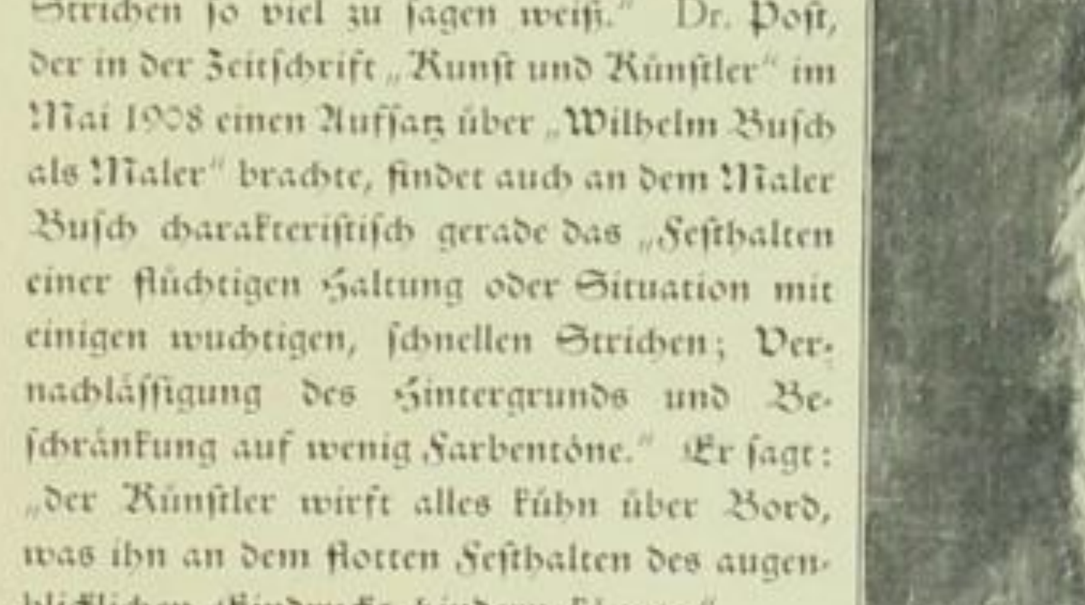
darüber ist kein Zweifel. Aber Busch malte nicht nur; er zeichnete noch viel mehr, und hier kommen wir schon eher auf sein eigenstes Gebiet. Das begreift jeder, der die große Zahl seiner Skizzenbücher einsieht und die unendliche Menge seiner Einzelzeichnungen kennt. Da schaut uns aus allem, sei der Gegenstand der Zeichnung, welcher er wolle, eine Eigenart entgegen. Und was finden wir da alles in bunter Fülle! Genau studiert Busch die Anatomie des Menschen; ihn interessiert jede Bewegung des Körpers, jedes Mienenspiel, auch das der Hose; alles Getier, sei's Affe, Hund, Katze, Maus, Huhn, Schwalbe, beobachtet er und hält es charakteristisch fest in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, stückweise oder im ganzen; den alten knorrigen Baum, die einzelne Blume, das Kornfeld, den Waldesrand, die Landschaft und in ihr z. B. die alte Bockmühle bringt er in tausend Variationen immer wieder aufs Papier. Zunächst mutet uns manches dieser Zeichnerei an wie Richtersche oder Schwindsche Manier; mit peinlicher und liebenswürdiger Genauigkeit im einzelnen ist alles sauber herausgearbeitet. Manche Zeichnungen der ersten Zeit verraten den Meister des Stiftes auch wieder durchaus noch nicht. Bei Sachen, die er in



Pappe mit Ölskizzen.

kaum denken solle, das sei von ihm. So erklärt sich zum Teil ja vielleicht ein so sinnloses Zusammenstellen von echten und falschen Buschs, wie es in den „Lustigen Bildergeschichten", einem bei Fiedler in Leipzig erschienenen Nachdruck, möglich war. Bald entwickelt sich dann immer klarer Buschs ureigenste Manier, die stärker und stärker darauf den Nachdruck legt, im charakteristischen Strich mit möglichst wenig Mitteln möglichst viel zu sagen. Ostini behauptet: „Man muß wirklich unter den größten alten Meistern des Griffels Umschau halten, will man wieder einen finden, der mit so wenigen Strichen so viel zu sagen weiß." Dr. Post, der in der Zeitschrift „Kunst und Künstler" im Mai 1908 einen Aufsatz über „Wilhelm Busch als Maler" brachte, findet auch an dem Maler Busch charakteristisch gerade das „Festhalten einer flüchtigen Haltung oder Situation mit einigen wuchtigen, schnellen Strichen; Vernachlässigung des Hintergrunds und Beschränkung auf wenig Farbentöne." Er sagt: „der Künstler wirft alles kühn über Bord, was ihn an dem flotten Festhalten des augenblicklichen Eindrucks hindern könnte."

All das fleißige Zeichnen tritt nun, indem es Mittel zum Zweck wird, in den Dienst der „Bildergeschichten", die erst der echte und rechte Wilhelm Busch sind. „Bildergeschichten" sind seine Werke vorwiegend; das soll heißen, daß hier Bilder eigentlich das Erzählen besorgen sollen. Freilich haben die meisten dieser „Bildergeschichten" auch ihren Text, aber Busch sagte selbst, daß er die Verse nur darum zu den Bildern hätte hinzufügen müssen, weil nur wenige Menschen



Schnauz. (Ausschnitt aus einem Ölbild.) Um 1880.
(Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".)

Bilder richtig zu lesen verstünden; auch ließen sich Bilder, so meinte er, nicht zitieren. „Bildergeschichten" nennt Busch selbst die Kinder seines Humors; durch sie ist er unserm Volke so bekannt und lieb geworden. Der größte Teil davon ist in Wiedensahls Einsamkeit entstanden. Wie schaffensfroh und schaffenskräftig Busch die Siebziger Jahre hindurch bis in die Achtziger Jahre hinein gewesen ist, lehrt ein Blick auf folgende Tabelle: Es erschien 1872, außer den jetzt in Buchform herausgegebenen Sachen „Hans Huckebein, der Unglücksrabe", „Kunterbunt" und „Die kühne „Müllerstochter": „Die fromme Helene",

1874 „Bilder zur Jobsiade", 1875 „Dideldum" und „Pater Filucius", 1876 außer den „Abenteuern eines Junggesellen" noch „Der Geburtstag oder Die Partikularisten", 1877 „Herr und Frau Knopp" und „Julchen", 1878 Die „Haarbeutel", 1879 „Fipps der Affe", 1881 „Der Fuchs, die Drachen" sowie „Balduin Bählamm", 1882 „Plisch und Plum" und „Stippstörchen" („Geschichten für Neffen und Nichten"), 1884 „Maler Kleckfel".

Wir würden an diesen Geschichten, auch wenn sie ohne Verse geblieben wären, uns freuen und den Zeichner bewundern, der es verstand, die Menschen in den verzwicktesten Verdrehungen und Verrenkungen doch

Zipp. (Ölbild.)

immer dieselben bleiben zu lassen, der seine Zeichnungen zum großen Teil gewiß leicht, schnell und sicher hinwarf, oft aber an einer derselben auch mühevoll und lange herumprobierte, bis sie zu seiner Zufriedenheit geraten wollte. Ja, in die Zeichnungen steckte Busch seine Arbeit, das ist keine Frage. Und doch sind wir ihm dankbar, daß er es daneben für nötig hielt, seinen Bildern selbst Worte zu leihen. Niemand könnte treffender die Bilder deuten, als er selbst es verstanden hat. In den „Fliegenden Blättern" erschien 1863 „Müller und Schornsteinfeger" als „Drama ohne Worte"; die beiden letzten Bilder sind ergötzlich in ihrem Gegensatz und nicht schwer zu verstehen, und doch ist uns überraschend willkommen, daß im zweiten Teile von „Kunterbunt" das Drama von Busch mit Worten versehen ist und daß dem Verse des vorletzten Bildes:

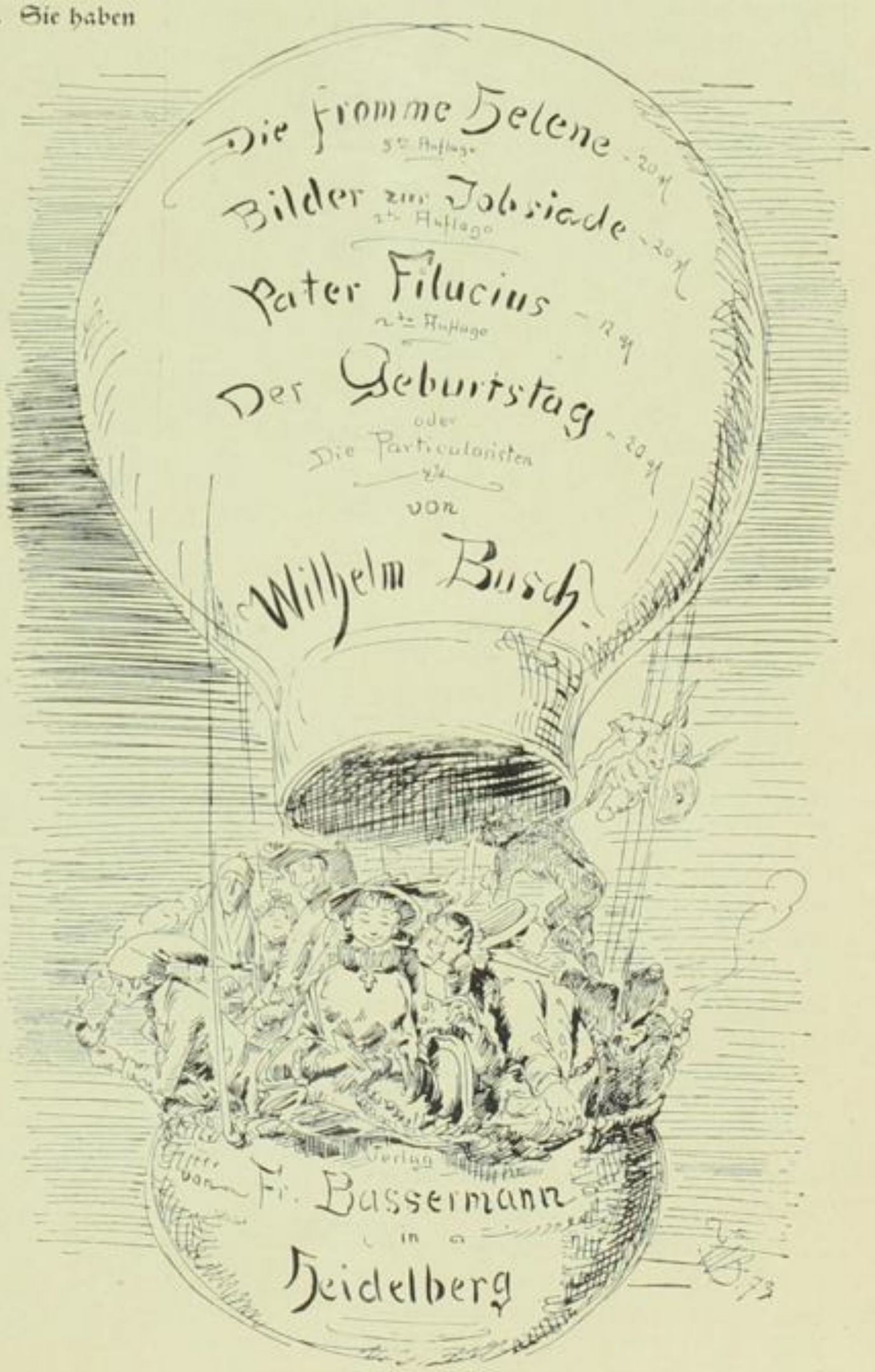
Man sieht, daß es Spektakel gibt,
Wenn man sich durcheinander liebt.

unter dem letzten Bilde die befreiende Lösung gegenübergestellt ist auch in den Worten:

Zum Schluß ist Zank und Streit vorbei:
Sie lieben sich zu zwei und zwei.

Öllampe, Leuchter und Schere Buschs.

Wir möchten die Verse bei den Bildern nicht missen, können uns ohne sie die „Bildergeschichten" gar nicht mehr denken. Im übrigen soll hier in eine Kritik und Wertung der „Bildergeschichten" nicht eingetreten werden. Sie haben Busch einen Namen gemacht und werden ihre Bedeutung ferner behalten. Wie sind sie entstanden? Diese Frage dürfte interessieren. Die Antwort könnte schwer scheinen, wo Busch in seiner verschlossenen Art sich nie über seine eigenen Arbeiten irgendwie aussprach, so daß selbst seine tägliche und nächste Umgebung wohl merkte, daß er etwas Neues werden ließ, aber erst durch die Zeitung erfuhr, daß ein neuer Busch erschienen sei. Trotzdem haben wir einigen Einblick in die Werkstatt des Künstlers, und der Werdegang, der bei allen Bildergeschichten etwa gleich gewesen sein dürfte, kann uns einigermaßen klar werden. Den Stoff bot dem Meister der Beobachtung unmittelbar das Leben, wie er es sah und hörte; literarischen Quellen entstammen wohl nur die Bilder zur Jobsiade. Weitere Versuche von Quellennachweisen, wie sie z. B. Dr. Volkmann in den „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte" probiert hat, mögen einem Philologenherzen Behagen bereiten, sind aber ziemlich wert- und zwecklos. Auch für Reuters „Läuschen" deckt man Quellen auf und findet sie z. B. gar in den „Fliegenden", als ob man nicht wüßte, wovon die leben, und als ob es nicht Geschichten gäbe, die eben lebendig umherlaufen, wie gute, noch nicht verschriftstellerte Märchen z. B. auch, und die bald der, bald der in seinen Dienst zieht, wenn er empfänglich für ihren Wert oder Humor ist, jeder in seiner Art, ohne daß er dabei an Entlehnen dächte. So auch bei Busch. Es entstand zunächst die Idee des Ganzen; sie wurde in kurzem Prosaentwurfe aufgezeichnet. Hier und da wurde schon ein Bildchen eingezeichnet, aus dem Einzelbilde wurden Reihen von Bildern, skizzenhaft hingeworfen, oft nur in Andeutungen. Vielleicht fügten sich zu einzelnen Stellen der Bilderserie auch schon etliche Verse. Jetzt wurde die ganze Geschichte in ununterbrochener Bilderreihe hingezeichnet als vollständiger Entwurf. Die Bilder hatten hier teilweise schon fertige Verse unter



Plakat für die im Verlage Bassermanns erschienenen Bücher Buschs. 1873.

Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

sich, teilweise stand nur stichwortartig erst darunter eine ganz kurze Pointe. Erst in dem nun folgenden Entwurfe, der nie mehr mit Blei, sondern mit Gänsekiel und Sepia geschrieben ward, war alles fertig, Bilder sowie Verse, beides in richtiger Raumverteilung mit Rücksicht auf den Druck. Hiernach wurde dann der für den Druck bestimmte Entwurf kopiert, die Zeichnungen wurden auf Karton geklebt und die Verse darunter- und darübergeschrieben. Bei dieser letzten Arbeit kam sich der Onkel wie erlöst vor, als er nicht mehr nötig hatte, die Zeichnungen auf Holzstöcke zu zeichnen, wobei ihm besonders zuwider war, daß alles verkehrt herum gezeichnet werden mußte. 1875 schreibt er: „Am 28. August habe ich die letzten von 150 kleinen Zeichnungen an die Holzschneider abgeliefert. Nun werden mir allmählich die Probeabzüge eingeliefert; sind welche dabei, die gar zu schlecht sind, so muß ich die Zeichnung nochmal machen. Das ist eine unbehagliche Zeit." In einem andern Briefe heißt es: „Es liegt noch ein hübscher Haufen Holz vor mir; und das läßt mir keine Ruhe, bis es aus meinen Händen und in den Händen des Xylographen ist." Die Anwendung der Zinkotypie

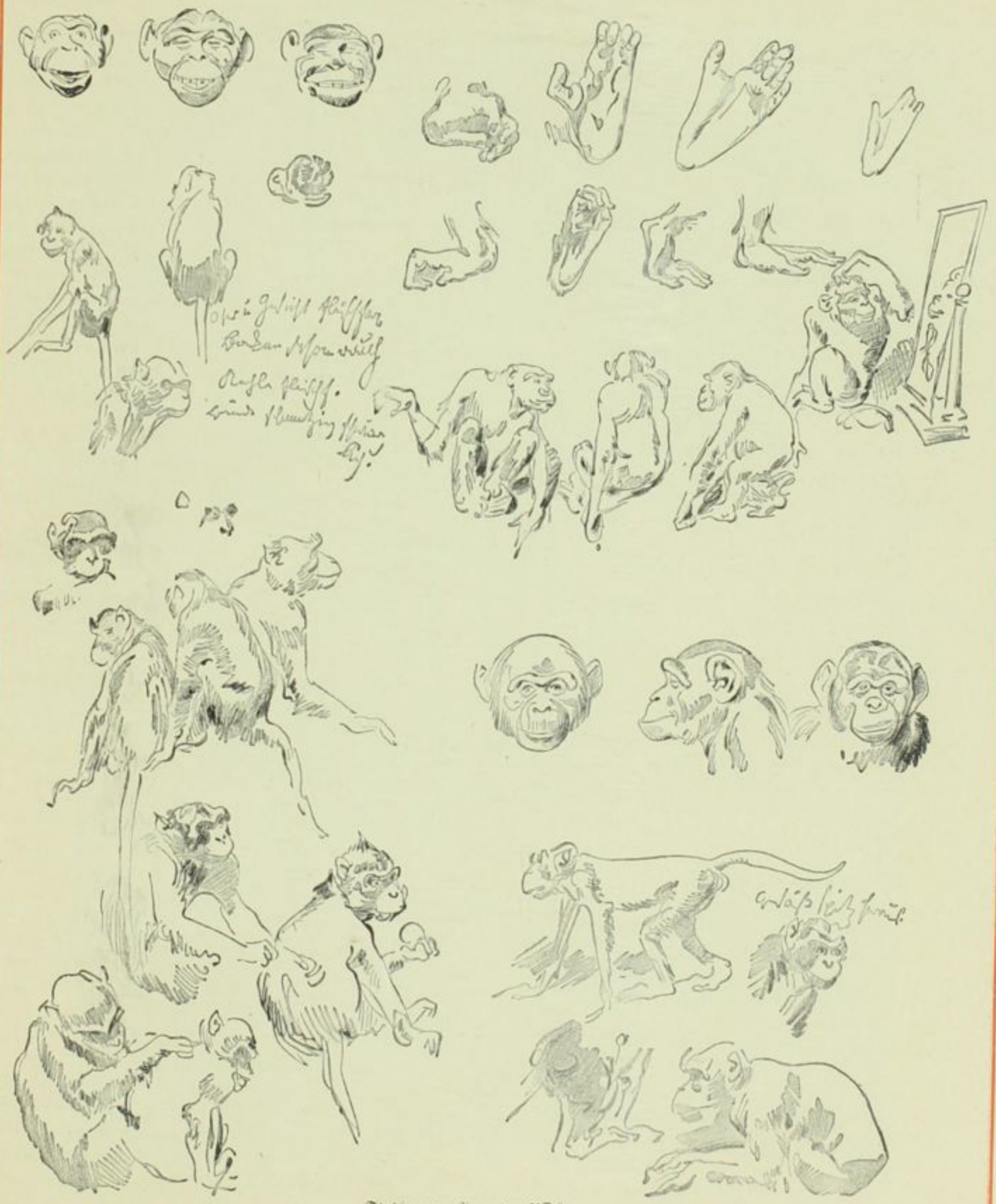
Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

machte diesen Schwierigkeiten zu des Onkels Freude ein Ende.

Einige Beispiele mögen jetzt als Belege des Gesagten dienen! Ein erster Entwurf zu Fipps dem Affen liegt vor, der also lautet: „Dr. Fink, ein Naturfreund. Landhaus. Mit Familie im Garten. Herrlicher Herbst. Bäume voller Äpfel. Ein Bärenführer und Kameltreiber mit 2 Affen kommen an Dr. Finks Garten vorbei. Der Affe über die Mauer oben in den Apfelbaum. Will nicht runter. Dr. Fink kauft ihn. Frau Dr. Fink, Kindermädchen und Kinder sahen zu. Fangmethode mit Stiefel und Waschwasser. Der Affe im Sack. — Grollt in der Ecke. — Das Buddeln des Kindes interessiert ihn. Er wiegt. — Wehrt die Fliegen ab. Zum Entsetzen der Angehörigen sitzt er oben auf dem Kachelofen und buddelt Elisen. — Hält's auch mal verkehrt mit dem Kopf nach unten. — Kater Kratz. Hund Happs. Sind neidisch auf den neuen Gast. — Kater im Stiefel, die Krallen gestutzt. — Hund beim Schweife mit Seelenruhe in der Luft gehalten. —

Mausfalle. — Buben mit dem Brummer. — Livrée. Spiegel. — Dr. Monki auf Besuch (Hut zerfressen. Daumen in den Spazierstock geklemmt).



Studien zu „Fipps der Affe".

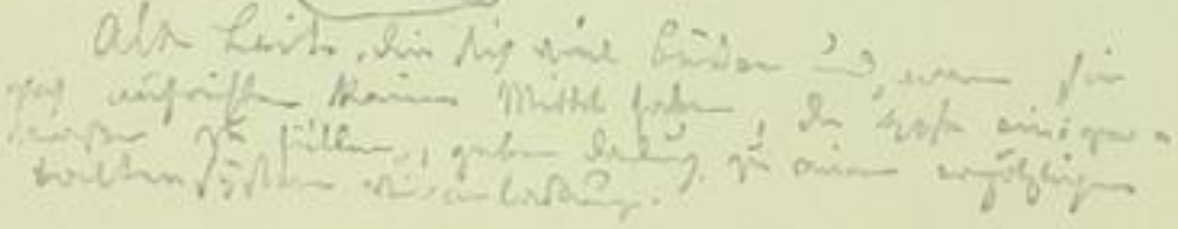
Skizzen zu „Hans Huckebein".

— Hält Frau Dr. das Garn. — Bringt Pantoffeln. — Zündet Pfeife an. — Raucht auch. —

Feuersbrunst. Rettet Elisen. Was dem Kindsmädel dabei passiert. Sie fällt zum Glück in die Regentonne. — Familie Fink geht über Land. Jack (so heißt hier also der Affe) ist eingesperrt. Holt mit dem Fuß die Feile. Durch den Kamin. — Hasen, Krähen usw. — Hunde im Dorfe. — Den Kamin hinunter in die Bauernstube. — Bauern bei Tisch. De Dümel! — Verfolgung. — Pfaff. — Auf das Heiligenbild. — Bum! — Er sinkt blutend herunter. — Familie Fink kommt dazu. Begräbnis im Garten. —"

Alles ist auf ein Doppelblatt geschrieben, auf dessen einer Hälfte allerlei zeichnerische Studien in buntem Durcheinander zu sehen sind, die sich teils ähnlich, teils genau so in dem „Fipps" später wiederfinden, der 1879 bei Bassermann erscheint. Vielleicht ist die Tatsache nicht ohne Interesse, daß Busch den „Fipps" auch noch in einer Umarbeitung herausgeben wollte, die,

Skizzen zu „Fipps der Affe".



Aus dem Skizzenbuch der Achtziger Jahre.

für Kinder bestimmt, bald weniger, bald mehr sich an die Bassermannsche Buchausgabe anschließt und doch so davon abweicht, daß es manchen freuen wird, den Text dieser Bearbeitung kennen zu lernen.

Der gefangene Amor

(Um 1875)

„Fipps der Affe"

für Kinder.

Also jetzt kommt die Geschichte
Von dem Bitterbösewichte,
Schlau, possierlich und behend,
Der sich Fipps der Affe nennt.
Er besitzt nicht nur wie wir
Zween Hände, sondern vier,
Vorne zwei und hinten zwei
Und 'n langen Schweif dabei.
Hiermit, denkt sich Jeder nun,
Wird er recht viel Gutes thun;
Aber nein, im Gegentheile,
Tugend macht ihm Langeweile;
Während er in solchen Dingen,
Welche andern Schaden bringen,
Jederzeit mit größter List
Rührig und betriebsam ist.
Kurz, die Thaten der Verbrecher
Sind so seine Lieblingsfächer

Freilich, einmal will es scheinen,
Und wir hoffen schon und meinen,
Daß uns dieser Fipps gefalle,
Aber gleich ist's wieder alle.

Wie er war, so ist und bleibt er.
Weise schütteln ihre Häupter,
Und so wissen wir bestimmt,
Was er für ein Ende nimmt.

Jeder kriegt, was Jeder thut.
Schlechtigkeit bekommt nicht gut.

Erstes Capitel

Fipps ist sehr neugierig und wo ihn das hinführt.

Seht nur mal, da sitzt er ja
Auf dem Baum in Afrika.
Ein Matrose fährt im Kahn
Barfuß auf dem Ocean;
Doch wie er an's Ufer tritt,
Bringt er zwei Paar Stiefel mit.
Ein Paar große, ein Paar kleine,
Also für verschiedne Beine,
Und man sieht und merkt sogleich,
Dieser Mann ist schmerzenreich.
Kaum zieht aber dieser Mann
Einen seiner Stiefel an,
So bemerkt man augenscheinlich,
Daß der Schmerz nicht mehr so peinlich;
Ja, bei Stiefel Nummro zwei
Wird er gänzlich sorgenfrei,
Sucht in frohem Dauerlauf
Seinen Nachen wieder auf
Und läßt so wie aus Versehn
Das Paar kleine Stiefel stehn.
„Ei, denkt Fipps nach Affenbrauch,
Diesen Spaß mach ich mir auch!"
Und, o weh, im schönsten Glück
Kehrt der frohe Mann zurück.
Laufen wäre jetzt das Beste,
Säßen nicht die Stiefel feste.
Gleich faßt ihn der Mann und spricht:
„Still, mein Sohn, und strample nicht!"
Dieser Mann mit Namen Schmidt
Nimmt ihn nach Europa mit.

Zweites Capitel

Fipps frisirt einen Bauern und geht schnell wo anders hin.

Meister Krüll, als ein Friseur,
Nährte sich mit Kamm und Scheer.
Mancher kam aus seinem Haus
Schon als netter Mensch heraus.
Auch der heimgekehrte Schmidt
Ging nach Krüll zum Haareschnitt.
Wie nun der den Affen sieht,
So belebt sich sein Gemüth.
Theils mit Gelde, theils mit Rosen
Kauft er ihn von dem Matrosen,
Und er freut sich ungemein.
Einstmals läßt er ihn allein,
Geht zum Seitencabinette,
Seiner stillen Wirkungsstätte,
Wo er Glanzpomade braute,
Zöpfe flocht, Perücken baute,
Und vollbringt mit kluger Hand,
Was sein reger Geist erfand.
Eben jetzt erscheint im Laden,
Dünn von Kopf und dick von Waden,
Ein gewisser Bauer Dümmel,
Setzt sich nieder, riecht nach Kümmel
Und befiehlt, daß man ihn scheere,
Was auch dringend nöthig wäre.
Hupp! da sitzt auf seinem Rücken
Schon der Fipps, um ihn zu zwicken.
Schnippdischnapp! die Haare fliegen.
Dümmel macht es kein Vergnügen.
Aujau! dieser scharfe Schnitt
Nimmt ein Stück vom Ohre mit.
Während Dümmels Wehgesange
Faßt der Fipps die Kräuselzange.
Hub! die Nase dampft und zischt.
Dümmel sein Verstand erlischt.
Alle Außendinge schwinden,
Nur die Schmerzen ziehn und münden
In dem einen Knotenpunkt,
Den er hier in's Wasser tunkt. —
— Jetzt kommt Krüll aus seinem Zimmer —
„Was vernehm ich für Gewimmer?"
Fragt er zornig, und die Rechte
Droht mit einer falschen Flechte,
Aber seine Hand erlahmt.
Meister Krüll ist eingerahmt.
„Diese Gegend ist nicht heiter",
Denkt der Fipps und macht sich weiter.

Drittes Capitel

Er stört einen dicken Herrn beim Essen, grade wie das Beste kommt.

Wohlbeleibt und rosenfrisch
Sitzt ein Herr an seinem Tisch.
Vor ihm prangt der schöne große
Pudding mit der rothen Sauce;
Und er spricht und streicht die Weste:
„Pudding, du bist doch der Beste!"
Aber, ach du meine Güte!
Plötzlich stockt das Herzgeblüte.
Angeregt von Wohlgerüchen,
Hat sich Fipps herbeigeschlichen,
Um mit seinen gier'gen Händen
Diesen Pudding zu entwenden.
Ätsch! das Ding hat große Hitze.
Schwapp! der Herr hat eine Mütze,
Und als dünnes Ungemach
Folgt die rothe Sauce nach.
Unvermuthet, unverschuldet
Steht der Dicke da und duldet,
Hört nichts mehr und sieht auch nichts
Wegen dieses Bösewichts.

Viertes Capitel

Diebstahl und Flucht mit Hindernissen. Nachtquartier, und was für eins.

Weitberühmt durch sein Gebäck
Ist der Hofkonditer Röck.
Seine Krapfen, seine Bretzen
Sind besonders hochzuschätzen.
„Horch, sprach er und wurde blaß,
In dem Laden rappelt Was!"
Wohlbegründet ist sein Schrecken,
Fipps versieht sich mit Gebäcken.
Seinen langen Wickelschwanz
Ziert ein brauner Bretzelkranz.
Auf den Daumen, wie auf Zapfen,
Sitzen vier der besten Krapfen.
Rasch will Röck den Schweif erfassen,
Muß ihn aber fahren lassen;
Seine Hände sind zu glatt,
Weil er Teig gemengelt hat.
Sieh, da kommt ja grad die gute
Mamsell Kropp mit Topf und Tute.
Schon hat Fipps sie umgerannt,
Rücksicht ist ihm unbekannt.
Seine Krapfen sind zerstreut.
Das kommt von der Heftigkeit.

Froh auf Krücken springt heran
Ein kreuzkrummer Bettelmann,
Ganz beseelt von dem Verlangen,
Sich die Bretzeln einzufangen.
Fipps beraubt ihn seiner Stütze;
Putsch! da liegt er in der Pfütze.

Aber ach, nur eine Bretzen
Hat von den geraubten Schätzen
Fipps noch glücklich mitgebracht. —
— Unterdessen kommt die Nacht. —

Hohl im Leibe, voller Trauer,
Springt er über eine Mauer.
„Hier, so denkt er, find ich Ruh!"
— Autsch! da schnappt die Falle zu. —
Allsofort im Abendrocke,
Wohlbewehrt mit Sack und Stocke,
Tritt ein Herr aus dem Gebäude
Und bemerkt mit Seelenfreude:
„Endlich hab ich ihn einmal,
Der mir meine Hühner stahl!"
Schlupp! ist er im Sack versteckt,
Nur der Schwanz bleibt unbedeckt,
Den benutzt der Herr als Griff;
Uh! wie da der Stecken pfiff!
Und nach langer Züchtigung,
Ohne viel Besichtigung,
Schließt er ihn für jeden Fall
In den leeren Hühnerstall.
Dieses that Herr Docter Fink,
Der vergnügt zu Bette ging.

Fünftes Capitel

Fipps wird freundlich aufgenommen, fängt aber gleich Streit an.

Morgens früh so gegen achte
Ging der Docter hin und dachte:
„Will doch sehn, wen ich erhascht!"
Ei, wie ist er überrascht,
Als beschämt und lendenlahm
Fipps aus seinem Sacke kam.
Und Frau Doctern und das nette
Kleine Lieschen und die Jette —
Oh, wie sind sie voll Entzücken,
Einen Affen zu erblicken.

Aber zwei, die noch dabei,
Sind nicht von Bedenken frei.
Das sind dort im Hintergrund
Gripp der Kater, Schnipp der Hund.

Leider ist, wie bald sich findet,
Ihre Sorge sehr begründet.
Fipps der greift in ihre Schale,
Und schon kommt es zum Scandale.
Fipps ist obenauf gekommen.
Gripp wird hinten fest geklommen.
Raumiau! Mit Korb und Klammer
Geht's treppauf zur Bodenkammer.
Jetzt wird Schnipp von Angst erfaßt;
Fipps ergreift den Hinterquast.
Daran schwingt er ihn herum,
Bis er schwindelduseldumm,
Zieht ihn dann wie einen Schlitten
Rückwärts auf des Hofes Mitten,
Läßt ihn schaudernd mal soeben
Oberhalb des Brunnens schweben,
Fährt ihn hierauf hintennach
An der Renne auf das Dach,
Hängt ihn über den Kamin,
Und also verläßt er ihn.

Peinlich wird der Rauch und stärker;
Schnipp rumpumpelt auf den Erker,
Grad als mit dem Korb beschwert
Kater Gripp nach außen fährt.
Widerspenstig ist der Ast.
Kater Gripp hat seine Last.
Meistens hat, wenn zwei sich scheiden,
Einer etwas mehr zu leiden,
Und nach ausgestandner Pein
Sind sie wiederum allein.

Sechstes Capitel

Worin Jette den Fipps und Fipps die Jette necke.

Lieschen schläft in ihrer Wiegen;
Fipps der achtet auf die Fliegen;
Denn das macht ihm vielen Spaß,
Wenn er so bei Lieschen saß.
Jette, welche unterdessen
Strümpfe strickend dagesessen,
Sieht 'ne Wespe, die verirrt
An der Fensterscheibe schwirrt,
Und sie treibt das Stachelthier
In die Tüte von Papier.
Lächelnd reicht sie Fipps die Tute,
Daß er Gutes drin vermuthe.
Jeder Argwohn liegt ihm fern,
Darum öffnet er sie gern.

Pick! der Stachel sitzt im Finger,
Und der Schmerz ist kein geringer.
Er zermalmt, sogleich gefaßt,
Das Insekt, was ihm verhaßt,
Setzt sich wieder an die Wiege,
Paßt genau auf jede Fliege,
Und die Jette läßt das Stricken,
Um ein wenig einzunicken.

Eine Fliege ist darunter,
Die besonders frech und munter.
Jetzt sitzt sie auf Jettens Jacke,
Jetzt auf Jettens warmer Backe.
Schlapp! da kriegt sie einen Hieb,
Daß sie starb und sitzen blieb.
Aber Fipps hockt wieder da,
Grad als ob dies nicht geschah,
Und mit sanfter Seelenruh
Schließt er seine Augen zu.

Siebentes Capitel

Worin Jette sehr unvorsichtig ist und Fipps einen lobenswerthen Streich macht.

Wie gewöhnlich liest die Jette
Wieder Nachts in ihrem Bette.
Auf dem Kopf hat sie die Haube,
In der Hand die Gartenlaube.
Hieran will sie sich erfreun,
Duselt, nickt und schlummert ein.
An das Unschlittkerzenlicht
Daran freilich denkt sie nicht.
Erst brennt nur die Zeitungsecke,
Dann der Vorhang, dann die Decke,
Und schon treibt der Brenzelduft
Finkens an die frische Luft.
Vater Fink, er läuft nicht schlecht,
Rettet seinen Stiefelknecht;
Mutter Fink, besorgt vor allen,
Rettet ihre Mausefallen.
Jette schwebt vom Fensterrand;
Sie ist etwas angebrannt;
Doch im Faß, woraus man wäscht,
Wird sie gründlich ausgelöscht. —
Aber, weh, was fällt mir ein?
Wo mag unser Lieschen sein?!
Seht nach oben! Fipps der Brave
Hält das Kind, das fest im Schlafe.
Aus dem Fenster, hoch im Raum
Schwingt er sich zum nächsten Baum.
Höchst besorgt, wie eine Amme,
Rutscht er abwärts an dem Stamme
Oh, welch eine große Freude
Haben nun die Eltern beide.

Achtes Capitel

Worin sich zeigt, daß ein Böser niemals zufrieden ist mit dem, was er hat.

Das war brav, was hier geschehen,
Und sogleich wird Jeder sehen,
Daß für Fipps die gute That
Angenehme Folgen hat.

Zur Belohnung kriegt er nun
Von verblümtem Zinkatun
Eine wirklich ganz famose
Hinten zugeknöpfte Hose,
Dazu reizend von Geschmack
Einen erbsengrünen Frack;
Ferner seine Leibgerichte,
Kuchen, Wein und süße Früchte;
Für die Ruhe nach Genüssen
Ein bequemes Ruhekissen
Und natürlich warme Decken. —
Doch zu solchen Ruhezwecken
Scheinen ihm noch viel probater
Schnipp der Hund und Gripp der Kater.
Ärgern sie sich dann darüber,
So ist das ihm um so lieber.
Wahrlich, denkt man jetzt für sich,
Fipps der hat es königlich. —

Aber, ach, so ist der Schlechte!
Niemals hat er, was er möchte,
Und sein abgefeimtes Herz
Sehnt sich stets nach anderwärts.

Einst an einem stillen Morgen,
Als noch tief im Bett verborgen
Schlummert die Familie Fink,
Gehts: Rumbumklackerackplimpink!
Seht, da liegt der Kaffeetisch
Und in greulichem Gemisch
Kessel, Trichter, Tassen, Töpfe,
Löffel, Gläser, Eiernäpfe,
Butter, Honig, Milch, Zigarren —
Und man hört das Fenster knarren,
Und der Fipps verläßt im Saus
Dieses ehrenwerthe Haus,
Um sich ferner zu zerstreun
Und ein rechter Lump zu sein.

Neuntes Capitel

Worin Fipps seine letzten Schandthaten verübt und wie es Knall und Fall mit ihm zu Ende geht.

Frohgelenkig sieht man ihn
Durch die Saatgefilde fliehn.
Mit der Pfeife geht voran
Ahnungslos der Wandersmann.
Plötzlich stutzt er und erschrickt,
Denn der Hut wird eingedrückt.

Und die Frau, die dorten wandelt
Mit Geschirr, wo sie mit handelt,
Oh, wie sehr wird die erschüttert;
Alles Topfgeschirr zersplittert,
Und nun fragt sie wehmuthsvoll,
Wo sie denn von leben soll.

In dem Haus da weiter hin
Wohnt der Bauer Dümmel drin,
Dümmel, dem es unvergeßlich
Und noch in Gedanken gräßlich,
Wie ihm Fipps die Haare schor. —
— Fipps, ich sage, sieh dich vor! —
Doch was kann das Alles nützen;
Schon sieht er die Glucke sitzen.
Dümmels Küchlein piepsen bang,
Ach, das ist ihr Grabgesang. —
— Mord ist eine Schauersache.
Immer näher kommt die Rache. —
Zwar zuerst kommt nur Frau Dümmel;
Sie vernahm das Angstgewimmel.
Mit dem Schrei: „Da kummt de Düwel!“
Fällt sie rücklings in den Kübel.
Aber jetzt erscheint von hinten
Dümmel mit der Schießeflinten.
„Hoh!“ ruft er und kennt ihn wieder —
„Dat is jo min Haaresnieder!!“

Fipps, bei diesem Donnerworte,
Springt geschwinde aus der Pforte
Und ihm nach durch dick und dünn
Dümmel und die Dümmelin.
Und schon kommen mehr daher:
Töpfersfrau und Wanderer,
Und, wie es der Zufall will,
Mamsell Kropp und Röck und Krüll,
Ja, man sieht sogar den Dicken
Und den Bettelmann auf Krücken.

Alle machen lange Schritte.
Plötzlich heißt es: „Riek, da sitte!!“
Jeder harret starr und stumm. —
Dümmel zielt. — Dann geht es: Wumm!!
Heftig ist der Flinte Stoß,
Denn nur schwierig ging sie los,
Aber Fipps den traf sie doch,
Tief im Herzen sitzt das Loch.

Angelockt von diesem Knalle
Kommen noch die Andern alle:
Schnipp der Hund und Gripp der Kater,
Mutter Fink und Fink der Vater,
Lieschen und die fette Jette
Sammeln sich an dieser Stätte.
Keiner läßt von diesen allen
Eine Trauerthräne fallen,
Ausgenommen nur die Liese.
„Arme Fipp“ — so sagte diese,
Während ihre Thränen flossen —
„Arme Fipp is todteßossen!!“

* * *

Man begrub ihn in der Ecke,
Wo an Finkens Gartenhecke
Weiße Doldenblumen stehn.
Hier ist noch sein Grab zu sehn.

Ein weiterer erster Entwurf, der aus der Zeit nach 1895 stammt und zur Ausführung nicht mehr hat kommen sollen, liegt vor in einem kleinen Notizbuch. Ein ungefähres Bild dessen, was draus hätte werden sollen und können, gibt das Fragment. Die Überschrift lautet: „Der Privatier“, und folgendes ist von dem Entwurf vorhanden:

Der Privatier.

„Heute tönt auf unsrer Leier
Was von Johann Tütemeier,
Den fast jeder, der ihn kannte,
Ohne weiters Tütje nannte.
Tütje widmet seine Kräfte
Einem Materialgeschäfte ꝛc."

I.

Tütjes Laden liegt günstig; alle Augenblicke bimmelt's. Der Lehrling macht viel Verdruß. Außerdem ist Tütje Witwer, zieht sich also vom Geschäft zurück. Als Motto des Ganzen gilt das Sprichwort: „Bequemlichkeit ist die Hauptsache, sagte der Teufel, da setzte er sich auf die Flachsbechel."

II.

Jedenfalls hat Tütje jetzt Haus und Gärtchen, dazu ein Hündchen, Pizzi. Von der Haustüre wird die Klingel entfernt, weil Tütje dadurch nicht an sein früheres Geschäft erinnert sein will.

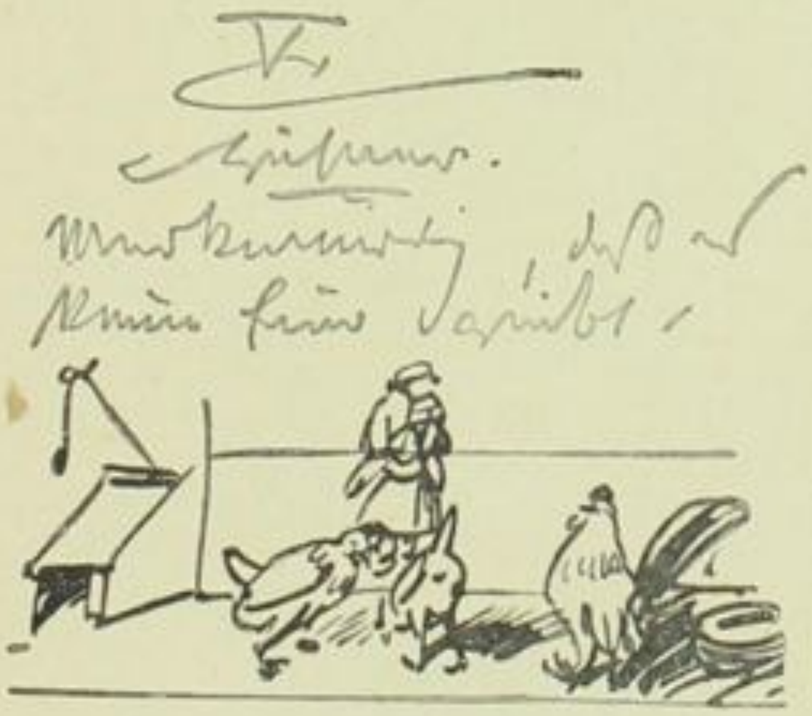
III.

Mit Mamsell Schmiel, der „Köchin mit Gefühl", gibt's manchen Aerger; sie liest z. B. Romane mit Vorliebe auf dem Locus, so daß Tütje oft ängstlich warten muß. Sie kocht aber gut, besonders fette Mehlspeisen, wird auch einmal ohnmächtig und fällt dann natürlich Tütje in den Arm.

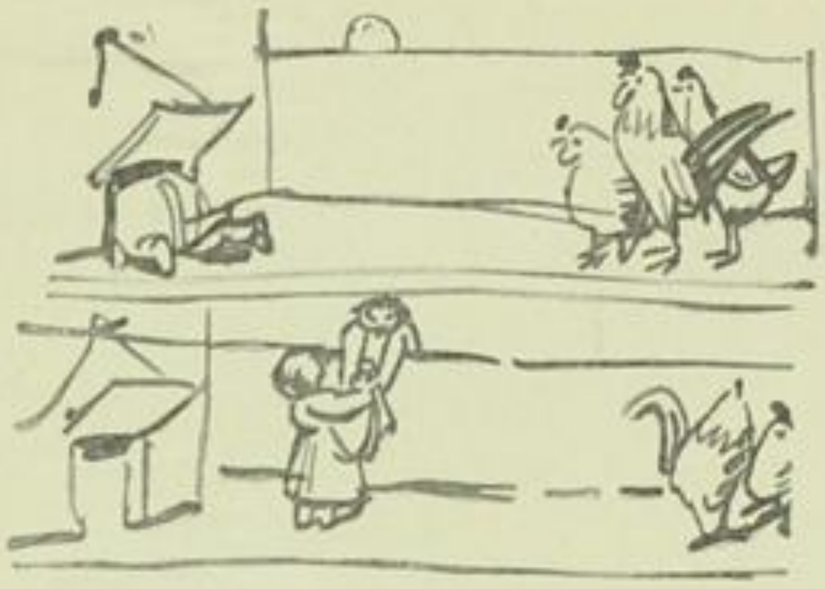
IV.

— Dem Jungen, der das Bier bringt, zerreißt Pizzi die Hosen;

das Bier fällt hin; Junge stellt sich auf Pizzis Schwanz; Tütje muß Hosen und Bier bezahlen. —



Hühner sind da, aber merkwürdigerweise gibt es gar keine Eier.



Das Rätsel löst sich.

Die kleinen Spitzbuben haben eine gute alte Großmutter, die aus den eroberten Eiern wunderbar gequirltes Kandisei zu machen versteht.

Tütjes ungetrübte Freude ist ein Schweinchen. Es wird geschlachtet.

Die Höhe des Festes ist erreicht, als der Schweinskopf aufgetischt werden soll. Die Pietät dem toten Liebling gegenüber stört die Freude.

Pizzi denkt kühler.

VII.

Die Bienen.

Da man auch Honig haben will, werden Bienen angeschafft.

Diese Sache bekommt Pizzi ebenso schlecht wie Tütje, der zwar mit Fausthandschuhen versehen ist, aber eine dünne Sommerhose an hat.

Der brennende Schmerz erfordert Linderung, die in der nahestehenden Regentonne gesucht wird.

Aber die Wirkung der Bienenstiche ist eine so furchtbare, daß die hinteren Extremitäten die Tonne nicht mehr verlassen können und nur die werktätige Kunst des Böttchers Hilfe schaffen kann.

Nach glücklicher Befreiung nimmt man wahr, daß die schöne Sommerhose geplatzt ist.

Aber auch Pizzi hat deutliche Spuren vom Kampfplatze davongetragen.

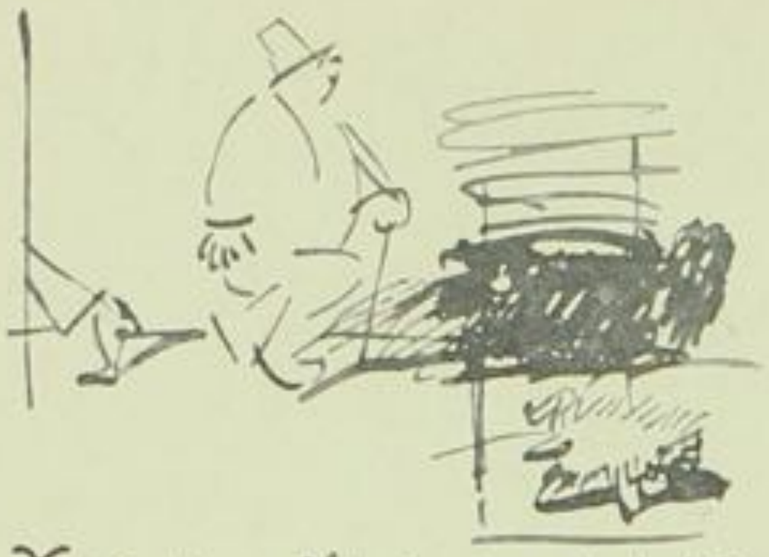
VIII.

Vor allem aber nimmt bei Tütjes gutem Leben die Korpulenz zu

„O, wie ist das hinderlich,
Wenn man ringsherum an sich
So viel Fettigkeit besitzt,
Daß man pusten muß und schwitzt
Und nichts weiter denkt als bloß:
Wie werd' ich den Speck nur los?!"

Spaziergänge sind nötig. Aber unbequeme Schuhe verbittern ihm diese Tätigkeit. Ein berühmter Schuster muß die unfehlbar bequemen Schuhe liefern. Aber

„O, wie ist der Mensch bedrückt,
Den der eigne Stiefel zwickt.
. . . . . .
Und er kann es nicht verschweigen,
Allen Freunden muß er's zeigen,
Muß er's sagen, muß er's klagen,
Wie ihn diese Stiefel plagen,
Ja, sogar ganz fremden Herrn. —
Und sie all ertragen's gern.
Jeder gibt ihm gern Gehör,
Spricht gerührt: Bedaure sehr!
Und, vertieft in seine Zwecke,
Geht er um die nächste Ecke.
Selbst dem Pizzi, sonst so treu,
Ist's im Grunde einerlei."



Tütje am Pizzi, [illegible]
[illegible] im Garten einmachen,

Rückkunft für Herr Tütemeier.

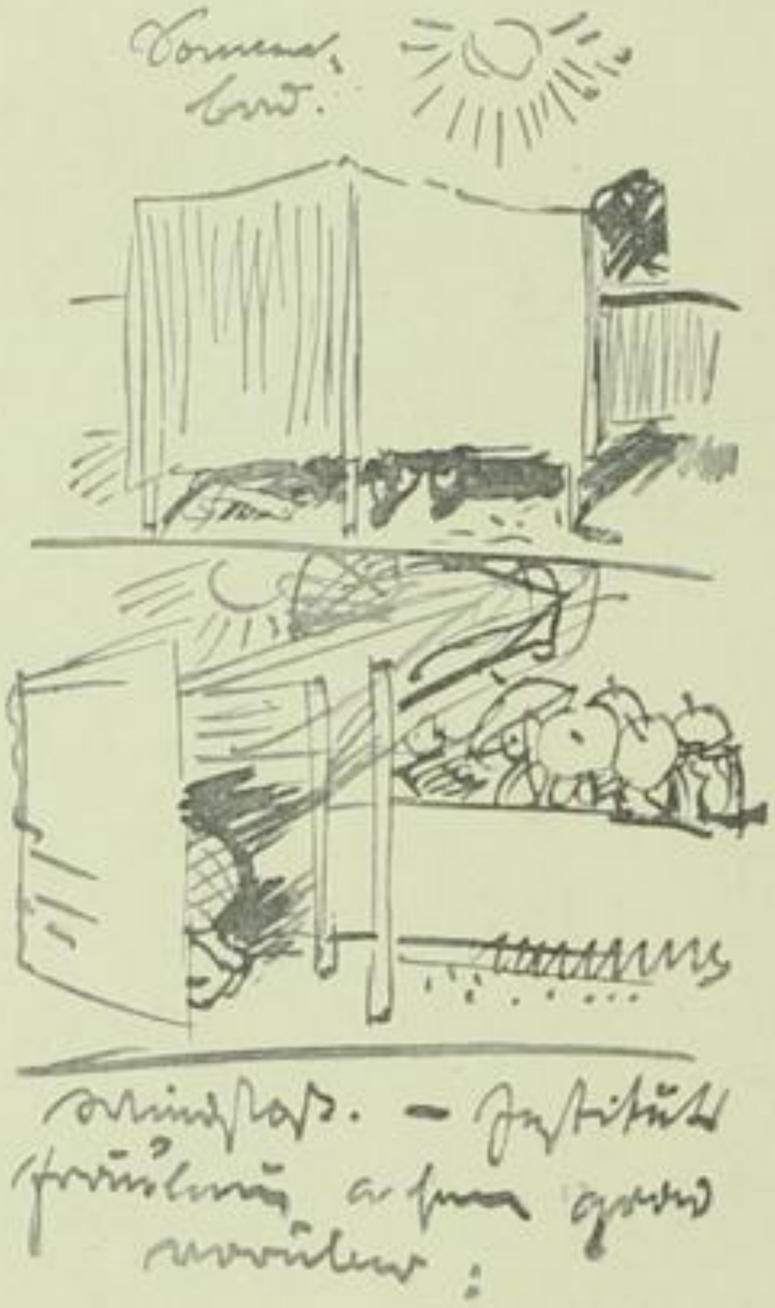
Die Stiefel müssen herunter vom Fuß; die Strümpfe in der Rocktasche, kehrt Tütje im strömenden Regen heim, den einen Stiefel in der Rechten, während Pizzi den andern im Maul trägt. Zu Hause angekommen werden die Stiefel ihres feuchten Inhaltes entledigt.

IX.

Andere Verdünnungsmethoden folgen. Tütje schafft die Köchin ab, wird Vegetarianer strengster Observanz.

Frühmorgens Barfuß im Morgentau
Pizzi Hund v. d. Bank aus [illegible].

Im Morgentau macht er barfuß Dauerlauf, während Pizzi behaglich vom Fensterbrett aus zuschaut.



Sonnenbad.

Das Sonnenbad darf natürlich nicht fehlen; Pech gibt's auch hier. Tütje wird wirklich dünner, aber die Aufwartefrau sieht das nicht ohne Sorge:

„Herr Tütemeier, sprach sie bang,
Ich förcht', Sie machen's nimmer lang."

X.

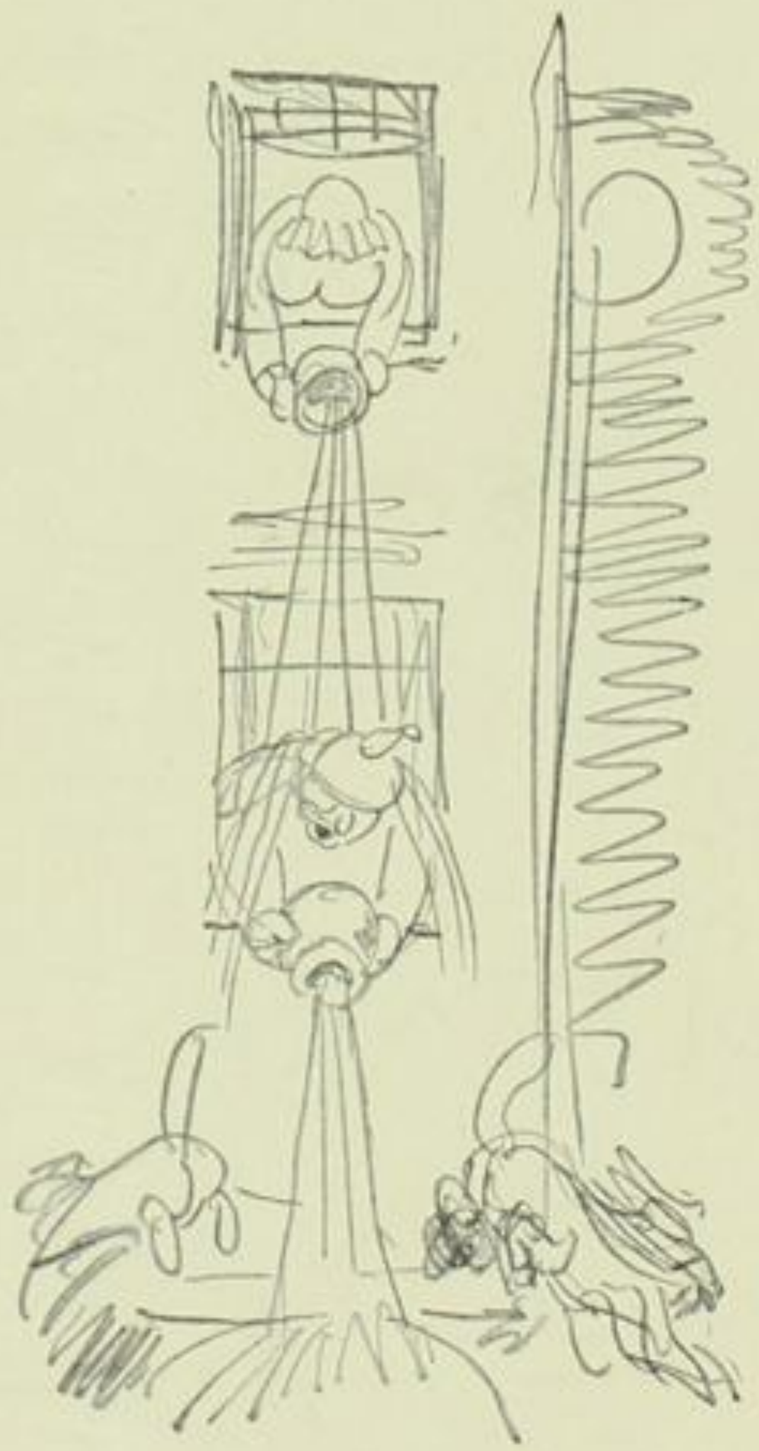
Tütje wird nervös. Ihn stören die Stechmücken und Flöhe in der nächtlichen Ruhe.

Allerlei Ungemach bei der Jagd auf die Störenfriede. Das Allgemeinbefinden verschlechtert sich. Er gibt das Rauchen auf und läßt sich untersuchen.

XI.

Katzenkonzert im Garten bringt Tütje zur Verzweiflung.

Er stürzt aus dem Bett, bewaffnet mit dem Wasserkrug.



Überraschende Bekämpfung aus zwei Etagen durch Tütje und Mamsell Schmiel.

Furcht vor Dieben kommt hinzu. Pizzi als Wächter wird nachts ausgesperrt. Es kommt wirklich ein Dieb.

Der Dieb führt Pizzi in Versuchung mit Wurst. Pizzi, der nur ungern Vegetarier ist, läßt sich verführen. Tütje hört Geräusch; leuchtet unter's Bett, in den Kleiderschrank.

Der Dieb kommt ins Schlafgemach.

Furchtbare Drohung.

Verteidigung und Flucht in den Kleiderschrank.

Der Dieb gibt ihm großmütig den Säbel mit und riegelt von außen ab. Ungestörte Diebesarbeit.

Am nächsten Morgen Befreiung aus der Gefangenschaft durch die Aufwartefrau.

XII.

Das Ende ist gut. Bei Witwe Quabbeke in der Stadt ist eine Wohnung frei; Tütje zieht zu ihr, heiratet sie, wird wieder munter und zufrieden, denn alles wird ihm gesagt, was er zu tun hat. „Ja! heißt's am Stammtisch, das kommt anders als mit der ersten Frau!"

Ein anderer Fall ist der, daß eine kleine Bilderserie entsteht, mit oder ohne Text, die später als einzelnes Kapitel eines größeren Ganzen Verwendung findet. Es existiert z. B. aus dem Jahre 1865 ein „Heiliger Antonius". Einleitenden Versen folgen 15 Zeichnungen; das Original befindet sich im Besitze der Erbprinzessin von Meiningen und wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

In dem 1870 erschienenen „Der heilige Antonius von Padua" ist dieses Ballett „Die Versuchung des heiligen Antonius" als 9. Kapitel verwertet und zur „letzten Versuchung" geworden.

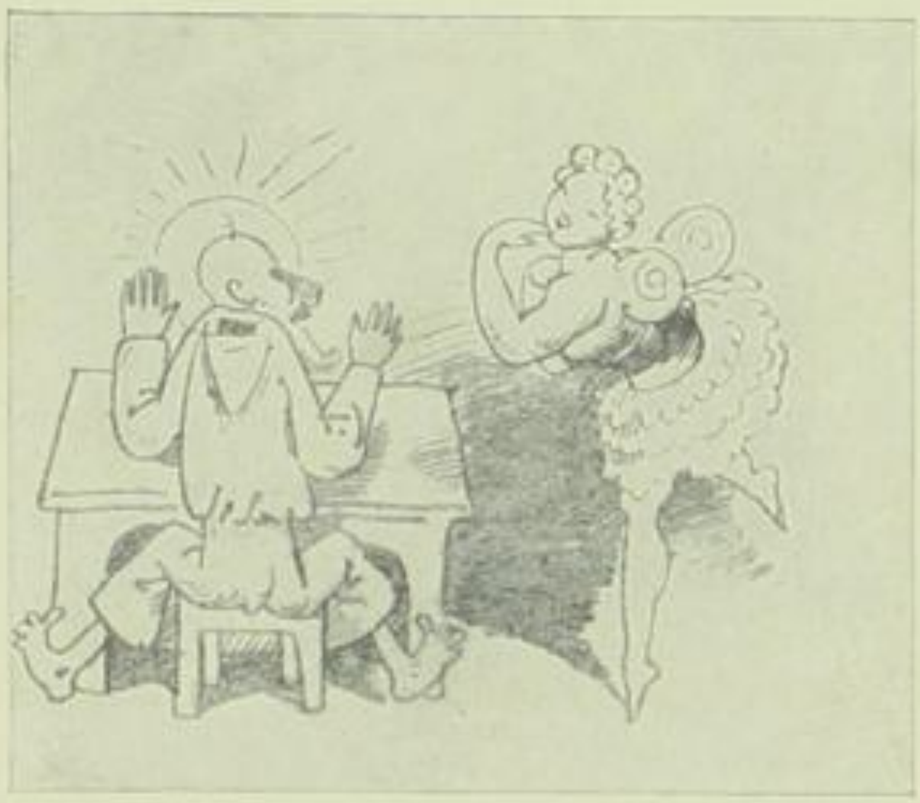
Der Titel lautet:

Die Versuchung des heiligen Antonius.

Ein Ballett.

Der heilige Antonius von Padua
Saß oftmals ganz alleinig da
Und las bei seinem Heiligenschein
Meistens bis tief in die Nacht hinein.

Einst als er wieder so sitzt und liest,
Auf einmal so räuspert sich was und niest;



Und wie er sich umschaut, der fromme Mann,
Steht da ein nettes Mädchen und schaut ihn schmachtend an.

Der heilige Antonius von Padua
War aber ganz ruhig, als dies geschah,
Und dachte bei sich: Schau du nur zu!
Du störst mich nicht in meiner christlichen Ruh! –

Nicht lange, als er wieder so saß
Und weiter in seinem Buche las,

Husch! da krabbelt's ihm auf der Glatze und hinterm Ohr,
Daß er nicht wußte, ob er warm war oder fror.

Der heilige Antonius von Padua

War aber ganz ruhig, als dies geschah,

Und dachte bei sich: Krabble du nur zu!
Du störst mich nicht in meiner christlichen Ruh! —

Nicht lange, als er wieder so saß

Und weiter in seinem Buche las,

Auf einmal, er wußte selber nicht wie,

Und gibt dem heiligen Antonius
Rechts und links einen herzhaften Kuß.

Setzt sich das Mädchen ihm gar auf's Knie

Der heilige Antonius von Padua
War aber nicht ruhig, als dies geschah:

Zornig sprang er vom Stuhl und griff an die Wand
Und nahm das Kreuz in seine Hand.

Puh! da war's, o Schreck und Graus!

Der Teufel und fuhr zum Schlot hinaus.

Der heilige Antonius ruhig und heiter
Las aber in seinem Buche weiter. —

O heiliger Antonius von Padua,
Bleib mir zu jeder Stunde nah
Und laß mich doch auf dieser Erden
Auch so ein frommer Heil'ger werden! —
O heiliger Antonius von Padua,
Du kennst mich ja!

Noch ein Entwurf mag hier Platz finden, dessen Bilderserie in 2 Farben (schwarz und rot) fertig und mit Versen versehen vorliegt. Das Original befindet sich im Besitz der Königl. Bayrischen Graphischen Sammlung in München.

Der Titel ist „Die Spinne":

Die Spinne.

Vom Schlaf erfrischt kommt Fräulein Piep
Zum Frühkaffee, der ihr so lieb.

Doch Hannchen, dieses flinke Wesen,
Eilt schon herbei mit ihrem Besen.

O weh! wie wurde ihr zu Sinne!
Hernieder senkt sich eine Spinne.

Der erste Hieb ist wenig nütze.
Die Spinne krabbelt auf der Mütze.

Sie krabbelt weiter sehr behende,
Bis wo der Rücken ganz zu Ende.

Von Angst beseelt, in Todesschrecken,
Sucht sich das Unthier zu verstecken.

Und Hannchen, das geschickte Mädchen,
Erwischt sie wieder nur beim Fädchen.

Das Hannchen, weil zu schnell und heftig,
Stößt nicht genau, indessen kräftig.

Doch diesmal, kühler schon und schlauer,
Zielt Hannchen gut und trifft genauer.

Da zuckt es, wie ein scharfer Stich,
Von A bis Z durch's eigne Ich.

Wie peinlich für ein zart Gemüth,
Wenn irgendwie ein Mord geschieht!

Erst ist man starr, dann wird man krumm
Und fällt wohl gar nach hinten um.

Am besten wird, wer so erschlafft,
Sorgsam geschwind ins Bett geschafft.

Das Hannchen wärmt die kalten Glieder,
Und Mamsell Piep belebt sich wieder!

„Dies, sprach sie, wußt ich ja vorher:
Die Morgenspinne bringt Malheur."

Ein solcher Entwurf ist, so fertig er aussieht, unter Umständen doch noch in voller Arbeit. Aus den „Haarbeuteln" mögen einige solcher Gegenüberstellungen gegeben werden. Von „Maler Kleckſel" gibt es einen Entwurf, dessen Bilder alle fertig sind, während die Verse erst zum Teil sich schon gefügt haben, zum Teil noch und zwar vielfach nur stichwortartig durch Prosa ersetzt erscheinen. Wie da bis zur Buchausgabe auch die Bilder noch sich ändern, zeigt in interessanter Weise die Gegenüberstellung von ein paar Bildern aus diesem Entwurf und den entsprechenden Bildern aus dem 1884 erschienenen „Maler Kleckſel". Auch zu „Die Strafe der Faulheit" (Bilderbogen), „Der Schreihals", „Plisch und Plum" und „Schreckliche Folgen eines Bleistifts" (Kunterbunt) seien noch einige solche Vergleiche geboten.

Erster Entwurf.

Der Mensch, der hier im Schlummer liegt,
Hat seinen Punsch nicht ausgekriegt.

Buchausgabe.

Aus „Die Haarbeutel".

Dies ist dem Affen äußerst lieb.
Er untersucht, was übrig blieb.

Buchausgabe.

Siehe, da sitzet Silen bei der wohlgebildeten Nymphe.
Gern entleert er den Krug, was er schon öfters getan.

Zweiter Entwurf. Buchausgabe.

Schlimmer als Flötengetön ist das lautlos wirkende Pustrohr;
Pustet man hinten, so fliegt vorne was Spitzes heraus.

Zweiter Entwurf. Buchausgabe.

Aus „Die Haarbeutel".

Vor-Entwurf.

Buchausgabe.

Und weidet sich am Lichteffekt.
Man sieht bereits, was in ihm steckt.

Zweiter Entwurf.

Er staunt, er glotzt, er schaut verquer
Folgt der Erscheinung hin und her
Und weidet sich am Lichteffekt.
Man sieht bereits, was in ihm steckt.

Buchausgabe.

Hier in des Gartens Lustrevier
Trinkt er so zwei drei vier Glas Bier.

Zweiter Entwurf.

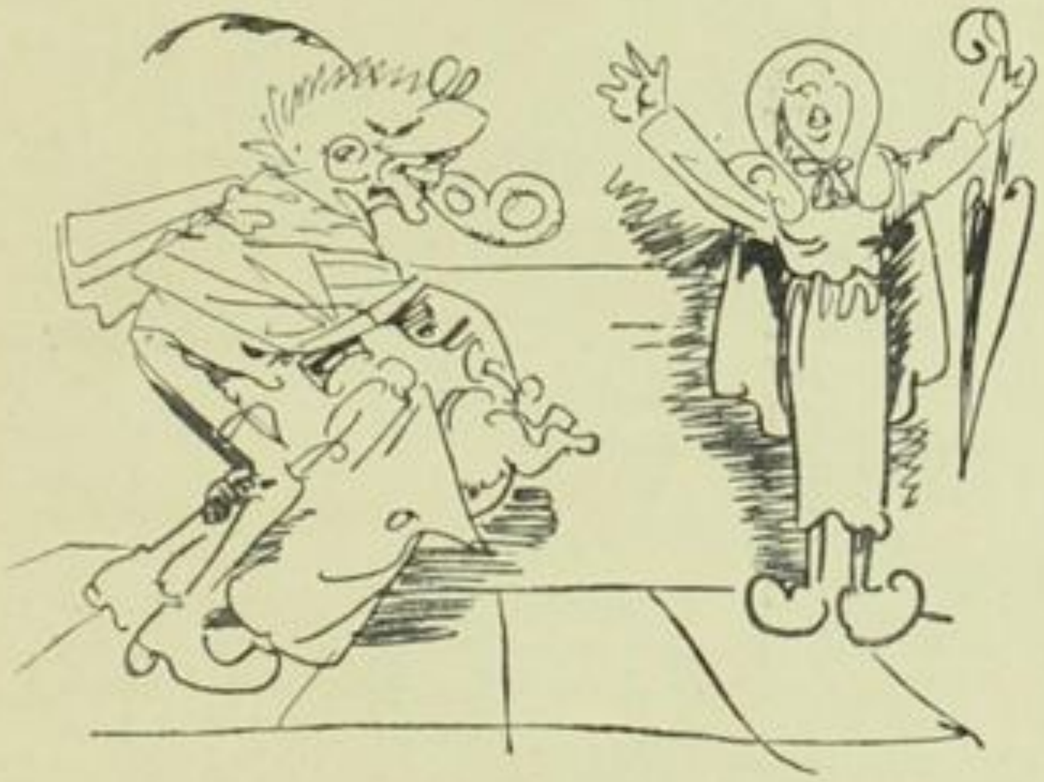
Und eilt mit brennender Havannah
Zum Schimmelwirth zu der Susanna.
Hier in des Gartens Lustrevier
Trinkt er so zwei drei vier Glas Bier.

Buchausgabe.

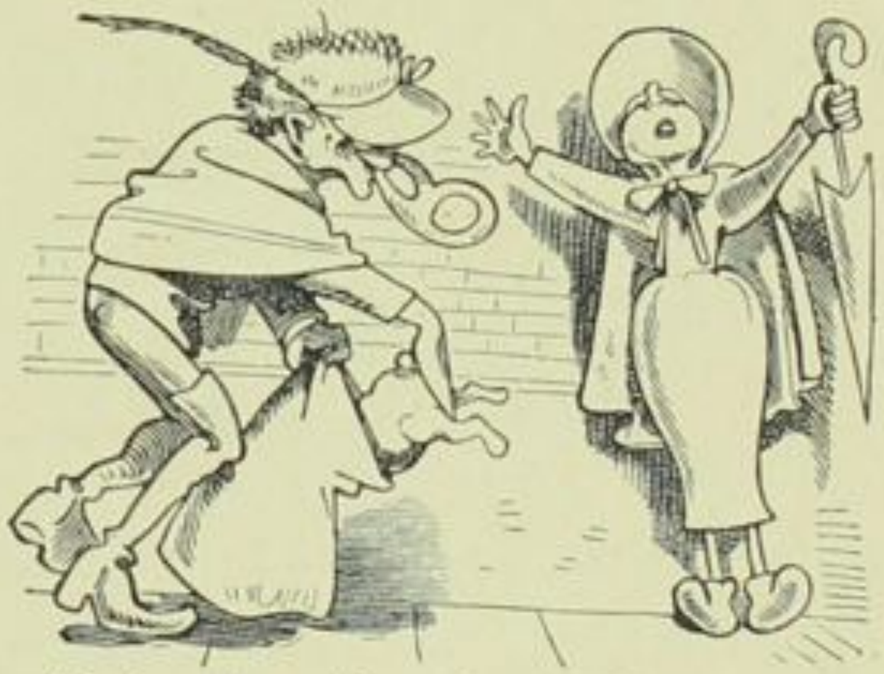
Aus „Maler Klecksel".

Bleistiftentwurf.

Sie füttert ihn, so viel er mag,
Mit Zuckerbrot den ganzen Tag.

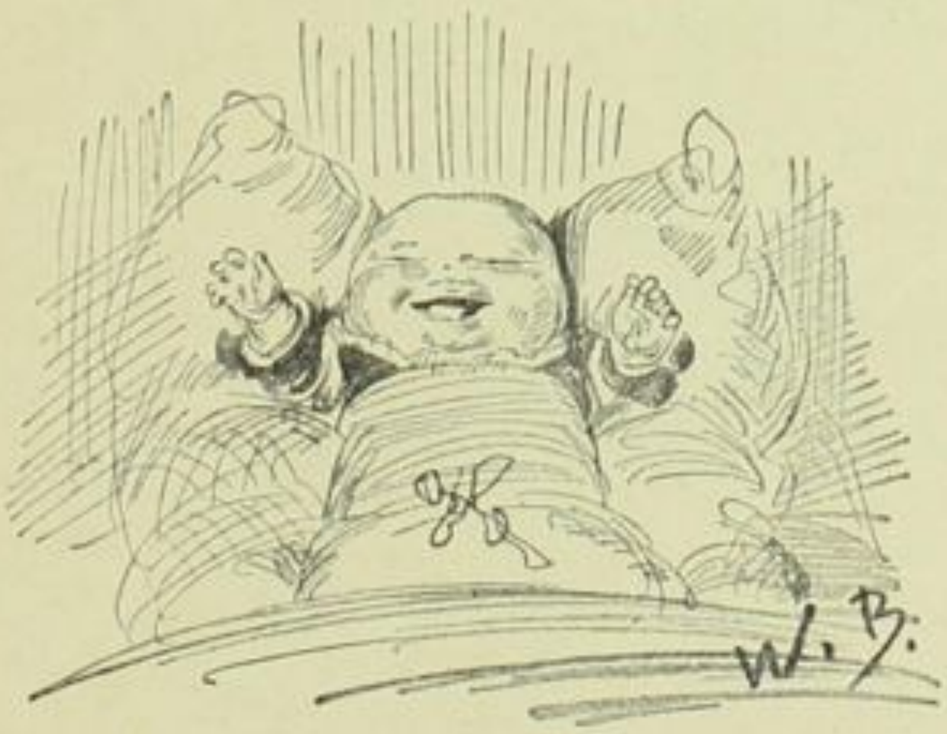


Bleistiftentwurf.

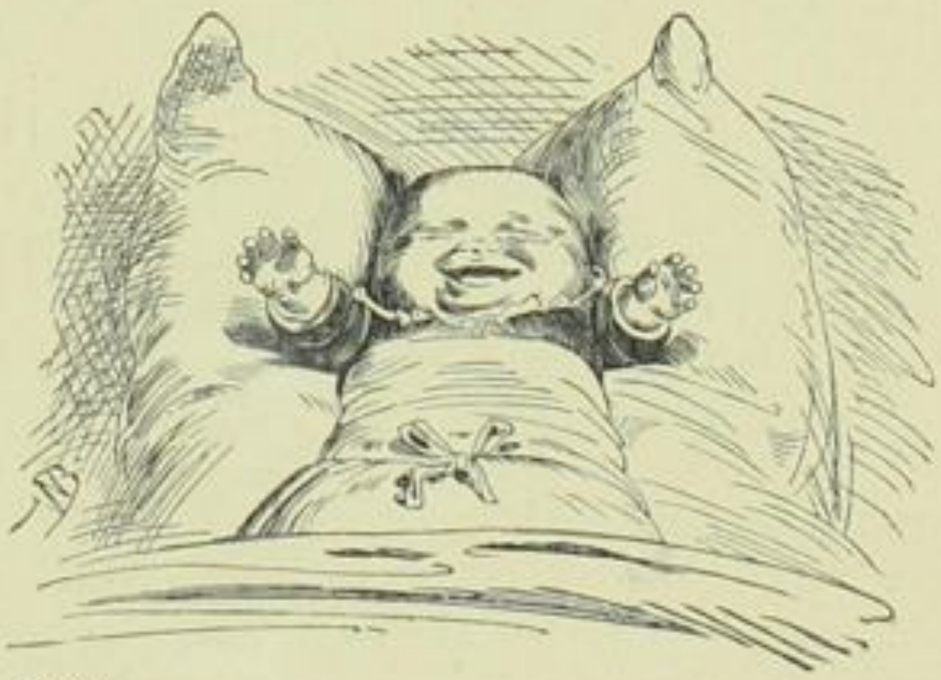


Doch weil er nicht gehorchen kann,
Fängt ihn gripsgraps der böse Mann.

Aus „Busch-Bilderbogen".



Bleistiftentwurf.



EH.X.A.

Und Willi, der vom Schmerz befreit,
Lacht laut vor lauter Heiterkeit.

Aus „Der Schreihals".

Vorentwurf.

Papa Fittig treu und friedlich
Mama Fittig sehr gemüthlich,
Sitzen Arm in Arm geschmiegt,
Sorgenlos und stillvergnügt
Kurz vor ihrem Abendschmause
Noch ein wenig vor dem Hause.

Aus „Plisch und Plum".

Bleistiftentwurf.

Aus „Schreckliche Folgen eines Bleistifts".

Es wurde oben festgestellt, daß nach Buschs Meinung die Verse nur Beiwerk sind in den „Bildergeschichten", ebenso aber, daß wir sie doch wahrlich nicht missen möchten. Dazu kommt nun noch, daß Busch auch Verse ohne Bilder hat drucken lassen. Im Jahre 1871 erschien die viel zu wenig beachtete und viel zu selten gekannte „Kritik des Herzens", 1904 „Zu guter Letzt" und 1909 eine Sammlung von nachgelassenen Gedichten unter dem Titel „Schein und Sein", Gedichten, die vom Dichter selbst noch zur Veröffentlichung bestimmt gewesen waren. Diese drei Büchlein zeigen, daß Busch nicht nur Maler und Zeichner war, sondern auch Dichter im engeren Sinne des Wortes, und die in ihnen enthaltenen Verse fassen ebenso wie die Verse seiner Bildergeschichten, ob's nun die dichterischen Einleitungen zu denselben sind oder die Einzelverse zu den einzelnen Bildern, ein gut Stück dichterischer Arbeit in sich. So leicht hingeworfen sie scheinen, sie wurden sauber gearbeitet und sorgfältig gefeilt. Knittelverse sind viele gemacht, auch in Buschscher Manier, aber bei Busch haben, wenn man genauer hinsieht, die scheinbaren Knitteleien stets eine wohlberechnete und meistens eine gut gelungene sprachliche Form, die nicht von ungefähr ist. Es interessierte

Busch sehr, daß gerade an den glattesten Versen Goethes und erst recht an den noch leichter scheinenden Versen Heinrich Heines so viel und so fleißig herumgefeilt ist. Den Gedanken brauchte Busch bei seinen Versen nicht zu zwingen; der flog ihm auch im Gespräch zu wie wenigen. Aber die sprachliche Form machte ihm viel zu schaffen, weil sie ihn zu sehr interessierte und ihm nie treffend genug sein konnte. Eifrige Sprachstudien trieb er stets, gelegentlich nicht nur, auch systematisch. Sammelte er in älterer Zeit Märchen, die er sich von alten Leuten in Wiedensahl erzählen ließ, so fesselte ihn neben dem Inhalte und dessen Sonderfassung vor allem auch die eigentümliche, zumal die dialektisch gefärbte sprachliche Form. Er bedauerte vielfach, daß er zu wenig auf wissenschaftlicher sprachlicher Bildung fuße; oft vergnügte ihn auch wieder, daß dieser Mangel ihn Freude haben ließ an sprachlichen Beobachtungen, die vor einer zu genauen Nachprüfung nicht würden bestehen können. Er konjekturierte gern, suchte besonders stets nach dem konkreten Hintergrunde der Worte und witterte allüberall Klangmalerei. Ihm lebte die Sprache, vor allem das Plattdeutsch mit seinem krausen und reizvollen Dialektewirrwarr. Und kein schöneres Urteil könnte seinem feinen Gefühl für Schönheit der Sprache gesprochen werden, als wenn er selbst sagt: „Um die Sprache sein eigen zu nennen, muß man, glaub ich, was drin erlebt haben, etwas sehr wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinne habe ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich rühren, das heißt in innerster Seele rühren." An anderer Stelle schreibt er: „Was herzig, lieb und drollig ist in einer Sprache, das kann man nur empfinden und begreifen, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Grethe über den Zaun gesprochen hat". Es wird hierdurch erklärlich, daß die Verse Buschs zünden, daß so viele von ihnen zu geflügelten Worten haben werden können. Wir verstehen, daß die Sprache Buschs so sehr den wurzelfesten Niedersachsen verrät und daß besonders auch seine Prosa so starke Eigenart zeigt. Letzteres beweisen schon die Zitate, die aus Briefen Buschs gelegentlich gemacht wurden. Bei seiner Prosa ist aber hauptsächlich gedacht an „Eduards Traum", der 1891 erschien, und an den „Schmetterling", der, mit zwanzig kleinen Zeichnungen versehen, 1895 herauskam. Von beiden Schriften wird später noch die Rede sein. Eine kleinere Prosaerzählung brachte der „Heidjer" von 1907; sie trägt die Überschrift „Meiers Hinnerk" und sei hier abgedruckt.

„Hinnerk".
(Ausschnitt aus einem Ölbild. Um 1880.)

Meiers Hinnerk.

Grad ausgestreckt in der Ebene und Hof an Hof lag das alte friedliche Dorf, die Häuser mit Stroh gedeckt. Und jedes Haus hatte rückwärts sein Gärtchen und hinter jedem Gärtchen sein Ackerfeld, und durch jedes Feld ging ein Grasweg, ein breiter, nach der heckenumgrenzten Wiese, und hinter sämtlichen Wiesen stand der hohe schattige Wald.

Es war ein heiterer Tag zu Anfang des Herbstes, wenn durch die Luft schon die silbernen Mettken schweben. Aus allen Gehöften, wie nachmittags gewöhnlich, kamen die kleinen Hirten und Hirtinnen mit ihren Kühen.

Auch Meiers Hinnerk hatte zwei, eine schwarze und eine braune, am Strick, um sie, zunächst den Grasweg beweidend, allmählich der Wiese entgegenzuführen. Zwölf Jahre war er alt, flachshaarig und wohlgenährt. Längst war ihm die verblaßte leinene Hose zu eng und zu kurz geworden. Hinten drauf, einander gegenüber, gleich einer blauen Brille, saßen sogar schon, zu seinem Verdruß, zwei zirkelrunde dunklere Flicken; ein Werk der nehrigen Mutter, die immer behaupten wollte, in alten Hosen säßen Jungens am strammsten und gesundesten aus.

Gelehrsamkeit war Hinnerk sein Fall nicht. Dennoch, während die beschränkten Tiere am Boden ihr Futter suchten, zog er sofort seinen Katechismus aus der zugeknöpften Jacke hervor. Mit helltönender Stimme, in steter Wiederholung, prägte er die Aufgabe für den folgenden Schultag in den widerspenstigen Schädel. Seine Kollegen im Felde, weithin vernehmlich, übten dieselbe Lektion. Sie wußten warum. Küster Bokelmann, der Meister der Schule, besaß einen kniffigen Rohrstock, der die schlummernden Seelenkräfte, selbst im voraus, vorzüglich zu ermuntern verstand.

Nachdem das dringende Geschäft der Bildung des Geistes somit glücklich erledigt war, widmete sich unser Hinnerk einer mehr freien gemütvollen Tätigkeit.

Auf dem Rücken der schwarzen Muhkuh, an geeigneter Stelle, begann er Haare zu zupfen und bildete so auf der entblößten Haut ein großes lateinisches L. Hierbei, sinnig vertieft, sang er leise den Namen Lina vor sich hin, indem er auf dem i besonders lange quinquillierend verweilte.

Mittlerweile hatte er die Wiese erreicht, schloß das Tor, nahm den Kühen den Strick ab und ließ sie grasen nach Belieben.

Wo ein Kuhjunge hütet, muß natürlich ein Feuer sein. An sich schon dem Auge ergötzlich, bei kühlem Wetter auch willkommen der Wärme wegen, ist es geradezu unentbehrlich für das Braten der Kartoffeln.

Demnach vor allen Dingen sammelte Hinnerk feine Spricker und brach dünne Knüppel aus der Hecke. Da es zurzeit noch keine Reibhölzchen gab, mußte er erst emsig pinken, bis an den Zunder der richtige Funken sprang. Einen Topp Hede hatte er mitgebracht. In ihn ward der glimmende Schwamm gehüllt, durch Weifen und Pusten die Flamme entfacht, zunächst dünnes, dann dickes Holz regelrecht drüber geschichtet, und hochauf loderte bald ein erfreulicher Scheiterhaufen.

Beiseit, schon früher aus Zweigen und Plaggen erbaut, stand Hinnerks zwar enge, doch trauliche Hütte. Aus dieser entnahm er das von ihm selber geflochtene Weidenkörbchen, begab sich ins Feld hinaus und kehrte zurück mit zwei Dutzend der dicksten Kartoffeln und fünf jungen Mäusen, die er beizu im Neste erwischt und getötet hatte. „Dat sind fief fette Happen vär use Kättken terhus," dachte er schmunzelnd.

Noch waren zum Einlegen der rötlichen Knollen nicht Kohlen genug reif. Infolgedessen kriegte Hinnerk sein Messer heraus, ein wertvolles Werkzeug, für drei Mariengroschen hat's ihm der gute Vater gekauft auf dem Markt in der Stadt. Das kleine Ohr am Heft, um's mit einer Schnur an der Hosentasche zu befestigen, war übrigens eine Sicherheitsvorrichtung, die Hinnerk verschmähte. Er flötete, prüfte am Daumen die Schneide, fällte eine stattliche Doldenpflanze und verfertigte aus ihren hohlen Stengeln ein niedliches Schmökepfeifchen; denn sich täglich ein wenig im Rauchen zu üben, hielt er für nötig, und was den Tabak betrifft, so schien ihm recht trockenes Haselnußlaub für den Anfang nicht übel.

Sein gestopftes Pfeifchen zu entzünden, näherte sich Hinnerk der Feuerstätte.

„Hutt bäh!“ rief eine Mädchenstimme, und Nachbars Gretliesche, ein munteres, hübsches, rothaariges Kind von elf Jahren, kroch durch ein Loch in der Hecke.

„Wat wutt du denn hier?“ fragte Hinnerk sehr kühl.

„Helpen!“ erwiderte sie kurz und keck. Ohne weiteres legte sie die Kartoffeln ins Feuer, hielt dem Hinnerk einen glühenden Span auf die Pfeife, setzte sich aufs Rasenbänkchen in der Hütte und lud ihn ein, zu ihren Füßen sich niederzulassen, wozu er sich nach einigem Zögern auch wirklich entschloß.

Liebkosend nahm sie ihn beim Kopf und unterzog denselben alsbald einer genauen Besichtigung.

„Eck finne jo nix!“ rief sie enttäuscht.

„Dat löw eck woll,“ meinte er, „hat gistern use Grotmeuhme all' e knicket.“

Aber Gretliesche, ganz leise, leise, krabbelte weiter im Haar. Ein wonniges Rieseln lief ihm den Rücken hinunter. Die Pfeife entsank seiner Hand, die Augen schlossen sich halb. In solch einem dämmerigen Zustande sagt der Mensch manches, was er sonst wohl verschwiegen hätte.

„Segg eis, Hinnerk,“ fragte sie behutsam, „hast e denn ok all 'ne Brut?“

„Swarte Haare hat se und glinsterswarte Ogen un“ — er stockte.

„Oh, nu weet eck et all!“ rief Gretliesche. „Kösters Lina is et. De is jo tein Jahre öller ans du.“

„Dat deit nix,“ sagte er, „und wenn se ok dusend Jahr öller is.“

„Ja,“ meinte Gretliesche dagegen, „wenn man Verwalter Klütke met sinen langen Snurrbart nich wöre.“

„Den Keerl sla eck dot!“ rief er heftig.

„Un denn komet se her un hänget di upp!“ entgegnete sie.

„Erst hebben!“ lachte er. „De längeste Mettwost hal eck un lope weg un vestäke mi baben in der Schüne int Hei.“

„Oh, wat'n Nare!“ Mit diesen Worten gab ihm die Gretliesche einen verächtlichen Schubbs und sprang aus der Hütte.

„Riek na den Kartuffeln!“ rief Hinnerk ihr nach.

„Do et sülbenst!“ Und weg war sie durch die Hecke.

Er versuchte auszuspucken. Es ging aber nicht recht.

„Van den Smöken werd'n ok so dröge in'n Halse,“ murmelte er in sich hinein.

Eben graste die rote Kuh mit dem strotzenden Euter vorüber. Er strich ihr sanft über den Rücken.

„Woha!“ Das gute Tier stand still. Dicht hinter ihr setzte er sich in die Hurke, zog eine Zitze zu sich her und melkte einige Spritzer in den weit geöffneten Mund, daß es strullte.

Im selben Augenblick — so war es vorher bestimmt im Laufe der Dinge — hob die Kuh ihren Schwanz, indem sie ihn des größeren Nachdrucks wegen zugleich schraubenförmig verkrümmte; nicht ohne warmen Erfolg.

„Hahaha, dat is di jüst recht!“ lachte und rief wer von seitwärts herüber. Oben in einer hainbuchenen Hucht saß die Gretliesche und sah zu mit Vergnügen.

„Ole Ape!“ war alles, was Hinnerk drauf sagte.

Vermittels eines Grasbüschels, ohne sich sehr zu erregen, brachte er die Sache bald wieder, sozusagen, ins Reine.

Und nun ging's an die Kartoffeln. Sie schmeckten ihm trefflich; auch mußte er sich schneuzen mitunter, auf natürliche Art; daher wurde er um Mund und Nase schön schwarz übermusselt.

Jetzt aber fiel ihm was Wichtiges ein. Aus dem Murk, dem heimlichen Versteck unter der Rasenbank, entnahm er ein absonderlich merkwürdiges Schießeding; einen ausgehöhlten Ast, mit Draht umflochten, seitlich mit Zündloch versehen. Eine Tute voll Pulver, das er beim Krämer gegen Eier sich eingetauscht — er wußte die verborgensten Hühnernester — kam gleichfalls zum Vorschein. Kräftig wurde geladen, und mächtig war der Knall.

Das schüchterne Reh, das kurz vorher aus dem Wald in die Wiese getreten, entfloh in Eile. Angelockt durch den Schuß dagegen wurden drei andere Hütejungens: Kord, Krischan und Dierk.

Zum zweiten Male ward das Geschütz geladen, zum zweiten Male ballerte weithin das Echo im Walde entlang.

Hiernach setzten sich die vier behaglich ans Feuer, alle schwarz um die Mäuler.

Krischan besaß einen richtigen Tonpfeifenstummel, gefüllt mit echtem Bauernkanaster, den er direkt, doch unter der Hand, von seinem Alten bezog. Jeder, der Reihe nach, tat einen tüchtigen Zug daraus.

Kord danach gab einen saftigen weinsauren Apfel zum besten. Jeder, der Reihe nach, tat einen tüchtigen Biß hinein.

Dierk aber führte bei sich einen knorrigen Eichenstock, dessen Griff ein menschliches Antlitz vorstellte, von Dierk selber geschnitzt. Der Knittel, zur Be-

sichtigung, ging gleichfalls reihrund. Besonders genau sah Krischan das Bildnis sich an.

„Dönnerslag," rief er, „dat is jo de Köster. Ehrgistern hat he mi hauet, un vandage deit mi de Lenne noch weih!"

Und ehe Dierk es verhindern konnte, brach Krischan den künstlichen Stock vor dem Knie ab und übergab ihn den Flammen.

„Hurra!" jubelten die Jungens, tanzten ums Feuer, häuften grüne Ellernzweige darauf und erzeugten so einen großen herrlichen Dampf, der als duftiger Schleier die Gegend umhüllte.

Die Sonne ging unter. Vom Dorfe her tönte die Abendglocke.

„Et is Tiet," mahnte Hinnerk, „de Bäklocke lutt."

Jeder eilte zu seinen Rüben, um sie am Strick nach Hause zu geleiten.

Angenehme Gerüche, die Vorboten des Abendessens, wehten ihnen entgegen und erregten die Gemüter zu Jauchzen und Gesang.

Küster Bokelmann, die lange Pfeife im Munde, führte an seiner Gartenpforte mit Verwalter Klütke ein gemütliches Dämmergespräch.

„Es gibt ander Wetter," sprach er, „die Kuhjungens schreien heut so im Felde."

„Ganz recht, Herr Kanter; vor der Sonne stand eine verdächtige Wolke," stimmte Klütke ihm bei.

Indem kam Lina gesprungen.

„Papa," rief sie schon von weitem, „der Pfannkuchen wartet. Ei sieh da, Herr Verwalter, wollen Sie nicht mitessen bei uns?"

„Wer könnte einer Einladung von solch reizender Seite widerstehen?" erwiderte Klütke, verbindlich den Schnurrbart streichend.

„Dat di de Düwel wat backet!" knurrte Hinnerk, der gerade vorüberzog, mit einem grimmigen Seitenblick.

Als er den elterlichen Hof erreichte, strich schon leise miauend die Katze an ihm hin. Dankbar nahm sie ihre fünf kleinen Mäuse in Empfang.

An der Tür stand die Großmutter, ihren Liebling erwartend.

„Minsche, wo swart sühst e ut!" rief sie bei seinem Anblick erschrocken.

Eilig führte sie ihn in den Hintergrund des Hauses, wo das Küchengerät stand, rieb ihm Kopf und Gesicht mit dem feuchten, geschmeidigen, fettigen Schüsseltuch und trocknete ihn ab mit der Schürze.

In der Dönze baumelte bereits der brennende Trankrüsel an dem verstellbaren Haken. Auf der Tischplatte lag ein Haufen dampfender Kartoffeln; daneben, auf rundem Brett, stand das köstliche Pannenstippelse, bereitet aus geglühtem Rüböl und gebratenen Zwiebeln. Vater und Mutter tunkten schon ein. Hinnerk nahm dicht bei der Großmutter Platz. Sie pellte ihm sauber die schönsten Kartoffeln ab. Zwei verzehrte er, nicht eben geschwind. Dann klappte er entschieden sein Messer zu.

„Wo vele hast e denn all bipacket in der Wisch?" fragte sorglich die Großmutter.

„En Stücker twölwe, mehr nich," erwiderte er gähnend.

Die Großmutter befühlte ihm den Leib.

„No," meinte sie beruhigt, „denn konnste wol faste liggen düsse Nacht."

Das tat er denn auch. —

Überhaupt, seine Herzenssorgen waren nicht so bedrückend, daß sie ihm jemals die nächtliche Ruhe störten; selbst dann nicht, als drei Monate nachher Verwalter Klütke, der ein kleines Gütchen gepachtet hatte, sich mit der schönen Lina vermählte.

Und so geht's zu in dieser neckischen Welt: zehn Jahre später hat die Gretliesche ihren Hinnerk doch noch gekriegt.

Mit einer kurzen Bemerkung sei auch darauf hingewiesen, daß in der Märchensammlung „Ut ôler Welt" sich ein eigenartiges Erzählertalent offenbart.

Schließlich sei vor allen Dingen nicht vergessen jene kurze Selbstbiographie, die ursprünglich 1886 unter der Überschrift „Was mich betrifft" in der Frankfurter Zeitung erschien, dann in veränderter Form als Vorwort zur Jubelausgabe der „Frommen Helene" im Jahre 1893 unter dem Titel: „Von mir über mich", noch einmal 1894 dem „Filucius" vorgedruckt (die noch spätere Fassung bei Bassermann ist unschöner Weise eine nicht von Busch stammende, wenn auch W. Busch unterzeichnete Verschmelzung der beiden letztgenannten Fassungen). Es ist gewiß Pflicht, die erste Fassung vom Jahre 1886 nicht verloren gehen zu lassen; sie wird hier der Vergessenheit entrissen.

Was mich betrifft.

Es scheint wunderlich; aber weil andere über mich geschrieben, muß ich's auch einmal tun. Daß es ungern geschähe, kann ich dem Leser, einem tiefen Kenner auch des eigenen Herzens, nicht weiß machen, daß es kurz geschieht, wird ihm eine angenehme Enttäuschung sein.

Ich bin geboren am 15. April 1832 zu Wiedensahl als der Erste von Sieben.

Mein Vater war Krämer, klein, kraus, rührig, mäßig und gewissenhaft; stets besorgt, nie zärtlich; zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten. Er rauchte beständig Pfeifen, aber, als Feind aller Neuerungen, niemals Zigarren, nahm daher auch niemals Reibhölzer, sondern blieb bei Zunder, Stahl und Stein oder Fidibus. Jeden Abend spazierte er allein durchs Dorf, zur Nachtigallenzeit in den Wald. Meine Mutter, still, fleißig, fromm, pflegte nach dem Abendessen zu lesen. Beide lebten einträchtig und so häuslich, daß einst über zwanzig Jahre vergingen, ohne daß sie zusammen ausfuhren.

Was weiß ich denn noch aus meinem dritten Jahr? Knecht Heinrich macht schöne Flöten für mich und spielt selber auf der Maultrommel, und im Garten ist das Gras so hoch, und die Erbsen sind noch höher; und hinter dem strohgedeckten Hause, neben dem Baume, stand ein Kübel voll Wasser, und ich sah mein Schwesterchen drin liegen, wie ein Bild unter Glas und Rahmen, und als die Mutter kam, war sie kaum noch ins Leben zu bringen. Heute (1886) wohne ich bei ihr.

Gesangbuchverse, biblische Geschichten und eine Auswahl der Märchen von Andersen waren meine früheste Lektüre.

Als ich neun Jahre alt geworden, beschloß man, mich dem Bruder meiner Mutter in Ebergötzen zu übergeben. Ich freute mich darauf; nicht ohne Wehmut. Am Abend vor der Abreise plätscherte ich mit der Hand in der Regentonne, über die ein Strauch von weißen Rosen hing, und sang Christine! Christine! versimpelt für mich hin. Früh vor Tag wurde das dicke Pommerchen in die Scheerdeichsel des Leiterwagens gedrängt. Das Gepäck ist aufgeladen; als ein Hauptstück der wohlverwahrte Leib eines alten Zinkedings von Klavier, dessen lästig gespreiztes Beingestell in der Heimat blieb; ein ahnungsvolles Symbol meiner musikalischen Zukunft. Die Reisenden steigen auf; Großmutter, Mutter, vier Kinder und ein Kindermädchen; Knecht Heinrich zuletzt. Fort rumpelts durch den Schaumburger Wald. Ein Rudel Hirsche springt über den Weg; oben ziehen die Sterne; im Klavierkasten tunkt es. Nach zweimaligem Übernachten bei Verwandten wurde das Ebergötzener Pfarrhaus erreicht.

Der Onkel (jetzt über 80 und frisch) war ein stattlicher Mann, ein ruhiger Naturbeobachter und äußerst milde; nur ein einziges Mal, wenn schon öfters verdient, gab's Hiebe; mit einem trockenen Georginenstengel; weil ich den Dorftroddel geneckt.

Gleich am Tage der Ankunft schloß ich Freundschaft mit dem Sohne des Müllers. Sie ist von Dauer gewesen. Alljährlich besuch ich ihn und schlafe noch immer gut beim Rumpumpeln des Mühlwerks und dem Rauschen des Wassers.

Einen älteren Freund gewann ich in dem Wirt und Krämer des Orts. Haarig bis an die Augen und hinein in die Halsbinde und wieder heraus unter den Rockärmeln bis an die Fingernägel; angetan mit gelblich grüner Juppe, die das hintere Mienenspiel einer blauen Hose nur selten zu bemänteln suchte; stets in ledernen Klapppantoffeln; unklar, heftig, nie einen Satz zu Ende sprechend; starker Schnupfer; geschmackvoller Blumenzüchter; dreimal vermählt, ist er mir bis zu seinem Tode ein lieber und ergötzlicher Mensch gewesen.

Bei ihm fand ich einen dicken Liederband, welcher durchgeklimpert, und viele der freireligiösen Schriften jener Zeit, die begierig verschlungen wurden.

Der Lehrer der Dorfjugend, weil nicht der meinige, hatte keine Gewalt über mich — so lange er lebte. Aber er hing sich auf, fiel herunter, schnitt sich den Hals ab und wurde auf dem Kirchhof dicht unter meinem Kammerfenster begraben. Und von nun an zwang er mich allnächtlich, auch in der heißesten Sommerzeit, ganz unter der Decke zu liegen. Bei Tage ein Freigeist, bei Nacht ein Geisterseher.

Meine Studien teilten sich naturgemäß in beliebte und unbeliebte. Zu den ersteren rechne ich Märchenlesen, Zeichnen, Forellenfischen und Vogelstellen. Zwischen all dem herum aber schwebte beständig das anmutige Bildnis eines blonden Kindes, dessen Neigung zu fesseln, oder um die eigene glänzen zu lassen, ein fabelhafter Reichtum, eine übernatürliche Gewandtheit und selbst die bekannte Rettung aus Feuersgefahr mit nachfolgendem Tode zu den Füßen der Geliebten sehr dringend zu wünschen schien.

Etwa ums Jahr 45 bezogen wir die Pfarre zu Lüethorst.

Vor meinem Fenster murmelt der Bach; dicht drüben steht ein Haus; eine Schaubühne des ehelichen

Zwistes; der sogenannte Hausherr spielt die Rolle des besiegten Tyrannen. Ein hübsches natürliches Stück; zwar das Laster unterliegt, aber die Tugend triumphiert nicht. — In den Stundenplan schlich sich nun auch die Metrik ein. Die großen heimatlichen Dichter wurden gelesen; ferner Shakespeare. Zugleich fiel mir die Kritik der reinen Vernunft in die Hände, die, wenn auch noch nicht ganz verstanden, doch eine Neigung erweckte, in den Laubengängen des intimeren Gehirns zu lustwandeln, wo's bekanntlich schön schattig ist.

Sechzehn Jahr alt, ausgerüstet mit einem Sonett nebst zweifelhafter Kenntnis der vier Grundrechnungsarten, erhielt ich Einlaß zur polytechnischen Schule in Hannover, allwo ich mich in der reinen Mathematik bis zu No. 1 mit Auszeichnung emporschwang. — Im Jahr 48 trug auch ich mein gewichtiges Kuhbein, welches nie scharf geladen werden durfte, und erkämpfte mir in der Wachtstube die bislang noch nicht geschätzten Rechte des Rauchens und des Biertrinkens; zwei Märzerrungenschaften, deren erste mutig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt merklich verkümmert ist.

Nachdem ich drei bis vier Jahre in Hannover gehaust, verfügt' ich mich, von einem Maler ermuntert, in den Düsseldorfer Antikensaal. Unter Anwendung von Gummi, Semmel und Kreide übte und erlernte ich daselbst die beliebte Methode des „Tupfens, mit der man das reizende lithographische Korn" erzeugt.

Von Düsseldorf geriet ich nach Antwerpen in die Malschule. — Ich wohnte am Eck der Käsbrücke bei einem Bartscherer. Er hieß Jan und sie hieß Mie. Zu gelinder Abendstunde saß ich mit ihnen vor der Haustüre, im grünen Schlafrock, die Tonpfeife im Munde; und die Nachbarn kamen auch herzu; der Korbflechter, der Uhrmacher, der Blechschläger; die Töchter in schwarzlackierten Holzschuhen. Jan und Mie waren ein zärtliches Pärchen, sie dick, er dünn; sie balbierten mich abwechselnd, verpflegten mich in einer Krankheit und schenkten mir beim Abschied in kühler Jahreszeit eine warme rote Jacke nebst drei Orangen. — Wie war mir's traurig zu Mut, als ich voll Neigung und Dankbarkeit nach Jahren dies Eck wieder aufsuchte, und alles war neu, und Jan und Mie gestorben, und nur der Blechschläger pickte noch in seinem alten eingeklemmten Häuschen und sah mich trüb und verständnislos über die Brille an.

Den deutschen Künstlerverein, bestehend aus einigen Malern, aus politischen Flüchtlingen und Auswanderungs-Agenten, besuchte ich selten, fühlte mich aber geehrt durch Aufnahme einiger Scherze in die Kneipzeitung.

In Antwerpen sah ich zum erstenmal im Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen; und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen wie manch anderer auch. Die Versuche, freilich, sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, welche mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen.

Nach Antwerpen hielt ich mich in Wiedensahl auf. Was sich die Leute ut ôler welt erzählten, klang mir sonderbar ins Ohr. Ich horchte genauer. Am meisten wußte ein alter stiller, für gewöhnlich wortkarger Mann. Einsam saß er abends im Dunkeln. Klopft ich ans Fenster, so steckte er freudig den Trankrüsel an. In der Ofenecke steht sein Sorgensitz. Rechts von der Wand langt er sich die sinnreich-senkrecht im Kattunbeutel hängende kurze Pfeife, links vom Ofen den Topf voll heimischen Tabaks, und nachdem er gestopft, gesogen und Dampf gemacht, fängt er seine vom Mütterlein ererbten Geschichten an. Er erzählt gemächlich; wird's aber dramatisch, so steht er auf und wechselt den Platz, je nach den redenden Personen; wobei denn auch die Zipfelmütze, die sonst nur leis nach vorne nickte, in mannigfachen Schwung gerät.

Von Wiedensahl aus besucht' ich den Onkel in Lüethorst. Ein Liebhabertheater im benachbarten Städtchen zog mich in den angenehmen Kreis seiner Tätigkeit; aber ernsthafter fesselte mich das wundersame Leben des Bienenvolkes und der damals wogende Kampf um die Parthenogenesis, den mein Onkel als gewandter Schriftsteller und Beobachter entscheidend mit durchfocht. Der Wunsch und Plan nach Brasilien auszuwandern, dem Eldorado der Imker, blieb unerfüllt. Daß ich überhaupt praktischer Bienenzüchter geworden, ist freundlicher Irrtum.

Bei Gelegenheit dieser naturwissenschaftlichen Liebhaberei wurde unter anderen auch der Darwin gelesen, der unvergessen blieb, als ich mich nach Jahren mit Leidenschaft und Ausdauer in den Schopenhauer ver-

tiefte. Die Begeisterung für dieselben hat etwas nachgelassen. Ihr Schlüssel scheint mir wohl zu mancherlei Türen zu passen in dem verwunschenen Schloß dieser Welt, nur nicht zur Ausgangstür.

Von Lüethorst trieb mich der Wind nach München, wo bei der grad herrschenden akademischen Strömung das kleine nicht eben geschickt gesteuerte Schifflein gar bald auf dem Trockenen saß. — Um so verlockender winkte der Künstlerverein. — Die Veröffentlichung der dort verübten Späße, besonders der persönlichen Verhohnhaltungen, ist mir unerwünscht. Was hilft's? Dummheiten, wenn auch vertraulich in die Welt gesetzt, werden früher oder später doch leicht ihren Vater erwischen, mag er's wollen oder nicht.

Es kann 59 gewesen sein, als die „Fliegenden" meinen ersten Beitrag erhielten: zwei Männer auf dem Eise, von denen einer den Kopf verliert. — Ich hatte auf Holz zu erzählen. Der alte praktische Strich stand mir wie andern zur Verfügung; die Lust am Wechselspiel der Wünsche, am Wachsen und Werden war auch bei mir vorhanden. So nahmen denn bald die kontinuierlichen Bildergeschichten ihren Anfang, welche, mit der Zeit sich unwillkürlich erweiternd, mehr Beifall gefunden, als der Verfasser erwarten durfte. Wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spieluhren, wird vielleicht finden, daß sie, trotz bummlichten Aussehens, doch teilweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind. Fast sämtlich sind sie in Wiedensahl gemacht, ohne wen zu fragen und, ausgenommen ein allegorisches Tendenzstück und einige Produkte des drängenden Ernährungstriebes, zum Selbstplasier. Hätte jedoch die sorglos in Holzschuhen tanzende Muse den einen oder andern der würdigen Zuschauer auf die Zehe getreten, so wird das bei ländlichen Festen nicht weiter entschuldigt. Ein auffällig tugendsames Frauenzimmer ist's freilich nicht. Aber indem sie einerseits den Myrtenzweig aus der Hand des übertriebenen Wohlwollens errötend von sich ablehnt, hält sie anderseits gemütlich den verschleierten Blick eines alten Ästhetikers aus, dem bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen. — Man hat den Autor, den diese Muse begeistert, für einen Bücherwurm und Absonderling gehalten. Das erste ohne Grund, das zweite ein wenig mit Recht. Seine Nachlässigkeit im schriftlichen Verkehr mit Fremden ist schon mehrfach gerüchtsweise mit dem Tode bestraft. Für die Gesellschaft ist er nicht genugsam dressiert, um ihre Freuden geziemend zu würdigen und behaglich genießen zu können. Zu einer Abendunterhaltung jedoch, unter vier bis höchstens sechs Augen, in einer neutralen Kauchecke, bringt er noch immer eine Standhaftigkeit mit, die kaum dem anrückenden Morgen weicht.

So viel wollt ich von mir selber sagen. — Das Geklage über alte Bekannte habe ich schon längst den Basen anheimgestellt, und selbst über manche zu schweigen, die ich liebe und verehre, kam mir hier passend vor.

Wer grad in ein Ballett vertieft ist, wer eben seinen Namenstag mit Champagner feiert, wer zufällig seine eigenen Gedichte liest, wer Skat spielt oder Tarock, dem ist freilich geholfen.

Leider stehen diese mit Recht beliebten Mittel temporärer Erlösung nicht immer jedem zur Verfügung. Oft muß man schon froh sein, wenn nur einer, der Wind machen kann, mal einen kleinen philosophisch angehauchten Drachen steigen läßt, aus altem Papier geklebt. Man wirft sein Bündel ab, den Wanderstab daneben, zieht den heißen Oberrock des Daseins aus, setzt sich auf den Maulwurfshügel allerschärfster Betrachtung und schaut dem langgeschwänzten Dinge nach, wie's mehr und mehr nach oben strebt, sodann ein Veilchen in hoher Luft sein stolzes Wesen treibt, bis die Schnur sich verkürzt, bis es tiefer und tiefer sinkt, um schließlich matt und flach aufs dürre Stoppelfeld sich hinzulegen, von dem es aufgeflogen.

Wenigstens was mich betrifft, so mag nur einer kommen und mir beweisen, daß die Zeit und Dies und Das bloß ideal ist, ein angeerbtes Kopfübel, hartnäckig, inkurabel, bis der letzte Schädel ausgebrummt; er soll mich nur aufs Eis führen, seine blanken Schlittschuhe anschnallen, auf der gefrorenen Ebene seine sinnreichen Zahlen und Schnörkel beschreiben; ich will ihn gespannt begleiten, ich will ihm dankbar sein; nur darf es nicht gar so kühl werden, daß mir die Nase friert, sonst drücke ich mich lieber hinter irgend einen greifbaren Ofen, wäre es auch nur ein ganz bescheidener von schlichten Kacheln, bei dem man sich ein bissel wärmen kann.

Ja, die Zeit spinnt luftige Fäden; besonders die in Vorrat, welche wir oft weit hinausziehen in die sogenannte Zukunft, um unsere Sorgen und Wünsche aufzuhängen, wie die Tante ihre Wäsche, die der Wind zerstreut. — Als ob's mit dem Gedrängel des gegenwärtigen Augenblicks nicht grad genug wäre.

Und dann dies liebe, trauliche, teilweis grauliche, aber durchaus putzwunderliche Polterkämmerchen der Erinnerung, voll scheinbar welken, abgelebten Zeugs; das dennoch weiter wirkt, drückt, zwickt, erfreut; oft ganz wie's ihm beliebt, nicht uns; das sitzen bleibt,

obwohl nicht eingeladen; das sich empfiehlt, wenn wir es halten möchten. Ein Kämmerchen, in Fächer eingeteilt, mit weißen, roten Türen, ja selbst mit schwarzen, wo die alten Dummheiten hinter sitzen.

Vielleicht ist's gerade Winter. Leise wimmeln die Flocken vor deinem Fenster nieder. Ein weißes Türchen tut sich auf. Sieh nur, wie deutlich alles dasteht; wie in einem hellerleuchteten Puppenstübchen. — Der Lichterbaum, die Rosinengirlanden, die schaumvergoldeten Äpfel und Nüsse, die braungebackenen Lendenkerle; glückliche Eltern, selige Kinder. — Freundlich betrachtest Du das Bübchen dort, denn das warst Du, und wehmütig zugleich, daß nichts Besseres und Gescheiteres aus ihm geworden, als was Du bist.

Mach' wieder zu. — Öffne dies rote Türchen. — Ein blühendes Frauenbild. Ernst, innig schaut's Dich an; als ob's noch wäre, und ist doch nichts wie ein Phantom von dem, was längst gewesen.

Laß sein. — Paß auf das schwarze Türchen. — Da rumort's hinter. — Halt zu. — Ja, schon recht; so lange wie's geht. — Du kriegst, wer weiß woher, einen Stoß auf Herz, Leber, Magen oder Geldbeutel. Du läßt den Drücker los. Es kommt die stille, einsame, dunkle Nacht. Da geht's um in der Gehirnkapsel und spukt durch alle Gebeine, und Du wirfst Dich von dem heißen Zipfel deines Kopfkissens auf den kalten und her und hin, bis Dir der Lärm des aufdämmernden Morgens wie ein musikalischer Genuß erscheint.

Nicht Du, mein süßer Backfisch! Du liegst da in Deinem weißen Häubchen und weißen Hemdchen, Du faltest Deine schlanken Finger, schließest die blauen harmlos-träumerischen Augen und schlummerst seelenfriedlich Deiner Morgenmilch mit Brötchen entgegen und selbst Deiner Klavierstunde, denn Du hast fleißig geübt.

Aber ich, Madam! und Sie, Madam; und der Herr Gemahl, der abends noch Hummer ißt, man mag sagen, was man will. — Doch nur nicht ängstlich. Die bösen Menschen brauchen nicht gleich alles zu wissen. Zum Beispiel, ich werde mich wohl hüten; ich lasse hier nur ein paar kümmerliche Gestalten heraus, die sich so gelegentlich in meinem Gehirn eingenistet haben, als ob sie mit dazu gehörten.

Es ist Nacht in der kunst- und bierberühmten Residenz. Ich komme natürlich aus dem Wirtshause, bin aber bereits in der Vorstadt und strebe meinem einsamen Lager zu. Links die Planke, rechts der Graben. Hinter mir eine Stadt voll leerer Maßkrüge, vor mir die schwankende Nebelsilhouette eines betagten Knickebeins. Bald drückt er zärtlich die Planke, bald zieht ihn der Graben an; bis endlich die Planke, des falschen Spiels müde, ihm einen solch verächtlichen Schubs gibt, daß er dem Graben, mit Hinterlassung des linken Filzschuhes, sofort in die geschmeidigen Arme sinkt. Ich ziehe ihn heraus bei den Beinen, wie einen Schubkarren. Er wischt sich die Ohren und wimmert kläglich: „Wissen's, i siech halt nimma recht!" — Gewiß häufig eine zutreffende Ausrede für ältere Herren in verwickelten Umständen.

Ein andermal derselbe Weg. — Vor mir ein zärtliches Pärchen. Ihr schleift, am Bändel hängend, die Schürze nach. Ich wirble sie auf mit dem Stock und sage in gefälligem Ton: „Fräulein, Sie verlieren etwas." Sie hört es nicht. Es ist der Augenblick vor einem Liebeskrach. Er schlägt sie zu Boden, tritt ihr dreimal hörbar auf die Brust, und fort ist er. — Schnell ging's. — Und was für einen sonderbaren Ton das gibt, so ein Fußtritt auf ein weibliches Herz. Hohl, nicht hell. Nicht Trommel, nicht Pauke. Mehr lederner Handkoffer; voll Lieb' und Treu' vielleicht. — Ich gebe ihr meinen Arm, daß sie sich aufrichten und erholen kann; denn man ist oft gerührt und galant, ohne betrunken zu sein.

Ein andermal ein anderer Weg. — Ein berühmter Maler hat mich zu Mittag geladen. Stolz auf ihn und meine silbervergoldete Dose, geh' ich durch eine einsame Straße und drehe mir vorher noch eben eine Zigarette. Hinter mir kommt wer angeschlürft; er schlürft an mir vorbei. „Ja, Bedelleit, die hat Koana gern; die mag Neamed." Er spricht es leise und bescheiden. Er schaut nicht seitwärts, er schaut nicht um; er schlürft so weiter. Hände im schwärzlich grauen Paletot; schwärzlich grauer Hut im Nacken; Hose schwärzlich grau, unten mit Fransen dran; da, wo Hut und Paletotkragen ihre Winkel bilden, je ein Stückchen blasses Ohr zu sehen. Ein armer, farbloser Kerl. Schon zehn Mark vermutlich würden ihm recht sein. Freilich — der Schneider — die Fahrt ins Tirol — am Ende versäuft er's nur — macht nichts. Gib's ihm halt! — Inzwischen ist er weg ums Eck, für immer unerwischbar.

Schnell eine andere Tür. — Schau, schau! — Zwischen zwei Hügeln, mitten hindurch der Bach, das Dörflein meiner Kindheit. Vieles im scharfen Sonnenlicht früher Eindrücke; manches überschattet von mehr als vierzig vergangenen Jahren; einiges nur sichtbar durch den Lattenzaun des Selbsterlebten und des Hörensagens. Alles so heiter, als hätt' es damals nie geregnet.

Aber auch hier gibt's arme Leutchen. — Es ist noch die gute alte Zeit, wo man den kranken Handwerksburschen über die Dorfgrenze schiebt und sanft in den Chausseegraben legt, damit er ungeniert sterben kann; obschon der unbemittelte Tote immerhin noch einen positiven Wert hat; unter andern für den Fuhrmann, der ihn zur Anatomie bringt.

Im Dörflein seitab, hier hinter den trüben Fensterscheiben, da sitzt vielleicht das „Puckelriekchen". Sie spinnt und spinnt. Auf die Lebensfreuden hat sie verzichtet. Aber drei Tage nach ihrem Tode, da wenigstens möchte sie sich mal so ein recht gemütliches Fest bereiten, nämlich ein ehrliches Begräbnis mit heilen Gliedmaßen, im schwarzlackierten Sarge, auf dem heimatlichen Kirchhofe. Nach dem Professor, der die toten Leute kaput schneidet, will sie nicht hin; und dann müßte sie sich ja auch so schämen vor den Herren Studenten, weil sie gar so klein und mager und bucklicht ist. Darum bettelt sie und sinnt und spinnt von früh bis spät. — O weh! Zu früh schneidet die Parze den Flachs- und Lebensfaden ab. Es hat nicht gelangt. Nun heißt es doch: „Hinein in die ungehobelte Kiste" und „Krischan, spann an". Und dort fährt er hin mit ihr in der frühen Dämmerung, und wer grad verreisen muß, der kann mit aufsitzen. (Das wäre was gewesen für Tante Malchen, die immer so gern per Gelegenheit fuhr!)

Der dort langsam und verdrießlich Holz sägt, das scheint der „Pariser" zu sein. „Eine kalte Winternacht — so pflegt er auf Plattdeutsch zu sagen — ein Grenzstein im freien Feld und eine Pulle voll Schluck, das müßte einen bequemen Tod abgeben." Oder: „Hätt ich nur erst eine Viertelstunde gehängt, mich dünkt, so wollt ich gleich mit einem in die Wette hängen, der schon ein ganzes Jahr gehängt hat". Gegen die erste Manier schützt er Geldmangel vor, gegen die zweite den bedenklichen Anfang. Er zögert und zögert und muß sich zuletzt mit einem gewöhnlichen Tod begnügen, wie er grad vorkommt.

Hier im Hof, auf dem Steintritt vor der Tür, steht eine hübsche Frau. Sagen wir, Kreuzbänder an den Schuhen, Locken an den Schläfen, Schildpattkamm im Flechtennest. Ein fremder Betteljunge kommt durch die Pforte. Haare wie trockner Strohlehm; Hemd und Haut aus einem Topf gemalt; Hose geräumig, vermutlich das Geschenk eines mildtätigen Großvaters; Bettelsack mit scheinbar knolligem Inhalt; Stock einfach, zweckentsprechend. „Heut kriegst Du nichts; wir haben selbst Arme genug." „„So bra'r jöck de Düwel wat ower, dat je'r anne sticket!"" Nach Abgabe dieses Segenswunsches entfernt er sich, um sein Sammelwerk anderweitig fortzusetzen. Nicht mit Erfolg. Hinter der Mauer hervor, bewehrt mit kurzem Spieß, tritt ihm unerwartet ein kleiner Mann entgegen, entledigt ihn, listig lächelnd, doch rücksichtslos, seiner Vorräte und zeigt ihm sodann, unter Zuhilfenahme der umgekehrten Waffe, durch stoßweise Andeutungen auf der Kehrseite, den richtigen Weg zum Dorfe hinaus.

Dieser Wachsame und Gewaltige ist der „alte Danne". — Da er körperlich und geistig zu schwach geworden, um Tagelöhner zu sein, so hat man ihm ein Amt verliehn, mit dem Titel „Bettelvogt", und als Zeichen seiner Würde den Speer, „dat Beddelspeit". Kraft dessen ist er Herzog und Schirmherr aller einheimischen Bettler. — Er ißt „reihrund". Er schläft nachts im Pferdestall, nachmittags, bei günstiger Witterung, im Baumgarten hinter dem Hause. — Und hier kann man am besten eine Eigentümlichkeit an ihm beobachten, welche hauptsächlich bei alten unbemittelten Leuten vorzukommen scheint, die versäumt haben, sich ein neues Gebiß zu kaufen. — Atmet er ein — ein lautes Schnarchen; atmet er aus — ein leises Flöten. Erst dieser alte faltige grauborstige Mümmelmund hübsch weit abgerundet nach innen gezogen, dann plötzlich bei hohlen Backen hübsch zugespitzt nach außen getrieben, und nur ein ganz feines Löchlein drin. — Für den Naturforscher, selbst bei häufiger Wiederholung, ein interessantes Phänomen. — Leider geht der alte Danne nur noch kurze Zeit seinen Erholungen und Amtsgeschäften nach. Es kommt so ein gewisser schöner, ausdermaßen warmer Nachmittag. Zwei flachsköpfige Buben, sehr bewandert in Obstangelegenheiten, besuchen grad zufällig in einem schattigen Garten einen berühmten Sommerbirnenbaum, um eben mal nachzusehen, wie die Sachen da liegen. — Der alte Danne liegt drunter. — Speer im Arm; still, bleich, gradausgestreckt; die Augen starr nach oben in die vollen Birnen gerichtet; Mund offen; zwei Fliegen kriechen aus und ein. Der alte Danne ist tot. — Und schlau hat er's abgepaßt, denn der neue Kirchhof wird nächstens eingeweiht. Er kommt noch auf den alten und kann ruhig weiter liegen, ohne von später kommenden Schlafgästen gestört zu werden. — Eine geschmackvolle Garnitur von Brennnesseln steht um sein Grab herum. —

Ja, mein guter, wohlsituierter und lebendiger Leser! So muß man überall bemerken, daß es Verdrießlichkeiten gibt in dieser Welt und daß überall gestorben wird. Du aber sei froh. Du stehst noch da, wie selbstverständlich, auf Deiner angestammten Erde. Und wenn

Du dann dahinwandelst, umbraust von den ahnungsvollen Stürmen des Frühlings, und Deine Seele schwillt mutig auf, als solltest Du ewig leben; wenn Dich der wonnige Sommer umblüht und die liebevollen Vöglein in allen Zweigen singen; wenn Deine Hand im goldenen Herbst die wallenden Ähren streift; wenn zur hellglänzenden Winterzeit Dein Fuß über blitzende Diamanten knistert — hoch über Dir die segensreiche Sonne oder der unendliche Nachthimmel voll winkender Sterne — und doch, durch all die Herrlichkeit hindurch, allgegenwärtig, ein feiner, peinlicher Duft, ein leiser, zitternder Ton — und wenn Du dann nicht so was wie ein heiliger Franziskus bist — sondern wenn Du wohlgemut nach Hause gehst zum gutgekochten Abendschmaus und zwinkerst Deiner reizenden Nachbarin zu und kannst schäkern und lustig sein, als ob sonst nichts los wäre, dann darf man Dich wohl einen recht natürlichen und unbefangenen Humoristen nennen.

Fast wir alle sind welche. — Auch Du, mein kleines, drolliges Hänschen, mit Deinem Mums, Deiner geschwollenen Backe, wie Du mich anlächelst durch Tränen aus Deinem dicken, blanken, schiefen Gesicht heraus, auch Du bist einer; und wirst Du vielleicht später mal gar ein Spaßvogel von Metier, der sich berufen fühlt, unsere ohnehin schon große Heiterkeit noch künstlich zu vermehren, so komme nur zu uns, guter Hans, wir werden Dir gern unsere alten Anekdoten erzählen, denn Du bist es wert.

„Ahem! — Wie war denn das Diner bei dem berühmten Maler?" so unterbrichst Du mich, mein Wertester mit dem Doppelkinn. Nun! Kurz, aber gut; Wein süperb; Schnepfen exquisit. — Doch ich sehe, Du hast Dich gelangweilt. Das beleidigt mich. Aber ich bin Dir unverwüstlich gut. Ich werde sonstwie für Dich sorgen; ich verweise Dich auf den vielsagenden Ausspruch eines glaubwürdigen Blattes: «Il faut louer Busch pour ce qu'il a fait, et pour ce qu'il n'a pas fait». Wohlan, mein Freund! Wende Deinen Blick von links nach rechts, und vor Dir ausgebreitet liegt das gelobte Land aller guten Dinge, die ich nicht gemacht habe.

Liebst Du herz- und sonnenwarme Prosa, lies Werther. — Suchst du unverwelklichen Scherz, der wohl dauern wird, so lange noch eine sinnende Stirn über einem lachenden Munde sitzt, begleite den Ritter von der Mancha auf seinen ruhmreichen Fahrten. — Willst Du in einem ganzen Spiegel sehen, nicht in einer Scherbe, wie Menschen jeder Sorte sich lieben, necken, raufen, bis jeder sein ordnungsmäßiges Teil gekriegt, schlag Shakespeare auf. — Trägst Du Verlangen nach entzückend mutiger Farbenlust, stelle Dich vor das Flügelbild Peter Pauls in der Scheldestadt und laß Dich anglänzen von der jungfräulichen Mutter mit dem Kinde. — Oder sehnst Du Dich mehr nach den feierlichen Tönen einer durchleuchteten Dämmerung, besuch den hl. Vater in seinem beneidenswerten Gefängnis und schau den Sebastian an. — Und ist Dir auch das noch nicht hinreichend, so zieh meinetwegen an den Arno, wo eine gedeckte Brücke zwei wundersame Welten der Kunst verbindet.

Damit, denk ich, wirst Du für acht Tage genug haben und wärst Du so genußfähig, wie ein Londoner Schneidermeister auf Reisen."

In den Herbstferien 1898 half ich in Wiedensahl dem Onkel beim Ordnen, Einpacken und Verbrennen seiner Sachen. Es erfolgte seine und meiner Mutter Übersiedelung nach Mechtshausen. Meiner Mutter ist der Abschied von Wiedensahl und seiner Einsamkeit viel schwerer geworden als dem Onkel, der, als der Entschluß der Auswanderung gefaßt war, die Sache abtat, um sich in Mechtshausen bald wohl und dauernd behaglich zu fühlen. Er hat seine Heimat nie wiedergesehen, auch nie das Verlangen danach empfunden, so gern und so viel er mit seinen Gedanken und in seinen Gesprächen in dem Wiedensahl seiner Erinnerung immerfort noch weilte.

Lebensanschauung und Charakter.

Wilhelm Busch ist gewiß einer der volkstümlichsten Namen in deutschen Landen. Überall, bei hoch und niedrig, bei jung und alt sind seine lustigen Bildergeschichten mit den drolligen, urkomischen Versen bekannt und beliebt. Millionen Menschen erfreuen sich immer wieder an ihrem köstlichen Humor oder ihrer scharfen Satire und geben sich ihrem unwiderstehlichen Zauber hin, der das Zwerchfell erschüttert zu homerischem Gelächter, der auch den mürrischen Griesgram zum Lächeln zwingt. Aber nur wenige seiner Volksgenossen kennen Wilhelm Busch in seiner echten Eigenart und dem hohen Eigenwert seiner bedeutenden, charaktervollen Persönlichkeit. Und doch wird erst dadurch ein volles Verständnis seiner unsterblichen Werke mit der eigentümlich befreienden Wirkung möglich, daß man ihn als den hervorragenden Denker und Dichter kennen und lieben lernt, der er in Wahrheit ist.

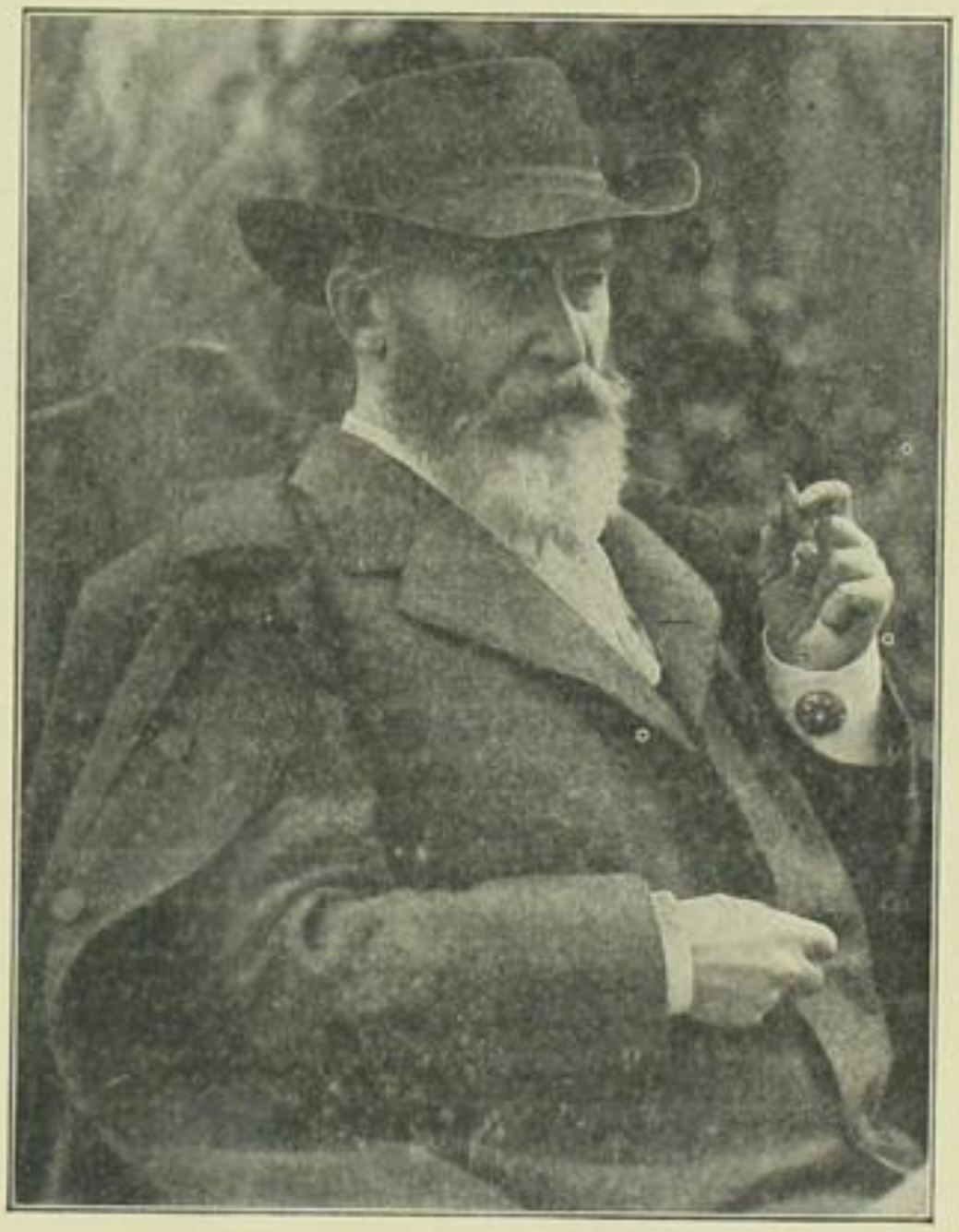
Echte Religiosität, eine ernste, tiefe Frömmigkeit, war der Grundzug seines Wesens. Als er nicht mehr nach München reiste, hatte sich dort die Legende gebildet, Busch sei fromm geworden. Das ist nicht so, denn er ist nie unfromm gewesen, aber auch nie fromm im Sinne jener Legende, nie kirchenfromm in irgend welcher Schattierung. Die sogenannten Katechismuswahrheiten und dogmatischen Lehren der Kirche hat er früh schon abgelehnt. Der mit dem Kirchentum so vielfach verknüpfte Schwindel war ihm ganz besonders widerwärtig; er hat ihn auch kräftig mit scharfer Satire gegeißelt im „Heiligen Antonius", der „Frommen Helene" und dem „Pater Filucius", Werken, die er gewiß, wie wohl gleichsam zu seiner Entschuldigung behauptet ist, im Alter nicht mehr geschrieben haben würde, die er aber ebensowenig im Alter irgendwie bereut hat. Alle Heuchelei, alles „Getu's", war ihm überall ekelhaft, besonders aber auf dem Gebiete des religiös-sittlichen Lebens.

Ebenso unangenehm aber war ihm das fade Geschwätz seichter Aufklärung, das leichtfertige, sachunkundige Aburteilen philiströser Halb- oder Viertelsbildung über diese tiefen und wichtigen Lebensfragen einerseits, wie jeder orthodoxe und kirchliche Fanatismus andererseits, insbesondere auf evangelischer Seite, denn dahin gehöre er ganz und gar nicht nach den Grundsätzen des Evangeliums.

Darum trug er niemals irgendwie seine Frömmigkeit zur Schau, und wer ihm nicht nahe stand, merkte nichts davon. Die wenigen aber, denen er in unvergeßlichen Stunden ernster Unterhaltung im kleinsten Kreise einen Einblick in seine Gedanken und Vorstellungen über diese Dinge gewährte, verehren in ihm einen hervorragenden religiösen Erzieher.

Darum lehnte er jede im besonderen Sinne kirchlich geartete Beeinflussung ebenso ab wie jede von der entgegengesetzten Seite kommende des modernen Freidenkertums, das in seiner Befreiung von gründlichem Nachdenken ihn, den tiefen, scharfen, philosophisch durchgebildeten Denker abstieß.

Übrigens hat Wilhelm Busch seiner gereiften Welt- und Lebensanschauung auch öffentlich Ausdruck gegeben in den kleinen Prosadichtungen „Eduards Traum" (1891) und „Der Schmetterling" (1895). Allerdings tut er das



1894.
(Nach Photographie von K. Dührkoop, Hamburg.)

in einer Form, die dem oberflächlichen Leser das Gold verhüllt, ihn langweilt und abstößt, die aber dem besinnlichen Nachdenken einen Reiz gewährt, der zu immer erneuter Betrachtung und tieferem Eindringen lockt. Es gilt auch hier, ihm erst nahe zu kommen, um ihn verstehen zu können.

Eduards Traum wird von ihm selbst in einer brieflichen Äußerung vom 17. Dezember 1893 bezeichnet als „ein kleiner Scherz, nicht ohne Fleiß, denk ich, durchdacht, zur Unterhaltung für Wenige, die an so Was Vergnügen finden. Die Probleme sind eingewickelt und wollen nicht losgemacht sein. Sonst müßte man dem Vogel die Federn ausrupfen, und dann fliegt er nicht mehr. Persönliche Anspielungen möchten schwerlich zu finden sein".

Die Büchlein sind wenig bekannt. Mein Onkel wunderte sich nicht darüber. Er hatte nicht auf viele Leser für diese Sachen gerechnet. Und von den wenigen Lesern haben einige sie doch arg mißverstanden. Es gehört auch zu ihrer rechten Würdigung ein literarisch und ästhetisch sehr fein ausgebildeter Geschmack. Und es gilt von ihnen, was Lichtenberg, der Göttinger Satiriker, von Shakespeare sagt: „Solche Werke sind Spiegel; wenn ein Esel hineinschaut, kann kein Apostel herausschauen".

Wer Geschmack an ihnen finden will, muß auch das Leben schon ein wenig ernst nehmen, er muß außerdem sein Neues Testament einigermaßen kennen und verstehen, besonders das 13. Kapitel im ersten Korintherbriefe des Paulus, über das beide Schriften wundervolle Variationen enthalten.

Mit Eduard, dem im Traume zum denkenden Punkte Zusammengeschrumpften, werden wir befreit von den Gesetzen und Schranken der Erscheinungswelt. Mit ihm durchstreifen wir alle Gebiete menschlichen Wissens und müssen erkennen, all „unser Wissen ist Stückwerk". Selbst die sogenannten mathematischen Wahrheiten sind unbeweisbare Hypothesen. Und im Tempel der Wissenschaft „hocken sie, Zahlen im Kopfe' Bazillen im Herzen. Alles pulverisieren sie: Gott, Geist und Goethe. Und dann die Besengilde, die gelehrte, die den Kehricht zusammenfittchet vor den Hintertüren der Jahrtausende. — Siehst Du das Fuhrwerk da? Siehst Du den Ziegenbock, der jeden Morgen sein Wägelchen Milch in die Stadt zieht? Sieht er nicht so stolz aus, als ob er selber gemolken wäre?"

Mit unserem Verstande, der für den Hausgebrauch gut reicht, dringen wir nicht ins Innere der Dinge, „nicht auf die Knochen", erkennen sie nicht, wie sie an sich sind. Unsere Vernunft, ein Teil von uns, reicht nicht aus, das Ganze unseres Seins und der Welt begreifend zu umspannen. „Der alte Brenneke",

Entwurf zu einem ex libris.

so schreibt der Onkel, „mein Mathematiklehrer, pflegte freilich zu sagen: ‚Wer sich keinen Punkt denken kann, der ist einfach zu faul dazu!' Ich hab's oft versucht seitdem. Aber just dann, wenn ich denke, ich hätt' ihn, just dann hab ich gar nichts. Und überhaupt, meine Freunde! Geht's uns nicht so mit allen Dingen, denen wir gründlich zu Leibe rücken, daß sie grad dann, wenn wir sie mit dem zärtlichsten Scharfsinn erfassen möchten, sich heimtückisch zurückziehen in den Schlupfwinkel der Unbegreiflichkeit, um spurlos zu verschwinden, wie der bezauberte Hase, den der Jäger nie treffen kann? Ihr nickt; ich auch." —

Das Wesentliche ist der Wille. Und der Wille ist böse von Jugend auf. Die kleinen rosigen Menschenkinder kriegen, noch bevor der Storch sie bringt, gleich ihren Wischer weg von den schwarzen Teufelchen, mit denen sie spielen auf der blumigen Wiese vor dem geheimnisvollen Schlosse. Schon die Quelle des Lebens ist nicht mehr rein. Und nun gar der Strom! Trübe und schlammig zieht er am Leser vorüber.

In meisterhaft hingeworfenen Skizzen und Bildern eines wundervollen Spieles der Phantasie, mit feinster Satire und köstlichem Humor, wird das tolle Menschengewimmel uns vorgeführt, hoch und niedrig, reich und arm, unentwirrbar verstrickt in Irren und Sünde und Schuld. Vergeblich mühen sie sich, den Irrtum des Lebens wegzudenken, — der buddhistische Versuch, — den Unsinn des Lebens abzubüßen oder seine Schuld abzusitzen, — das asketische Ideal, auch bei Schopenhauer der Weisheit Schluß. Erfolglos quälen sie sich in selbstgerechtem Glauben an ihre eingebildete Vortrefflichkeit, aus eigener Kraft zum Wollen des Guten das Vollbringen zu fügen und durch Selbsterlösung zum Ewigen emporzudringen. Lauter fatale Wahrheiten, „die dem Ohre eines feinen Jahrhunderts recht schmerzlich sind. Wozu so was? Und dann ferner. Warum gleich lumpig einbergehen und es jedermann merken lassen, daß die Bilanzen ein Defizit aufweisen? Würde es nicht vielmehr schicklich und vorteilhaft sein, sich fein und patent zu machen, wie es der Kredit des „Hauses" erfordert, dem als Teilhaber anzugehören wir sämtlich die Ehre haben?"

Die meisten sind dieser Meinung. Sie gehen alle die breite, bequeme Straße. Manche, wie Willich, Wolltich, Wennaber und Wohlgemut, vier „gute Vorsätze", versuchen zwar eine Zeitlang, den hoch aufragenden Berg zu ersteigen, aber bald rutschen sie an einer geeigneten Stelle ab und finden sich mit all den andern zusammen im Wirtshaus „zum lustigen Hinterfuß" am Fuße des Berges, von wo der eigentümliche Hotelomnibus sie einen nach dem andern befördert in die dunkle Tiefe. Nur wenige, stille, begnadete Pilger steigen auf schmalem Pfade empor zum wunderbar lichten Gipfel des majestätischen Berges und gehen ein in die ewige, geheimnisvolle Gottesstadt, deren kristallene Mauern zu übersteigen oder zu durchdringen der denkende, aber herzlose Punkt umsonst versucht.

Kohlezeichnung.

Wer merkt hier nicht, wie die wundervollen Gleichnisse der Bergpredigt Jesu und die phantastischen Gesichte der Offenbarung Johannis sich in der Phantasie des Dichters verschmelzen zu einem Bilde von eigenartiger Schönheit?!

Die Schlußkapitel sind ergreifend. Und durch das Ganze vorbereitet stimmen wir den Worten zu, mit denen Eduard die Erzählung seines Traumes beschließt: „Spaß beiseit, meine Freunde, nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen und sagen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das Weitere findet sich." —

Im „Schmetterling" schildert mein Onkel mit derselben Meisterschaft im Bilde eines einzelnen Menschenlebens das Menschenleben überhaupt. Das Faustproblem dargestellt im Lebenskreise der „kleineren Leute".

Der Peter, ein Bauernsohn, geboren auf einem einsamen Gehöft gleich links von der Welt und dann rechts um die Ecke, nicht weit von der guten Stadt Geckelbeck, wo sie alles am besten wissen, — der Peter

soll erst Schulmeister, dann Schneider werden. Beides will nicht glücken. Da tappt er, ohne Beschäftigung daheim, eines Sonntagmorgens beim Schmetterlingsfangen hinaus in die Welt und verliert die Heimat auf der Jagd nach einem wunderbar schönen, schillernden Schmetterling, wie er ihn noch nie gesehen. Er möchte zurück, aber niemand kann ihm den Weg zur

Heimat zeigen. Immer wieder taucht der Schmetterling auf, dies flatterhafte Phantom des Glücks. Der Peter jagt ihm nach, aber er fängt ihn nie, so nahe daran er oftmals ist. Zuletzt erhascht ein schneller, schwarzer

Vogel das leuchtende Tierchen und frißt es auf. So ist das Gaukelbild verschwunden. Die wilde Jagd der Lust und Leidenschaft ist zu Ende. Aber auch das Leben, in dem es „für jede angenehme Erwartung mindestens drei unangenehme Möglichkeiten gibt", ist verträumt, verschlafen, verspielt und mit Eitelkeiten vertan.

Bös, furchtbar ist dabei dem Peter mitgespielt von seinen Jagdgefährten, von der Hexe der Weltlust und Sr. Durchlaucht dem Fürsten dieser Welt. Jung und gesund ist er ausgezogen. Alt, schief und krumm, mit einem Fuß nur und auf Krücken kehrt er zurück in die Heimat; oder vielmehr wird er von einer Gemeinde nach der andern abgeschoben, denn keine will den alten, zerlumpten Bettler behalten, bis er sich auf einmal in Geckelbeck wiederfindet. Doch hören wir ihn selbst über seine Heimkehr im letzten Kapitel:

„Es war ein lustiges Schneegestöber bei nördlichem Winde, als ich abends mühselig auf zwei Krücken und einem Bein das väterliche Gehöft wieder betrat, das ich einst so leicht auf zwei Beinen verlassen hatte.

Ich sah erst mal schüchtern durchs Fenster. Im Sorgenstuhl saß der Gottlieb, der bedeutend behäbiger aussah als sonst, und hatte zwischen seinen Knieen einen Knaben von drei vier Jahren, dem er eine Peitsche zurecht machte. Neben dem Kachelofen stand eine Wiege. Neben der Wiege saß die Kathrin und nährte einen runden Säugling an ihrer strotzenden Brust. Die Magd deckte den Tisch. Der Vater fehlte.

Mein Atem war bei diesem Anblick etwas ins Stocken geraten. Fast wär ich wieder umgekehrt; aber das grausame Unwetter veranlaßte mich, einzutreten und um Herberge zu bitten für die Nacht.

Ohne viel Umstände wurde das Gesuch des unbekannten Fremdlings mit dem größten Wohlwollen genehmigt.

Die Geschwister

(Um 1885)

„Oder" — fragte Gottlieb den Knaben — „sollen wir ihn lieber wieder hinausjagen in Wind und Wetter? Was meinst Du, Peter?"

„Nein, nein!" rief der gutherzige Junge. „Armer Mann hier bleiben; viel Wurst essen, daß Bein wieder wächst!"

Die Nacht schlief ich beim Knecht im Pferdestall, und von ihm erfuhr ich die ganze Geschichte.

Nach jahrelangem vergeblichen Warten hatte der Vater, der fest glaubte, mich hätte der Muddebutz hinabgezogen in den Grummelsee, sein Sach dem Gottlieb und der Kathrin verschrieben. Er war stiller und stiller geworden. Eines Morgens fand man ihn tot.

Während dieses Berichtes hatte sich, um es zart auszudrücken, meine Seele umgekrempelt nach innen. Ich wollte arbeiten; ich wollte geduldig ausessen, was ich mir eingebrockt hatte, und nie, mit diesem festen Gelübde schlief ich ein, sollten diese guten Leute, die mich so herzlich aufgenommen, in Erfahrung bringen, wer ich sei.

Früh stand ich auf. Einige schadhafte Kleidungsstücke des kleinen Peter, die auf dem Treppengeländer hingen in Erwartung des Weiteren, gaben meinem Tätigkeitsdrang die nötige Richtung. In der Stube im Tischkasten fand ich Nadel und Zwirn.

Als man sich versammelte, um die Morgensuppe zu essen, war mein Werk schon fix und fertig. Es wurde eingehend besichtigt und fand bei allen denen, die in solchen Dingen ein reiferes Urteil besaßen, den freudigsten Beifall.

Man ersuchte mich dringend, einige Tage noch dazubleiben. Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen sind Jahre geworden. Durch reichhaltige Übung steigerte sich meine Geschicklichkeit nicht bloß in der Wiederherstellung des Alten und Verfallenen, sondern ich schuf auch Neues nach eigener Maßnahme aus dem Vollen und Ganzen heraus. Der Ruf meiner Kunst drang bis nach Geckelbeck, und Frau Knippipp, meine ehemalige Meisterin, die schon seit einiger Zeit Wittib geworden, ließ mir sogar einen ehrsamen Antrag machen, sie zu ehelichen. — Kalt abgeschlagen!

Auf Gottliebs Befragen hatte ich mich Fritz Fröhlich genannt. Der kleine drollige Peter nannte mich „Humpelfritze"; ein passender Name, mit dem ich seitdem allgemein angeredet wurde, selbst von Leuten, die nicht die Ehre meiner näheren Bekanntschaft haben.

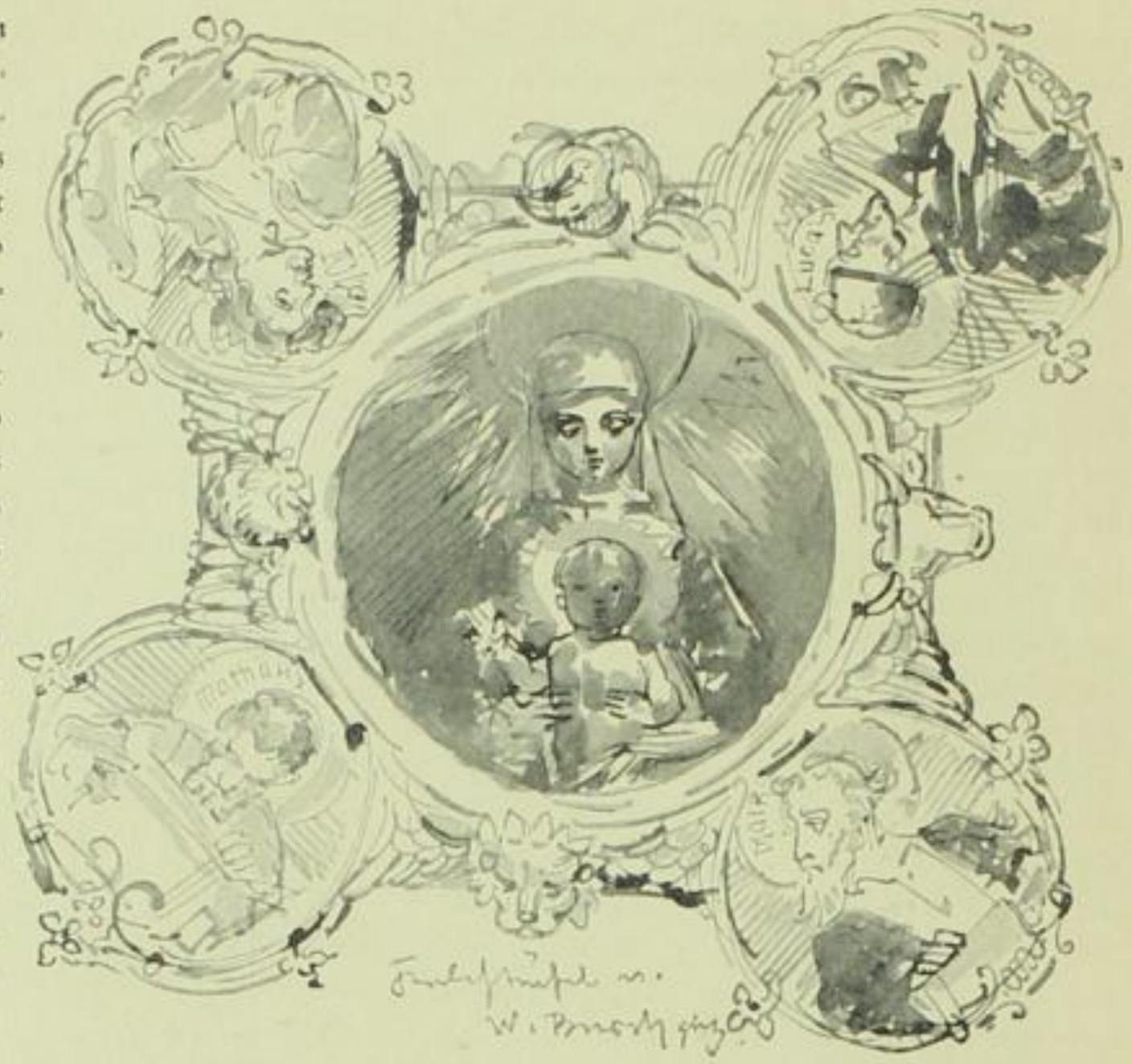
Und so leb ich denn allhier als ein stilles, geduldetes, nutzbares Haustier. — Schmetterlinge beachte ich nicht mehr. — Oben im alten Giebelstübchen hab ich mir eine gemütliche Werkstatt eingerichtet.

Noch immer reiten die Hexen da vorbei. Neulich, in der Walpurgisnacht, als ich saß und schrieb an dieser Geschichte, spähte Lucinde durchs Fenster herein. Sie lachte wie närrisch; sie war noch grade so hübsch wie ehedem.

Gelassen sah ich sie an, flötete, nahm eine Prise und machte „Haptschih!!"! —

So hat er, der vom Leben arg Geschundene und Zerzauste, sich selbst überwunden und die Welt, deren blendender Schein ihn nicht mehr lockt. Frei und froh ist er dadurch geworden. Und während er früher in kindlicher Einfalt immer und immer fragte: Warum?, warum grad ihm, „einem so netten und vorzüglichen Menschen, das alles passieren mußte", nimmt er nun kurzweg an: „Was im Kongreß aller Dinge beschlossen ist, das wird ja wohl auch zweckgemäß und heilsam sein. Jedes Warum ist ja nur der Zipfel eines Fadens, der in den dicken Knäuel der Unendlichkeit ausläuft, mit dem Keiner recht fertig wird, er mag wickeln und haspeln, so viel er nur will."

Beide Büchlein mit ihren klar geschauten und scharf in eigentümlich charaktervoller Sprache gezeichneten Bildern, — mit ihren aus dem Leben gegriffenen Geschichten, die in zwingender Folge sich aneinanderreihen, mit ihrem Märchenzauber, mit ihren feinen Allegorien, ihrer treffsicheren Satire, ihren tiefsinnigen Anmerkungen, — alles eingetaucht in den Geist echten Humors, der den bitteren Kern des Lebens erkennt und es doch freudig bejaht, — sind reizvolle Kunstwerke in ihrer Art. Es trifft auf sie zu, was Eduard bei der Erzählung seines Traumes sagt: „Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit so ungefähr wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit."



Wer das letztere mit beiden Büchlein tut, dem enthüllen sie sich als tief durchdachte Bekenntnisse der Welt- und Lebensanschauung, und zwar derjenigen des Christentums. Des Christentums, nicht wie es in mannigfacher Weise kirchlich geprägt ist, sondern wie es in den Evangelien, wie es in der erhabenen Persönlichkeit Jesu dem Suchenden sich offenbart als die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, als schlichtes, kindliches Vertrauen zu dem Vater im Himmel, als Gehorsam gegen den guten Willen des Ewigen in Liebe zu ihm und den Menschen, alles in einer unübertrefflichen Vollendung. Das war Buschs Überzeugung, wie es die Goethes war nach dessen bekanntem Wort: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Durch ernstes, eindringendes Studium des Neuen Testaments, das ihn wie sein Gesangbuch aus den Tagen der Kindheit fast immer begleitet hat, und das er besser kannte als mancher Theologe, schöpfte Busch immer wieder an der Quelle Kenntnis des Christentums und Vertiefung in dasselbe.

Von den Worten des Neuen Testaments waren ihm drei besonders wichtig: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort (1. Corinther 13), — Luthers Übersetzung für Rätsel: „Das dunkle Wort" sagte ihm so viel; — ferner: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist anbeten" (Ev. Johannes 4); endlich: „So jemand will des (= Gottes) Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich (= Jesus) von mir selbst rede" (Ev. Joh. 7). „Der Wille ist die Hauptsache auch im Christentum." Die Wunderlegenden, welche das Bild Jesu, namentlich den Anfang und das Ende seines Lebens, umranken und seitdem zu allen Zeiten die herrlichsten Blüten der Kunst hervorgerufen haben, erregten auch sein künstlerisches Interesse stets in hohem Maße. Aber er erkannte und schätzte auch die zarte, feine Poesie jener Legenden in ihrer bleibenden Bedeutung für das Christentum.

Zu den Büchern, die außer dem Neuen Testament von wesentlichem Einfluß auf meines Onkels religiöse Entwicklung gewesen sind, gehören wohl in erster Linie die Bekenntnisse Augustins. Er besaß sie in verschiedenen deutschen, holländischen und englischen Ausgaben und hat sie wer weiß wie oft gelesen. Seine S. 451 wiedergegebene, im Original durch zarte Aquarellierung noch feiner wirkende Zeichnung steht auf dem Umschlage einer deutschen Ausgabe der Konfessionen, die er mir 1882 geschenkt hat. In dieser Zeit las er auch viel das Buch Bunyans: The pilgrims progress, eines der bedeutendsten Erzeugnisse der englischen Literatur, über das wir oft gesprochen haben. Auch manches von Luther kommt hier in Betracht, namentlich sein Buch „von der Freiheit eines Christenmenschen", obwohl Luther mehr als Gesamtpersönlichkeit, als der gewaltige, glaubensinnige, kindliche und zugleich heldenhafte Mensch auf ihn eingewirkt und ihn festgehalten hat. Doch war Wilhelm Busch durchaus kein Lutheraner im jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes. Im Gegenteil, er war oft zornig über deren engherzige Orthodoxie, in der sie lutherischer wären als Luther je gewesen, über ihre doppelt widerwärtige Nachäffung römischen Unwesens in kirchlichen Dingen, über die Fälschung des

echten, knorrigen Lutherbildes, aus dem sie „so einen sanften, gesalbten Generalsuperintendenten" gemacht hätten, wovon keine Spur in ihm gewesen sei. Aber ein echter Protestant war er.

Nicht ohne Einfluß auf ihn war auch die deutsche Mystik, die ältere und die spätere, zu der es den grüblerischen Niedersachsen dauernd hinzog, vor deren Übertreibungen und Torheiten ihn aber sein gesunder Sinn und klarer, philosophisch geschulter Verstand stets bewahrt haben. Oft zitierte er, aus der Erinnerung, das Wort von Meister Eckhart: „Das Tier, das uns am schnellsten zum Heile trägt, ist Leid" (genau bei Schopenhauer „Welt als Wille und Vorstellung" II, Cap. 48 am Schluß: „Das schnellste Tier, das euch trägt zur Vollkommenheit, das ist Leiden"); noch öfter das Wort J. Böhmes: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie diese Zeit, der ist befreit von allem Streit." Auch das aus dem Kreise der „Gottesfreunde" zu Frankfurt a. M. stammende, für Luther so bedeutungsvolle Büchlein: „Theologia deutsch, die lernt gar manchen lieblichen underscheit gotlicher Wahrheit und seit gar hohe und gar schone ding von einem volkomen leben", und das Buch des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi dürfen hier nicht unerwähnt bleiben.

Der Weg zum Christentum, das er bis dahin nur in seiner orthodoxen Fassung oder aus negativer Bestreitung desselben kannte und deshalb abgelehnt hatte, ist Wilhelm Busch gebahnt durch die moderne Theologie.

Mit Schleiermacher, dem berühmten Theologen, der vor hundert Jahren die Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern schrieb, sah er das Wesen der Religion in dem „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit". Das Gebet war ihm der Ausdruck dieses Gefühls. „Dein Wille geschehe!" Gegen das, was man gemeinhin so nennt, das Herunterleiern von Gebetsformeln, mit oder ohne Rosenkranz, das Vorlesen gedruckter, das Hersagen auswendig gelernter Gebete u. dergl. war er selbstverständlich äußerst skeptisch. Darin sah er kein Beten. Die große, tiefe und wahre Ansicht war ihm diejenige Jesu, wie sie im

Vaterunser sich spiegelt. Und aus der Erfahrung, daß in dieser ehrfurchtsvollen, anbetenden Versenkung in das Wirkliche und Wesenhafte, den ewigen Gotteswillen, das zum Bewußtsein kommt, was das Christentum als Erlösung bietet, sagte er einmal zu mir: „Im Gebet, dem normalen Ausdruck echter Frömmigkeit, hören alle Gegensätze auf." Wir sprachen, wie es oft geschah, von den Gegensätzen zwischen Glauben und Wissen, freiem und unfreiem Willen, zwischen Wollen und Vollbringen des Guten, wie „die Madam Natur in der Kutsche fährt, und die guten Vorsätze laufen nebenher", von dem Gegensatz zwischen dem Glauben an einen guten Gott und dieser schlechten Welt, zwischen der Liebe Gottes und der unendlichen Menge qualvollster Leiden bis zum Tode, — ein Gegensatz, der eine Theodicee durch vernünftige Erwägung unmöglich macht, — von den Antinomien, den Widersprüchen „der reinen Vernunft", sowie von den ihr gegenüber unabweislich immer wieder sich erhebenden Forderungen „der praktischen Vernunft".

Wilhelm Busch hat als scharfer Denker und Kritiker sich natürlich mit diesen Problemen sehr ernstlich beschäftigt und zeitweise schwer damit gerungen. Er selbst deutet das an, wenn er in „Von mir über mich" von der Zeit seines Lebens in Lüethorst zwischen 1845 und 1848 schreibt: „Zugleich fiel mir die „Kritik der reinen Vernunft" in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher gibt." Von Kant hatte er sich schulen lassen in seinem Denken und in seinen Anschauungen. Die späteren Philosophen, abgesehen von Schopenhauer, schätzte er wenig, mehr die Engländer Locke und Hume und besonders den interessanten Versuch Berkeley's über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis.

Ob ihm die drei Kantschen Postulate: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, in der Zeit, als er „mit Leidenschaft", wie er selbst sagt, sich in Schopenhauer und Darwin vertiefte, also in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, schwankend

gewesen sind, weiß ich nicht. Gesagt hat er mir nie etwas darüber; und ihn danach zu fragen, ging nicht an. Seit ich seine Anschauung über diese Fragen kenne, also etwa seit 1880, weiß ich, daß sie ihm feststanden. Wohl schätzte er beide Männer, Schopenhauer und Darwin, sehr hoch bis zuletzt. Der Schopenhauersche Satz, über Kant hinaus, „daß die Welt nicht nur meine Vorstellung, sondern auch mein Wille ist, daß sie von all' den einzelnen Willen zum Leben gebildet ist und gebildet wird", ist ihm ein wertvolles geistiges Eigentum geblieben. Er verleiht ihm Ausdruck z. B. in den 1899 gedichteten Versen („Schein und Sein", S. 38):

„Nahmst Du in diesem großen Haus
Nicht selbst Quartier?
Mißfällt es Dir, so zieh doch aus.
Wer hält Dich hier?
Und schimpfe auf die Welt, mein Sohn,
Nicht gar zu laut.
Eh' Du geboren, hast Du schon
Mit dran gebaut."

Jeder einzelne ist deshalb mit verantwortlich und haftbar für das Ganze, jeder trägt mit die Schuld an der Masse des Bösen in der Welt. Die Tatsache der Berührung dieser Gedanken und der damit verbundenen pessimistischen Beurteilung von Welt und Menschen mit den entsprechenden christlichen Vorstellungen sprach der Onkel des öfteren aus in den Worten: „Der Schopenhauer wohnt Wand an Wand mit dem Christentum. Nur", — so fügte er hinzu, — „daß die Wand keine Tür hat", damit zugleich den tiefen Unterschied hervorhebend, der den Philosophen des Pessimismus und der Lebensverneinung von dem das Leben trotz allem Bösen bejahenden Christentum trennt.

Die Leidenschaft für Darwin und Schopenhauer hatte längst schon nachgelassen, als er schrieb in „Von mir über mich": „Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Türen in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt; aber kein „hiesiger" Schlüssel, so scheint's, und wär's der Asketenschlüssel, paßt jemals zur Ausgangstür". Schon damals, als er in einem Briefe vom 5. Nov. 1881 äußerte: „Meine alte Philosophie langt nicht mehr; ich sehe mich nach einer neuen um."

Während nun die Philosophie Schopenhauers sich nach einer Seite hin mit dem Christentum berührt, stehen jene Kantschen Ideen: „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" in engster Verwandtschaft mit den christlichen Überzeugungen, Wünschen und Hoffnungen. Der reinen Vernunft unzugänglich, für verstandesmäßiges Wissen absurd, können sie keinem andemonstriert, aber auch keinem im Denken wirklich Geschulten wegdisputiert werden. Von dieser Überzeugung war mein Onkel tief durchdrungen und hat sie oft, mündlich und schriftlich, ausgesprochen: „Glaubenssachen sind Liebessachen". „Der Glaube soll ruhig auf seiner Burg bleiben. Da ist er sicher und geborgen, und niemand kann ihm was anhaben. Steigt er aber herunter in die Niederungen und meint, sein Recht erst beweisen oder verteidigen zu müssen mit verstandesmäßigen Gründen, dann muß er sich auch den Gesetzen des Landes fügen. Und da ist er auf dem Holzwege. Da geht's ihm schlecht."

Dialektik, dogmatische Haarspalterei, die so oft in Sophistik ausartet, alle Scholastik, römische und protestantische, wurde von ihm verworfen. Und von allen Beweisen für das Dasein Gottes und den Wert der christlichen Religion galt ihm nur einer etwas, der des Paulus, „der Beweis des Geistes und der Kraft". Gegen diesen Beweis des Glaubens sei aber auch alle Dialektik machtlos, die Burg des Glaubens uneinnehmbar.

Auch in die Form des Gedichts hat Busch diese Gedanken gegossen („Zu guter Letzt", S. 24):

Stark in Glauben und Vertrauen,
Von der Burg mit festen Türmen
Kannst du dreist herniederschauen,
Keiner wird sie je erstürmen.

Laß sie graben, laß sie schanzen,
Starke Ritter, grobe Bauern,
Ihre Flegel, ihre Lanzen
Prallen ab von deinen Mauern.

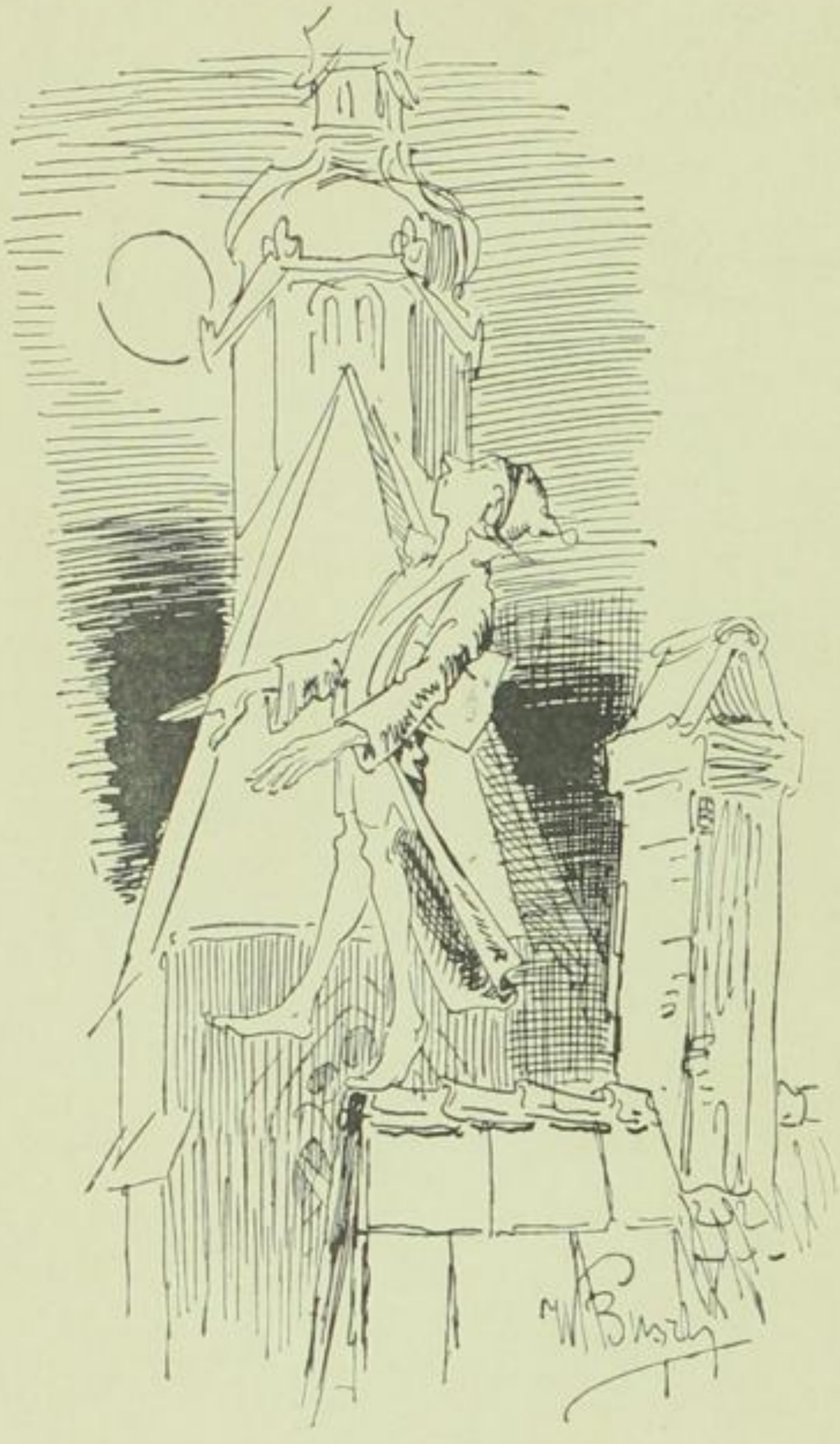
Aber darum war es ihm nun nicht unwirklich. Im Gegenteil. Das, was man gemeinhin Wirklichkeit nennt, war ihm nicht das Wesenhafte, sondern nur das bunte Spiel des Scheins der Dinge, die an sich unerkennbar sind. Und unerschütterlich fest stand ihm die Gewißheit des Lebens, und zwar des persönlichen Lebens nach dem Tode, allerdings ohne jede Spur von der auch heute noch tief gewurzelten jüdischen und mittelalterlich-kirchlichen Annahme einer „Auferstehung des Fleisches". Dies Leben war ihm ein Leben geistiger Art, als solches aber nicht erst ein zukünftiges, sondern ein gegenwärtiger Besitz, der ihm kurz vor seinem Tode, auf der Grenze zwischen „hier und dort", den Gedanken aussprechen ließ: „Mir ist, als wäre beides eins". Der Tod hatte für ihn seine Schrecken verloren. Unsterblichkeit der Seele war seine Überzeugung; und es erschien ihm unkritisch, aus der Nichtgreifbarkeit der Seele auf ihr Nichtvorhandensein zu schließen.

Aber hüte dich vor Zügen
In die Herrschaft des Verstandes,
Denn sogleich sollst du dich fügen
Den Gesetzen seines Landes.

Bald umringen dich die Haufen,
Und sie ziehen dich vom Rosse,
Und du mußt zu Fuße laufen
Schleunig heim nach deinem Schlosse.

Aus dieser Anschauung folgte ihm die andere von selbst, daß alles Reden über diese Dinge die Sache nicht trifft. „Worte sind Bilder, und ganz besonders da, wo es sich um transzendente Dinge handelt: Gott Vater, Sohn Gottes, Gottes Kinder, Himmel, ewiges Leben usw. Es ist, wie Paulus sagt, wir sehen das alles im Spiegel dunkler Worte, oder Goethe: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Wir können ja nicht anders, wir müssen darüber reden, sollten das aber nie vergessen. Wollen wir's gar definieren und in Begriffe fassen, so sehen wir bald, daß das überhaupt nicht geht oder nur in Negationen. Ewig, allmächtig, selig, heilig, frei, unsterblich, es ist alles eine Verneinung der Wirklichkeit."

Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".



Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

Der Fährmann lag in seinem Schiff
Beim Schein des Mondenlichts,
Als etwas kam und rief und pfiff,
Doch sehen tat er nichts.

Ihm war, als stiegen Hundert ein.
Das Schifflein wurde schwer.
Flink, Fährmann, fahr uns übern Rhein,
Die Zahlung folgt nachher.

Und als er seine Pflicht getan,
Da ging es klinglingling,
Da warf ein Goldstück in den Kahn
Jedwedes Geisterding.

Husch, weg und weiter zog die Schar.
Verwundert steht der Mann:
So Seelen sind zwar unsichtbar,
Und doch ist etwas dran.

(„Zu guter Letzt" S. 4.)

Mit dieser Überzeugung verband sich ihm der alte Glaube der Seelenwanderung als ein Hilfsgedanke — vielleicht auch mehr als das — gegenüber der Tatsache, daß die Seelen vieler Menschen bei ihrem Tode noch recht wenig geläutert sind. Oft und gern philosophierte er über diesen Glauben; in Gesprächen, in Briefen und auch in verschiedenen Dichtungen hat er ihn immer wieder zum Ausdruck gebracht. Und wo dem oberflächlichen Denken, dem seichten Rationalismus mit dem Tode alles aus zu sein scheint — man sieht es ja doch —, da erkannte er als Forderung nicht der religiösen, schwärmerischen Phantasie, sondern des tiefen Denkens, unbegrenzte Möglichkeiten ewigen Lebens auf diesem unseren Stern oder einem der andern ungezählten Sterne im unendlichen Raum.

Was aus dem Körper, dem Leichnam wurde, dem „alten Madensacke", wie Luther ihn nennt, war meinem Onkel deshalb herzlich gleichgültig, widerwärtig dagegen das sehr wenig christliche „Getu's" mit der Leiche, das „Brimborium" der Beerdigungsfeiern. „Das ist man ja gar nicht mehr!" Gelegentlich vor Jahren sprach er diese Gedanken mir gegenüber einmal sehr drastisch aus. Industrieritter hatten die Soldatengräber im Schipka-Paß ausgebeutet durch Verarbeitung der Gebeine zu Knochenmehl. Wir waren entrüstet über die Roheit.

„Aber schließlich, was ist dabei!? Sie sind's ja selbst nicht mehr", bemerkte der Onkel nach einer kleinen Pause. Ich wies hin auf Luther und dessen souveräne Bemerkung kurz vor seinem Tode, daß er nach Wittenberg eilen und den Würmern einen feisten Doktor zum Fraße geben wolle. Darauf er: „Ja, das ist recht. Mir ist's auch egal, was draus wird. Warum nicht gemahlen werden. Da nützt's doch noch was. Oder ich glaube, man kann auch Farben aus Leichen ziehen. Das ist ein ganz lustiger Gedanke, so hübsch blau oder grün oder rot von irgend einem Bauern an die Scheunentür gestrichen zu werden und ordentlich zu leuchten."

Schnitzeln.
(Zum Teil aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".)

Noch auf eins, — und nicht das Unwichtigste, — sei hingewiesen, auf den Einfluß, den auf die religiöse Entwicklung meines Onkels seine Mutter geübt hat. „Meine Mutter, still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten", so schreibt er von ihr, der er eine innige, treue Liebe und Verehrung immer bewahrt hat. Auch am Vater hing er mit größter Achtung und Liebe. Aber der Mutter hat er doch näher gestanden. Hat sie ihm doch Verständnis entgegengebracht, als er die polytechnische Schule verließ, um Maler zu werden. Für den darüber sehr aufgebrachten Vater war die Malerei eine brotlose Kunst gegenüber der sicheren und gewinnbringenden Laufbahn, auf der er im Geiste den tüchtigen Sohn mühelos vorwärtskommen sah. Das sind für meinen Onkel sehr schwere Zeiten gewesen. Und tief ergreifend ist mir immer das Bild, das nach der Erzählung meiner Mutter mir vor Augen steht, wie mein Onkel an einem trüben, öden Spätherbstmorgen in der Frühe von Hause fortgegangen ist, um nach München zu reisen, kreidebleich und mit Tränen im Auge über die Erklärung des Vaters, daß die Rolle Taler, die er beim Abschied erhielt, nun das letzte sei, was er von ihm bekomme.

Gewaltig hat er sich einschränken müssen, bis er so viel verdiente, daß er etwas besser leben konnte.

Oft erzählte er von Speisewirtschaften in München in einem Kloster und einer großen Metzgerei, wo es vorzügliches Essen und genug für einen sehr geringen Preis gegeben habe, ein großes Stück Wellfleisch für zwei Kreuzer, aber in primitivster Darbietung. Er hat längere Zeit dort gegessen, bis ihn der Ekel vor einer stark eiternden Wunde an der Hand des Metzgergesellen zwang, anderswo Nahrung zu suchen.

Meine Großmutter hat das Vertrauen zu ihrem ältesten Sohne nie verloren. Und nicht oft ist das Vertrauen einer Mutter so glänzend gerechtfertigt wie hier. Daß meines Onkels Kunst keine ganz brotlose war, haben beide Eltern noch gesehen, seine großen Erfolge aber nicht mehr erlebt.

Wie stark der stille Einfluß der Mutter und des Elternhauses auf ihn stets gewesen ist, geht aus dem der Mutter gewidmeten Schlußgedicht der „Kritik des Herzens" hervor („O du, die mir die Liebste war"), und aus einer Bemerkung in einem Briefe an Frau Anderson vom 19. April 1875: „Das Krähen des Hahns, der der Hel geweiht, ist freilich bedeutungsvoll. Den Dieben und Kranken, den armen Sündern und Gespenstern tönt vor Allen sein mahnender Ruf. Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Ich selber hab ihn oft gehört, wenn ich in der Fremde vom nächtlichen Gelage kam; er rief mir dann ein wohlbekanntes ländliches Haus vor die Seele, das Haus meiner Eltern."

Unrecht und Kränkungen, die seiner Mutter angetan waren, konnte er nicht vergessen. Noch immer wallte auch in den Tagen der abgeklärten Milde des Alters der Zorn in ihm auf, wenn er an die, von meinem Bruder bereits erzählte, rohe Behandlung dachte, die seiner Mutter von dem unverschämten Zollbeamten zuteil geworden war.

Mit tiefer, religiöser Auffassung des Lebens war bei meinem Onkel eine hohe Wertung des Sittlichen und eine hervorragende Integrität des Charakters verbunden. Er war von einer wirklich vornehmen, adeligen Gesinnung und hatte einen sehr starken Abscheu gegen alles sittlich Häßliche und Gemeine. Mit Kants kategorischem Imperativ der Pflichterfüllung nahm er es sehr ernst. Die beste Formulierung der sittlichen Forderungen sah er in dem bekannten, einfachen und doch das Leben umspannenden, aber wieder der Eigenart des Einzelnen so freien Spielraum lassenden Worte des Neuen Testaments: „Liebe Gott und deinen Nächsten als dich selbst". Und in strenger Selbstbeurteilung und Selbstzucht suchte er diesem Ideal näher zu kommen, war er bestrebt, in sich zu überwinden, was dessen Verwirklichung entgegenwirkte.

Dabei war er weitherzig und milde in der Beurteilung anderer geworden. Alles rigorose Aburteilen und Splitterrichten über andere Menschen, diese fatale Art

Der Brief

(Wolfenbüttel, um 1876)

des Moralisten, war ihm höchst zuwider und wurde von ihm gemieden. Unrecht, Schlechtigkeit, Gemeinheit, das Böse in seiner tausendfachen Gestalt war ihm verhaßt, und aufs schärfste konnte er es geißeln. Die Menschen aber, welche, von der Macht des Bösen beherrscht, Böses taten und nicht davon loskommen konnten, verdienten seiner Meinung nach mehr Mitleid als Verdammnis. „Wer kann denn aus seiner eignen Haut?! Jeder bedarf der Gnade und wird sie empfangen." Die aus jüdischem wilden Fanatismus entsprungene, bekanntlich auch in die Lehre der christlichen Konfessionen übergegangene Idee und Lehre von der Hölle und der Ewigkeit der Höllenstrafen für die einen, die gar noch zur Erhöhung der Seligkeit der andern dienen sollen, verabscheute er aufs äußerste als einen Widerspruch gegen das Wesen des Gottes, der die Liebe ist. Seine Überzeugung war „die Wiederbringung aller Dinge", wie Origines den Gedanken so vorzüglich formuliert hat, daß die Entwicklung der Menschheit aufwärts geht, und daß schließlich alle das Ziel des Guten erreichen werden. Der Gedanke der Seelenwanderung flocht sich auch in diese Überzeugung meines Onkels als ein bedeutungsvoller Hilfsgedanke ein.

Mit diesem Zuge seines Charakters hängt es zusammen, daß er in der Öffentlichkeit niemals bestimmte Persönlichkeiten zum Gegenstande seiner Karikaturen gewählt hat, wie es z. B. die politischen Witzblätter tun und tun müssen. Auch nicht im „heiligen Antonius von Padua". Mein Onkel hat nicht dem biederen, alten Heiligen eins versetzen, sondern den entsetzlichen Schwindel geißeln wollen, der so oft mit dem Heiligsten getrieben wird. Dagegen schwang er das blitzblanke Schwert scharfer Satire, wie im „heiligen Antonius" so auch in der „frommen Helene" und dem „Pater Filucius". Und die Hiebe saßen. Diese drei kleinen Schriften gehören zum besten, was im Kulturkampfe gegen die Unkultur geschrieben ist aus der Überzeugung heraus, daß „der Segen der Natur vernichtet wird durch den Segen Roms".

Wohl war er wie jeder fröhliche Mensch zu persönlichen Scherzen und Neckereien im Freundes- und Bekanntenkreise aufgelegt. Schon als Junge und junger Mensch hat er solche ergötzliche Karikaturen gezeichnet. Und in „Von mir über mich" schreibt er über die

Zeichnung aus dem Jahre 1890.

Münchener Zeit: „Um so angenehmer war es im Künstlerverein, wo man sang und trank und sich nebenbei karikierend zu necken pflegte. Auch ich war solchen persönlichen Späßen nicht abgeneigt" (s. die Proben auf S. 344—358). — „Man ist ein Mensch und erbaut sich gerne an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute. Selbst über sich selber kann man lachen mitunter, und das ist ein Extraplaisier, denn dann kommt man sich sogar noch klüger und gedockener vor als man selbst .... Zum Gebrauche in der Öffentlichkeit habe ich jedoch nur Phantasiehanseln genommen. Man kann sie auch besser berichten nach Bedarf und sie eher sagen und tun lassen, was man will".

Die „lustige Streitschrift" von Daelen war ihm besonders deshalb so ärgerlich, weil in ihr allerlei Persönliches von ihm gegen seinen Willen an die Öffentlichkeit kam; ferner wegen der scharfen persönlichen Angriffe, die ihm unsympathisch waren, obwohl ein Teil der Angriffe ja für ihn in bester Absicht und Begeisterung unternommen war; endlich weil sie neben vielem Interessanten und Richtigen, dem man durchaus zustimmen kann, allerlei Fehler und grobe Unrichtigkeiten enthält. Wenn Daelen z. B. schreibt, der freundschaftliche Verkehr Buschs mit seinem Verleger Bassermann sei auf den geistig inhaltlichen Teil seiner Werke von wesentlichem Einfluß gewesen, er habe die

gerade vorliegende Arbeit mit Bassermann auf das eingehendste überlegt und besprochen, und des Verlegers Einwirkung sei bei mehreren der bedeutenderen Werke unzweifelhaft in vorteilhafter Weise zur Geltung gekommen, so ist das völlig falsch und aus der Luft gegriffen, sei es von Daelen selbst oder von seinem Gewährsmann.

Oder Daelen meint, die ländliche Einsamkeit, in die Busch sich mehr und mehr nach Wiedensahl zurückzog, sei bedenklich und verhängnisvoll für ihn geworden, denn sie habe ihn außer Kontakt gesetzt mit dem realen Strome des Lebens und der menschlichen Gesellschaft. Diese Meinung ist, abgesehen von ihrer Verkehrtheit im allgemeinen, auch in dem besonderen Falle nicht richtig. Es klingt wohl aus jenen Bemerkungen Daelens der Widerhall von Klagen der Münchener Freunde meines Onkels heraus, daß er immer weniger in ihrer Mitte weilte, wo sie ihn so gerne sahen. Aber Einsamkeit und Stille waren ihm zum Leben und Arbeiten so nötig wie das tägliche Brot. Auch in München suchte und fand er sie in dem wundervollen, still gelegenen Atelier, das Freund Gedon ihm dort eingerichtet hatte. Aber nur unvollkommen, nicht gründlich genug, deshalb zog es ihn immer wieder nach Wiedensahl, wo er, mit wenigen Ausnahmen, seine Sachen geschrieben hat, ohne mit irgendwem darüber zu sprechen. Der beste Beweis, daß Daelens und anderer Leute Bedenken gegenstandslos waren.

Und wie angespannt arbeitete er in Wiedensahl, nicht nur selbst schaffend mit Dichten, Zeichnen und Malen, sondern auch in andauerndem Verkehr mit den erlauchten Geistern der Menschheit durch ernste, eindringende Lektüre. Er meinte, wer so mit Goethe und Shakespeare und all den anderen Großen im Reiche des Geistes in irgend einem abgelegenen Winkel der Erde stille Zwiesprache halten könne, der sei nicht einsam.

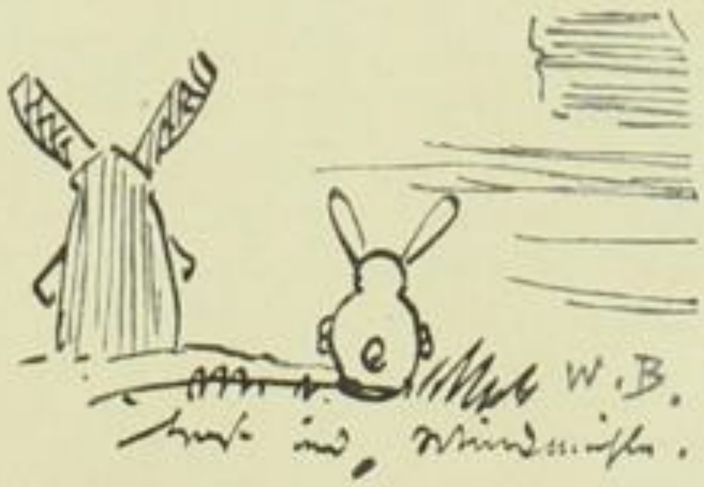
Die sogenannte moderne Literatur: Ibsen, Björnson, Hauptmann, Sudermann usw. lehnte der Onkel mit wenigen Ausnahmen ab. Wohl gefiel ihm Hauptmanns „Hannele", auch die „Weber", Sudermanns „Ehre" und einiges andere. Manche Sachen machten ihm den Eindruck der „Geldschriftstellerei". Damit waren sie aber für ihn endgültig erledigt. Auch das Unfertige, Impressionistische, Verschwommene, Krankhafte und psychologisch Verzwickte der Gegenstände sowohl als die Art der Behandlung behagte ihm nicht. Er blieb bei der Forderung, ein Kunstwerk solle nicht einfach die Natur abschreiben oder einen Ausschnitt aus ihr darbieten, sondern etwas in sich Abgerundetes und Ganzes sein, das über die Natur und die Naturzusammenhänge hinaushebt.

Und dann die „Wollezupfer", die das Handwerk verstehen, mit vielen Worten und „geschwollenen Redensarten" eines falschen Pathos nichts zu sagen! Köstlich werden sie verhöhnt in „Eduards Traum": „Ein Barbier, der mit wenig Seife viel Schaum schlagen konnte, war kürzlich unter die Literaten gegangen. Er hatte großen Erfolg, wie ich hörte, trug bereits drei Brillantringe an jedem Finger und wollte sich demnächst mit einer Köchin verheiraten, die ohne Schwierigkeit ein einziges Eiweiß zu mehr als fünfzig Schaumklößen aufbauschte, also auch noch was leisten konnte."

Wenn er gefragt wurde, ob er dies oder jenes moderne Erzeugnis kenne, konnte er wohl mit der

Gegenfrage antworten: „Kennen Sie den Werther?" und fügte dann hinzu, er kenne das gute Alte noch immer nicht gründlich genug und sei deshalb noch nicht so weit gekommen.

Bei alledem brachte er aber den Ereignissen des Tages und den Strömungen der Zeit, deren Wellenschlag doch auch Wiedensahl und später Mechtshausen berührte, stets ein lebhaftes Interesse entgegen und hat sich diese Weltoffenheit bis zum Ende bewahrt. Lebhaft interessierte ihn z. B. die Frauenbewegung und ihr gesundes Fortschreiten trotz mancher Fehlgriffe und Absonderlichkeiten, und gern unterhielt er sich darüber mit gescheiten Frauen, — nicht mit Blaustrümpfen oder Klugschwätzern, — noch in der letzten Zeit seines Lebens. Oder ein anderes Beispiel: Nietzsche beschäftigte



Schnitzeln.
(Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".)

ihn eine Zeitlang sehr. Er sah in ihm nicht einen Philosophen und Verkünder neuer Wahrheit, sondern den begeisterten Dichter der heutigen, dem Christentum feindlichen Weltanschauung. Die Gedanken, die bei Nietzsche von den Unwissenden als neu angestaunt würden, seien sehr alt. Die Begründung der „Herrenmoral" auf die Grausamkeit der blonden Menschenbestien durch Nietzsche stand seinen Anschauungen schnurstracks entgegen. Den Einfluß des blendenden Dichters hielt er für verhängnisvoll.

Mit vielem Vergnügen vertiefte er sich auch noch in das aufsehenerregende Buch von Chamberlain. „Die Grundlagen das 19. Jahrhunderts". Das reiche Wissen des Verfassers war ihm allerdings unterhaltlicher als dessen immerhin anregende Rassentheorie. Oft bildete das geistvolle Buch das Thema des Gesprächs.

Aber immer wieder kehrte doch der Onkel zu den geliebten „guten, alten Sachen" zurück.

Geradezu verhaßt war meinem Onkel alles Schlüpfrige, die platte Gemeinheit und alle Zotenreißerei in Wort und Bild. In allen von ihm veröffentlichten Sachen, selbst in den derbsten, findet sich nichts irgendwie Pornographisches, auch nicht im „heiligen Antonius", von dem es der Ästhetiker Vischer behauptet hat, ohne es beweisen zu können. Daelen hat diese Behauptung mit Recht sehr gründlich zurückgewiesen, und mein Onkel, „im Bewußtsein eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht", bemerkt sehr fein dazu, seine Muse könne ruhig den Blick dieses alten Ästhetikers aushalten, dem bei der Bestellung des eigenen Ackers wohl ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen sei. Gewaltig wurmte es ihn deshalb, daß unter seinem Namen ein Gedicht weit verbreitet ist, „Der Mümmelgreis", ein Machwerk in jener ihm so verhaßten Art. In den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts ging es, so viel er wußte, eines Tages unter seinem Namen einer Stammtischgesellschaft in Hannover zu mit dem Poststempel Stadthagen, Bahnstation und Postamt für Wiedensahl. Es wurde für echt gehalten und zunächst handschriftlich verbreitet. Eine solche Abschrift sah ich damals bei einem Verwandten und sagte dem sofort, das Zeug habe Onkel Wilhelm sicher nicht gemacht, was für jeden, der Wilhelm Busch einigermaßen kennt, auf der Hand lag. Später ist's, so viel ich weiß, auch gedruckt worden. Mein Onkel hat mündlich und schriftlich „das proletenhafte Gedicht" wiederholt als Fälschung bezeichnet, „vielleicht das Produkt eines Weinreisenden oder ähnlichen Geistes". Ich möchte das auch in dieser biographischen Skizze festgestellt haben in seinem und im Interesse aller derer, die ihn als Menschen und Künstler verehren. Nur das Wort „Mümmelgreis" ist sein Eigentum, von ihm erfunden und gebraucht im „Geburtstag", nach dem Worte „mümmeln" = kauen mit zahnlosem Munde. Dies Wort hat die Fälschung veranlaßt.

Ebenso feind war er aller Prüderie, die das Nackte, wie es der Herrgott geschaffen hat, schon für unsittlich hält; die sich im Kampfe nicht nur gegen das Gemeine, sondern auch gegen edle, hohe Kunst aufspielt, als habe sie die Sittlichkeit gepachtet. Er wußte, wie sich hinter dieser heuchlerischen Maske oft die gröbste Unsittlichkeit zu verbergen sucht. Und auf die falschen, pfäffischen Sittlichkeitsapostel ist sein Wort gemünzt in Eduards Traum: „So ein ruppiger alter Junge schnüffelte an allen Bildern herum und suchte nach Zweideutigkeiten, um sich sittlich zu entrüsten. Man nannte ihn den „Mann mit der schmutzigen Brille", weil er überall den Unrat wittert, den er mitbringt."

Auch konnten die Witze so stark sein, wie sie wollten, es mußten nur Witze sein. An den derbsten Bauernspäßen, wenn nur das Drollige und Komische, der rechte Humor darin zum Ausdruck kam, fand er nichts Anstößiges (s. Abb. S. 461). Im Gegenteil, er hatte seine Freude an Schwänken und Redensarten des Volkswitzes, die im Strome der Jahrhunderte blank geschliffen seien wie Kiesel im Fluß, so z. B. wenn der von Schiller mit hohem Pathos ausgesprochene Gedanke von der Wahllosigkeit und Unbilligkeit des Glücks bei Verteilung seiner Gaben vom niedersächsischen Bauernwitz in die Form gegossen ist: „Ja, dat is säu, de äne beschitt sick in'n Droome, un de annere mot drücken, dat'n de Kopp bastet" (der eine betut sich im Traume, und der andere muß drücken, daß ihm der Kopf birst). Wer „Eduards Traum" und den „Schmetterling" kennt, wird da noch andere, ähnliche, aus dem Leben gegriffene Späße und Anekdoten der Erzählung eingeflochten gefunden haben.

Überhaupt hörte und las er wirklich gute witzige, drollige Sachen gern und erzählte sie meisterhaft. Wir haben oft in fröhlichem Zusammensein mit ihm gelacht, daß uns die Tränen über die Backen liefen, wenn er bei guter Laune seinen Witz sprühen ließ, wenn er die Dinge des Lebens mit dem Humor beleuchtete, der ihn zum Lieblingsschriftsteller seines Volkes in Wort und Bild, der ihn berühmt gemacht hat in der ganzen Welt. Nennt ihn doch der Franzose Grand Carteret in einem Werke über die Karikatur in Deutschland um seines unübertrefflichen Witzes willen geradezu den

König im Reiche des Humors, »le roi de la charge et de la bouffonnerie«. Und im „Figaro" vom 11. Jan. 1908 widmete ihm Arsène Alexandre einen Nachruf, der von verständnisvollem Erfassen seiner Eigenart Zeugnis gibt in wohltuendem, aber doch bedauerlichem Gegensatze zu manchen Veröffentlichungen über Wilhelm Busch im Heimatlande des Dichters. Der Pariser Kunstkritiker schreibt: Wilhelm Busch fut un des plus surprenants inventeurs de synthèses comiques qu'on ait jamais vus. En un trait capricieux, sommaire, mais souverainement juste, il créait des types inoubliables, des mouvements vrais et bouffons à la fois, d'une justesse extraordinaire . . . . De plus, c'était un penseur et un poète d'une haute valeur, et sous le burlesque de ses histoires en même temps rimées et dessinées par lui, se cachaient une grande générosité et une grande largeur d'idées. Il y a du Jean Steen et du Molière dans ce fantaisiste allemand . . . . .

Ses œuvres, certainement, dureront, on y reviendra. Lenbach a consacré la gloire de Busch dans un superbe portrait où cet homme d'une grande beauté, avec un regard largement ouvert, doux et malicieux, semble plutôt un idéaliste qu'un satirique. Mais les idéalistes sont les plus grands satiriques quand ils s'y mettent. Nous avons dit que Busch exerça une influence chez nous; en effet bien des faiseurs de dessins «simplifiés» lui ont fait des emprunts. Ils ne lui ont pas emprunté, malheureusement, sa profondeur d'observation.

(Wilhelm Busch war einer der überraschendsten Erfinder komischer Synthesen, die je gelebt haben. In einem bizarren, auf die Hauptsache gehenden, aber stets unübertrefflich richtigen Strich schuf er unvergeßliche Typen, wahre und gleichzeitig drollige Bewegungen von außerordentlicher Genauigkeit. Außerdem war er ein Denker und Dichter von großer Bedeutung, und hinter dem Lächerlich-Possenhaften seiner von ihm gezeichneten und gereimten Geschichten verbarg sich ein hoher Adel und eine große Tiefe der Gedanken. Es steckt etwas von Jan Steen und von Molière in diesem deutschen Humoristen. Seine Werke werden ihn sicher überdauern; man wird auf sie zurückkommen. Lenbach hat dem Ruhme Buschs in einem herrlichen Gemälde gehuldigt, auf dem dieser hervorragend schöne Mann mit dem offenen, mild-ernsten und schalkhaften Blick mehr als ein Idealist, denn als ein Satiriker erscheint. Aber die Idealisten sind ja die größten Satiriker, wenn sie sich darauf verlegen. Busch ist, wir wiederholen es, auch auf uns von Einfluß gewesen; in der Tat haben viele Hersteller „vereinfachter" Zeichnungen bei ihm Anleihen gemacht. Leider haben sie ihm dabei seine besondere Gabe gründlicher Beobachtung nicht entliehen.)

Sein Humor ist deshalb so unwiderstehlich, weil er wie Gold ist, aus der Tiefe einer ernsten Welt- und

Bequeme Ausbeutung fremden Fleißes.

Aus einem Skizzenbuch.

Lebensanschauung ans Licht gebracht. Und dies Gold leuchtet in allen seinen Sachen von „Max und Moritz" an bis zu „Hernach" und „Schein und Sein". Die meisten oberflächlichen Leser allerdings, die sich nur mal flüchtig amüsieren wollen und in Wilhelm Busch den dazu willkommenen Spaßmacher sehen, der sie über die Langeweile und Öde ihres Innern ein wenig hinwegtäuschen soll, empfinden und genießen diese Tiefe kaum oder gar nicht. Und sie bildet doch das eigentlich Reizvolle aller seiner Dichtungen. Sie liegt allen zu Grunde und trägt das Ganze. In allen aber tritt sie

auch mehr oder weniger zu Tage. Oft in kurzen Sätzen, die zu geflügelten Worten geworden sind:

„Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen"

(Haarbeutel)

oder:

„Das Gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das Böse, was man läßt"

(Fromme Helene)

oder:

„Wenn wer sich wo als Lump erwiesen,
So schickt man in der Regel diesen
Zum Zweck moralischer Erhebung
In eine andere Umgebung.
Der Ort ist gut, die Lage neu,
Der alte Lump ist auch dabei."

(Maler Klecksel)

usw.; oft in längeren Ausführungen der Vorreden und Schlußworte. Niemals aber schulmeisterlich aufdringlich oder im lehrhaften Tone des langweiligen Moralpredigers, immer aus dem vollen interessanten Menschenleben gegriffen, „an der Natur gewärmt", und doch über der Natur und dem Leben stehend. Das ist ja das Eigenartige rechten Humors, der nicht zu definieren ist, wie das Leben selbst. Ich habe auch nie gehört, daß mein Onkel in Gesprächen über den Humor philosophiert hätte. Soviel ich weiß, hat er sich auch nur einmal in dem großen, reichhaltigen Schatze seiner Dichtungen darüber ausgesprochen, im dritten Gedichte der „Kritik des Herzens":

„Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim,
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.

Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: Weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,

So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor."

Wirklich nachempfunden und treffend zum Ausdruck gebracht ist die Eigenart des großen Humoristen in dem feinen Gedichte F. v. Ostinis nach meines Onkels Tode, dem besten, was ich über ihn gelesen habe (Jugend 1908, Nr. 3). Es wird mit des Verfassers gütiger Erlaubnis deshalb hier abgedruckt:

Wilhelm Busch †

Ein Freier und ein Froher ist gegangen,
Der mehr, als Ihr geahnt, ein Großer war. —
Der Jugend Rot auf unverblühten Wangen,
Des Alters heilig-reinen Schnee im Haar;
Wie kaum ein Zweiter mehr in deutschen Landen
Den Kindern und den Alten gleich vertraut,
So viel geliebt, so selten ganz verstanden,
Im tiefsten Grund von Wenigen durchschaut!

Ihr sahtet den Schalk, der Euch im bunten Röcklein
Ergötzt mit manchem wunderlichen Tanz,
Ihr hörtet's klingeln, wie vom Narrenglöcklein,
Und nahmt's für Kurzweil bloß und Mummenschanz!
Ihr nahmt's für Puppenspiel und Hampelmänner,
Was er vor Euren Blicken gaukeln ließ —
Indes Euch oft ein weiser Herzenskenner
Das Leid der Welt im hohlen Spiegel wies!

Er scherzte nicht, wohlfeilen Spaß zu machen,
Den Müßigsein und Übermut erfand —
Gar große Weisheit klang in seinem Lachen,
Die Lust und Schaudern sieghaft überwand!
Den Kämpfern bloß wird solcher Weisheit Kunde,
Nur wer entsagt hat, wird gefeit, wie er —
Und Euer Beifallsjauchzen in der Runde
Es klang ihm fremd und wesenlos und leer!

Ihm wog ein Leben, still und selbst geschmiedet
Den gellenden Triumph des Marktes auf.
Sich selbst genug, von Einsamkeit umfriedet,
Beschloß er wunschlos seiner Tage Lauf.
Wie reich er war — nicht viele durften's ahnen,
Die seiner goldnen Seele nah gerückt —
Versuch es, Volk, dir einen Weg zu bahnen
Zu diesem Schatz, der frei macht und beglückt!

Ein Stück vor Allen dünkt mich wert des Hebens
In diesem Hort, ein seltner Talisman:
Die hohe Kunst, den bittern Kern des Lebens
Erkennen und es freudig doch bejah'n;
Der armen Menschheit ganzen Jammer fassen
Und dennoch lachen, lachen, hell und heil —
Hat er uns nicht den Schlüssel dagelassen
Zu seines Erbes allerbestem Teil?

Mein Onkel hatte es in dieser Lebenskunst mit zunehmendem Alter zu immer größerer Meisterschaft gebracht. Und hierin lag der Zauber seiner Persönlichkeit, das erziehend Vorbildliche seines Wesen s,wie es sich allerdings nur den Wenigen unmittelbar erschloß, die ihm nahe standen oder ihn näher kennen lernten. Seine Wirkung als Lebenskünstler auf weitere Kreise seines Volkes wird davon abhängen, ob er genauer bekannt wird bei den vielen, die ihn kennen. Ein engbegrenzter Kreis wird's immer bleiben, die Buschgemeinde, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die sich sammeln wird um die von der großen Masse weniger begehrten Werke des Meisters, die beiden Prosa-Schriften und die drei Gedichtsammlungen: „Kritik des Herzens", „Zu guter Letzt", „Schein und Sein". Wie „Eduards Traum" und „Der Schmetterling", so zeigen dem besinnlichen Leser auch diese inhaltreichen und formvollendeten Gedichte die hervorragend scharfe Beobachtungsgabe des Dichters bei der Betrachtung und Beurteilung des Menschenlebens, der Natur, der Probleme und Rätsel des Lebens, sowie der theoretischen und praktischen Lösung der mancherlei Lebensfragen, vom furchtbar bitteren Ernst bis zum leichten, lustigen Scherz. Es war ihm, dem Dichter und Künstler, von jeder Bedürfnis, seinen Gedanken und Gefühlen ein schönes Gewand zu geben. Und das letzte, was er geistig geschaffen hat, sind einige Gedichte in „Schein und Sein", geschmiedet von der abgeklärten Lebensklugheit des Alters im Feuer eines jung gebliebenen Herzens, wie das Frühlingslied von 1907. Von der „Kritik des Herzens" hat er selbst einmal geschrieben: „In kleinen Variationen über ein bedeutendes Thema soll dies Büchlein ein Zeugnis meines und unseres bösen Herzens ablegen".

Die nachfolgenden Proben mögen das beweisen:

Ach, wie geht's dem heilgen Vater!
Groß und schwer sind seine Lasten,
Drum, o Joseph, trag den Gulden
In Sanct Peters Sammelkasten!

So sprach im Seelentrauerton
Die Mutter zu dem frommen Sohn.
Der Joseph, nach empfangner Summe,
Eilt auch sogleich ums Eck herumme,
Bis er das Tor des Hauses fand,
Wo eines Bockes Bildnis stand,
Was man dahin gemalt mit Fleiß
Zum Zeichen, daß hier Bockverschleiß.

Allhier in einen kühlen Hof
Setzt sich der Joseph hin und sof;
Und aß dazu, je nach Bedarf,
Die gute Wurst, den Radi scharf,
Bis er, was nicht gar lange währt,
Sanct Peters Gulden aufgezehrt.

Nun wird's ihm trauriglich zu Sinn
Und stille singt er vor sich hin:
Ach der Tugend schöne Werke,
Gerne möcht ich sie erwischen,
Doch ich merke, doch ich merke,
Immer kommt mir was dazwischen.

(„Kritik des Herzens", S. 29.)

❖

Ach, ich fühl es! Keine Tugend
Ist so recht nach meinem Sinn;
Stets befind ich mich am wohlsten,
Wenn ich damit fertig bin.

Dahingegen so ein Laster,
Ja, das macht mir viel Plasier;
Und ich hab die hübschen Sachen
Lieber vor als hinter mir.

(„Kritik des Herzens", S. 52.)

❖

Du warst noch so ein kleines Mädchen
Von acht, neun Jahren ungefähr,
Da fragtest du mich vertraut und wichtig:
Wo kommen die kleinen Kinder her?

Als ich nach Jahren dich besuchte,
Da warst du schon über den Fall belehrt,
Du hattest die alte vertrauliche Frage
Hübsch praktisch gelöst und aufgeklärt.

Und wieder ist die Zeit vergangen.
Hohl ist der Zahn und ernst der Sinn.
Nun kommt die zweite wichtige Frage:
Wo gehen die alten Leute hin?

Madam, ich habe mal vernommen,
Ich weiß nicht mehr so recht von wem:
Die praktische Lösung dieser Frage
Sei eigentlich recht unbequem.

(„Kritik des Herzens", S. 62.)

❖

Reue.

Die Tugend will nicht immer passen.
Im ganzen läßt sie etwas kalt,
Und daß man eine unterlassen,
Vergißt man bald.

Doch schmerzlich denkt manch alter Knaster,
Der von vergangnen Zeiten träumt,
An die Gelegenheit zum Laster,
Die er versäumt.

(„Zu guter Letzt", S. 52.)

❖

Auch „Hernach" gehört mit in diese Reihe, „ein ganz echter Busch", wie ein berühmter und sachverständiger Freund des Heimgegangenen das Buch treffend charakterisiert hat, dieses künstlerisch feinste, ausgereifte Werk seiner Phantasie und Lebensweisheit.

Wer einen Einblick in das Wesen meines Onkels gewinnen und sich ein Bild von seinem Charakter machen will, wird auch zu den beiden Sammlungen von Briefen greifen müssen, die nach seinem Tode erschienen sind: Wilhelm Busch an Maria Anderson, Siebzig Briefe. 1908. Verlag Volckmann Nachf. (E. Wette) in Rostock, und die Briefe an Frau H., veröffentlicht im „März", Verlag Albert Langen in München, 1908, Heft 6 bis 10. Beide Veröffentlichungen sind Eigenmächtigkeiten. Doch lagen triftige Gründe vor, sie nicht zu hindern. Beiden wäre eine Sichtung im Interesse der Sache dienlich gewesen. Doch entzog sich auch das unserm Einfluß. Sie bieten des Interessanten viel.

Einen Briefwechsel meines Onkels mit irgend jemand wird es nicht geben. Er hat alle an ihn gerichteten Briefe bis auf ganz wenige verbrannt.

Aus den oben genannten Schriften und diesen Briefen meines Onkels tritt auch denen, die ihn nicht gekannt haben, seine große Liebe zur Natur entgegen. Er liebte nicht nur als Künstler die Schönheit der Natur, des menschlichen Körpers bei Mann und Weib, der Berge und Wälder und Felder, der Bäche und Ströme, der Seen und des Meeres, und des Himmels darüber im Sonnenglanz. Mit regem Interesse beobachtete er ihr überall gewaltiges Leben und Sterben im Wechsel der Jahreszeiten bei allem, was grünt und blüht, sei's Kraut oder Unkraut, bei allem, was kriecht und fliegt und schleicht und läuft, sei es zahmes oder wildes Getier. Und während er in seiner Naturanschauung im großen stark beeinflußt, aber nicht beherrscht war von Darwin und Schopenhauer, stand er bei seiner Naturbeobachtung auf sich selbst. Starke Anregung in dieser Hinsicht hat er bei seinem Onkel und Erzieher in Lüethorst, dem berühmten Bienenzüchter und Schriftsteller, empfangen. Dankbar hat er das stets anerkannt. „Das wundersame Leben des Bienenvolkes" fesselte ihn damals mehr, als ein sehr anziehendes Liebhabertheater im benachbarten Dassel, bei dem er selbst sich rege beteiligte. Eins seiner weniger bekannten, aber besonders reizvollen Bücher, „Schnurrdiburr oder Die Bienen", ist die köstliche Frucht jener Zeit! Der Hochzeitszug der Königin in diesem Buche gehört zu dem niedlichsten, was er gezeichnet hat.

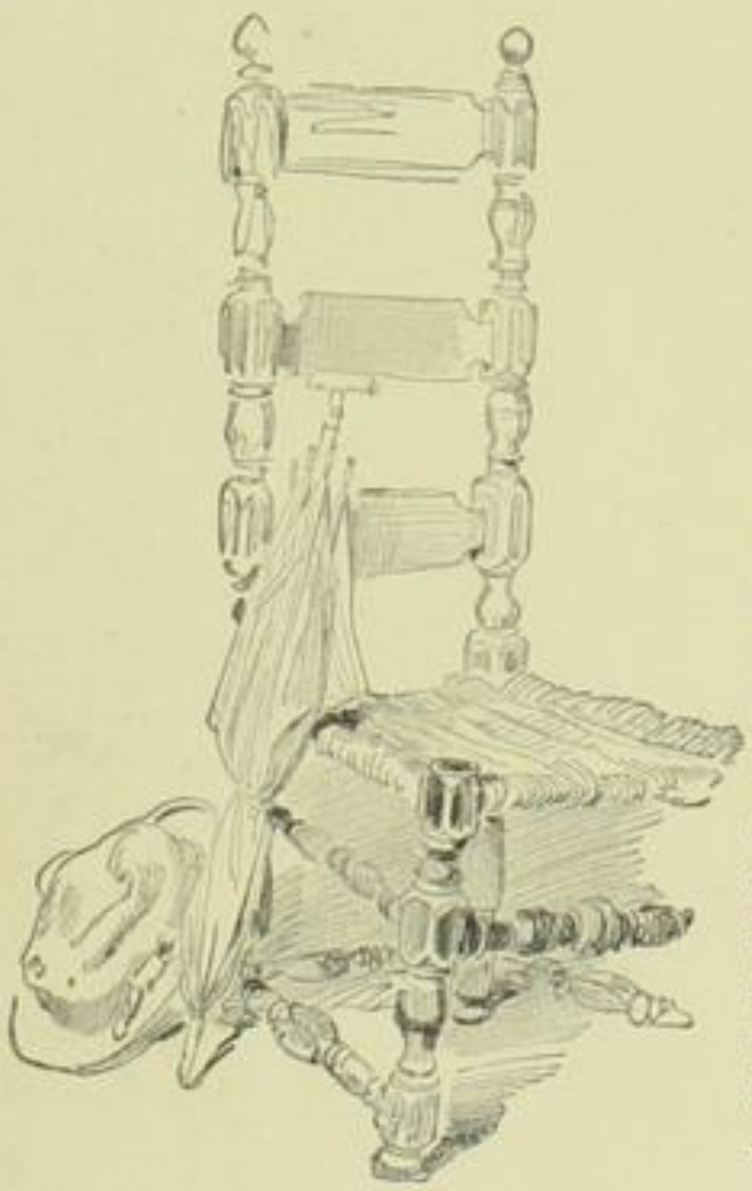
Berge bestieg er nicht. „Da sieht man ja nichts." Der einzige Berg, den er von Brannenburg aus einmal bestiegen, ist der Wendelstein. Damit hatte er genug vom „Bergkraxeln". Auch im Gebirge weilte er nicht gern. Er liebte die Ebene mit ihrem hohen Himmel, ihren herrlichen Sonnenuntergängen, ihrer duftigen Ferne, ihrer weiten Fläche, auf der alle Gegenstände groß und bedeutungsvoll erscheinen, Kirchtürme, Windmühlen, Ortschaften, Bäume, Menschen und Tiere, während in den gewaltigen Bergen alles andere klein und nichtig wird. Auch darin ein echter Niedersachse.

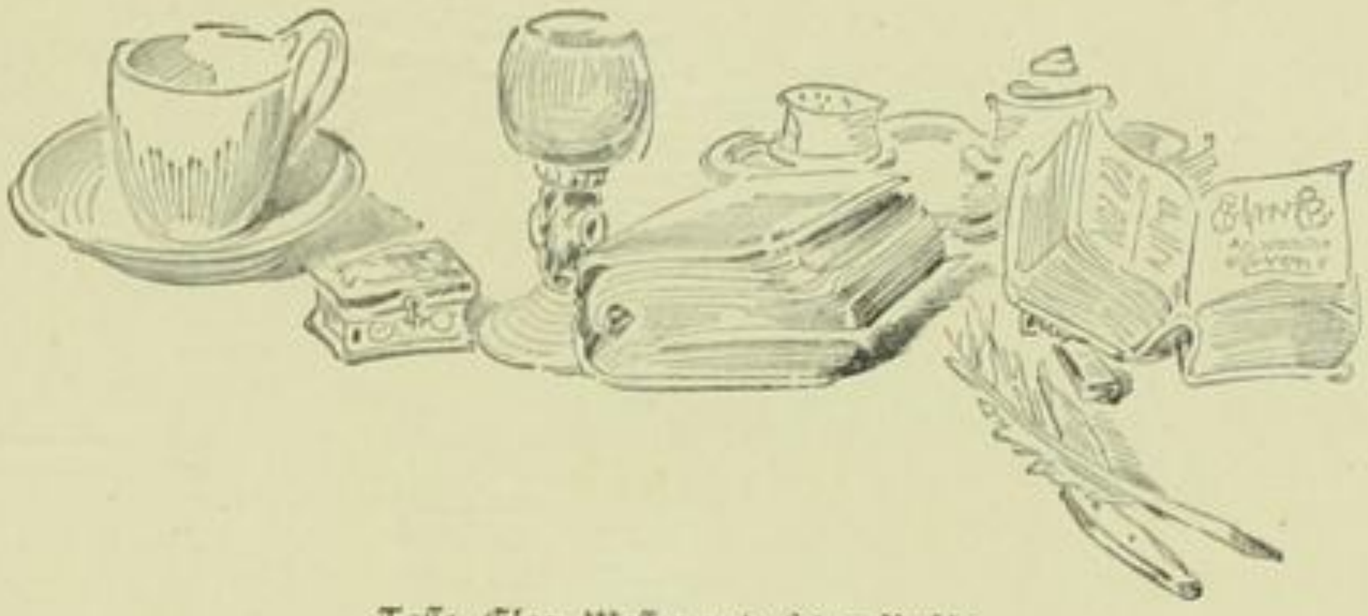
In früheren Jahren machte er täglich — wie schon erwähnt — weite Spaziergänge in Feld und Wald und Heide; in den letzten Jahren beschränkte er sich auf Umherwandeln im Garten. Überall aber beobachtete er alles scharf und gründlich, den Himmel mit Wolken, Luft und Winden, alles Keimen und Wachsen vom

ersten Unkraut an, das im frühesten Frühling sich stark und keck ans Licht wagte, bis zum letzten Blatt, das spät im Herbst frosterstarrt und müde vom Baume fiel, die Entwicklung der Gemüse von der Saat bis zur Ernte, die Blattläuse, Raupen und Schnecken, das Hühnervolk auf dem Hofe, die Meisen und Stare im Garten, denen er Nistkästen hinhängen ließ und dadurch Brutplätze verschaffte, und die anderen Vögel groß und klein, die er alle kannte, deren Nester in Busch und Hecke er wußte, an deren Ergehen in Lust und Leid er lebhaften Anteil nahm. Ein Vogelnest war ihm interessanter als das Münchner Hoftheater.

Es beseelte ihn ein starkes Gefühl der engen Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Natur, dem er gern mit Byrons Worten Ausdruck gab: „Are not the mountains, waves and skies of me and of my soul as I of them a part?“ (Sind nicht die Berge, Wogen und Lüfte ein Teil von mir und meiner Seele, wie ich ein Teil von ihnen bin?); oder mit dem Wort uralter indischer Weisheit: „Erde, du meine Mutter, und du mein Vater der Lufthauch“.

Mit Bewunderung sah er den scharfen Verstand und das schnelle Urteil der Tiere. Des Affen, der mitten im Sprunge seine Richtung ändern kann; der Katze, die scheinbar totgeschlagen plötzlich aufspringt und mit unfehlbarer Sicherheit durch das bekannte Loch in der Hecke entwischt; der Maus, die nach einem Druck auf den Schädel, daß er in allen Fugen kracht, aus der dann geöffneten Falle springt, geradeswegs auf ihr Loch zuläuft und in demselben verschwindet, in die Falle aber nie mehr geht.





Tasse, Glas, Messer und Feder Buschs.

Übrigens tötete der Onkel außer Ungeziefer, wie Blattläuse und Raupen, kein Tier. Entsetzlich waren ihm die großen Jagden mit ihrem Massenmord, unfaßlich die Neigungen der großen Herren, die von solchem, seinem Gefühl nach brutalen Tun noch immer nicht lassen können. Tief bewegte ihn die furchtbare Grausamkeit in der Natur, daß alles Lebendige töten muß, um zu leben im Kampfe ums Dasein. Auch das „Schinkenessen ist indirektes Schweineschlachten“. Sein Mitleid erhoffte einen Fortschritt menschlicher Kultur in fernen Zeiten, wo nicht nur Menschenfresserei, sondern jeder Fleischgenuß als Kannibalismus angesehen werden und die jetzt herrschende, recht naive Anschauung überwunden sein würde, als ob die Tiere nur für den Menschen da wären, als ob sie ihren Zweck nur dann erreichten, wenn er sie zu seinen Zwecken gebrauche oder auch mißbrauche. „Bis auf weiteres“ (Schein und Sein, S. 54) würde es allerdings wohl noch beim Hergebrachten bleiben:

Feder und Petschaft Buschs nach Photographien.

Das Petschaft ist 1858 von ihm selbst geätzt. Den Griff, die Figur, hat ein Hütejunge auf der Pfarre in Wiedensahl geschnitzt um 1870.

„Das Messer blitzt, die Schweine schrein,
Man muß sie halt benutzen,
Denn jeder denkt: Wozu das Schwein,
Wenn wir es nicht verputzen?
Und Jeder schmunzelt, Jeder nagt
Nach Art der Kannibalen,
Bis man dereinst Pfui Teufel! sagt
Zum Schinken aus Westfalen.“

Mehr als andere Menschen war er in seinen Stimmungen vom Wetter abhängig. Bei hellem Wetter, bei warmem, leuchtendem Sonnenschein war seine Stimmung auf der Höhe. Sommerhitze belästigte ihn nicht. Durch „Seelenruhe und langsame Bewegung" begegnete er ihrem Druck. Anhaltendes Regenwetter trübte seine Stimmung sehr. Und wenn die kurzen Novembertage kamen, wenn sie die bunte, leuchtende Welt einhüllten in dunkles, ödes Grau, dann lastete es wie ein Alp auf ihm. Er wurde einsilbig und schweigsam, daß es selbst kleinen Kindern auffiel. Die „graue" der beiden „Zauberschwestern" kam, von denen er singt:

Zwiefach sind die Phantasieen,
Sind ein Zauberschwesternpaar,
Sie erscheinen, singen, fliehen
Wesenlos und wunderbar.

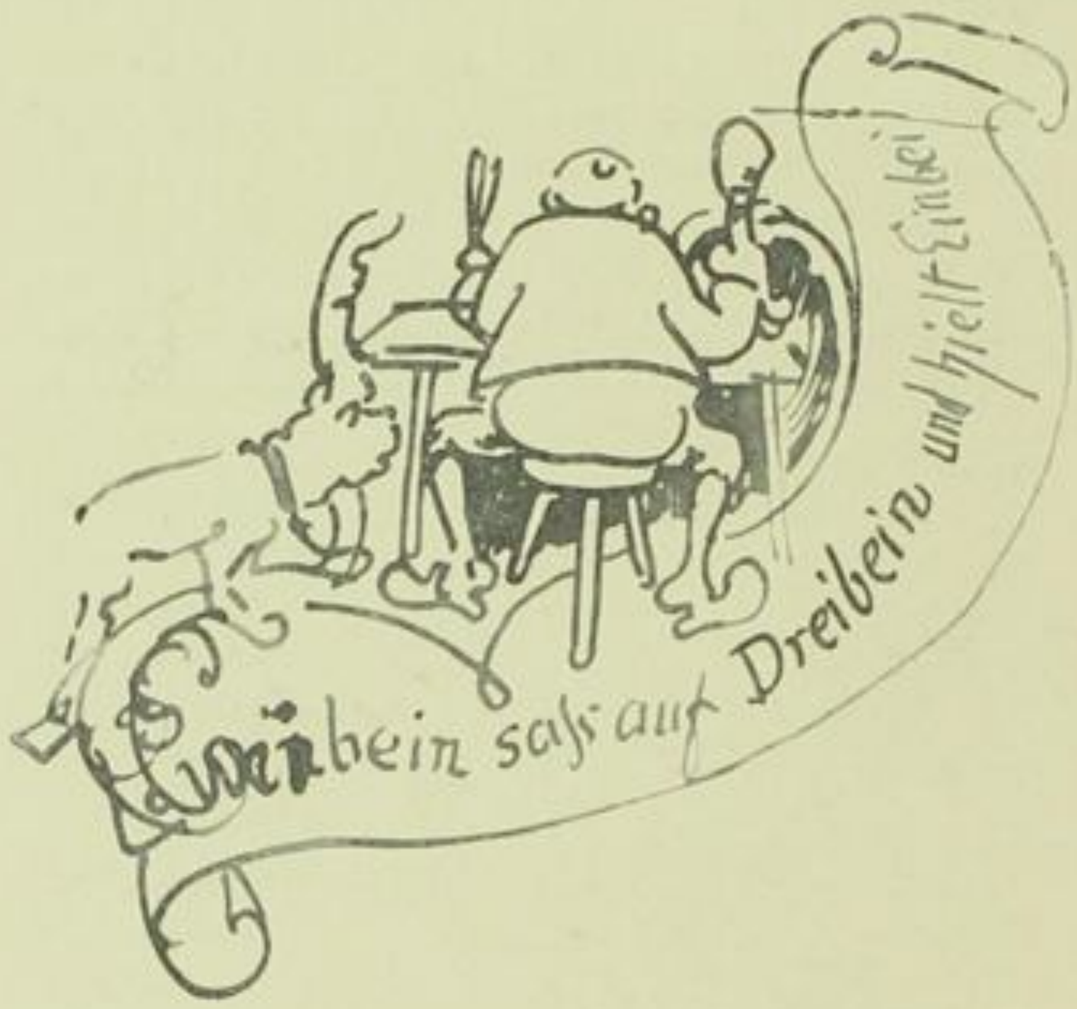
Eine ist die himmelblaue,
Die uns froh entgegenlacht,
Doch die andre ist die graue,
Welche angst und bange macht.

Jene singt von lauter Rosen,
Singt von Liebe und Genuß;
Diese stürzt den Hoffnungslosen
Von der Brücke in den Fluß.

Es packte ihn dann wohl das Grauen vor körperlichem oder geistigem Hilfloswerden. Der Humor erstarb ihm fast in trüben Gedanken und hinbrütendem Grübeln, und mit Freuden wurde dann der Gast begrüßt, der wenigstens vorübergehend frische Anregung brachte und ihn doch für kurze Zeit aus seiner, ihm und den Seinen unbehaglichen, drückenden Stimmung herausriß. Auch dieser Wechsel der Stimmungen spiegelt sich des öfteren in seinen Liedern und den veröffentlichten Briefen.

Es erübrigt nun noch, auf eine Seite im Charakter meines Onkels hinzuweisen, die ihm ein ganz besonders eigenartiges Gepräge gab, mit der aber auch manche Wunderlichkeiten seines Wesens zusammenhängen. Das ist seine unbeugsame, in sich fest und geschlossen ruhende Selbständigkeit, sein stolzes, starkes Gefühl aufrechter Unabhängigkeit, stets und überall. Auch darin ist er ein ganzer, echter Niedersachse.

Hervorgewachsen aus der Tiefe seines Wesens war dieses Unabhängigkeitsgefühl, in dem er abschüttelte, was ihm nicht gemäß war und ihn hinderte, seinen



angeborenen Richtungen und seiner Tätigkeit zu leben. Es konnte vorübergehend schroffe, gar verletzende Formen annehmen, aber nicht dauernd.

Besonders schroff und rücksichtslos konnte er sein in der Abwehr alles dessen, was er als Störung oder Unbequemlichkeit empfand. Das machte den Umgang mit ihm, namentlich in früheren Jahren, oft recht schwer. Aber nie wurde er brutal, auch nicht, wie von seinen Freunden aus früheren Jahren versichert wird,

im Rausche, der doch den Charakter enthüllt, in dem er aber stets „Direktion" behielt. Natürlich, wem er offen die Wahrheit verdientermaßen sagte, der mag das wohl als brutal empfunden haben. Der ungezogene Junge, der eine ordentliche Tracht Prügel bekommt, findet das Benehmen seines Vaters auch brutal. Das liegt aber nicht am Vater.

Verhärtung des Zornes zum Haß gegen den, der ihm vermeintlich oder wirklich Unrecht getan hatte, war ihm fremd, und nie ließ er nachtragende Rachsucht in sich aufkommen, wenigstens nicht in den letzten dreißig Jahren seines Lebens. Es war so, wie er selbst schreibt in „Von mir über mich": „in bezug auf andere, die mir weniger sympathisch gewesen, halte ich ohnehin schon längst ein mildes, gemütliches Schweigen für gut."

Sein gewöhnliches Verhalten war von einer ernsten Freundlichkeit, die, frei von allen Höflichkeitsphrasen, je nachdem überging zu herzlicher Liebenswürdigkeit, nie Zärtlichkeit, und einer fröhlichen Heiterkeit im kleinen, vertrauten Kreise.

Er war sehr kinderlieb, aber die Kinder mußten wohlerzogen sein. Ungezogene Kinder waren ihm zuwider, noch mehr allerdings deren Eltern, denen er mit Recht die Schuld beimaß. Wer seine Kinder nicht erziehen konnte, war ihm ein Hanswurst, mochte er ihn auch in anderer Beziehung schätzen. Waren die Kinder hübsch und niedlich, so gefielen sie seinem künstlerischen Auge besonders wohl.

Im Verkehr war er sehr wählerisch. Wohl ließ er sich mal vorübergehend durch eine hübsche Larve, durch sympathische erste Eindrücke bestechen. Wenn er aber merkte, daß nichts dahinter steckte, war's aus. Mit Menschen dagegen, die ihm einen

unsympathischen Eindruck machten, so sagte er selbst, kam er nicht leicht in ein näheres Verhältnis, auch wenn er sich von der Grundlosigkeit seines Eindrucks überzeugte. Wenn ihm ein Verkehr nicht mehr paßte, brach er ihn kurzerhand ab, und zwar dauernd. Zudringlichen Besuchern, die den berühmten Mann gern einmal sehen wollten, ließ er die Tür weisen, in früheren Jahren unerbittlich; in den letzten Jahren war er weniger schroff auch hierin. Einem solchen Besucher in Wiedensahl, der die Tür verschlossen gefunden, hat einmal unser Nachbar dort die bezeichnende Auskunft gegeben: „Ja, mit sükken Lüen as Sá sind, da gift he sik nich af, awer mit useränen un mit jeden Pracher, da kört he geeren." Daß er mit der langen Pfeife bei den Bauern im Wirtshause gehockt und mit ihnen geklönt habe, ist aber Legende, wie so manches andere, was über ihn erzählt wird.

Gegen Menschen, die sozial unter ihm standen, Tagelöhner und Dienstboten, war er von einer ganz besonderen Höflichkeit. Dem Hausmädchen, das mit

einem Präsentierbrett voll Geschirr aus dem Zimmer wollte, öffnete er mit größerer Zuvorkommenheit die Tür, als er solche Gefälligkeit einer Verwandten erwies. So trug er sein Teil bei zur Lösung der sozialen Frage nach ihrer einen, und nicht ihrer unwichtigsten Seite. Oft philosophierte er in Gesprächen über die unnötige und sinnlose Verschärfung dieser Frage infolge schlechter Behandlung der Untergebenen durch die Vorgesetzten, der Dienenden durch die Herrschenden. Er wies hin auf sein Elternhaus, wo noch „Herrschaft, Knecht und Mägde, wie es guten Freunden geziemt", am nämlichen Tische Platz nahmen, und bedauerte das Abkommen dieser guten Sitte in Bürgerkreisen und die Vergrößerung der Kluft zwischen den verschiedenen Ständen. Bei unsern alten sächsischen Vorfahren sei ja dieser Brauch auch in den Adelskreisen, bis zu den höchsten hinauf, in Übung gewesen.

Durch die schroffe Zurückweisung Fremder hatte er sich mit einem Zaun umgeben, den nur wenige zu übersteigen wagten. Taten sie es mit Witz und Verstand und trafen es sonst gut, dann konnten sie sehr gemütliche, unvergeßliche Stunden im Gespräch mit ihm verleben.

Der Menschenfeind und Menschenverächter, den die Legende aus ihm gemacht hatte, ist er wahrlich nicht gewesen. Auch kein Weiberfeind wie Schopenhauer, obwohl unvermählt geblieben wie dieser. Mit einer Reihe edler Frauen hat ihn eine reine, herzliche und dauernde Freundschaft verbunden. Geheiratet hätte er auch einmal gern, wie er gelegentlich vor einigen Jahren erzählte. Ein junges, schönes, liebenswürdiges und reiches Mädchen in W. liebte er von Herzen. Er hatte aber damals nicht so viel Geld, um eine Familie begründen zu können, und heiratete deshalb nicht. Das junge Mädchen ist nicht gestorben, wie irrtümlich Frau Anderson in der Anmerkung 31 zu den siebzig Briefen schreibt. Das muß ein Mißverständnis sein. Es hat einen andern geheiratet. Mein Onkel ist deshalb unverheiratet geblieben. In der „Kritik des Herzens" steht ein Lied von dieser Liebe, aus dem der tiefe Schmerz des Onkels über den Verlust der Geliebten herausklingt:

„Sie war ein Blümlein hübsch und fein,
Hell aufgeblüht im Sonnenschein.
Er war ein junger Schmetterling,
Der selig an der Blume hing.
Oft kam ein Bienlein mit Gebrumm
Und nascht und säuselt da herum.
Oft kroch ein Käfer kribbelkrab
Am hübschen Blümlein auf und ab.
Ach Gott, wie das dem Schmetterling
So schmerzlich durch die Seele ging.
Doch was am meisten ihn entsetzt,
Das Allerschlimmste kam zuletzt.
Ein alter Esel fraß die ganze
Von ihm so heiß geliebte Pflanze."

Auf Pflege der Gemeinschaft in weiterem Umfange war er allerdings nicht angelegt, und er lehnte immer

Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

Zeichnung aus den Neunziger Jahren.

Gerassel und Kopfüber-kopfunter. Doch nein! Jeder schimpfte und schacherte und scharwenzelte so weiter und spielte Skat und Klavier oder sein Los bei Kohn und leerte sein Schöppchen, genau wie vorher, und der große Allerweltskarren rollte die Straße entlang, ohne merklich zu knarren, als wär er mit Talg geschmiert. Die Welt ist wie Brei. Zieht man den Löffel heraus, und wär's der größte, gleich klappt die Geschichte wieder zusammen, als wenn gar nichts passiert wäre".

Und doch ist mein Onkel niemals zu Bismarck gegangen, obwohl er schon in Frankfurt von ihm einmal eingeladen war und durch seinen Freund Lenbach wiederholt freundliche Einladungen nach Friedrichsruh erhalten hatte. Es war 1905, als einmal wieder das Gespräch auf Bismarck kam, daß ich die Frage riskierte, warum er eigentlich nie nach Friedrichsruh gegangen sei. Fast entrüstet antwortete er: „Daß ich doch so was nicht getan hätte. Auch nicht die geringste Neigung habe ich dazu gehabt, in das Getu's zu gehen, was sie da um ihn machten. Wer wird sich denn in solchen Zwang begeben?" Ich bemerkte, meines Wissens sei es bei Bismarck doch ganz zwanglos zugegangen. Darauf er: „Und wenn es noch so zwanglos und bummelig war! Da gehört eine andere Natur dazu. Ich habe vor Bismarck eine außerordentlich hohe Achtung und Bewunderung. Aber ich weiß, was er getan hat. Dazu brauchte ich ihn nicht zu sehen. Recht mit ihm reden hätte man doch nicht können. Er war ein ganz anderer Mann mit ganz anderen Interessen."

Oder ein anderes. Nach München ging er seit Mitte der Achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts gar nicht mehr. Das Getriebe und Gesause der Großstadt stieß ihn ab mit ihrem unsinnig übertriebenen Luxus dicht neben dem mehr alles ab, was ihn in größere Gesellschaften oder andere, fremde Kreise hätte bringen können.

Bismarck wurde als Mensch und Staatsmann von meinem Onkel hoch verehrt. Tief erregte ihn die Entlassung des Gewaltigen mit ihren Begleiterscheinungen, und der ganzen Art, wie dann der Riese von den Zwergen und Kümmerlingen behandelt wurde. In „Eduards Traum" schreibt er darüber: „Vor wenigen Tagen war der größte Mann seines Volkes vom Bocke gestiegen und hatte die Zügel der Welt aus den Händen gelegt. Nun, hätte man meinen sollen, gäb's ein

Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

größten Elend, mit ihrem nervenzerrüttenden Geschäftsleben und ihrer fortwährenden Unruhe. Wie Eduard in seinem Traume die „leichte heidnische Dunstwolke mit einem aromatischen Anhauch von Pomade und Knoblauch, die über der christlichen Stadt schwebte", nicht gerade angenehm empfand, so behagte ihm die vorwiegend geschäftliche und ästhetische Kultur nicht, ebensowenig die allzuviele und oft oberflächliche Geselligkeit, der er sich aber nicht entziehen konnte, solange er dort war. Das alles zerstreute ihn mehr, als ihm lieb war, ohne ihm etwas Wertvolles zu bieten. Dazu kamen mancherlei Veränderungen in den vertrauten und liebgewordenen Verhältnissen bei seinen Freunden, Lenbachs Verheiratung und anderes. Mit dem Steigen ihres Ruhmes gingen ihre Verhältnisse immer mehr ins Grosse und nahmen ihre Zeit und Kraft völlig in Anspruch. Lenbachs Palast hat er nicht gesehen; er hatte auch gar kein Verlangen danach. Entscheidend wirkte auch der Tod Gedons im Dezember 1883, der ihm sehr nahe ging. Und gerade in München wurde ihm der Verlust des Freundes besonders fühlbar. Wollte er später die Freunde sehen, so verlegte er die Zusammenkünfte „auf neutralen Boden". Gedon war auch mal kurz in Wiedensahl. Mit Lenbach ist er verschiedentlich in Holland zusammengewesen, mit Gedon in Detmold, Münster, Hildesheim, Göttingen, Kassel, mit Levi in Wolfenbüttel, mit Kaulbach in Frankfurt. Lenbach hat er im Frühjahr 1886 auf wiederholtes Bitten auch in Rom besucht, aber nur auf ganz kurze Zeit. Nach etwa vierzehn Tagen war er plötzlich wieder daheim, wo „seine ganze Kammer nicht so groß war wie das Bett bei Lenbach im Palazzo Borghese". In Florenz hatte er eigentlich schon umkehren wollen, weil er da schon zu viel gesehen habe. Mit dem vielbeschäftigten Freunde hat er nur wenig zusammen sein können, hatte aber unter der Führung des ihm befreundeten Kunsthändlers Günther aus Frankfurt, eines gründlichen Kenners der ewigen Stadt, von Rom allerlei Interessantes gesehen. Wäre der Günther nicht dagewesen, meinte er, dann würde er noch früher zurückgekommen sein. Er atmete ordentlich auf, als er wieder in der Wiedensahler Stille und Einsamkeit saß.

Italien an und für sich lockte ihn kaum. Allerdings ist er zweimal dort gewesen, aber nur flüchtig auf wenige Tage. Und auch als er es kennen gelernt hatte, empfand er keine Sehnsucht danach. Die grossen italienischen Künstler waren und blieben ihm bei aller Bewunderung, die er ihnen zollte, in ihrem Empfinden, Denken und Vermögen fremd. Sie verstehen zu lernen, meinte er, fehle es ihm an Zeit, denn er habe die Niederländer noch lange nicht ausgelernt. Es gebe ja unendlich viel Schönes in Italien, zu viel. Das würde ihn nur verwirren und ihm Unbehagen bereiten. In Venedig, dessen Reize ich einst mit ihm bewundern durfte, kam es ihm, trotz all der wunderbaren Schönheit, vor, „als säßen wir in einer grosien Mistkuhle" (Kuhle = Grube). Als im März 1883 die Münchener Freunde nach Italien reisten, kam er in Versuchung mitzufahren, „aber dann fiel mir", so schreibt er, „gleich unser guter, angestammter, deutscher Frühling ein, den ich auch heuer mit Andacht zu geniessen hoffe. Ich sah neulich einen Korb frisch aus Neapel angekommener Kamelien neben unsern heimischen Schneerosen; diese wie vom lieben Gott gemacht, jene als hätte sie der Konditor mit Himbeersaft gefärbt". Und im Jahre 1886 schreibt er über seine Reise nach Rom: „Hier wohnt ich aufs Fürstlichste im Palazzo Borghese. Es war sehr kaltes und regnerisches Wetter, und wenn ich in Florenz eine Unmasse von Bildern in den Erinnerungskasten gepackt, so wurde nun hier auch noch eine Last von alten Steinen dazu geworfen. Herrlich, aber zu viel! Bin sehr befriedigt, aber reisemüde zurückgekehrt. So werde ich den Sommer hübsch zu Hause verbleiben".

Philisterhafte Geselligkeit liebte er nicht, Karten spielte er gleich seinem Vater nie; das alles galt ihm als ein unsinniges Zeittotschlagen. Dagegen war er im kleinen Freundeskreise in edler Geselligkeit ein froher Genosse. Ich habe nie einen Menschen besser und unterhaltlicher erzählen hören als ihn. Sein reiches Wissen auf dem Gebiete der Philosophie, Naturwissenschaft, Literatur und Kunst, auch der Geschichte einzelner Zeiträume, machte es ihm möglich, einen Gedanken von den verschiedensten Seiten zu beleuchten und nach allen möglichen Beziehungen hin auszuspinnen. Wer darauf einging, wer das mit ihm konnte, mit dem unterhielt er sich gern. Saß er so fest beim Gespräch daheim oder im Wirtshaus draußen in einer stillen Ecke, dann konnte es, auch noch bei dem Fünfundsiebzigjährigen, stundenlang dauern, von morgens bis abends, bis tief in die Nacht und noch länger. Gern trank er bei solchen Sitzungen einen guten oder recht guten Tropfen Rheinwein, früher auch gern Champagner, „en bischen Muschö"; zu Hause trank er in den letzten Jahren nur vormittags etwas. Er meinte, es sei ja ganz nett, so'n bissel duhn zu Bett zu gehen. Aber wenn man dann in der Nacht ernüchtert aufwache, so sei das doch sehr wenig angenehm. Bier hat er einst in München viel getrunken. Doch wurde er zu dick davon und lehnte

es deshalb später immer mehr ab mit der scherzhaften Begründung, er habe sein Quantum davon weg. Zuletzt trank er nur nach dem Essen regelmäßig ein kleines Glas. Als ich mit ihm 1878 zuerst in München war, trank er schon regelmäßig Wein. Lustig war's immer, wenn er erzählte von den Sitzungen beim Lettenbauer oder von den Schlachten auf dem Salvator-Keller und von der sonderbar versteifenden Wirkung dieses köstlichen Getränks.

Stets rauchte er dabei, vorwiegend Zigaretten, die er sich selbst anfertigte aus schwerem französischen Tabak in Papier Job. Er war ein starker Raucher. Für den Verbrauch wurde der Tabak in zwei Dosen getan, eine alte Zinndose, aus der schon die Dreschер im elterlichen Hause sich ihre holländischen Tonpfeifen gestopft hatten, und eine Dose, die der Onkel in die Tasche stecken konnte. Die letztere Dose war von seinem Freunde Gedon, der ihm den alten hübschen Deckel dazu verschafft hatte, modelliert und von einem Münchener Goldschmied gefertigt. Meisterhaft drehte er die Zigaretten mit seinen hübschen, feinen Händen, in den letzten Jahren vierzig bis fünfzig Stück täglich, die er aber nur halb aufrauchte; in früheren Jahren waren es mehr. Zwischendurch rauchte er früher Pfeife, später Zigarren, aber eine ganz leichte, billige Sorte, die ihm gleichgültig war, wenn sie nur dampfte. Er tat das zur Unterbrechung des Zigarettenrauchens, das zu der schweren Nervenabspannung in den achtziger Jahren auch sein Teil beigetragen hatte und deshalb seit jener Zeit von ihm eingeschränkt wurde. Er war ein so leidenschaftlicher Raucher, daß er z. B. im Familienkreise nach dem Essen, das er sehr rasch zu sich nahm, schon wieder rauchte, bevor die Tischgenossen mit dem Essen fertig waren. Rauchen und Biertrinken waren, wie er öfter erzählte und in „Von mir über mich" auch schreibt, zwei 1848 in der Wachtstube erkämpfte „Märzerrungenschaften, deren erste mutig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt (1893) merklich verkümmert ist".

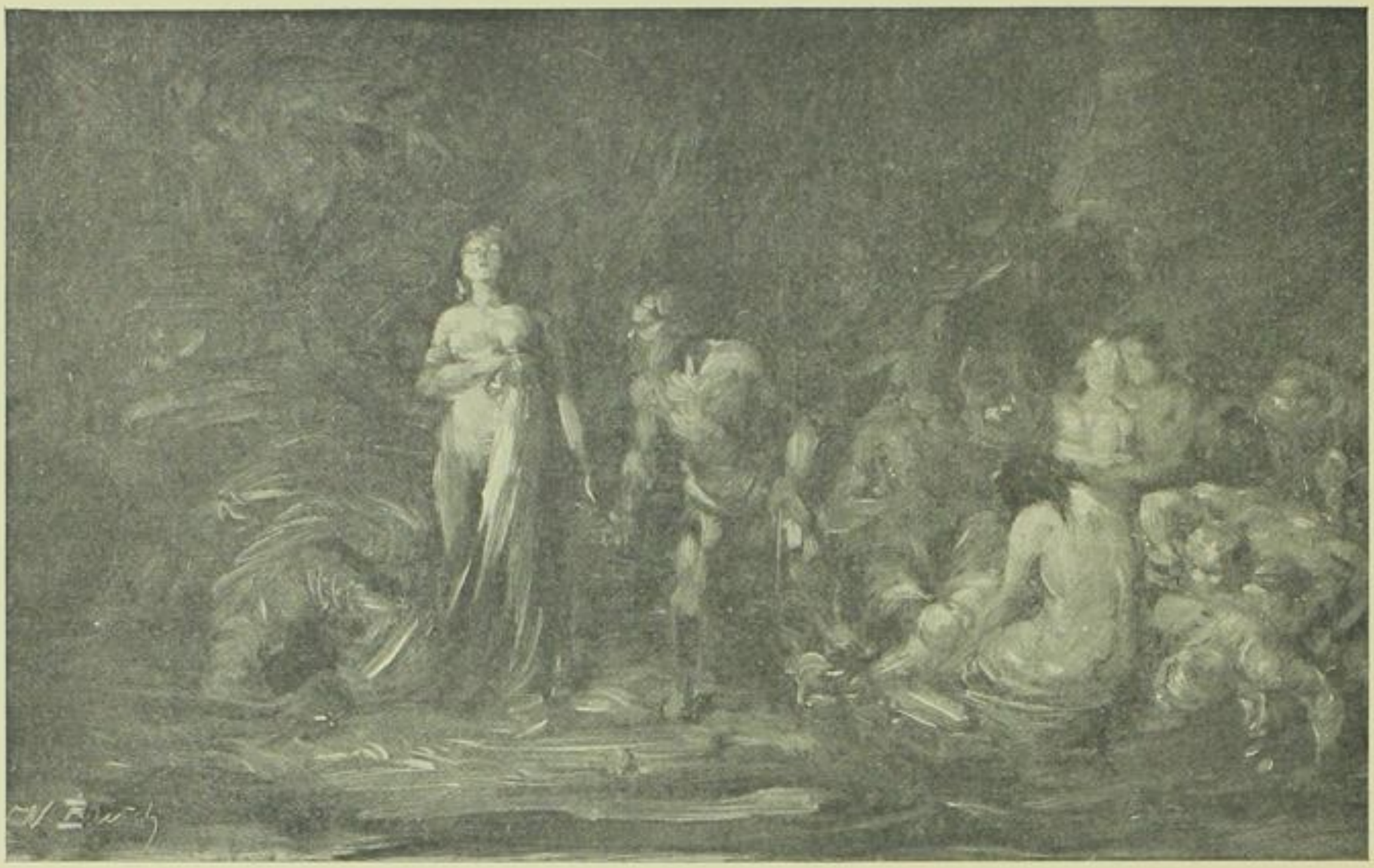
Die ganze Lebensweise meines Onkels war überaus einfach. Je einfacher, desto unabhängiger. Gewiß, wie er gern ein gutes Glas Wein trank, so aß er auch gern etwas Gutes, oder richtiger gesagt, etwas gut Zubereitetes, „mit Liebe" Gekochtes und Gebratenes. Wie das letztere gemeint ist, zeigt das reizende Gedicht in der „Kritik des Herzens":

„Es wird mit Recht ein guter Braten
Gerechnet zu den guten Taten;
Und daß man ihn gehörig mache,
Ist weibliche Charaktersache.

Tabakdose, von Lorenz Gedon.

Ein braves Mädchen braucht dazu
Mal, erstens, reine Seelenruh,
Daß bei Verwendung der Gewürze
Sie sich nicht hastig überstürze.
Dann, zweitens, braucht sie Sinnigkeit,
Ja, so zu sagen, Innigkeit,
Damit sie Alles appetitlich,
Bald so, bald so und recht gemütlich
Begießen, drehn und wenden könne,
Daß an der Sache nichts verbrenne.
In Summa braucht sie Herzensgüte,
Ein sanftes Sorgen im Gemüte,
Fast etwas Liebe insofern,
Für all die hübschen, edlen Herrn,
Die diesen Braten essen sollen
Und immer gern was Gutes wollen.
Ich weiß, daß hier ein Jeder spricht:
Ein böses Mädchen kann es nicht.
Drum hab ich mir auch stets gedacht
Zu Haus und anderwärts:
Wer einen guten Braten macht,
Hat auch ein gutes Herz."

Und wie einfach waren seine Wohn- und Schlafzimmer! In Wiedensahl hatte er die Wände der kleinen niedrigen Räume mit braun gebeiztem Tannenholz bis zu Dreiviertelhöhe täfeln lassen in ganz schlichter Ausführung. Darüber waren sie mit einfachen Holztapeten beklebt, und die Decke war weiß getüncht. Die Zimmerchen waren dadurch sehr behaglich. Die Behaglichkeit seiner Stube wurde noch erhöht durch einen mächtigen grünen Kachelofen, hinter dem sein steifer, alter Lehnstuhl stand. Ein sehr einfacher Schreibtisch, einige nette Stühle und ein kleines Bücherbort bildeten die übrige Ausstattung. An den Wänden hingen oder



Erynnien (Ölbild). Um 1875.

auf dem Gesimse der Täfelung standen einige hübsche alte Gläser und Krüge, einige Photographien und Stiche, und ein paar seiner Ölbilder, oder viele davon, wenn er gerade eifrig malte. In Mechtshausen waren seine Zimmer grösser, aber noch einfacher. Und doch dem Onkel nicht einfach genug. Im Frühjahr 1907 kam er dazu, als wir Tapeten aussuchten, und wurde nach seiner Ansicht gefragt. Er meinte: „Recht was ist's ja alles nicht. Es müßten in dem Zimmer für 100000 Mk. Gobelins hängen, könnten auch noch etwas mehr sein. Aber es wären nur Staubfänger. Am liebsten säße ich wie dein Vorgänger, der alte S., zwischen weißgetünchten Wänden", — mit dem bekannten schalkhaften Lächeln, — „da sieht man am schönsten drauf aus." Wieder ernst: „Solch ein Zimmer mit Tisch und Stuhl, ohne jeden weiteren Schmuck wäre mir gerade recht. Je mehr man in seiner Bildung fortschreitet, desto mehr ist man für das Einfache und Schlichte."

Lange hat es gedauert, bis er die alte Öllampe mit der Petroleumlampe vertauschte. Man hätte dabei so famos zeichnen können. Und immer noch rühmte er das poetisch Trauliche und malerisch Feine jener alten Beleuchtungsart.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch die Feier, oder vielmehr Nichtfeier seines siebzigsten Geburtstages. Ganz Deutschland, ja weite Kreise auch jenseits der Reichsgrenzen waren darüber mehr begeistert als er selbst. Als ihm einige Tage später jemand noch gratulierte und von der allgemeinen Teilnahme sprach, meinte er lächelnd, vor vierzig Jahren hätte ihm die Sache mehr Spaß gemacht.

Am Nachmittag vor dem Geburtstage kam er unangemeldet von Ebergötzen her in Hattorf an. Am Geburtstagsmorgen gratulierten wir ihm. Die Kinder, zwei Mädel von zwölf und zehn Jahren, brachten ihm Veilchensträuße, die sie im Garten für ihn gesucht. Mittags gab's als Nachtisch eine einfache Apfeltorte, wie er sie gerne aß. Das war alles. Wein mittags, eine Bowle abends lehnte er ab und verlebte den Tag in völlig ruhigem Gleise wie jeden andern. Um 10 Uhr abends sah er vom Buche auf nach der Uhr, drehte sich eine Zigarette und meinte, jetzt sei die Gefahr ja wohl vorüber, es könne nun doch niemand mehr

kommen. Ein Ständchen, das unser Männergesangverein ihm zugedacht hatte, konnte ich glücklicherweise noch rechtzeitig verhindern. Einige Glückwünsche, die aufs Geratewohl hierher geschickt waren, mußte ich gleich verbrennen. Das Telegramm des Kaisers, das mein Bruder hierher schickte, empfand er im ersten Augenblick als Störung, freute sich dann aber doch darüber und ließ sich auch bald überzeugen, daß er sich besonders bedanken müsse und diesen Fall nicht mit einem allgemeinen Danke erledigen könne. „Setze es mal auf. Das hat doch seine gewiesenen Wege, und ich habe in so was keine Übung", hieß es, „aber nicht byzantinisch!" Ich erfüllte seinen Wunsch; wir besprachen die Fassung, und er sprach dem Kaiser seinen Dank aus mit ein paar schlichten Worten. Besonderen Spaß machte es dem Onkel, daß der alte Tagelöhner in Mechtshausen, wie mein Bruder schrieb, auf die Mitteilung, der Kaiser habe auch telegraphiert, seiner staunenden Bewunderung Luft gemacht hatte mit dem Ausrufe: „O wai, o wai!" Darüber lachte er herzlich.

Verhaßt war dem aufrechten Niedersachsen alle Streberei, alles Buhlen um die Gunst der Mächtigen überall, verbunden mit dummstolzem Hochmut gegenüber den andern, die keinen Einfluß haben, und gegenüber allen Untergebenen. Er hatte ein hohes Selbstgefühl. Sich ducken und Verbeugungen machen, um etwas zu erreichen, war seine Sache nicht. Wie verspottet er in „Eduards Traum" die berühmten Künstler, die dem verachteten Schafskopf von Kritikus doch ihre ergebensten Bücklinge machen. Er hätte das nicht fertig gebracht. So ist ihm, dem berühmten Manne und großen Künstler denn auch die hohe Auszeichnung zuteil geworden, daß er ohne Orden und Titel gelebt hat und gestorben ist. Ein vorbildlicher Hinweis darauf, daß es auch im neuen Deutschland so noch geht. Und seine schwarzen Freunde in Bayern haben ihm, allerdings wohl sehr gegen ihre Absicht, einen Gefallen damit getan, daß sie ihm den Maximiliansorden nicht bewilligten. Er hätte ihn nur als eine überflüssige und lästige Störung empfunden.

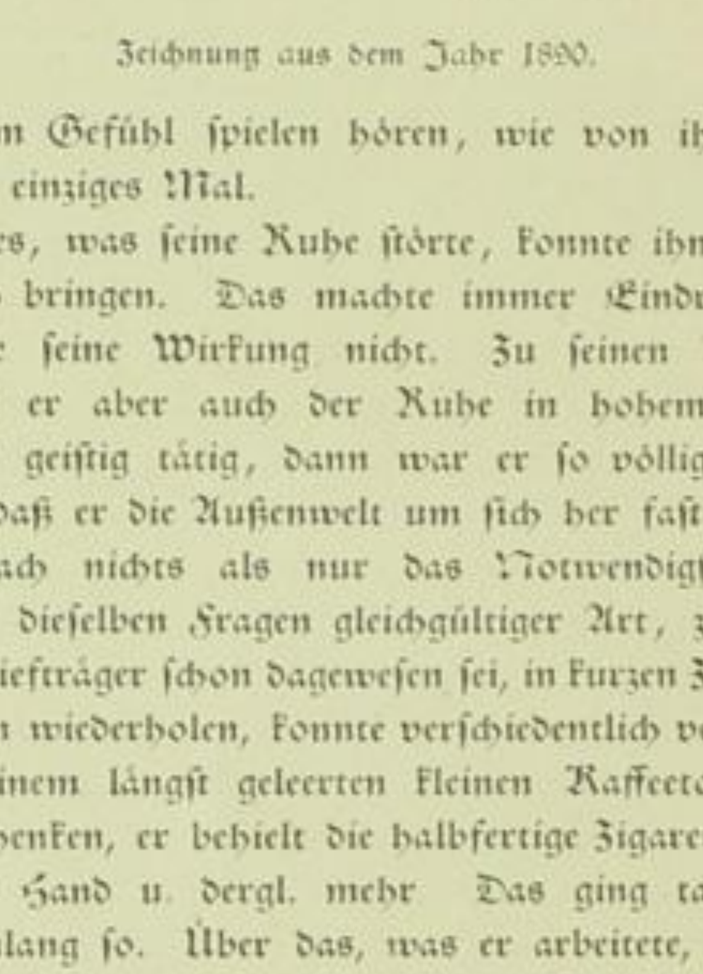
Überhaupt war ihm das ganze Unwesen der Orden, Titel und Denkmäler, wie es sich mehr und mehr zu einer Gefahr für unser Volk und Vaterland ausgewachsen hat, in tiefster Seele zuwider, nicht nur vom künstlerischen, sondern auch wesentlich vom patriotischen und rein menschlichen Standpunkte aus. Er sah das Unwahre und Schwindelhafte, das meist mit solch einem „Endchen Ehr im Knopfloch" verbunden ist, wie mit hochtrabenden Titeln und der modernen Denkmalsseuche. Gewaltig wurmte ihn die Vorherrschaft des Zentrums und der römischen Kirche im Lande Luthers und Kants und Bismarcks, noch mehr aber, daß den letzteren die eigenen Glaubensgenossen im Kulturkampfe so schnöde im Stiche gelassen hätten; allerdings seien von denen die meisten auch mehr katholisch, als evangelisch. Es empörte ihn, daß noch immer „ein alter Italiener", der von deutschem Wesen keine Ahnung habe, sich erdreiste, uns in unsre Angelegenheiten reden zu wollen, die ihn gar nichts angingen. Er bedauerte die Kurzsichtigkeit der kaiserlichen Politik und der Parteipolitik gegenüber Rom und seinen Machinationen und begrüßte das Auftreten des Evangelischen Bundes, dessen Arbeit er durch jährliche Beiträge unterstützte. Das Zentrum hielt er

Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

für gefährlicher als die Sozialdemokratie. Ein Parteimann ist er nie gewesen.

Groß war des Onkels Abneigung gegen alles, was er „sinnloses Geräusch" nannte. Dazu gehörte Klappern mit Messer und Gabel oder mit dem Geschirr, Trommeln mit den Fingern auf der Tischplatte oder an den Fensterscheiben, Türenschlagen, stärkerer Lärm spielender Kinder u. dergl., aber auch Musik! Er war musikalisch sehr fein gebildet und hörte gern gutes Spiel. Der ihm befreundete Kapellmeister Levi hatte ihm oft allein vorspielen müssen, wovon er manchmal mit Freuden erzählte. Er liebte vor allem Mozart. Aber auch Wagner brachte er Verständnis und eine gewisse Bewunderung entgegen. „Sah und hörte die Walküre", schreibt er am 14. November 1879, „war entzückt von dem, was ich hörte, und gelangweilt von dem, was ich sah. Ginge einer hinein, der taub wäre, dem müßte es vorkommen wie eine peinlich in die Länge gezogene Parodie der nordischen Göttersage. Der II. Akt in „Tristan und Isolde" schien ihm „die wunderschönste Quintessenz aller liebenden Verhimmelung" zu sein. Jede ungerechte polemische Verkleinerung der Größe und Bedeutung Wagners war nicht nach seinem Sinne. Verkehrt hat er vorübergehend auch im Wagnerschen Hause, hatte aber das Gefühl, von der Frau Meisterin doch wesentlich als Staffage zur Verherrlichung des Meisters angesehen zu werden, und blieb weg.

Er spielte selbst auch Klavier, fein und ausdrucksvoll, in früheren Jahren mehrfach, letzthin nur gelegentlich und wenn er allein im Zimmer war. Ich habe nie das Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat", mit



Zeichnung aus dem Jahr 1890.

so tiefem Gefühl spielen hören, wie von ihm, aber nur ein einziges Mal.

Alles, was seine Ruhe störte, konnte ihn sehr in Harnisch bringen. Das machte immer Eindruck und verfehlte seine Wirkung nicht. Zu seinen Arbeiten bedurfte er aber auch der Ruhe in hohem Maße. War er geistig tätig, dann war er so völlig bei der Sache, daß er die Außenwelt um sich her fast vergaß. Er sprach nichts als nur das Notwendigste. Er konnte dieselben Fragen gleichgültiger Art, z. B. ob der Briefträger schon dagewesen sei, in kurzen Zwischenräumen wiederholen, konnte verschiedentlich versuchen, aus seinem längst geleerten kleinen Kaffeetopfe sich einzuschenken, er behielt die halbfertige Zigarette lange in der Hand u. dergl. mehr Das ging tage- und wochenlang so. Über das, was er arbeitete, sagte er nie ein Wort zu uns. Wir sahen das Ergebnis später in den Schaufenstern der Buchläden und kauften uns, wenn wir gerade so viel Geld hatten, des Onkels neuestes Buch. Das einzige seiner Bücher, das er mir geschenkt hat, ist „Zu guter Letzt". Als ich ihm freudig dankte, wehrte er halb unwirsch ab: „Ja, ja, schon gut. Eigentlich ist es meine Manier nicht, so meine eigenen Sachen zu kolportieren." Einmal mußte ich auch ihm selbst in Hannover eins seiner Bücher, die „Münchener Bilderbogen", kaufen. Als mein Bruder Adolf als Student ihn um ein broschiertes Exemplar

von „Julchen" gebeten hatte, das zufällig in seinem Zimmer liegen geblieben war, hatte er es ihm gegeben, aber mit der Bemerkung: „Du hättest auch was Besseres zu tun, als so dummes Zeug unter die Nase zu nehmen."

Störend war es ihm, auf seine Sachen angeredet zu werden. Was er veröffentlicht hatte, war für ihn erledigt, wie wenn die Schlange sich gehäutet hat. Den Vergleich gebrauchte er selbst. Er lenkte das Gespräch meistens sofort in andere Bahnen. Nur einmal ging er in meinem Beisein kurz darauf ein. Es war 1878 in Borkum, als ein uns bekannt gewordener Herr die Meinung aussprach, die so leicht klingenden köstlichen Verse und „geflügelten Worte" seien ihm nur so zugefallen. „Aber erlauben Sie mal", — dieser Wendung bediente er sich wohl, und dann in sehr lebhaftem Tone, wenn er irgendwie chokiert war, — „die sind mit großem Fleiß erdacht und sorgsam gefeilt. Hinter einem Satze wie: ‚Das Gute, dieser Satz, steht fest, ist stets das Böse, was man läßt', steckt viel Überlegung und Arbeit."

Ganz besonders störend war dem Onkel aber die geschäftliche Ausnützung seiner Arbeiten im Verkehr mit seinen Verlegern. Als junger Mensch schon hatte er das Gefühl, es sei sonderbar, für Arbeiten, die ihm solchen Spaß gemacht, auch noch Geld zu nehmen. Aber die Not zwang ihn dazu: „Wovon soll der Dichter leben? Er muß eben, wie der Bauer seine Ferkel zu Markte treibt, auch seine Werke auf den Markt bringen."

In dieser starken Abneigung gegen alles Geschäftemachen liegt gewiß auch ein Grund, weshalb er seine Ölbilder nicht an die Öffentlichkeit gebracht hat. Alle Welt war darüber bei der Eröffnung der Busch-Ausstellung in München erstaunt. Der Onkel kannte den Wert seiner Bilder ganz genau. Er wußte, daß er

Zeichnung aus der Mitte der Neunziger Jahre.

nicht so gut malen konnte wie sein Ideal Frans Hals und die anderen großen Niederländer, und bescheiden trat er gegenüber seinen unerreichbaren Vorbildern zurück.

Er hatte aber die selbstbewußte Überzeugung, daß seine Bilder sich ruhig neben den Werken der Zeitgenossen sehen lassen könnten. Sonst hätte er sie sicher nicht an Freunde und Verwandte geschenkt und nicht geduldet, daß sie irgendwo an die Wände gehängt wurden. Er verbrannte viele, er ließ viele wegpacken, er wollte sie nicht mehr sehen. Mit all seinen anderen Sachen machte er es genau so. Er besaß selbst kein Exemplar seiner Werke. Am Schaffen hatte er seine Freude, reine helle Freude. Dann war's erledigt. Nun mocht's andern Freude machen, wenn er nur nicht mehr damit behelligt wurde. So konnte er wohl sagen, wenn jemand seine Bilder in unsern Zimmern bewunderte: „Es freut mich nicht, daß die da hängen". So sagte er 1878 in München bei Lenbach, der damals noch mit seinen Schwestern auf der Etage wohnte und ein Bild des Onkels von der Wiedensahler alten Bockmühle im Zimmer hängen hatte. Ich freute mich über das Bild. Er verwies es mir mit der Bemerkung: „Ach, das ist ja nichts". Aber Lenbach fand es „sehr fein".

Die Freude am Malen ist ihm nicht getrübt durch die Notwendigkeit, seine Bilder um des lieben Brotes willen auf den Markt bringen zu müssen, wie seine andern Sachen. Und aus freien Stücken auch noch mit Kunsthändlern in Geschäftsverbindung zu treten, entsprach seiner Neigung nicht.

Am Geldverdienen lag ihm nichts mehr, als er so viel hatte, um bei seinen geringen Ansprüchen bequem leben und für uns sorgen zu können. Nicht Reichtum galt ihm als die beste materielle Grundlage für das Lebensglück. „Das beste ist ein mäßiger Besitz und ordentliche Arbeit, wo einer sich selbst einsetzen muß. Das andere taugt nicht." Danach handelte er auch. So z. B. schenkte er die ihm von den Herren Braun u. Schneider zum 70. Geburtstage geschenkten 20 000 M. sofort an zwei Krankenhäuser weiter. Sein Vermögen ist stets von Verwandten und Fremden bedeutend überschätzt. Sie kannten eben seinen Charakter nicht; vergessen auch, daß die mit seinen Werken verdienten Riesensummen seinen Verlegern zugefallen sind.

Gegen Leute, die ihn anpumpten, verhielt er sich ablehnend. Ob es Fremde oder Verwandte waren, galt ihm gleich. „Was heißt Verwandte?! Ich habe keine Verwandte", konnte er wohl zürnend sagen bei solcher Gelegenheit. Infolge der Überschätzung seines Besitzes sind in der Beziehung oft unglaubliche Anforderungen an ihn gestellt worden. Dem Zurückgewiesenen erschien er dann leicht als „krasser Egoist, keines Opfers fähig". Und doch hat er Hunderte und Tausende hingegeben und verschenkt, wo er es für nötig und angebracht hielt. Aber durch Bitten „drängeln" ließ er sich nie.

Das tat er übrigens auch in anderer Beziehung nicht.

Sehr ungern zeichnete und dichtete er etwas auf Bitten anderer und tat es, von Jugend an schon, fast nie. Auf die Bitte, unsre Kinder doch mal zu zeichnen, erhielt ich die Antwort: „Die kannst du viel besser photographieren." Auf die wiederholte Bitte meiner Frau, doch etwas in unser Fremdenbuch zu schreiben, antwortete er, das könnten die andern viel besser, und wurde nicht mehr gebeten. Wie froh erstaunt waren wir daher, als wir eines Tages auf der letzten Seite des Buches von ihm die Worte eingeschrieben fanden:

„Haß, als minus und vergebens
Wird vom Leben abgeschrieben.
Positiv im Buch des Lebens
Steht verzeichnet nur das Lieben.
Ob ein Minus oder Plus
Uns verblieben, zeigt der Schluß."

Was unser Onkel uns gewesen, „in Liebe treu bewährt", wird ihm ohne Abzug eingetragen auf der Haben-Seite seines Lebensbuches. Aber hier steht unendlich viel mehr. Hier steht die treue Freundschaft, die ihn mit Geschwistern und anderen aus dem Kreise der Verwandten verband, hier die Freundschaft mit seinem Jugendfreunde Bachmann, mit der Familie Reßler in Frankfurt, mit den Münchener Freunden Gedon, Lenbach, Kaulbach, Hanfstaengl u. a., mit allen, die ihm Verständnis und Liebe entgegenbrachten, und denen er dann wiederum ein aufrichtiger, zuverlässiger Freund war, herzlich teilnehmend an allem, was sie bewegte in Lust und Leid. Auf dieser Seite wird aber auch die tausendfache Freude gebucht, die er so vielen Menschen, groß und klein, jung und alt, bereitet hat und noch bereiten wird mit der Gottesgabe seines Humors, hier, als das letzte, aber nicht geringste, der gute Dienst, den er Menschen leistet, die etwas ähnliches suchen wie er und in ähnlichen Richtungen begriffen sind in den höchsten Fragen des Lebens.

Und mag mancher zu dem, was er sich selbst als Schuld auf der Soll-Seite angerechnet hat im Leben, noch etwas hinzusetzen versuchen, es bleibt ihm doch ein gewaltiges Plus von Liebe.

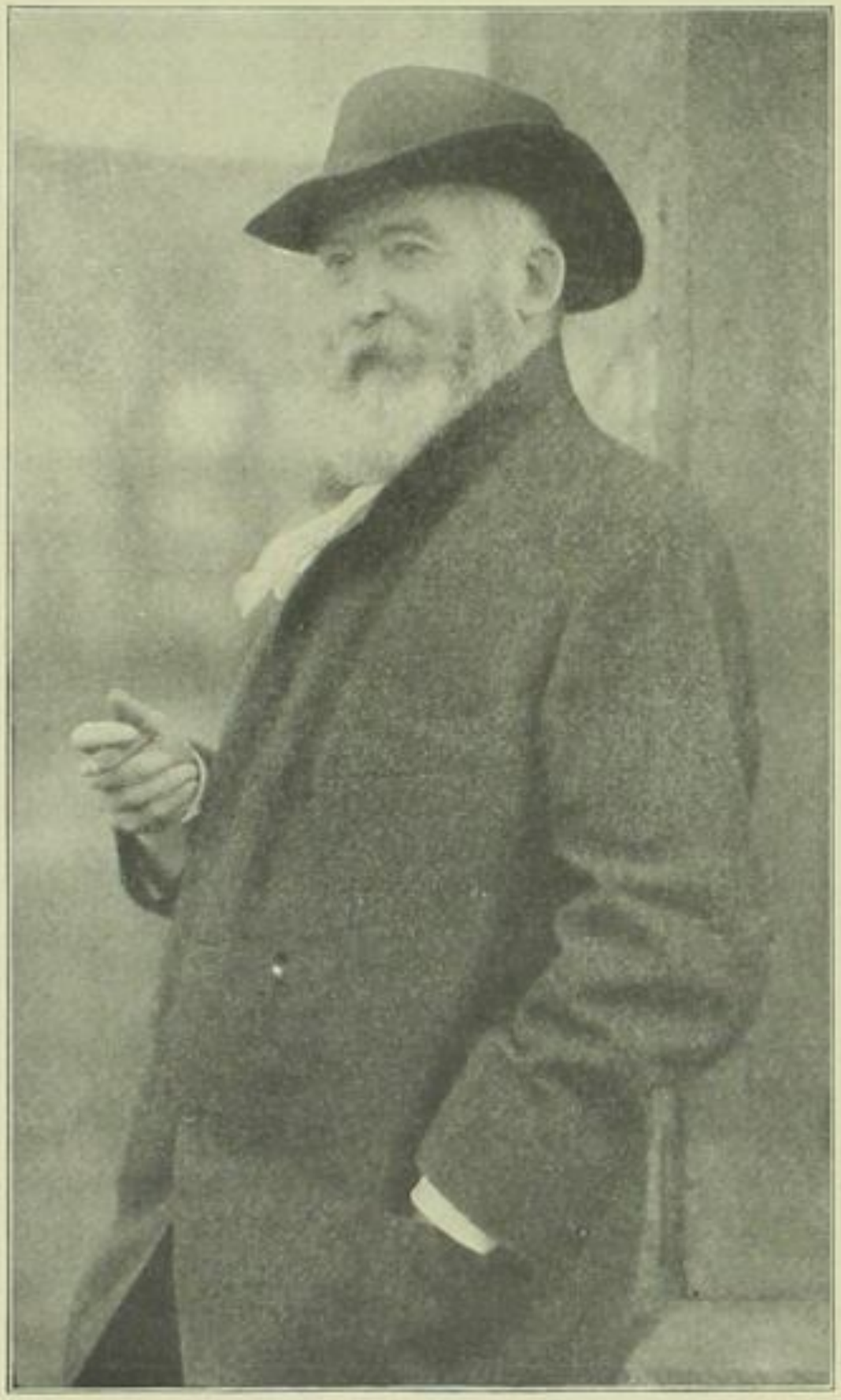
Mechtshausen.

Im Sommer 1898 wurde ich von meiner ersten Pfarrstelle Hunteburg im Osnabrückschen nach Mechtshausen am Harz versetzt; dieser Ort, 500 Einwohner zählend, liegt im südlichsten Zipfel des alten Amtes Bockenem, im Regierungsbezirk Hildesheim, am Ostabhang des bewaldeten Heberberges. Nach Südosten zu erheben sich die Harzberge bei Seesen und Grund. Das Pfarrgehöft mit dem Ende der Achtziger Jahre erbauten nüchternen Fachwerkhaus und einem großen Garten liegt oben im Dorf nach dem freien Felde und dem Walde zu. Da das Haus für unsere kleine Familie zu geräumig war, schlugen wir den im Wiedensahler Pfarrwitwenhaus immer mehr vereinsamten beiden Alten, meinem Onkel und meiner Mutter, vor, mit nach Mechtshausen zu ziehen und ihren Lebensabend bei uns zuzubringen. Bei einem ersten kurzen Besuch in Mechtshausen gefiel dem Onkel alles so sehr, daß der Umzug schon für den Herbst beschlossen wurde. Im August waren wir eingezogen, im November kamen die Sachen aus Wiedensahl. Unsere Zimmer füllten sich und waren bald gemütlich eingerichtet. Der Onkel hatte gleich im Sommer die für einen Hauslehrer der Pastorenfamilie vorgesehenen zwei Zimmer oben im Hause nach hinten hinaus mit der Aussicht auf den Heber gewählt. Sie wurden mit den alten schlichten Möbeln einfach ausgestattet; ein Lehnstuhl, der dem des Vaters (S. 321) in seinem Elternhause ähnlich war, und ein Sofa waren gegenüber seinem Zimmer in Wiedensahl die einzige Verbesserung zu seiner Bequemlichkeit. Im Lehnstuhl, der neben dem Ofen stand, saß er viel, lesend und sinnend; nur sehr selten, wenn ich zu ihm hineinkam, fand ich ihn auf dem Sofa liegend. Ein Sichgehen- und Sichverwöhnen-Lassen hat Busch bis zuletzt nicht gekannt; auch im Wohnzimmer saß er, so spät es auch abends oft wurde, auf seinem gewöhnlichen geradlehnigen Stuhl am Tisch. So wars die zehn Jahre, die wir in Mechtshausen noch mit ihm verlebten.

Es war zuerst nicht leicht, daß wir uns miteinander eingewöhnten. Denn die beiden Alten hatten in Wiedensahl in größter Einsamkeit und Stille gesessen, und unsere beiden Kinder brachten ihnen oft zu viel Leben ins Haus. Aber von Jahr zu Jahr wurde es schöner und behaglicher in unserem kleinen Kreise. Die Kinder, vor allem ein Kleinstes, das unter den Augen des Onkels vom ersten Augenblicke an heranwuchs, wurden immer mehr seine Freude und brachten ihm viel Liebe und kindliches Zutrauen entgegen. Gleich, wenn er morgens beim Kaffeetische saß und sie ihm Guten Morgen sagten, ging es wie Sonnenschein über sein Gesicht; die geliebte Zigarette wurde beiseite gelegt und die Kleinste unter beiderseitigem Halloh! in der Luft geschwenkt. Wie er Kinder studierte, zeigt sich in den Worten eines Briefes an seinen Freund Bachmann vom Februar 1903: „Auch ich habe hier ja Gelegenheit, kleine Menschen zu beobachten; besonders unser Kleinstes macht mir täglich Vergnügen. Mit immer neuem Erstaunen seh ich zu, wie so ein Würmchen in der Geschwindigkeit vieles begreift, wie es versteht, was man sagt, wie es verständig zu essen und zu trinken

Wilhelm Buschs Arbeitszimmer in Mechtshausen.
(Photographie.)

lernt, wie es läuft und herum hantiert, wie es die Dinge seiner Umgebung bei Namen nennt. Vielleicht in keiner späteren Zeit seines Lebens macht es solch auffällige Fortschritte.“ Hatte sich der Onkel in der ersten Zeit oft über die kindlichen Unarten und Gewohnheiten geärgert — wenn im Garten Blumen abgepflückt und hernach weggeworfen waren, hielt er den Kindern vor: die Blumen hätten auch Leben und Gefühl; wenn Beete vertreten waren, verdroß ihn die Unordnung — später nahm er dies alles ruhig mit in Kauf und ertrug es mit größter Gelassenheit. Aber auch die Kinder kannten und beachteten jetzt mehr seine Eigenart und Liebhaberei, und es wurde solch inniges Verhältnis, daß zu Besuch kommende Kinder ohne weiteres die beiden Alten als Großvater und Großmutter ansahen, und wirklich war's auch für uns bald nicht anders mehr.



1904. (Nach Photographie von Dührkoop.)

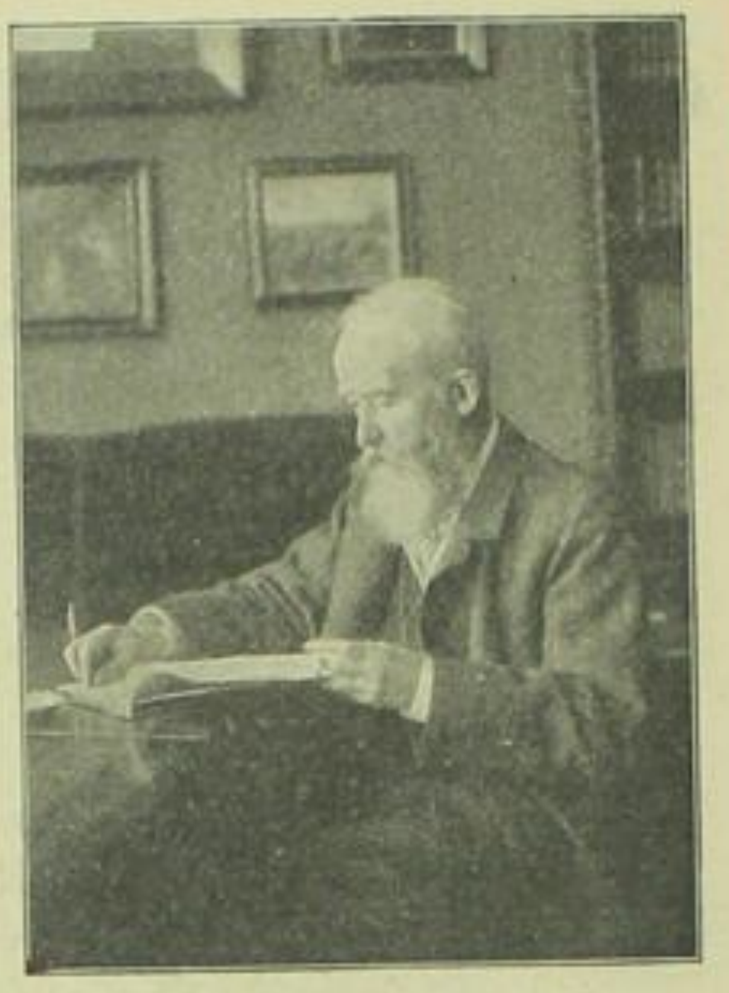
An allem in Haus und Garten, in Familie und Gemeinde nahm der Onkel lebhaftesten Anteil. Manche schwere Stunde, die öftere Krankheiten und allerlei Aufregungen im Amt uns brachten, hat er in seiner abgeklärten Ruhe uns erleichtert.

Seine ganz besondere Freude wurde, wie es in Wiedensahl gewesen war, auch in Mechtshausen bald der Garten. Als ich ihn übernahm, war er arg verwildert und verwahrlost. Die zuerst nötigen gründlichen Eingriffe, Umhauen alter Bäume, Ausroden, Kappen und Beschneiden zu wild gewachsener Büsche, waren nicht nach des Onkels Sinn. Unser Garten gliche einem Schlachtfeld mit lauter Baumleichen, so klagte er da. Aber als die Neuanlage fertig wurde, als mancher junge Obstbaum gepflanzt war und der Ertrag von Jahr zu Jahr sich hob, da hatte er seine helle Freude daran. Wie manchen Schritt hat er im Mechtshauser Pfarrgarten getan, in den ersten Jahren auch noch manchen Handschlag mit Unkrautausjäten und Anbinden der Rosen, die zum größten Teil von Wiedensahl mitgebracht, seine besonderen Lieblinge und Pfleglinge waren. Wenn ich nebenan seine Stubentür gehen hörte, wohl zwanzigmal am Tage, erschien er gleich darauf unter meinem Fenster mit einer Feld-, Wald- und Wiesenzigarre, wie er diese gewöhnliche Sorte titulierte, bei der es genügte, wenn sie nur brannte; und nun sah ich, wie er alles untersuchte und gründlich in Augenschein nahm. War unser alter Tagelöhner schon tätig, so begrüßte er ihn, redete mit ihm von Wind und Wetter, ließ sich alte Ortsgeschichten erzählen oder fragte, wie dies und das im Mechtshäuser Plattdeutsch gesprochen würde. Niemals verfehlte er am Schluß dieser Unterhaltung die Zigarrentasche zu ziehen mit den Worten: „Ist Ihnen eine Zigarre gefällig?“, was mit der regelmäßig wiederkehrenden Wendung „No, worume denn nich“ — dankend angenommen wurde. Dann setzte er seine Wanderung weiter fort; hier stand er still, dort bückte er sich, um keimenden Samen genauer zu sehen, bis er auf einer Bank unter alten Linden oder auf einem der abgesägten Obstbaumstümpfe oder auf dem eigentlichen Stammplatz in der Kirschbaumallee an dem runden steinernen Tisch sich niederließ, wo er bei schönem Wetter oft lange Zeit beobachtend, sinnend saß. Morgens nach dem ersten Gartenspaziergang meldete er dies und das in Unordnung vorgefundene, wenn ein Maul-

Mühle am Teich. (Ohlhoff.)

wurf an verkehrter Stelle gewühlt, wenn eine Erdratte sich unliebsam bemerkbar gemacht, und er sah es gern, wenn man da gleich Abhilfe schaffte. Denn peinliche Ordnung liebte er auch im Garten über alles. — Wie scharf beobachtete er, was da um ihn her sich regte. Einmal hatte er, der aus dem gründlichen Studium Brehms und aus eigener Anschauung von der Kinderzeit her die heimische Vogelwelt genau kannte, einen unbekannten kleinen Vogel gesehen und war erfreut, als wir feststellten, daß es der Trauerfliegenschnäpper war. Als abends eine langbeinige Mücke an der Lampe tanzte, beschrieb er mir, wie er zweimal in seinem Leben solch einem Tierchen zugesehen, das gerade aus der Erde kroch, wohin das Weibchen mit seiner langen Legröhre die Eier legt. — Wenn das Wetter es irgend erlaubte, machte er regelmäßig seine Gartenwanderungen; über den Garten hinaus ging er in den letzten Jahren so gut wie gar nicht mehr. Das Bergsteigen griff ihn zu sehr an und brachte ihm Herzklopfen. Bei ganz ungestümer Witterung pilgerte er wenigstens eine Zeitlang auf dem Steinwege hin und her, der vom Hause zur Dorfstraße führte. Aber schlechtes Wetter, andauernder Landregen, auch zu lange Schneezeit im Winter machte ihn verdrießlich und verstimmt, wohl auch, weil ihm da die gewohnte körperliche Bewegung und frische Luft fehlte.

Die Tage verliefen in altgewohnter Ordnung, wie es in Wiedensahl gewesen war. Wie dort saß er gern nach den schnell erledigten Mahlzeiten noch längere Zeit mit einem von uns zusammen; er drehte sich eine Zigarette nach der andern; er freute sich über die Blumen am Fenster — die roten liebte er besonders, das war

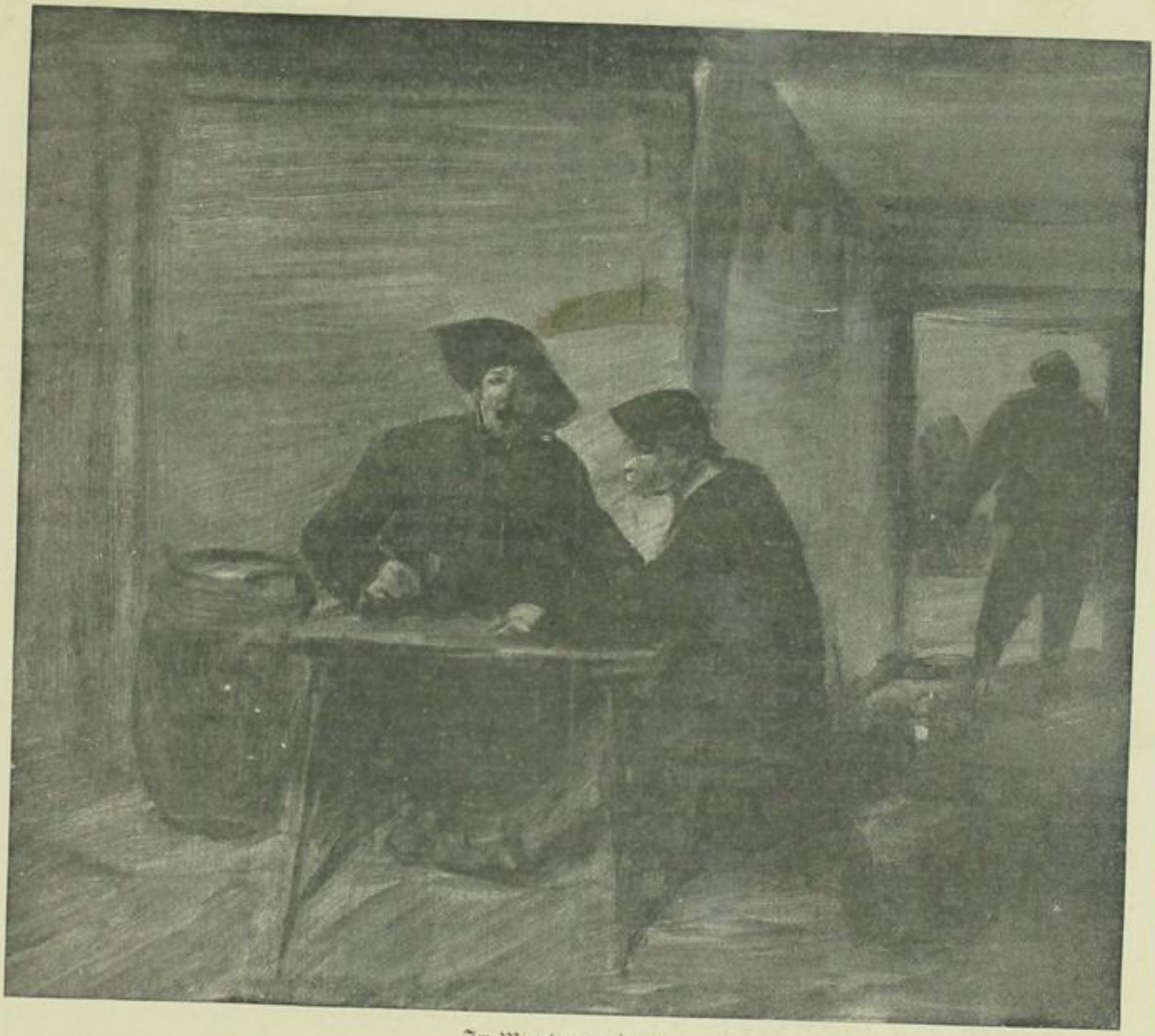


Letzte Aufnahme März 1907.
(Photographie von S. Kester in Friedenau.)

ein „Licht", während eine weiße Blüte nur ein „Fleck" war; er sprach oder schwieg, wie es ihm zu Sinne war. Abends nach dem Essen wurde die Zeitung gelesen; besonders den „Vorwärts", den wir neben anderen Tagesblättern und Wochenzeitschriften hielten, studierte er mit größtem Interesse durch; die Leitartikel freilich machten ihm bald keine Freude mehr; aber die kleinere Chronik umsomehr; da fand er „Tatsachen" erzählt, Menschen und menschliche Schicksale geschildert. — Artikel über Kunst las er nur aus psychologischem Interesse an den Kunstkritikern. „Wenn man so einen Artikel durchgelesen hat, versteht man am Ende gar nichts mehr; man ist bedusselt wie von starkem Wein. Das ist auch der Zweck solcher Schreiber, die in „andern Zungen" über das reden, was man doch mit der Sprache nicht fassen und nicht erklären kann. Denen ist Nietzsche mit seinem Wortschatz und der Umwertung aller Werte gelegen gekommen." — An der Politik nahm der Onkel in bewegten Zeiten lebhaften Anteil, im nationalen und liberalen Sinne. Die Reaktion sah er überall im öffentlichen Leben, in Staat und Kirche, wachsen. Das müßte erst noch viel ärger kommen, ehe die freieren und wirklich liberalen Geister sich zusammenschlössen und sich zu Taten aufrafften. Bei den Reichstagswahlen, die wir in Niechtshausen erlebten, gingen wir gewissenhaft zur Urne, und das war auch die einzige Gelegenheit, daß ich mit dem Onkel einmal im Wirtshaus einen Frühschoppen machte. Sonst ging er nie mehr dorthin. — War am Abend die Zeitung erledigt, so wurde ein Buch vorgenommen, auch wohl mal eins, das gerade aktuell war. Oft aber kehrte er zu den alten Freunden, zu englischer Literatur, zu unsern Klassikern, besonders Goethe, zu Brehm u. a. zurück. Was mich besonders erfreute, war seine eingehende Beschäftigung mit der Bibel, mit theologischen und religiösen Fragen. Darüber ist anderweit näheres gesagt. —

War's über dem Lesen später und später geworden, so wurden erst noch wieder ein paar Zigaretten geraucht, und dabei kam der Onkel ins Plaudern und Erzählen so anschaulich, daß man mit dabei war. Als kleiner Junge hatte er in Ebergötzen hinter dem Ofen gesessen und war unfreiwilliger und unbemerkter Zuhörer geworden, wie eine aus der Nachbarschaft zu Besuch Anwesende von dem Verlust eines falschen Zahns erzählte, den sie hinuntergeschluckt und der auf Umwegen wieder ans Tageslicht und an seinen alten Platz gekommen war. Manche Leute sah Busch, wenn er von ihnen redete, noch förmlich vor sich sitzen als wär's gestern gewesen; so den alten Bauern in Lüethorst, der den Tod seiner Frau anmeldete und auf die teilnehmende Frage, was ihr gefehlt, antwortete: „Ja, så harre den Gichtfluß und den Krampenfluß. Då wrangen seck in'n Live und dao was så daoute"; oder jenen glücklichen Bräutigam, der das Aufgebot bestellte und auf die Frage wie seine Braut ihm gefiele, nur die lakonische Bemerkung hatte, die eine glückliche Ehe verbürgte: „Sie heißt Amalia. Weiter weiß ich 'r nichts von." Wie oft hat der Onkel sich an diesen und ähnlichen Geschichten und Schnäcken, auch derben Bauernspäßen ergötzt. — Oder er kam auf seine Wanderjahre und seine alten Freunde und Bekannten zu sprechen; wie er mit dem einen dessen Elternhaus besucht; der Vater sah aus wie ein Gebhardtscher Christus, so mager und mit solchem dürftigen Bart. Im Verein hätte ein Kaplan mit verkehrt, ein intelligenter und in allerlei technischen Fertigkeiten geschickter Mensch, der davon lebte, daß er stille Messen nach frommen Stiftungen las, der auch wacker mitzechte. Als ihn aber spät abends die Bekannten einmal auf der Kneipe im Schwein-Brenntrog herumgetragen, müßte

Ölbild aus der Brannenburger Zeit.



Im Wirtshaus. (Ölbild.)

das höheren Orts ruchbar geworden und unliebsam bemerkt sein; denn er wäre eingeheimst und forthin nicht mehr gesehen worden. — Oder die „Woche" bot Anlaß zur Unterhaltung; als das Bild eines berühmten Mannes auf dem Totenbette drin zu sehen war, sagte Busch: „Da haben die Reporter wieder einen Leichnam, über den sie herfallen können." Die meisten Personenaufnahmen, in Positur und bei Blitzlicht geknipst, fand er greulich. Dagegen der Kaffernhäuptling Morenga, der gefiel ihm; hätte keine Nase für einen Zwicker, meinte er, und so ähnliche Kerle hätte er auch bei uns schon gesehen. — Oder wir kamen auf ernstere Fragen: Luther war sein Mann! Selten hätte es solch einen Menschen wie den gegeben, der ein Stück Poesie im Leibe gehabt und so durch und durch deutsch gewesen und deshalb gegen alles Römische und alle Römischen, weil die nur antideutsch sein könnten.

Unter solchen Gesprächen, ernsten und heiteren, schloß für gewöhnlich ein Tag wie der andere; manchmal war der Onkel aber auch teilnahmlos und wie abwesend, wenn wir uns unterhielten. Er konnte wohl eine Viertelstunde an einer Zigarette drehen; man merkte, wie er etwas zergrübelte, einen Stoff inhaltlich ver-

arbeitete oder an der Form eines Gedichts feilte. — Wenn Hausbesuch da war, so bedeutete das für seine Gewohnheiten keine Veränderung, nur daß er sich wohl lebhafter unterhielt. In seiner stillen beschaulichen Ruhe ließ er sich auch dann nicht stören. Das war nach wie vor ein Hauptgrund, weshalb er die Gesellschaft Fremder möglichst zu vermeiden suchte. Geradezu verhaßt war ihm auch in Mechtshausen, wo später viele gekommen sind, ein Besuch, bei dem er das Gefühl hatte, interviewt, „ausgeholt" zu werden. Immer wieder bestärkte ihn in der Abneigung gegen solche Besucher die Erfahrung, daß sie ihr Erlebnis in der Zeitung mitteilen mußten; auch allerlei Mißverständnisse fürchtete er. So war bei einem Besuch von ihm das Wort gesprochen, Böcklin hätte ein „stählernes", scharfes Auge gehabt; daraus war gemacht, ein „stehlendes" Auge. „Na ja", meinte er, „das hat ja etwa auch den Sinn."

In kluger Überlegung hatte Busch es in den ersten Jahren in Mechtshausen einzurichten gewußt, daß alle Welt ihn noch in Wiedensahl vermutete, wie ihn noch bei seinem 70. und 75. Geburtstag viele Berichterstatter in seinem Geburtsorte leben ließen. Wenn er über Wiedensahl Briefe erhielt, so schrieb er in jenen Jahren nie den Ort der Absendung in die Antwort hinein. Auch die Mechtshäuser Dorfbewohner kamen erst spät dahinter, wer in ihrer Mitte lebte. Darüber war es Anfang des Jahres 1902 geworden, als ein Feuilleton-Redakteur des Berliner Tageblatts anfragte, ob er einmal kommen dürfte; er erhielt zusagenden Bescheid und berichtete hernach über seinen Besuch bei dem „Einsiedler von Mechtshausen". Bald danach kam der Kladderadatsch-Redakteur Trojan, der über Naturbeobachtung, über Botanik u. dgl. viel zu erzählen wußte, was auch Busch sehr interessierte. Die „Jugend" bat um einen Beitrag für eine Festnummer und erhielt das Gedicht:

Wie Andre, ohne viel zu fragen,
Ob man hier oben mich gebraucht,
So bin auch ich zu Lust und Plagen
Im Strom der Dinge aufgetaucht.
Geduld! Nach wenigen Minuten
Versink ich wieder in den Fluten.

Damit und mit dem Erscheinen des ersten Photographen wurde der 70. Geburtstag eingeläutet, der über hundert Telegramme, über tausend andere Glückwünsche, Adressen, auch viele materielle Grüße aus aller Welt in unser stilles Harzdorf brachte; dazu eine Unmenge von Zeitungen mit vielfach unzutreffenden Angaben. Eine eigenartige Geburtstags-Ehrung hatten die Alldeutschen Österreichs im Reichsrat in Wien ausgeführt; sie brachten eine Interpellation über das Verbot des heiligen Antonius ein und lasen dabei das ganze Werk vor, legten auch ein Exemplar auf den Tisch des Hauses nieder, während sie ein zweites in genau derselben Ausführung nach Mechtshausen sandten. Der Verlag Schauenburg in Lahr versieht seitdem die für Österreich bestimmten Exemplare mit der Vorbemerkung, daß sie wieder abgedruckt sind aus dem stenographischen Protokoll der 122. Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 16. April 1902. Busch war allen diesen Ehrungen und Grüßen schon acht Tage vorher durch eine Reise nach Ebergötzen und Hattorf aus dem Wege gegangen. Als er zurückkehrte, ließ er sich über alles von mir berichten und erledigte nur das Wichtigste selbst durch besondere Antwort. Seinen allgemeinen Dank sandten wir zum Abdruck an eine Berliner Zeitung; er lautet so:

„Mein Dank.

Für die vielen Zeichen der Theilnahme bei Gelegenheit meines siebzigsten Geburtstages sprech ich hier meinen verbindlichsten Dank aus — nicht ohne Verlegenheit; denn, wenn ich zurück denke an das, was ich war, so kommt es mir fast vor, als ob ich es gar nicht gewesen wäre.

Die Art, wie ich über die Peinlichkeiten der Welt ein wenig zu triumphieren versuchte, ist nicht durchweg gebilligt worden. Von Leuten, die den prüfenden Tugendblick lieber nach außen als innen richten, bin ich strengstens verurtheilt. Man hat mich sogar, freilich ohne daß ich bis jetzt was davon merke, zur Verbüßung meiner zahlreichen Fehler ins Kloster geschickt. Manche dagegen wollten behaupten, ich sei zu schwach, um die bösen Geschichten allein zu machen. Solche aber, denen ich längst zu lange lebte, haben mich stoßweise seit fünfundzwanzig Jahren bereits todt gesagt.

Wer mit seinen Kunstkindern bei Sonnenschein im Freien spazieren geht, muß eben erwarten, daß ihm allerlei neckisches Zeug um die Ohren schwirrt. —

Fortuna lächelt, doch sie mag
Nur ungern voll beglücken;
Schenkt sie uns einen Sommertag,
So schenkt sie uns auch Mücken.

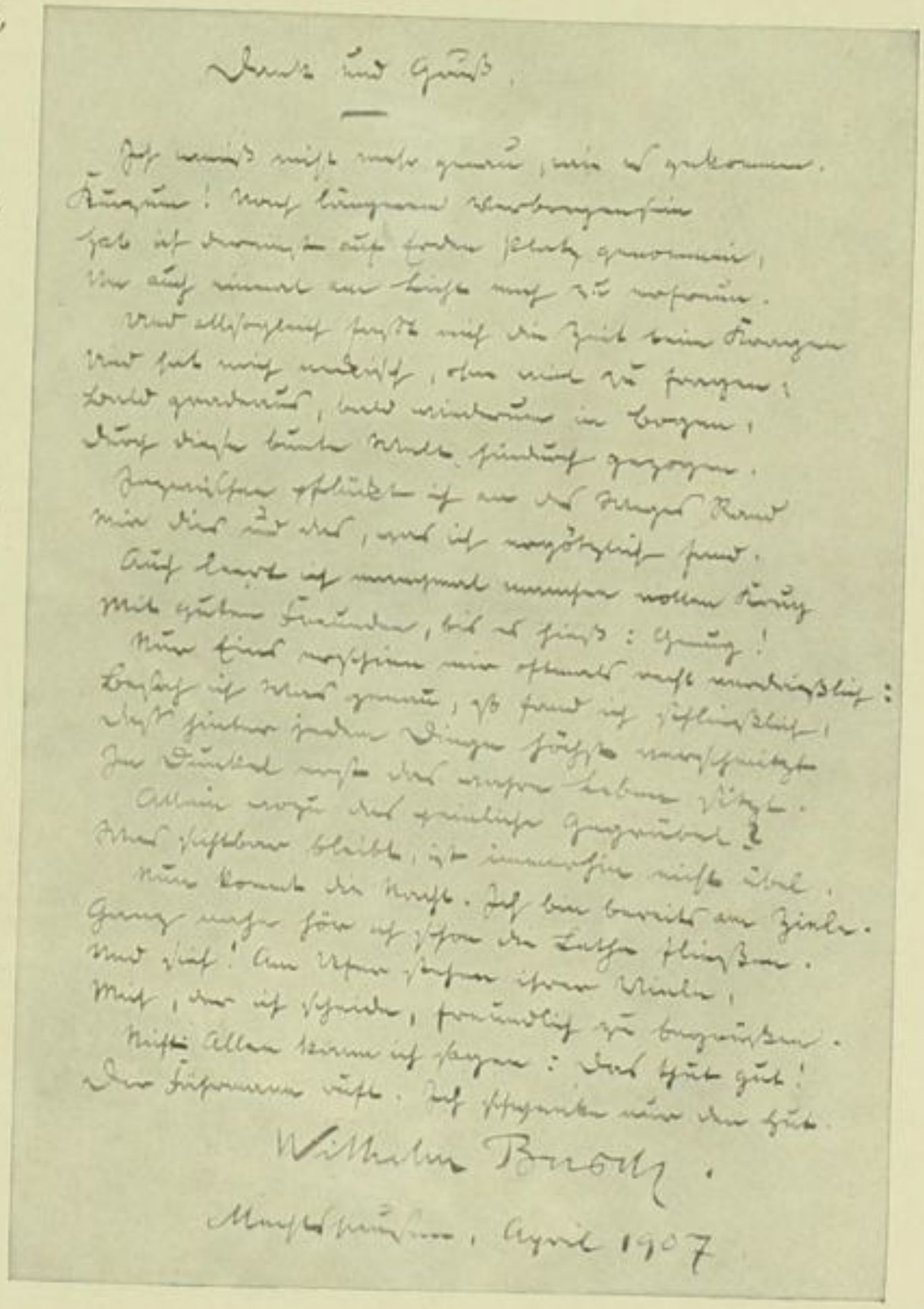
Was thut's? Mir wenigstens hat die Verfertigung meiner Sachen nicht bloß an sich schon Vergnügen bereitet, sondern ich fand mehr als genug Beifall obendrein." —

Ähnlich verlief der 75. Geburtstag. Das diesmal an die „Jugend" gesandte Gedicht lautete so:

Mein Lebenslauf ist bald erzählt. —
In stiller Ewigkeit verloren
Schlief ich, und nichts hat mir gefehlt,
Bis daß ich sichtbar ward geboren.
Was aber nun? — Auf schwachen Krücken,
Ein leichtes Bündel auf dem Rücken,
Bin ich getrost dahin geholpert,
Bin über manchen Stein gestolpert,
Mitunter grad, mitunter krumm,
Und schließlich mußt ich mich verschnaufen.
Bedenklich rieb ich meine Glatze
Und sah mich in der Gegend um.
Ohweh! Ich war im Kreis gelaufen,
Stand wiederum am alten Platze,
Und vor mir dehnt sich lang und breit,
Wie ehedem, die Ewigkeit.

Wieder hatte sich Busch rechtzeitig fortbegeben, diesmal nach Münster i. Westf., wo meine jüngste Schwägerin, eine Großtochter des Pastors Kleine in Lüethorst, sich inzwischen mit dem Universitätsprofessor Thomsen verheiratet hatte und in einer alten Ordenskommende mit einem großen verwunschenen Garten an der Stadtmauer dem Onkel ein behagliches und verborgenes Stillesitzen bieten konnte. Dort verlebte er ohne viel Aufhebens seinen Geburtstag; er freute sich an dem Erwachen des Frühlings, der in Münster früher als bei uns am Harz einkehrte; er freute sich an dem anregenden Verkehr mit der ihm seit Jahren innig befreundeten Hausfrau und mit den Ihrigen und kehrte befriedigt ins alte Nest wieder heim. Diesmal bestimmten wir ihn, auf die wieder zahlreich eingelaufenen Glückwünsche von Kindern und Kranken eine besondere Antwort zu senden. Er tat's und schrieb an über hundert dieser Gratulanten eine Ansichtskarte, die ihn vor einem großen Rosenstrauch im Pfarrgarten darstellt. Durch weiteres Zureden erreichten wir's, daß er auch einen öffentlichen Dank nachfolgen ließ in nebenstehendem formvollendeten Gedicht.

Ehe ich nun zum Schlußabschnitt meiner Schilderung komme, möchte ich über die Veröffentlichung der letzten Werke von Wilhelm Busch hier ein Wort sagen: Noch in Wiedensahl, besonders aber in den ersten Jahren in Mechtshausen, hatte er älteren und neueren Stoff in Gedichten verarbeitet, zum Teil wieder überarbeitet, ähnlich denen, wie sie in der Kritik des Herzens sich finden. Eines Tages sagte er mir, er wollte hundert dieser Gedichte aussuchen und sie an Bassermann schicken, der früher einmal den Wunsch geäußert, die Kritik des Herzens etwas umfangreicher zu gestalten. Die hundert Gedichte wurden ausgewählt und erschienen zum Geburtstag 1904 unter dem Titel „Zu guter Letzt". In der letzten Wiedensahler Zeit


Dank und Gruß.

— Ich wird nicht mehr gerne, wie er gekommen.
Kränze! Und Lügen und Verlogenheit
Hab ich drinnen und draußen stets genommen,
Und auch einmal ein Lügle noch zu wenig.

Und allerseits sprach mir die Zeit beim Kranze
Und sah mich wundrig, ohn mich zu fragen;
Lobt gnadenlos, und wimmelt in Bezug
Von dicke bunte Wort- und Sinnbild gezogen.

Zugerichtet Schlüpfer ist an der Wäsche Rand
Mir hier zu sehn, und ich vergöttlicht stand.

Auch heute ist mancherlei unnütze wollen Krieg
Mit guten Freunden, bis es heißt: Genug!

Nun sind verschollen mir etwelch nicht unwichtig:
Lachen ist mir gemein, ich fand es kläglich,
Nicht hinter jedem Dinge stehts verschmitzt
Der Schalk und nicht der ewige Lebe Vogt.

Allein wozu der ernstlich Gegenstand?
Was stehenbleibt, ist immerhin nicht Tand.

Nun kommt die Neige. Ich bin bereit am Ziele.
Ganz nahe sehe ich schon die Letzte fliegen.
Und sieh! Am Ufer stehen ihrer Viele,
Mich, der ich scheide, freundlich zu begrüßen.

Nicht allen kann ich sagen: Auf Wiedersehen!
Den Frühmann rufe. Ich Hinfälle nähe den Spät.

Wilhelm Busch.

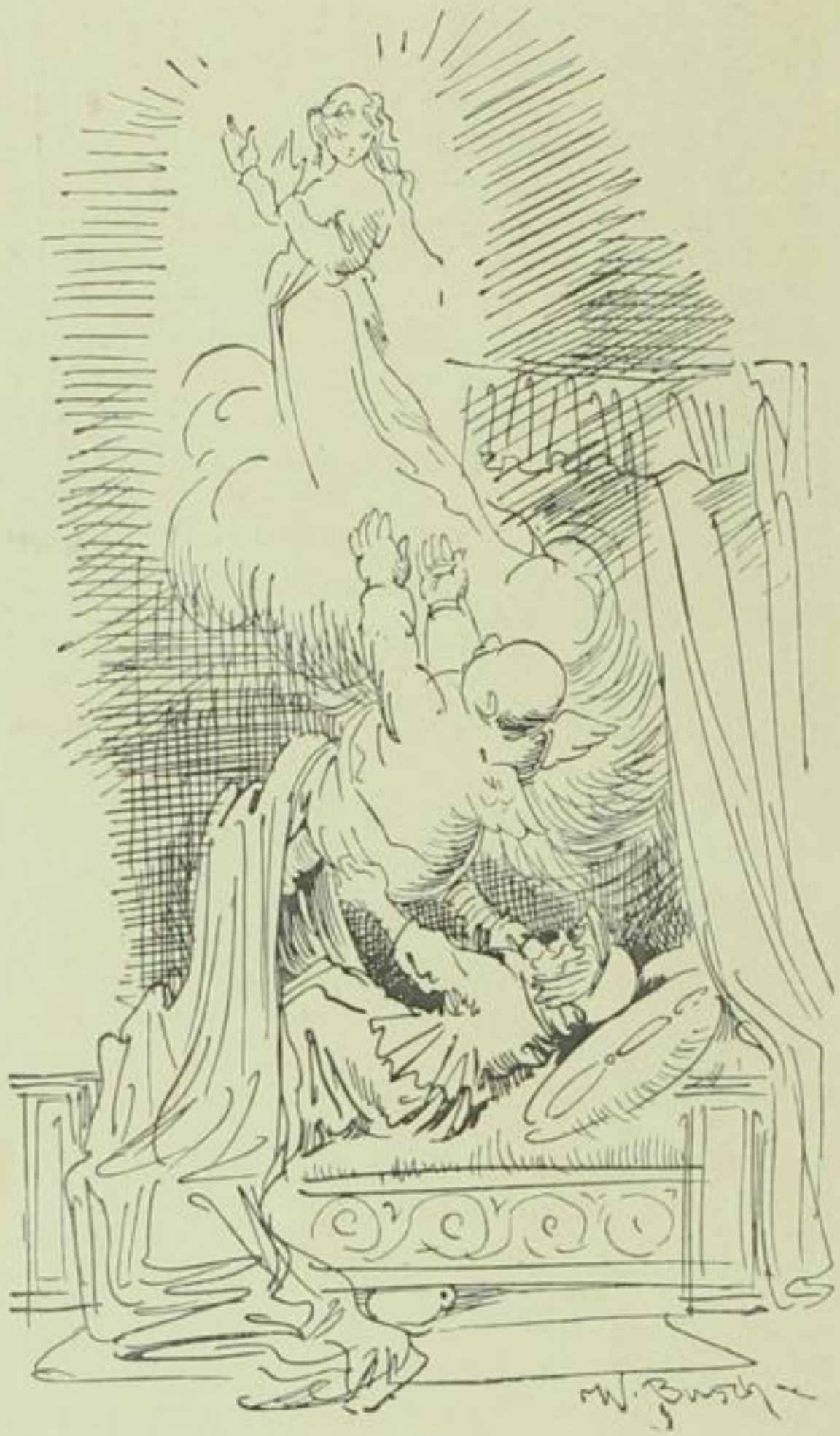
Mechtshausen, April 1907

Über alle Maßen erfreut war Busch, als ihm Bassermann die Nachricht sandte, daß die Kritik des Herzens in einer Auflage von 10 000 Exemplaren gedruckt sei. Er hatte sich nicht träumen lassen, daß seine Gedichte, die er selbst nicht hoch einschätzte, so viele Freunde finden würden. Und nun kam noch eine Überraschung hinzu: Bassermann hatte ihm ein Honorar von 10 000 Mark gesandt, eine Summe, die Busch in seinen kühnsten Träumen nicht erwartet hatte. Er war ganz glücklich darüber, daß er nun seinen Neffen Otto, der ihm in seinen letzten Jahren treu zur Seite gestanden hatte, und seine Nichte Anna, die Tochter seiner Schwester Fips, reich bedenken konnte. Er schrieb ihnen, daß sie sich je 5000 Mark von seinem Honorar nehmen sollten, und freute sich, daß er ihnen damit eine Freude machen konnte.

hatte Busch noch viel in Öl gemalt und vor allem viel gezeichnet, einzelne Blätter oder kleinere Bilderreihen. Auf sechzig Kartons hatte er eine große Anzahl dieser sorgfältig ausgewählten und meist mit seinen charakteristischen Versen versehenen Zeichnungen aufgeklebt und übergab mir 1905 dieses druckfertige Manuskript. Wir könnten es nach seinem Tode herausgeben. „Hernach", so hatte er es selbst betitelt, so ist es Herbst 1908 erschienen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt Busch gerade die Zeichnungen zu diesem letzten seiner zeichnerischen Werke entworfen, ausgeführt und ausgewählt hat, dafür sind die zahlreichen Studien und Versuche der beste Beweis. Wie viele Totenschädel hat er erst gezeichnet, wie hat er's mit einer Maus, die in die Augenhöhle hineinschlüpft, erst versucht, bis endlich das Blatt „Sorglos" in Hernach (S. 312) dastand! Wie er den „Fliegenden Frosch" (Hernach, S. 302.) dichterisch und zeichnerisch auf den besten Ausdruck gebracht hat, zeigt ein Vergleich mit früheren Behandlungen desselben Gegenstandes (vgl. „Zu guter Letzt", S. 28, und S. 380/81 dieses Buches). — Der Negerknabe am Nil (Hernach S. 313) liegt in farbigen Studien, in grüner Bleifeder und in Sepia vor; zur Veröffentlichung wurde die schwarze Federzeichnung ausgewählt. Ähnlich ist es bei all den andern Blättern bis zu den kleinen Schnitzeln.

Zum 75. Geburtstage wollte Bassermann eine

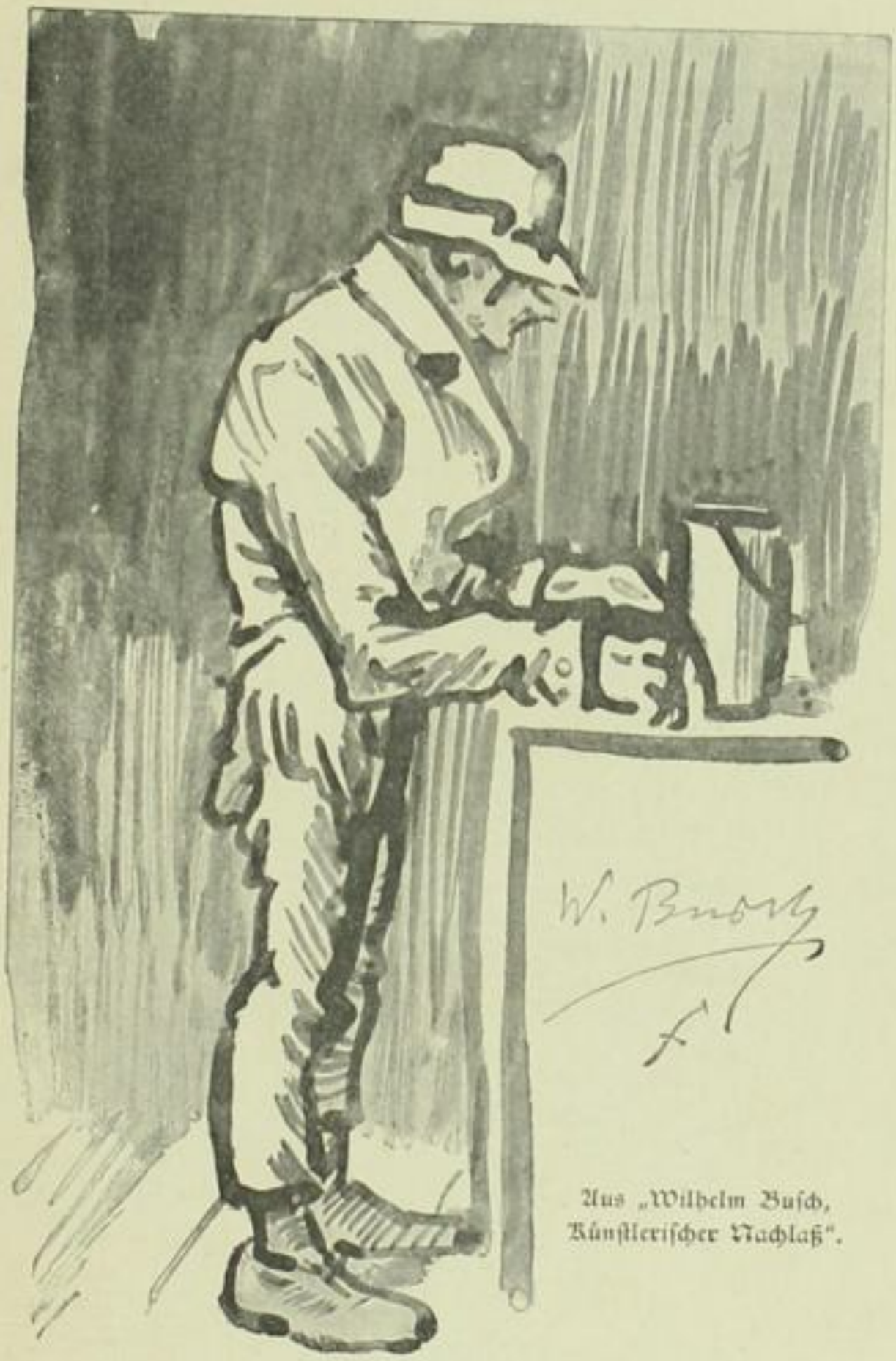
Farbige Bleistiftzeichnung.



Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

Festausgabe der Frommen Helene veranstalten und erbat dafür einen Beitrag, worauf Busch ihm das einleitende Gedicht „An Helene" Januar 1907 sandte:

„So hat sich denn schon sechsunddreißig Male
Das Jahr erneut in diesem Erdenthale,
Seit Du erschienst in deiner Schändlichkeit.
Viel ist passiert von dazumal bis heut,
Darunter viel, was wir nicht gern erlebten.
Die Bomben krachten und die Berge bebten,
Zum theil in's Wackeln kam das Weltgerüst.



Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

Indeß, so sehr wir uns darob betrübten,
Wir faßten uns, wir aßen, tranken, liebten
Und dachten nach, was schlau und nützlich ist,
Und machten es und brauchten's mit Behagen.
Jüngst träumte mir, im neusten Sausewagen,
Dem unverschämten, dennoch wundersamen,
Der so beliebt, besonders bei den Damen,
Denn alles Neue liebten sie ja stets,
Rämst Du mir, altes Lenchen, flink verwegen,
Staub und Gerüche hinter Dir, entgegen.
Ich war erstaunt und fragte Dich, wie geht's?
Der Herr Verleger, der dein Pflegevater,
Verehrte, seh ich, Dir ein neu Kostüm.
Mach einen Knicks. Es war doch nett von ihm.
Demnach, obwohl Du längst schon aus dem Schneider,
Spielst Du noch immer — manche sagen leider! —
Vor jedermann auf dem Papiertheater
Ganz unverfroren deine losen Streiche.
Du hast Dich nicht gebessert, bliebst die Gleiche,
Neckst immer noch den Onkel, schreckst die Tante,
Die beide doch so brave Anverwandte,
Und eben dies macht uns ein Hauptvergnügen,
Wenn Biederleute, die allhier auf Erden
Geruhig leben, recht gehudelt werden,
Daß sie vor Ärger fast die Kränke kriegen.
Zwar, was die Alten sind, die abgeklärten,
Die Speckphilister, die sich gut ernährten,
Sie kennen eine bessre Unterhaltung.
Allabendlich siehst Du sie schwitzend wandeln,
Um über die verderbte Stadtverwaltung
Im Volksverein laut dröhnend zu verhandeln.
Dort zeigen frei sie ihre Redegaben,
Sie, die zu Hause nichts zu sagen haben.
Doch eines sei erwähnt zu ihren Ehren:
Sie waren treu bemüht sich zu vermehren.
Ein junger Nachwuchs kam, dem sene Sachen
Zu ernsthaft sind; man möchte lieber lachen,
Und kindlich harmlos hascht man nach Genüssen
In Wort und Bild, als gäb es kein Gewissen.
Man denkt sich halt: Es ist ja Phantasie,
Ein Puppenspiel. Wir thäten so was nie.
Die Frommen aber, die vorüber radeln,
Die uns vermuthlich in die Gosse rennten,
Wenn sie vor Lachen und Entrüstung könnten,
Sie sind mal so, wir wollen sie nicht tadeln,
Ersuchen sie vielmehr sich zu getrösten:
Die Narren sterben, auch die allergrößten.
Sobald nur hundert Jahre erst verflossen,
Wo, unter andern, sind dann unsre Possen?
Die Lampe fällt. Was bleibt noch auf der Scene?
Ein Häufchen Asche, wie von Dir, Helene.
Drauf kommt die Zeit mit ihrem Reiserbesen
Und fegt es weg, als wär es nie gewesen.
Mir selbst ist so, als müßt ich bald verreisen —
Die Backenzähne schenkt ich schon den Mäusen —
Als müßt ich endlich mal den Ort verändern
Und weiter ziehn nach unbekannten Ländern.
Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh zur See.
Und somit, Lenchen, sag ich Dir ade!"

Die schon erwähnte und wieder abgedruckte Prosaerzählung, „Meiers Hinnerk", die den Nachmittag eines Hütejungen in Wiedensahl schildert und eigene Jugenderlebnisse des Verfassers, zum Teil in dem geliebten

heimischen Plattdeutsch mit verarbeitet, hatte er schon länger vorher „zum eigenen Plâsir" aufgeschrieben; er gab sie zu einer ersten Veröffentlichung an den niedersächsischen Heidjer-Kalender 1907.

Als „Zu guter Letzt" erschien, äußerte Busch, daß er die besten der Gedichte aus den letzten Jahren bei der Auswahl noch zurückgelassen hätte; es kamen von 1904 an noch mehrere hinzu, so daß wir bei seinem Tode etwa siebzig Gedichte fast alle druckfertig geschrieben vorfanden, die so wie sie vorlagen unter dem nach dem Anfangsgedicht von uns gewählten Titel „Schein und Sein" zum 15. April 1909 herausgekommen sind.

Mit dem 75. Geburtstage war der Onkel in sein letztes Lebensjahr eingetreten, ohne daß wir das damals ahnten. Wohl war er körperlich nicht mehr so elastisch wie sonst; auch etwas gebückter war er geworden. Wohl plagte ihn, meist bei beginnendem Winter, oft wochenlang ein arger Katarrh, der ihm auch die Nachtruhe raubte. Vom Arzt wollte er dann nie etwas wissen. In seinen Gewohnheiten ließ er sich nicht stören, und wir konnten ihn nicht bewegen, bei seinen täglichen Gartengängen einen Mantel umzuhängen. War's kalt und regnerisch, so schlug er nur seinen Rockkragen hoch. Fragte man in solchen Wochen nach seinem Befinden, was er nicht gern hatte, so war's nur eine „Belästigung" und hatte nichts auf sich. Von Krankheit und Kranken zu reden und zu hören, war ihm überhaupt nicht lieb, so teilnehmend er bei Krankheitszeiten in der Familie war. Es beunruhigte ihn, wenn er's von alten Leuten vernahm, der Gedanke, daß auch er körperlich und geistig abnehmen könnte. Ihm wäre sicherlich, wie Schopenhauer sagt, der größte Schmerz gewesen Wahrnehmung des Mangels von Kräften da, wo man ihrer bedarf. Das ist ihm gnädig erspart geblieben. Geistig war er bis zuletzt so frisch und rege wie nur je. Wohl überließ er nur zu gern mir mehr und mehr alles Geschäftliche. Die Briefe, die fast täglich kamen, um Autographen oder Geld zu erbitten, oder die Manuskripte zur Beurteilung enthielten, was aber immer grundsätzlich abgelehnt wurde — dies alles zu lesen und zu erledigen nahm ich ihm möglichst ab, und er war froh, wenn er nicht viel mehr als seinen Namen zu schreiben hatte, zumal seine geliebte Gänsefeder, die er bis zuletzt beibehielt, die Tinte nicht vertrug und hart und spröde davon wurde; früher hatte er sich dazu immer Sepia als Schreibsaft gemischt, doch das lohnte sich nicht mehr. Wenn jetzt Fremde ihn besuchten, war er doppelt froh, daß ich sie empfangen und da bleiben konnte; wenn es ihm zu viel wurde, stand er auf und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er nie einen empfing, ja das wir nach seinem strengen Gebot auch während seiner Abwesenheit nie jemand zeigen durften. Aber alles dies war von Anfang an in Mechtshausen so gewesen. Wir sahen darin keine Anzeichen zunehmenden Alters, und der Sommer und Herbst 1907 verlief wie jeder andere. Busch hatte nach der Heimkehr aus Münster die Freude, seinen Ebergötzer Jugendfreund Bachmann einige Tage in Mechtshausen zu sehen, er machte selbst noch die anderen gewohnten Reisen nach Verden, nach Hattorf und Frankfurt, traf sich dort wie öfter in den letzten Jahren mit F. A. Kaulbach, der als der einzige von den alten Münchener Freunden im Verkehr mit ihm geblieben war, und darüber zog der Winter ins Land, der uns die gewohnte größere Einsamkeit und Stille brachte, aber kein Anzeichen dafür, daß es der letzte mit dem Onkel sein würde.

Er selbst hatte sich seit Jahren mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht. Wenn er allein auf Reisen ging, trug er einen Zettel in der Tasche, der seinen Namen enthielt und die Bitte, wenn ihm etwas zustoßen sollte, an meine Adresse zu telegraphieren. Als er 1904 seine Zeichnungen, Skizzen und Notizen aufräumte, vieles davon vernichtete und den Rest uns gab, redete er öfter mit mir davon und bestimmte dies und das für den Fall seines Todes.

Ich weise auch hin auf „Dank und Gruß", das nicht nur in den letzten Strophen deutlich dem Todesgedanken Ausdruck gibt, sondern in der ganzen Stimmung sich von dem fünf Jahre zuvor geschriebenen Dank nach dem 70. Geburtstag unterscheidet. Einen tieferen Einblick noch in diese sich immer mehr abklärenden Gedanken bieten Briefe, die er an meine Schwägerin in Münster schrieb, an eine der wenigen, die bis in die letzten Jahre mit ihm in eifriger Korrespondenz geblieben war; folgendes teile ich daraus mit:

Mechtshausen, 11. Dezember 1904.

Seit ich zuletzt von Dir hörte, sind wieder mal 1000 Jahre vorbei gerutscht, wie geschmiert. Je älter man wird, je hastiger tritt sie einem auf die Hacken — die Zeit — die sogenannte. Denn wider besseres Wissen, unter dem Zwange des verzwickten Gehirns, müssen wir denken, daß alles vorüber geht und schließlich entschlummert — auch wir — auch die Episteln der Freundschaft. All die guten Vegetabilien draußen in Garten und Feld sind eingeerndtet oder haben sich

Buschs Grabstätte in Mechtshausen.

verhüllt gegen den empfindlich nahenden Winter. Wohl rühren sich die Schneeglöckchen, die Primeln, der keimende Roggen in Morgenträumen; aber nichts, was war, wacht auf, wie es einstmals gewesen ist.

Mechtshausen, 16. Okt. 1905.

Wieder mal also hätt ich einen Sommer überher gekriegt; siebzig sollte man meinen, wären mehr als genug. Ist das unbillig im Verhältniß zu andern, die weniger kriegen? Ich weiß nicht. Zehn gute können mehr sein als hundert schlimme. Fortwährend hinter den angenehmen Erwartungen schleichen die unangenehmen Möglichkeiten in überwiegender Menge, um grad, wenn man recht vergnüglich sein möchte, sich störend darein zu mischen. Die sogenannten schönen Jahreszeiten, der letzte Frühling, der letzte Sommer, waren leider ein Exempel dafür. Nun sind sie glücklich hinabgerutscht in die Vergangenheit, ins Reich der Träume, ins Wesenlose. Nein, doch nicht. Das War, als Mutter des Ist, wirkt unsterblich in Ewigkeit. Ein wunderliches Wort das, eins von denen, die wir dann gebrauchen, wenn unser Verstand still steht vor der unübersteiglichen Mauer, die das Gedachte von dem Undenkbaren scheidet. Ja, und die unangenehmen Möglichkeiten sind ein seltsames Völkchen. Wenn auch nur ein paar zur Wirklichkeit werden, gleich erscheinen soundsoviel andre wenigstens als Spukedinger und schrecken hohnlachend die Phantasie.

Im letzten Brief, nach dem Tode eines Kindes, heißt es:

„Was soll ich viel sagen? — Ich stehe auf der Grenze von Hier und Dort, und fast kommt es mir vor, als ob beides dasselbe wäre.“ So schrieb er am 23. Dezember 1907, und er hatte recht, er stand auf der Grenze von Hier und Dort. Um Weihnachten und Neujahr freilich, wo mein Bruder aus Verden und die Verwandten aus Münster da waren, war der Onkel noch so munter und guter Dinge wie immer, und die Anregung des Besuchs tat ihm gut. Nur hielt er sich mehr im Hause, um sich bei dem rauheren Wetter nicht zu erkälten, hatte deswegen auch die Christvesper am heiligen Abend nicht mit besucht, die sonst im Winter der einzige Gottesdienst war, zu dem er in die ungeheizte Dorfkirche mit unsern Kindern mitging. Aber im übrigen war's in dieser letzten Weihnachtszeit bei uns wie alle Jahre.

Als die Ferien zu Ende gingen, hatte der Onkel für den 7. Januar seine gewohnte vierteljährliche Reise nach Hannover angesetzt, die er trotz der Weitläufigkeit und Ungemütlichkeit, womit sie für ihn verbunden war, nicht aufgeben mochte, weil er immer noch persönlich und mündlich seine Geldgeschäfte regelte. Aber am Abend vorher nach Tisch fühlte er auf einmal einen Schmerz in der Seite und legte sich früh zu Bett, ohne viel Schlaf zu finden, so daß er am andern Morgen die Reise aufgab. Der Arzt vermutete zuerst nur eine Erkältung und eine Magenstörung; bald aber erkannte er, daß es vom Herzen ausging und ernster anzusehen war. Am Mittwoch sollten unsere Kinder mit nach Münster reisen; als sie nachmittags sich vom Onkel verabschiedeten und er ihnen das übliche Reisegeld gab, sagte die Kleinste: „Ach, Onkel, ich habe ja noch so viel, noch 'nen ganzen Beutel voll, 19 Pfennige; aber Ruth, die hat alles ausgegeben.“ Darüber lachte er noch so herzlich und heiter. Den

Nachmittag über saß er lesend im Lehnstuhl. Wir gingen ab und zu. Als gegen Abend der Doktor kam und meinte, das Lesen rege ihn doch wohl zu sehr auf, erwiderte er lächelnd: „Ach, nein, der Kluge (Deutsches Wörterbuch) regt mich nicht auf.“ Doch legte er sich auf Anraten des Arztes aufs Sofa, und gleich nach 8 Uhr brachten wir ihn zu Bett. Dabei wollte er sich noch durchaus nicht helfen lassen; seine Uhr zog er selber auf, und alles mußte in bester Ordnung an den bestimmten Platz gehängt und gelegt werden. Kampferpulver und Morphiumtropfen, die wir ihm gaben, brachten erst um Mitternacht etwas Ruhe. Wenn er zwischendurch aufwachte und wir ihm zu trinken gaben und ihn fragten: Wie geht es, Onkel? — so sagte er: „Ja, das im Halse ist noch da (die Beängstigung von zunehmender Herzschwäche), aber das ist nicht weiter schlimm, nur etwas unangenehm.“ Wenn er auch völlig klar blieb, so erkannte er die Verschlimmerung seines Zustandes nicht. Am Morgen gab ich telephonisch dem Arzt Bescheid. Als ich wieder ins Zimmer trat, wo meine Mutter und meine Frau geblieben waren, kam letztere mir entgegen, sie hörte vom Onkel nichts mehr, er würde so still. Sie hatte ihm das Kissen etwas zurecht gelegt und seine kalte Hand in ihre genommen und gefragt: Liegst du auch gut? „Ja, danke, ganz gut!“ hatte er geantwortet, ihr die Hand ein wenig gedrückt, ihr zugenickt und sich zur Seite gewandt. In dem Augenblicke kam ich zurück und der Onkel entschlief ohne jede Bewegung und ohne jeden Kampf; friedlich und als ein Bild verklärter Ruhe, wie er es in den letzten Jahren mehr und mehr geworden war, lag er auf seinem Sterbebett. Es war am 9. Januar 1908, gleich nach 8 Uhr früh, als er starb.

Die Beerdigung sollte nach seinem Wunsch ganz in der Stille sein. Aber das ließ sich nicht durchführen. Es kamen gleich Berichterstatter und Photographen; ich beschränkte meine Auskunft an sie auf das Nötigste und ließ niemand von ihnen in das Sterbezimmer hinein. Es kamen viele Kränze von Verwandten und Bekannten, von Verlegern und Freunden, von künstlerischen und anderen Vereinen. Am Begräbnistage selbst kamen viele Zuschauer von nah und fern. Es kam der Regierungspräsident aus Hildesheim, um als Vertreter des Kaisers einen Kranz am Sarge niederzulegen. So war eine Beerdigung in der Stille nicht möglich.

Am 13. Januar, einem herrlichen klaren Wintertage, wie der Onkel sie gerne hatte, begruben wir ihn. Ich hielt ihm, wie er es gewollt, keine Leichenrede, sprach am Sarge im Hause nur ein Dankgebet und auf dem Kirchhof die übliche Grabliturgie, als deren bestes Stück der Onkel oft den 90. Psalm bezeichnet hatte. Unter den Klängen des Liedes von Ernst Moritz Arndt: „Geht nun hin und grabt mein Grab“, das die Schulkinder sangen, wurde der Sarg eingesenkt und das Grab zugeschaufelt. Es ist mit einem einfachen Stein und mit immergrünen Sträuchern geschmückt worden. Am Rechtshäuser Pfarrhaus, das wir bald nach des Onkels Tode verließen, erinnert eine von Münchener Verehrern angebrachte schlichte Gedenktafel an seinen dortigen Aufenthalt.

Wenn wir an ihn denken, klagen wir wohl, wie er beim Tode Gedons getan:

Ach, liebster Freund! Ein Theil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück.

Aber sein Bestes ist uns geblieben. Er selber sagt uns, die wir noch diesseits stehn und jenen Blinden gleich durch den „dunklen Spiegel“ alles Irdische betrachten, worauf es in Wahrheit ankommt:

„Wohl dem, der ohne Grauen,
In Liebe treu bewährt,
Zu jenen dunklen Auen
Getrost hinüber fährt.

Zwei Blinde, müd vom Wandern,
Sah ich am Ufer stehn,
Der eine sprach zum andern:
Leb wohl, auf Wiedersehn.“

кв. № 3791
ЛЕНОНОГИЗ
МАГАЗИН
№ 61
Р. 120 К.

896638

Российская государственная
библиотека для молодёжи
896638